

Carl Eulenstein Lpzg. sc.

Die Cedern des Libanon.

Leipzig, Fr. Brandstetter.

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

A. W. Grube.

Achte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1860.



Die Cedern des Libanon.

Leipzig, Fr. Brandstetter

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

A. W. Grube.

Achte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1860.

Inhaltsverzeichniß.

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

Vierzehnter Abschnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

Siebzehnter Abschnitt.

Achtzehnter Abschnitt.

Neunzehnter Abschnitt.

Zwanzigster Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

1. Die Insel Teneriffa und der Pik de Teyde. — 2. Das tropische Meer und die Neue Welt. — 3. Der Golfstrom. — 4. Der Marannon und seine Ufer. — 5. Der Landbau und die Landschaft der heißen Zone — 6. Plantagen und Neger. — 7. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Negers.

1. Die Insel Teneriffa und der Pik de Teyde.*)

Den 19. Juni in der Frühe des Morgens warfen wir im Hafen von St. Kroix Anker, nachdem wir mehrere Male mit dem Senkblei sondirt hatten, denn der Nebel war so dicht, daß man nur mit Mühe die allernächsten Gegenstände unterschied; aber im Augenblick, als wir vor der Insel Teneriffa anlangten, zerstreute sich der Nebel völlig. Der Pik von Teyde zeigte sich jetzt in hellem Licht über den Wolken; die ersten Strahlen der Sonne, die für uns noch nicht aufgegangen war, erhellten die Spitze des Vulkans. Nur der Piton (Zuckerhut) war für uns sichtbar; dieser Riesenkegel zeichnete sich auf dem schönen blauen Himmelsgrunde ab, während schwarze und dichte Wolken den übrigen Theil des Berges bis auf eine Höhe von 1800 Toisen**) umhüllten. Der von den Sonnenstrahlen erleuchtete Bimsstein warf ein röthliches Licht zurück, dem ähnlich, welches oft die Gipfel der hohen Alpen färbt. Nach und nach wurde dieses Licht das blendendste Weiß, und getäuscht, wie die meisten Reisenden, hielten wir den Pik noch mit Schnee bedeckt, und gaben der Besorgniß Raum, viele Schwierigkeiten zu haben, um an den Rand des Kraters gelangen zu können.

Als wir in die Straßen von St. Kroix eintraten, empfanden wir eine erstickende Hitze. Auf der schmalen und sandigen Küste sind Häuser von einer blendenden Weiße, mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas,

*) Reise in den Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

**) Eine Toise = 6 Fuß. Der Pik von Teneriffa hat eine Höhe von 11,000—12,000 Fuß.

an einer Wand von schwarzen, schroff gehauenen Felsen angelehnt, von welchen die Sonnenstrahlen mit doppelter Macht zurückprallen. Diese ganze östliche Küste der Insel trägt den Charakter der Unfruchtbarkeit und ist fast von aller Vegetation entblößt. Darum ist auch der Anblick des Pik, wie er sich über St. Kroix darstellt, weit weniger pittoresk, als auf der westlichen Küste, von dem höher gelegenen Orotava aus; denn da kontrastirt eine lachende und üppig angebaute Ebene mit dem wilden Anblick des Vulkans, und von den Gruppen von Palmen und Bananen, welche die Küste begrenzen, bis in die Region der Arbutus*), der Lorbeeren und der Fichten ist der vulkanische Felsen mit einer kräftigen Vegetation bedeckt. Man begreift, wie selbst Völker, die das schöne Klima Griechenlands und Italiens bewohnten, in dem westlichen Theile Teneriffas eine der „Glücklichen Inseln" zu erkennen glaubten.

Der Generalkapitain von Teneriffa ließ uns sogleich die Erlaubniß ausfertigen, die ganze Insel nach Belieben zu durchreisen, und so begaben wir uns am folgenden Tage, den 20. Juni, vor Aufgang der Sonne auf den Weg, um nach der Stadt Laguna zu steigen, welche 350 Toisen höher liegt, als der Hafen von St. Kroix. Unser Weg schlängelt sich an einem schmalen Waldstrome aufwärts, der zur Regenzeit sehr hübsche Wasserfälle bilden soll. Nahe bei der Stadt begegneten wir weißen Kameelen, die man dazu verwendet, die Waaren von der Douane in die Magazine der Kaufleute zu schaffen. Man beladet sie gewöhnlich mit zwei Kisten Zucker von der Havanna, die zusammen 900 Pfund wiegen, aber man kann diese Last bis auf 13 Zentner vermehren. Die Kameele sind auf Teneriffa nicht sehr gemein und pflanzen sich schwer fort, während sie sich zu Tausenden auf den beiden Inseln Lanzerote und Fortaventure vorfinden, welche Afrika näher liegen, und eine Vegetation wie ein Klima überhaupt haben, was diesem Kontinent sehr ähnlich ist.**)

Der Hügel, auf welchem die Stadt St. Christoval de Laguna liegt, gehört zu dem System der Basaltgebirge, welche einen Breitengürtel um den Pik von Teneriffa bilden. Der Basalt, auf dem wir gingen, war schwärzlich braun, kompakt, halb verwittert und gab beim Anhauchen einen Thongeruch von sich. In dem Maße, als wir uns Laguna näherten, empfanden wir gradweise die Abnahme der Temperatur, welche Empfindung um so angenehmer war, als die Luft von St. Kroix uns ganz erschlafft hatte. Diese immerwährende Kühle, die man zu Laguna empfindet, verursacht, daß die Kanarier diese Stadt als einen sehr angenehmen Aufenthalt betrachten. Auf einer kleinen Ebene, umgeben von Gärten, und beherrscht von einem Hügel, welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrthen und Meerkirschbäumen

*) Der Bananen-Pisang mit palmartigem Stamm, 20—25 Fuß hoch, und einer Krone von hellgrünen, 12 Fuß langen und 2 Fuß breiten Blättern. Der Arbutus gehört zu den Haidekräutern (Ericeen).

**) Die Kameele und die Pferde wurden im 15. Jahrhundert von den erobernden Normännern auf den Kanarischen Inseln eingeführt.

bekränzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Eine große Anzahl von Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umgiebt die Stadt. Von immer grünen Bäumen beschattet und auf kleinen Erhöhungen erbaut, verstärken diese Kapellen, hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht aber nicht ihrem Aeußern. Die Häuser sind alt und verfallen, die Straßen verödet. Seitdem die Seitenausbrüche des Vulkans den Hafen von Garachiko zerstört haben, ist St. Kroix der Mittelpunkt des Handels geworden, und Laguna vom alten Wohlstande herabgesunken.

Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermuth zu verscheuchen und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüth seinen Frieden wieder zu geben, als der von Teneriffa und Madeira. In dem südlichen Europa sind die Veränderungen der Witterung noch zu merklich, als daß es den nämlichen Vortheil darbieten könnte. Teneriffa aber, gleichsam am Eingange der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffstagereisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten Theil, welche die Natur in den Aequinoktialländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der B a n a n e n und P a l m e n. Die Luft ist rein und gesund, im Sommer zufolge der Erhebung über den Meeresspiegel gemäßigt. Im Winter treten zwar Nebel und Kälte ein, aber die Luft behält eben in Folge der Nachbarschaft des Meeres eine gewisse Milde, und in Laguna sah man es niemals schneien.

Unser Weg nach Orotava zur Westküste führte uns in das Thal von Takoronte hinab, in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vieler Begeisterung gesprochen haben. Ich habe in der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwicklung organisirter Formen ist; aber nachdem ich die Ufer des Orinoko, die Kordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexiko durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Vertheilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Kokosbäumen geschmückt. Höher aber kontrastiren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrthen und Zypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Ueberall sind die Grundstücke durch Hecken von Agave und Kaktus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von Farrenkräutern bedeckt die durch kleines, klares Quellwasser befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung.

Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend, und scheint es noch

mehr zu sein, weil die Häuser und Gärten von einander entfernt sind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Aber der Wohlstand der Einwohner entspricht nicht der reichen Natur. Diejenigen, welche das Feld bebauen, sind selten die Eigenthümer; die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche so lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den Kanarischen Inseln.

Von Teguesta und Takoronte bis an das Dorf San Juan de la Rambla, durch seinen vortrefflichen Malvasier berühmt, ist die Küste wie ein Garten bebaut. Ich würde sie mit den Gegenden von Kapua und Valenzia vergleichen, wenn der westliche Theil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pik, der bei jedem Schritte neue Gesichtspunkte darbietet, unendlich schöner wäre. Der Anblick des Berges interessirt nicht bloß durch seine imposante Masse; er beschäftigt die Seele lebhaft, indem er sie an die geheimnißvolle Quelle des vulkanischen Feuers zurückführt. Seit Tausenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Piton wahrgenommen, und doch beweisen ungeheure Seitenausbrüche, wovon der letzte im Jahre 1798 stattfand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern ist zu erlöschen. Es liegt überdies etwas Niederschlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte einer fruchtbaren und wohlbebauten Landschaft liegt. Die Geschichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane der Erde zerstören, was sie in dem langen Zeitraume von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inseln, welche das unter dem Meere thätige Feuer über die Fluthen emporhob, schmücken sich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden diese neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerstört, welche den Grund des Ozeans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inseln, die gegenwärtig Nichts als einen Haufen von Schlacken und Asche darbieten, ehemals eben so gesegnet und fruchtbar, als die Abhänge von Takoronte. Glücklich das Land, wo der Mensch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt!

Ehe wir Orotava erreichten, begaben wir uns in den botanischen Garten, welcher nicht weit von dem Seehafen entfernt ist. Wir fanden daselbst Herrn Le Gros, französischen Vizekonsul, welcher den Gipfel des Pik oft besucht hatte, und für uns ein sehr schätzbarer Wegweiser war. Auch Herr Lalande, Sekretär des französischen Konsulats zu St. Kroix, und der englische Gärtner, als sie von unserm Vorhaben hörten, entschlossen sich, die Beschwerlichkeiten der Reise zu theilen.

Den 21. des Morgens waren wir bereits auf dem Wege nach dem Gipfel des Vulkans. Der Tag war nicht besonders schön, und der Gipfel des Pik, der gewöhnlich zu Orotava sichtbar ist, war von Sonnenaufgang an bis 10 Uhr mit dichten Wolken bedeckt.

Ein einziger Weg führt durch die Villa de Orotava auf den Vulkan, nämlich die Plaine des Genets (Region der Pfriemenkräuter) und des Malpays (kahles, dürres Land).

Orotava liegt an dem sehr steilen Abhange eines Hügels; die Straßen schienen uns sehr verlassen; die Häuser, von dauerhafter Bauart, aber von düsterem Ansehen, gehören fast alle einem Adel, den man vielen Stolzes beschuldigt, und der sich selbst mit den pomphaftesten Namen bezeichnet. Wir gingen längs einer sehr hohen Wasserleitung hin, die mit vielen Farrenkräutern bedeckt war, und besuchten dann mehrere Gärten, in denen die Fruchtbäume des nördlichen Europas mit Orangen, Granat- und Dattelbäumen vermischt stehen. Doch tragen die letztern hier nie Früchte. Ungeachtet wir durch die Erzählung so vieler Reisenden den Drachenbaum in dem Garten des Herrn Franqui kannten, so wurden wir doch nichts desto weniger durch seine ungeheure Größe in Erstaunen gesetzt. Man versichert, daß der Stamm dieses Baumes, der in mehreren sehr alten Dokumenten als die Grenzscheide eines Feldes erwähnt wird, schon im 15. Jahrhundert eben so ungeheuer war, als heut zu Tage. Seine Höhe schien uns 50—60 Fuß zu betragen; sein Umfang in der Nähe der Wurzeln beträgt 45 Fuß. Der Stamm theilt sich in eine große Menge von Aesten, welche sich in der Form eines Kandelabers erheben und sich mit Blätterbüscheln endigen, wie bei der Yukka, welche das Thal von Mexiko ziert. Diese Vertheilung giebt ihm ein anderes Ansehen, als das der Palmbäume ist.

Bei dem Ausgang von der Villa Orotava führte uns ein schmaler und steiniger Weg durch einen schönen Kastanienwald in eine Gegend, die mit Gesträuch, mit einigen Arten von Lorbeer und baumartigen Haiden bedeckt ist. Der Stamm dieser letztern Pflanze erreicht hier eine außerordentliche Dicke, und die Blumen, mit denen sie einen großen Theil des Jahres über behängt ist, machen einen angenehmen Kontrast mit denen des Hypericum canariense (Kanarisches Johanniskraut), das in dieser Gegend sehr häufig ist. Wir machten unter einer schönen, einzeln stehenden Tanne Halt, um uns mit Wasser zu versehen, welches in der Nähe reichlich hervorquillt. Hier, in einer Höhe von 522 Toisen, genossen wir eines prächtigen Anblickes des Meeres und des ganzen nördlichen Theiles der Insel.

Von nun an ging der Weg bis zum Krater beständig bergan, ohne Unterbrechung durch eine Thalschlucht. Bald hatten wir die Region der baumartigen Haiden, Monte verde (Grüner Berg) genannt, hinter uns und kamen in das Gebiet der Farrenkräuter, welche indessen nicht wie im tropischen Amerika zu baumartiger Höhe aufschießen. Dann folgte ein Gehölz von Wachholderbäumen und Tannen, die sehr durch die Stürme gelitten hatten. Wir stiegen immer fort, einen engen Weg zwischen zwei Basalthügeln hinan, bis zur Ebene der Pfriemenkräuter (Plaine des Genets).

Nun hörte plötzlich alle Vegetation auf; die Ebene ist mit Bimsstein bedeckt, und ungeheure Blöcke von Obsidian*), welche durch den Vulkan ausgeworfen wurden, liegen zerstreut umher. Alles verkündet eine tiefe

*) Ein ganz schwarzer Stein, wie Glas.

Einsamkeit; einige Ziegen und Kaninchen durchirren allein diese Ebene. Der unfruchtbare Theil des Pik nimmt über zehn Quadratmeilen ein; und da die unteren Gegenden, von ferne gesehen, verkürzt erscheinen, so hat die Insel das Ansehen eines ungeheuern Haufens verbrannter Materien, um welchen die Vegetation nur einen schmalen Saum bildet.

Wir brachten nahe an drittehalb Stunden zu, um die Ebene der Pfriemenkräuter zu durchwandern, und gelangten endlich durch enge Schlünde und kleine Schluchten, welche die Bergströme in sehr alten Zeiten ausgewühlt haben, zuerst auf eine höhere Gebirgsplatte, sodann an den Ort, wo wir die Nacht zubringen mußten. Diese Station, die über 1530 Toisen (9180) Fuß) Höhe hat, führt den Namen „Halte der Engländer," ohne Zweifel, weil ehemals vorzugsweise englische Reisende den Pik besuchten. Zwei geneigte Felsen bilden eine Art von Höhle, welche einen Zufluchtsort gegen den Wind darbietet. Obgleich in der Mitte des Sommers und unter dem schönen Himmel Afrikas, litten wir doch während der Nacht von der Kälte. Das Thermometer fiel bis auf 5 Grad. Unsere Führer machten ein großes Feuer von trockenen Aesten von Ratama. Ohne Zelt und Mäntel legten wir uns auf einen Haufen verbrannter Steine, wurden aber durch den Rauch und die Flammen, welche der Wind beständig gegen uns herblies, sehr belästigt. Wir versuchten mittelst zusammengebundener Tücher eine Art von Windschirm zu errichten, aber das Feuer ergriff diese Einfassung und verzehrte dieselbe, ehe wir es bemerkten. Ich hatte niemals in solcher Höhe eine Nacht zugebracht, und bildete mir damals nicht ein, daß ich später auf dem Rücken der Kordilleren Städte bewohnen würde, deren Boden höher liegt, als der Gipfel des Vulkans, den ich erst am folgenden Tage erreichen sollte.

Der Nordwind jagte gewaltig die Wolken, die mit der Kälte zunahmen; der Mond blickte bisweilen durch die Dünste, und seine Scheibe erschien auf einem außerordentlich dunkeln Blau; der Anblick des Vulkans gab dieser nächtlichen Szene einen majestätischen Charakter. Bald war der Pik unsern Blicken durch die Nebel völlig entzogen, bald erschien er in einer furchtbaren Nähe, und einer ungeheuern Pyramide ähnlich warf er seinen Schatten auf die Wolken, welche unter uns lagen.

Gegen drei Uhr des Morgens machten wir uns bei dem düstern Schein einiger fichtenen Fackeln auf den Weg nach dem Gipfel des Piton. Man kommt dem Vulkan von der nordöstlichen Seite aus bei, wo die Abhänge außerordentlich steil sind, und wir gelangten nach zwei Stunden auf eine kleine Ebene, die wegen ihrer isolirten Lage den Namen Alta vista (Hohe Aussicht) führt. Es ist dies auch die Station der Neveros, d. h. der Eingeborenen, die ein Gewerbe daraus machen, Eis und Schnee zu holen, um diese Naturprodukte in den Nachbarstädten zu verkaufen. Ihre Maulthiere, welche an das Bergsteigen mehr gewöhnt sind, gehen bis Alta Vista, während die der Reisenden nur bis zur Station der Engländer gehen.

Ueber der Alta Vista beginnt das Malpays, eine Benennung, mit welcher man hier, wie in Mexiko und Peru und überall, wo es Vulkane giebt, ein von Dammerde entblößtes und mit Bruchstücken von Lava bedecktes Erdreich bezeichnet.

Wir machten einen Umweg, um die Eishöhle zu untersuchen, welche in einer Höhe von 1728 Toisen und mithin unter der Grenze liegt, wo in dieser Zone der ewige Schnee anfängt. Da die Höhle keine senkrechten Oeffnungen nach oben hat, so ruht die kalte Luftschicht unbeweglich auf der Eismasse und verwehrt der warmen Luft den Eingang. Dazu kommt, daß auch die Verdunstung Kälte erzeugt, also das Schmelzen verzögert. Während des Winters füllt sich die Höhle mit Eis und Schnee, und da die Strahlen der Sonne nicht weiter, als bis an die Oeffnung reichen, so ist ihre Wärme nicht genügend, den Behälter zu entleeren.

Es fing an zu tagen, als wir die Eishöhle verließen. Wir beobachteten jetzt, während der Dämmerung, eine auf hohen Bergen ziemlich allgemeine Erscheinung, die uns aber auf diesem Vulkane doch auffallend war. Eine Lage von weißen und flockigen Wolken entzog uns den Anblick des Ozeans und der niederen Gegenden der Insel. Die Lage schien nur 800 Toisen hoch zu sein; die Wolken waren so gleichförmig verbreitet und hielten sich so genau in einer wagerechten Ebene, daß sie aussahen wie eine ungeheure mit Schnee bedeckte Fläche. Die kolossale Pyramide des Pik, die vulkanischen Spitzen von Lanzerote, Fortaventure und Palma erhoben sich wie Klippen aus der Mitte dieses ungeheuern Dunstmeeres; ihre schwärzliche Färbung machte zu der Weiße der Wolken den auffallendsten Gegensatz.

Während wir uns durch die zerbrochenen Laven des Malpays durcharbeiteten, wobei wir uns oft mit den Händen helfen mußten, bemerkten wir ein sonderbares optisches Phänomen. Wir glaubten nach Osten zu kleine in die Luft geworfene Raketen zu sehen. Leuchtende Punkte erhoben sich über den Horizont und schienen sich anfangs senkrecht zu bewegen; aber allmälig verwandelte sich ihre Bewegung in eine wahre horizontale Schwingung (Oszillation), welche acht Minuten lang dauerte. Wir dachten schon, daß diese leuchtenden Punkte, welche an verschiedenen Orten hin und her flogen, der Anfang eines neuen vulkanischen Ausbruchs seien, und unsere Reisegefährten, selbst unsere Wegweiser, wurden von dieser Erscheinung in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Doch die Täuschung hörte bald auf, als wir sahen, daß die leuchtenden Punkte Bilder mehrerer Sterne waren, welche durch die Dünste vergrößert wurden.

Endlich stieg die Sonne aus den Fluthen empor, aus denen sie sich nur ungern loszumachen schien, denn der untere Rand verweilte länger am Horizont, als wir vermutheten. Die Sonnenscheibe, sehr abgeplattet, erschien rein begrenzt: es gab während des Aufganges kein doppeltes Bild oder eine Verlängerung des untern Randes.

Der Weg, den man quer über das Malpays zu nehmen genöthigt ist, strengt sehr an; er geht steil aufwärts, und die Blöcke von Lava weichen

unter den Füßen des Wanderers. Diese Lavatrümmer haben scharfe Kanten, und es finden sich oft Löcher zwischen ihnen, in die man bis zur Hälfte des Körpers hineinfällt. Nach drei Stunden kamen wir an dem Ende des Malpays auf einer kleinen Ebene an, welche man La Rembleta nennt; in der Mitte derselben erhebt sich der Piton oder Zuckerhut, noch 84 Toisen oder 504 Fuß höher. Am Fuße des Kegels fanden wir die Luftlöcher, welche die Eingeborenen unter dem Namen Nasenlöcher (Narices del Pico) bezeichnen. Wässerige und heiße Dünste dringen von Zeit zu Zeit aus mehreren Spalten, welche sich in dem Erdreich befinden, hervor; das Thermometer stieg hier auf 43 Grad. Die Dünste haben keinen Geruch und scheinen reines Wasser zu sein.

Der schroffste Theil des Berges blieb uns noch zu besteigen übrig, der kegelförmige Gipfel des Vulkans. Der Abhang dieses kleinen Kegels, mit vulkanischen Aschen und Bruchstücken von Bimsstein bedeckt, ist so steil, daß es fast unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, wenn man nicht einem alten Lavastrome folgte, welcher aus dem Krater geflossen zu sein scheint, und dessen Trümmer den Verwüstungen der Zeit widerstanden. Diese Trümmer bilden eine Mauer von verschlackten Felsen, welche sich mitten durch die beweglichen Aschen erstreckt. Wir bestiegen den Piton, indem wir uns an diese Schlacken hielten, deren Kanten sehr scharf sind, und die uns oft in der Hand zerbröckelten. Wir brauchten nahezu eine halbe Stunde, um einen Hügel zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe noch nicht 90 Toisen beträgt. Der Vesuv, welcher drei Mal niedriger ist, als der Vulkan von Teneriffa, endigt sich in einen drei Mal höhern Aschenkegel, aber sein Abhang ist viel sanfter und zugänglicher. Der Pik ist einer von den unzugänglichsten Vulkanen. Wenn der Piton mit Schnee bedeckt ist, wie zu Anfang des Winters, ist es fast ganz unmöglich, ihn zu erklimmen.

Als wir auf der Spitze des Piton ankamen, waren wir erstaunt, daselbst kaum so viel Platz zu finden, um bequem sitzen zu können. Wir wurden durch eine kleine kreisförmige Mauer von porphyrartiger Lava, deren Hauptmasse Pechstein war, aufgehalten. Diese Mauer entzog uns den Anblick des Kraters. Der Westwind wehte mit solcher Heftigkeit, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu erhalten. Es war acht Uhr Morgens, und wir waren erstarrt vor Kälte, obwohl sich das Thermometer ein wenig über dem Gefrierpunkte erhielt. Seit langer Zeit waren wir an eine sehr hohe Temperatur gewöhnt, und der trockne Wind vermehrte die Empfindung der Kälte, weil er jeden Augenblick die warme Luftschicht wegführte, welche sich durch die Hautausdünstung um uns bildete.

Wir würden wegen des schon erwähnten felsigen Kammes, welcher den Krater wie eine Brustwehr umgiebt, gar nicht zum Schlunde gelangt sein, wenn sich nicht auf der westlichen Seite eine Oeffnung fände, welche durch den Erguß sehr alter Lava hervorgebracht zu sein scheint. Durch diese Oeffnung stiegen wir an den Boden des Trichters hinab, dessen Figur elliptisch ist; die größte Breite schien uns 300 Fuß, die kleinste 200 Fuß

zu sein. Die Wärme war nur an einigen Spalten bemerkbar, aus denen sich Wasserdämpfe mit einem eigenen Brausen entwickelten. Als wir das Thermometer hineinhielten, stieg das Quecksilber schnell fast bis an den Siedepunkt. Wir überzeugten uns, daß die Tiefe des Kraters seit langer Zeit unverändert geblieben war, wie es bei solchen Vulkanen der Fall ist, die nach der Seite zu ihre Eruptionen haben. Bei einem Vulkan, dessen Thätigkeit vorzugsweise gegen die Spitze gerichtet ist, wie bei dem Vesuv, verändert sich die Tiefe des Kraters vor und nach jedem Ausbruch.

Als wir wieder auf den äußern Rand des Kraters zurückgeklettert waren, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannigfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Wolkenschicht, die nämliche, von der wir bereits gesprochen haben, und welche uns von den niederen Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme unterbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Oeffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegenden berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt; wir genossen den auffallenden Kontrast, den die entblößten Seiten des Pik, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine, aller Vegetation beraubten Ebenen mit dem lachenden Anblick bebauter Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen (Gürteln) geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pik die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht blos Folge der Höhe der Gegend, sondern der vollkommenen Auflösung aller Dünste in der Atmosphäre. Die Oberfläche eines See's oder breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie von den hohen Schweizeralpen, als wenn man sie — bei gleicher Entfernung — von den Höhen der Kordilleren in Mexiko oder Peru betrachtet. Da wundert man sich, sieben bis acht Meilen entfernte Gegenstände ganz nahe und deutlich zu erblicken. Der Pik von Teyde ist nun zwar noch nicht in der eigentlichen Tropengegend gelegen, aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrikas erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, giebt der Atmosphäre der Kanarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die der Luft von Neapel und Sicilien, sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Peru und Quito übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet wer-

den; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonien und Kontraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während eines Theils des Tages die äußeren Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittägiger Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne nöthig zu haben, die Grenzen Europas zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien besucht haben.

Wir wünschten, uns des Anblickes des ganzen Archipels der „Glücklichen Inseln" erfreuen zu können, und verlängerten deshalb unsern Aufenthalt auf dem Gipfel des Pik; aber vergebens. Wir entdeckten zu unsern Füßen Palma, Gomera und Groß-Kanaria. Die Berge von Lanzerote, die beim Aufgang der Sonne von Dünsten befreit waren, wurden bald in dunkle Wolken gehüllt. Bei durchaus heiterer Zeit umfaßt das Auge von der Spitze des Vulkans eine Oberfläche der Erde von 2700 Quadratmeilen, dem vierten Theil der Oberfläche Spaniens gleich.

Man könnte sagen, der Vulkan erdrückt mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich aus dem Schooß der Gewässer zu einer Höhe, die drei Mal größer ist als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den Aeolischen Inseln, so würde der Pik von Teneriffa, einem Leuchtthurm ähnlich, dem Schifffahrer in einem Umfang von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

---

2. Das Tropische Meer und die Neue Welt.

Erste Fahrt des Kolumbus über den Atlantischen Ocean.*)

Es war an einem Freitag, Morgens ganz in der Frühe, am 3. August des Jahres 1492, als Kolumbus zu seiner ersten Entdeckungsreise die Anker lichten ließ. Aus dem Hafen von Palos, wo die Expedition ausgerüstet war, steuerte er in südwestlicher Richtung nach den Kanarischen Inseln zu, von wo er gerade nach Westen zu schiffen beabsichtigte. Am dritten Tage gab die Pinta, eines von den drei Schiffen der Flotille, Signal von einem vorgefallenen Unglück: sie hatte das Steuerruder zerbrochen. Nicht lange darauf ward sie auch leck und somit zur Weiterreise ganz untauglich. Dieser Unfall bestimmte den Admiral bei den Kanarischen Inseln zu verweilen und sich nach

*) Die Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Kolumbus von Washington Irving.

einem andern Schiffe umzusehen, womit die Pinta ersetzt werden könnte. Am 6. Morgens kam man auf der Höhe der Kanarischen Inseln an.

Ueber drei Wochen wurden die Reisenden bei diesen Inseln aufgehalten, indem sie sich vergebens nach einem andern Fahrzeuge umsahen. Sie waren daher genöthigt, der Pinta ein neues Steuerruder zu geben und sie so gut wie möglich für die Reise auszubessern.

Während sie zwischen Ferro und Gomera kreuzten, bekamen sie auch Teneriffa zu Gesicht, dessen hoher Pik das Schauspiel heftigen Ausbruches von Rauch und Flammen gab. Das Schiffsvolk erschrak bei diesem Anblick, erklärte es in der Angst für ein außerordentliches Naturwunder, und leitete eine üble Vorbedeutung daraus ab. Kolumbus hatte große Noth, ihnen ihre Furcht zu benehmen, erklärte den natürlichen Zusammenhang dieser vulkanischen Ausbrüche und erläuterte seine Lehre mit dem Beispiel des Berges Aetna und anderer wohlbekannter Vulkane.

Nachdem man sich auf der Insel Gomera mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versorgt hatte, ließ Kolumbus am 6. September die Anker lichten, und nun erst konnte man sagen, daß er in die Regionen der Entdeckung eingedrungen sei, da er die Grenzeilande der Alten Welt hinter sich hatte und westwärts nach den unbekannten Gegenden des Atlantischen Meeres steuerte. Aber drei Tage hindurch hielt eine völlige Windstille die Schiffe in einer kurzen Entfernung vom Lande gefesselt. Das waren Tantalusqualen für Kolumbus, welcher vor Begierde brannte, weit in das offene Weltmeer hineinzuschiffen, wo den Blick kein Land und kein Segel mehr träfen. Am nächsten Sonntage, den 9. September, sah er Ferro, die letzte der Kanarischen Inseln, ungefähr neun Stunden entfernt liegen. Zum Glück erhob sich mit Sonnenaufgang ein günstiger Wind, welcher die Segel wieder schwellte, und bald schwanden die Höhen von Ferro unter dem Horizont.

Nach einer Fahrt von vier Tagen, ungefähr 200 Seemeilen von der Insel Ferro, entdeckte Kolumbus zum ersten Male die Abweichung der Magnetnadel, eine Naturerscheinung, welche niemals vorher bemerkt worden war. Er gewahrte zur Zeit der Dämmerung, daß die Nadel, anstatt nach dem Nordpol hinzuweisen, eine nordwestliche Richtung annahm, und am folgenden Tage in dieser Abweichung fortfuhr. Betroffen über diesen Umstand, beobachtete er sie drei Tage lang mit der größten Aufmerksamkeit, und sah mit Schrecken die Abweichung immer mehr und mehr zunehmen, je weiter man fuhr. Anfänglich äußerte er nichts von dieser Erscheinung, da er wußte, wie leicht dieses Volk beunruhigt wurde, das ohnehin schon immer ängstlicher ward, je weiter der Admiral in das unbekannte Meer vordrang. Doch bald hatten auch die Steuermänner die neue Erscheinung an der Magnetnadel wahrgenommen und waren darüber außer sich. Es schien, als ob die Grundgesetze der Natur sich veränderten, wo sie hindrangen, daß sie in eine neue Welt einträten, wo unbekannte Einflüsse regierten. Sie sahen, wie der Kompaß im Begriff stand, seine Kraft zu verlieren, und was sollte ohne diesen Führer in der Wildniß des spurlosen Ozeans aus ihnen werden?

Kolumbus bot seine Wissenschaft und seinen Scharfsinn auf, um mit Gründen der Vernunft gegen ihre Schrecken zu streiten; er sagte ihnen, die Abweichung rühre nicht von einem Truge in dem Kompaß, sondern von einer Bewegung des Nordsternes selber her, der sich um einen unbekannten festen Punkt bewege, seine ungeregelten Bewegungen und Umwälzungen habe. Es gelang dem Kolumbus, die Unruhe seiner Steuermänner zu beschwichtigen, und seine in der That sehr scharfsinnige Erklärung beweist die große Gegenwart des Geistes, mit welcher dieser große Mann allen Widerwärtigkeiten des Augenblicks entgegenzutreten wußte.

Am 14. September wurden die Reisenden durch den Anblick von Gegenständen erfreut, die sie für Vorboten von Land ansahen; ein Reiher nämlich und ein tropischer Vogel, die weiße Bachstelze, von denen weite Flüge über das Meer nicht bekannt waren, umschwebten die Schiffe. In der folgenden Nacht wurden sie durch die Erscheinung eines Meteors mit Grauen erfüllt. Es sah aus wie eine große Feuerflamme, die von dem Himmel ins Meer fiel, in einer Entfernung von ungefähr vier bis fünf Seemeilen. Diese in warmen Klimaten und besonders in den Tropenländern gewöhnlichen Meteore werden immer bei klarem, blauem Himmel in jenen Breitegraden wahrgenommen, jedoch niemals unter Wolken. In der durchsichtigen Atmosphäre der dortigen Nächte, wo jedes Licht in seinem reinsten Glanze erscheint, ziehen sie oft einen leuchtenden Schweif nach, der ungefähr 12 bis 15 Sekunden dauert, und den man einer Flamme vergleichen kann.

Der Wind war bis dahin günstig gewesen, zuweilen mit vorübergehendem Wolkenhimmel und Regengüssen. Sie hatten täglich weite Fortschritte gemacht, und die Fahrt war noch günstiger, als sie unter die Passatwinde kamen. Diese Winde, der Sonne folgend, wehen regelmäßig in der Richtung von Osten nach Westen zwischen den Wendekreisen und in einige benachbarte Grade des Weltmeers übergehend. Die Schiffe brauchten sich nur diesem Luftzuge zu überlassen und wurden ebenso sanft als schnell über das ruhige Meer fortgetrieben, so daß sie mehrere Tage lang kein Segel zu wenden brauchten. Eine wunderbar erfrischende, ja würzige Luft erquickte jetzt die Reisenden, und sie konnten sich nicht genug erfreuen an dem milden, heiteren, sonnigen Wetter, welches in dieser Strecke des Weltmeeres so erfrischend und labend ist ohne große Kühle. Kolumbus konnte jene reinen balsamischen Morgen nur mit denjenigen des Aprils im schönen Andalusien vergleichen.

Sie sahen nunmehr breite Strecken von Pflanzen und Seegras auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; die Kräuter trieben alle von Westen her und vermehrten sich in dem Maße, als sie weiter schifften. Einige dieser Pflanzen waren solche, die auf Felsen wachsen; andere, die in Flüssen angetroffen werden. Einige waren gelb und verwittert, andere so grün, daß sie erst so eben vom Lande weggetrieben zu sein schienen. Auf einem Gewächs saß ein lebendiger Krebs, den Kolumbus sorgfältig aufbewahrte. Sie sahen ferner einen weißen tropischen Vogel, eine Art, welche nie über Meer schläft. Auch Thunfische spielten um die Schiffe, und einer davon ward von den Ma-

trofen erlegt. Jetzt rief Kolumbus seinen Leuten die Stelle bei Aristoteles ins Gedächtniß, von Schiffen aus Kadiz, welche, an den Küsten jenseits der Meerenge von Gibraltar segelnd, von einem heftigen Ostwinde nach Westen getrieben wurden, bis sie eine Gegend im Ozean erreichten, die mit großen Feldern von Kräutern bedeckt war, welche versunkenen Inseln glich und von Thunfischen umschwommen ward. Er vermuthete in diesem Kräutermeer angekommen zu sein, aus welchem zwar jene alten Schiffer unmuthig wieder umkehrten, welches er aber mit neubelebter Hoffnung als ein Zeichen nahen Landes betrachtete.

Am 18. September war noch immer dasselbe Wetter: ein sanfter stetiger Ostwind schwellte alle Segel, während das Meer, um mit Kolumbus zu reden, so ruhig war, wie der Guadalquivir bei Sevilla. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß das Meerwasser frischer werde, je weiter sie kämen, und er hielt dies für einen Beweis vorwaltender Milde und Reinheit der Luft.

Das Schiffsvolk war insgesammt in gespannter Erwartung; jedes Schiff strebte dem andern voranzukommen, um zuerst Land zu entdecken. Alonzo Pinzon jauchzte dem Admiral von der Pinta zu, und berichtete, daß er einen langen Zug von Vögeln gesehen habe, und aus einigen Anzeichen am nördlichen Horizont schließe, daß in dieser Richtung Land zu finden sei. Es war aber nur ein Gewölk im Norden, wie es oft auch über dem Lande lagert; bei Sonnenuntergang nahm es Gestalten und Formen an, welche Viele für Inseln hielten. Der allgemeine Wunsch war, nach dieser Himmelsgegend zu schiffen, Kolumbus aber war überzeugt, daß sie sich getäuscht hatten. Jeder, der eine Seereise gemacht hat, wird sich an die Täuschungen erinnern, die durch Wolken entstehen, welche auf dem Horizonte, besonders um die Zeit des Aufgangs oder Untergangs der Sonne, lagern, und welche das Auge, von der Einbildungskraft und dem Verlangen unterstützt, gern in das langersehnte Land verwandelt. Dies ist insbesondere innerhalb der Wendekreise der Fall, wo die Wolken bei Sonnenuntergang die seltsamsten Gestalten annehmen.

Am folgenden Tage gab es Nebelregen, aber ohne Wind, und Kolumbus hielt dies für gute Anzeigen; auch kamen zwei Pelikane auf die Schiffe geflogen, Vögel, von denen er bemerkt hatte, daß sie sich selten auf 20 Stunden vom Lande entfernten. Er sondirte daher mit dem Senkblei, fand aber bei einer Länge von 200 Faden*) noch keinen Grund. Er hielt es für möglich, daß sie jetzt zwischen Inseln schifften, welche weit aus einander südlich und nördlich lägen, aber er wollte nicht den vorhandenen günstigen Wind versäumen, um dieselben aufzusuchen. Auch hatte er zuversichtlich geäußert, daß nur dann Land erscheinen werde, wenn man sich in gerader westlicher Richtung halte; seine ganze Unternehmung war auf diese Vermuthung gegründet; er besorgte deshalb, allen seinen Glauben und sein ganzes Ansehen bei seinen Leuten zu verlieren, wenn er zu zweifeln und

*) Der Faden ist circa eine Klafter = 6 Fuß.

zu schwanken scheine, und seinen Weg mit Querzügen verwirre. Er beschloß daher, kühn den Lauf immer nach Westen fortzusetzen, bis er die Küste von Indien erreichen würde, und lieber auf der Rückreise die etwaigen Inseln aufzusuchen.

Der Muth der Schiffsmannschaft war aber niedergeschlagen, da das Meer sich immer grenzenloser ausdehnte, und die Entfernung von der Heimath immer größer wurde. Selbst der günstige Wind, der wie von der Vorsehung gesandt schien, um sie nach der Neuen Welt hinüber zu tragen, mit seinem schmeichelnden milden Hauch, wurde nun ein Gegenstand des Schreckens und der Angst, da man sich einbildete, er wehe das ganze Jahr hindurch und mache eine Rückkehr nach Europa unmöglich.

Als sich am 20. September der Wind aus Südwest erhob, machte dies einen günstigen Eindruck auf die Leute, obwohl ihre Fahrt dadurch verzögert wurde. Verschiedene Vögel besuchten jetzt wieder das Schiff; drei davon waren von kleiner Art, wie sie sich in Büschen und Baumzweigen aufhalten. Sie kamen zwitschernd am Morgen an und flogen am Abend wieder davon. Ihr Gesang war für die Herzen der niedergeschlagenen Seeleute sehr erquickend, und sie bewillkommneten ihn als eine Stimme vom Lande. Der größere Vogel war stark von Schwingen und schien zu größeren Seereisen tauglich zu sein; aber die kleinen Thierchen waren zu schwach, um weit zu fliegen, und ihr Singen bewies, daß sie vom Fluge nicht erschöpft waren.

Den folgenden Tag trat fast gänzliche Windstille ein, und das Meer zeigte wiederum eine Menge von Seepflanzen, die weite Felder bildeten und so in einander verschlungen waren, daß sie die Schiffe am Weitersegeln hinderten. Die Mannschaft fürchtete nun, ganz festzufahren oder auf Felsenriffe, Sandbänke und tückischen Flugsand zu gerathen und — so zu sagen — mitten im Ozean zu stranden. Um diese Furcht zu zerstreuen, ließ der Admiral das Senkblei fallen, konnte aber nirgends Grund finden.

Drei Tage hindurch wehten angenehme Sommerlüfte aus dem Süden und Westen, und das Meer war so glatt wie ein Spiegel. Ein Wallfisch tauchte mit seinem ungeheuern Rücken in einiger Entfernung auf, welches Kolumbus sogleich für ein gutes Zeichen erklärte, indem er versicherte, diese Thiere zeigten sich nur in der Nähe des Landes. Aber dem Schiffsvolk ward bei der Stille des Wetters immer unheimlicher zu Muthe, und die Lage des Kolumbus ward von Tage zu Tage bedenklicher. Als der Wind wieder frisch aus Osten wehte und die Schiffer nach Westen trieb, glaubten sie ihrem Untergange entgegen zu eilen und, wenn die Vorräthe aufgezehrt wären, in der öden Wasserwüste ihr Leben beschließen zu müssen. Wie sollten sie auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen die Rückfahrt bestehen? Warum sollten sie ihr Leben einem ehrgeizigen Tollkopf aufopfern, der blos seine verrückten Ideen verfolge und sich berühmt machen wolle? Die Pläne des Admirals wären von den Gelehrten als nichtig und eingebildet verworfen worden, und alle vernünftigen Leute

hätten ihre Mißbilligung an den Tag gelegt. Er habe gar keinen Anhang in Spanien, und sein Untergang würde für die Meisten ein Triumph sein. — So nährte Einer die Unzufriedenheit des Andern, man rottete sich in den verborgenen Theilen des Schiffes zusammen, erst zu zwei und drei, dann zu immer größeren, drohenderen Haufen.

Kolumbus merkte die wachsende Meuterei, aber er behielt eine heitere und feste Haltung, indem er die Einen mit gütigen Worten besänftigte, den Ehrgeiz und die Habsucht der Andern reizte und die Widerspenstigsten mit harten Strafen bedrohte, wenn sie irgend etwas unternähmen, was die Reise hindern würde. Dem, welcher zuerst Land entdecken würde, sicherte der Admiral eine große Belohnung zu. Mit welcher Sehnsucht er selber nach Westen schaute, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Er kam den Tag über fast keine Minute vom Verdeck.

Während Kolumbus, sein Steuermann und mehrere erfahrene Seeleute an der Karte standen und sich Mühe gaben, ihren jetzigen Standpunkt daraus zu ersehen, wurden sie plötzlich durch einen Schuß von der Pinta aufgeschreckt; und als sie auffahen, erblickten sie den Martin Alonzo Pinzon auf dem Hintertheil seines Schiffes, wo er mit lauter Stimme schrie: „Land, Land! Sennor, ich bitte um den Lohn!“ Kolumbus warf sich auf die Kniee und dankte Gott; Martin Alonzo wiederholte das Gloria in excelsis, worein sein und des Admirals Schiffsvolk laut einstimmten.

Die Schiffer stiegen nun auf den Mastkorb oder kletterten im Takelwerk herum, das Auge nach Südwesten gerichtet; Alle bestätigten die Gewißheit von Land. Die Ueberzeugung wurzelte so fest, daß es Kolumbus für nöthig fand, von seinem gewohnten Wege abzuweichen und nach Südwesten zu steuern. Das Morgenlicht vernichtete aber alle ihre Hoffnungen wie einen Traum. Das begrüßte Land war nur eine Abendwolke gewesen und hatte sich in der Nacht in Luft aufgelöst. Mit schweren Herzen schlugen sie wieder den Weg nach Westen ein, den Kolumbus nur verlassen hatte, um sich dem Wunsche Aller gefällig zu zeigen.

Mehrere Tage segelten sie fortwährend mit demselben günstigen Winde, bei ruhigem Meer und mildem, lieblichem Wetter; die Gewässer waren so still, daß sich die Seeleute damit ergötzten, um das Schiff zu schwimmen; Delphine kamen in großer Menge, und fliegende Fische, die in die Luft sprangen, fielen auf das Verdeck nieder. Die ferneren Anzeichen von Land unterhielten die Aufmerksamkeit der Mannschaft und täuschten sie unvermerkt auf ihrer Bahn.

Am 1. Oktober waren sie nach der Ausrechnung des Steuermanns an Bord des Admiralschiffes erst 580 Seemeilen westlich gekommen, seitdem sie die Kanarischen Inseln verlassen hatten, aber die Berechnung, welche Kolumbus heimlich führte, betrug 707. Am folgenden Tage fluthete das Kräuterwerk von Osten nach Westen, und am dritten Tage sah man keine Vögel mehr. Das Schiffsvolk fing nun an zu fürchten, daß sie zwischen Inseln hindurchgekommen und die Vögel von einer derselben

zur andern geflogen seien. Kolumbus hegte auch einige Bedenken der Art, allein er wollte doch seinen Lauf nach Westen nicht ändern. Die Leute fingen wieder an zu murren und zu drohen; aber am folgenden Tage wurden sie aufs Neue von Vögelschwärmen heimgesucht, und die Anzeichen von Land wurden so mannigfaltig, daß sie aus einem Zustande der Muthlosigkeit in ungeduldige Erwartung versetzt wurden.

Ein Jahrgeld von 30 Kronen war von der spanischen Regierung Dem versprochen, welcher zuerst Land sehen würde. Bemüht, diese Belohnung zu verdienen, schrieen die Schiffer bei der mindesten Veranlassung: Land! Um diesem falschen Lärm ein Ende zu machen, welcher beständig Verdruß erregte, erklärte Kolumbus, wenn Einer so rufen und dann am dritten Tage kein Land erscheinen werde, so sollte er alle ferneren Ansprüche auf diese Belohnung einbüßen.

Am Morgen des 7. Oktobers bei Sonnenaufgang glaubten Einige von der Mannschaft des Admirals Land im Westen zu erblicken, aber so undeutlich, daß Niemand es laut zu rufen wagte, aus Besorgniß, er möchte sich geirrt haben und damit jede Aussicht auf Belohnung verlieren; aber der Ninja, ein guter Segler, eilte voraus, um die Thatsache festzustellen. Bald darauf wurde eine Flagge an ihrem Mast emporgezogen und eine Kanone abgefeuert, welches das verabredete Signal von Land war. Neue Freude belebte Aller Herzen, und jedes Auge wandte sich nach Westen. Als sie jedoch näher kamen, sank ihre aus Wolken erbaute Hoffnung dahin, und ehe es Abend wurde, hatte sich das ersehnte Land abermals in Luft aufgelöst.

Nun sank das Schiffsvolk in desto größere Niedergeschlagenheit, als es sich vorher der freudigsten Hoffnung überlassen hatte. Kolumbus hatte ansehnliche Schwärme kleiner Landvögel bemerkt, die südwestlich flogen, und schloß daraus, sie müßten eines neuen Landes gewiß sein, wo jene Thierchen Futter und Ruheörter fänden. Er wußte, welche Wichtigkeit portugiesische Seefahrer auf den Flug der Vögel legten, denen folgend sie die meisten ihrer Inseln entdeckt hatten. So beschloß er, seinen bisherigen Lauf nach West-Süd-West zu ändern, und dies machte seinen Begleitern neuen Muth. Drei Tage lang segelten sie in dieser Richtung, und je weiter sie kamen, desto häufiger und ermuthigender wurden die Anzeichen von vorhandenem Land. Züge von kleinen, bunten Vögeln, einige von der Art, wie sie auf den Feldern singen, schwärmten um die Schiffe her und flogen dann weiter nach Südwest; andere hörte man bei Nacht vorüberziehen. Thunfische spielten in dem ruhigen Meere; man erblickte einen Reiher, einen Pelikan, eine Ente, alle nach der nämlichen Richtung schwimmend. Die Gewächse, welche um die Schiffe her auf dem Wasser trieben, waren frisch und grün, als kämen sie eben erst vom Lande, und die Luft, bemerkte Kolumbus, war so lieblich und balsamisch, wie Aprillüfte in Sevilla.

Das Alles erschien aber der Mannschaft nur wie Täuschungen, die sie ins Verderben zögen, und als sie am Abend des dritten Tages die Sonne an einem küstenlosen Horizont untergehen sahen, brachen sie in offenen Tumult

aus und wollten ihren Führer zur Rückkehr zwingen. Kolumbus hatte bis jetzt fest und kühn Trotz geboten, aber seine Lage ward nun verzweifelt. Zum großen Glück vermehrten sich aber schon am folgenden Tage die Zeichen des nahen Landes so, daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Außer vielen frischen Pflanzen, wie sie in den Flüssen wachsen, sahen sie grüne Fische von einer Art, die sich an den Klippen aufhält; ein Dornzweig mit Beeren, erst frisch vom Stamme getrennt, trieb neben ihnen; dann fischten sie ein Rohr auf, ein kleines Bret und, was mehr als Alles war, einen künstlich geschnitzten Stab. Alle Trauer und Widersetzlichkeit ging nun in die fröhlichste Erwartung über, und den ganzen Tag war Jeder darauf erpicht, der Erste zu sein, der das heißersehnte Land entdeckte.

Am Abend, als, einer unwandelbaren Vorschrift gemäß, die Schiffenden das Salve Regina oder das Abendgebet an die heilige Jungfrau gesungen hatten, hielt Kolumbus eine eindringliche Rede an sein Schiffsvolk. Er pries die Güte Gottes, der sie mit so sanften und ruhigen Winden über den Ozean geführt, der ihre Hoffnungen beständig durch frische Zeichen aufrecht erhalten habe, die sich gemehrt hätten, wie ihre Furcht gewachsen sei, und der sie auf diese Art zu einem verheißenen Lande geführt und geleitet habe. Er halte es für wahrscheinlich, daß sie in derselben Nacht noch das Land erreichten, und schärfte ihnen daher ein, auf dem Vorderkastell sorgfältig Wache zu halten. Auch versprach er Demjenigen, der zuerst die Entdeckung machen würde, noch ein sammtnes Wamms zu dem von den Regenten versprochenen Jahrgelde.

Der Wind hatte in diesen Tagen ganz frisch geblasen, die See ging höher als gewöhnlich, und sie hatten weite Fortschritte gemacht. Mit Sonnenuntergang nahmen sie ihren Weg wieder nach Westen und durchfurchten die Wogen in raschem Lauf; die **Pinta** führte, als der beste Segler, den Zug an. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, und kein Auge schloß sich die ganze folgende Nacht. Als die Dämmerung hereinbrach, nahm Kolumbus seinen Stand oben auf dem Kastell oder der Kajüte im Hintertheil seines Schiffes. Wie heiter und zuversichtlich auch immer seine Haltung gewesen sein mochte, dies war immer eine Zeit der peinlichsten Unruhe für ihn, und als er nun von den Schatten der Nacht der Beobachtung seiner Gefährten entzogen wurde, hielt er mit unausgesetzter Aufmerksamkeit Wache, indem das Auge längs dem düsteren Horizonte nach dem geringsten Zeichen von Land spähete. Plötzlich, um zehn Uhr, glaubte er, in einiger Entfernung ein Licht schimmern zu sehen. Aus Besorgniß, seine ungeduldige Erwartung möchte ihn getäuscht haben, rief er den Pedro Gutierrez, Kammerherrn des Königs, zu sich heran und fragte ihn, ob er in der bezeichneten Richtung Licht sehe. Dieser bejahete es. Doch war der Schimmer so ungewiß und vorübergehend, daß Wenige etwas daraus machten.

Sie setzten ihre Fahrt bis zwei Uhr des Morgens fort, als ein Kanonenschuß von der Pinta das frohlockende Signal von wirklichem Land

gab. Einer von den Matrosen entdeckte es zuerst; aber die Belohnung ward nachmals dem Admiral zuerkannt, weil er früher das Licht gesehen hatte. Das Land lag deutlich vor ihnen, ungefähr zwei Seemeilen entfernt; man zog daher die Segel ein und ließ die Schiffe langsam treiben, während man mit Ungeduld die Dämmerung erwartete.

So hatte denn Kolumbus sein Werk glücklich vollendet, das Geheimniß des Weltmeeres war enthüllt; seine Idee, einst der Spott der Weisen, war zur Wirklichkeit geworden; er hatte sich einen Ruhm erworben, welcher so lange dauern mußte, als die Welt stand.

Es ist schwer, selbst für die Einbildungskraft, sich im Gefühle des großen Mannes in diesem begeisternden Augenblicke zu denken. Welch verwirrendes Gedränge von Vermuthungen mag seinen Geist bestürmt haben über dieses Land, welches jetzt im Dunkel vor ihm lag! Daß es fruchtbar war, zeigten die Gewächse, die von seinen Küsten hergeschwommen kamen. Auch glaubte er, in der balsamischen Luft die Wohlgerüche gewürztragender Haine zu athmen. Das von ihm beobachtete Licht hatte bewiesen, daß das Land von Menschen bewohnt sei. Aber wer waren diese Bewohner? Glichen sie denen der übrigen Welttheile, oder waren sie irgend ein fremdartiges, riesenhaftes Geschlecht, womit die Einbildungskraft zu jenen Zeiten alle entlegenen und unbekannten Regionen bevölkerte? War er zu irgend einer Insel weit im Indischen Ozean gelangt, oder war es jenes berühmte Zipango selbst, der Gegenstand seiner goldenen Träume?*)

Es war am Morgen eines Freitags, am 12. Oktober 1492, als Kolumbus die Neue Welt zum ersten Male erblickte. Wie der Tag graute, sah er ein ebenes und schönes Eiland, von mehreren Meilen im Umfang, vor sich liegen; es war sehr frisch und grün und mit Bäumen bedeckt, als sei es nur ein ununterbrochener Baumgarten. Wiewohl Alles in der wilden Ueppigkeit einer ungezähmten Natur erschien, so war doch die Insel augenscheinlich stark bevölkert, denn man sah die Bewohner aus den Wäldern kommen und von allen Seiten nach der Küste rennen, um die Schiffe anzustarren. Sie waren Alle ganz nackt und nach ihren Stellungen und Bewegungen schienen sie in Erstaunen verloren zu sein. Kolumbus gab das Zeichen zum Ankerwerfen und ließ die Boote mit bewaffneten Leuten bemannen. Er bestieg sein eigenes Boot, reich in Scharlach gekleidet und das königliche Banner tragend, während Martin Alonzo Pinzon und Vinzent Janjez, dessen Bruder, zusammen in ihren Booten abstießen, jeder das Banner der Unternehmung tragend, welches mit einem grünen Kreuze

---

*) Kolumbus glaubte von Westen nach der Ostküste von Asien gelangen zu können, wo unter vielen kleineren Eilanden die große Insel Cipango (Japan) liegen sollte, die nach der Erzählung des Marko Polo einen Ueberfluß an Gold und Gewürzen enthalten müsse. Da Marko Polo gesagt, daß es zwischen dieser Insel und dem Festlande von kleinen Inseln wimmele (7448 an der Zahl), so meinte Kolumbus, zu ihnen gekommen zu sein, als er den Antillen-Archipel befuhr und hier die Menge wohlriechender, gewürziger Pflanzen gewahrte.

bemalt war, und auf beiden Seiten unter einer Krone die Buchstaben F. und I., die Anfangsbuchstaben der kastilischen Monarchen Ferdinand und Isabella, zeigte.

Als sie sich den Küsten näherten, erfreute sie der Anblick der mächtigen Wälder, die in jenen Klimaten eine ausnehmend reizende Vegetation haben. Sie sahen Früchte von der einladendsten Schönheit, aber unbekannter Art, an den Bäumen, welche über die Küste herabhingen. Die Reinheit und Lieblichkeit der Atmosphäre, die Krystallhelle des diese Eilande umspülenden Meeres verliehen ihnen einen wunderbaren Reiz, welcher auf Kolumbus' empfängliches Gemüth den mächtigsten Eindruck machte. Kaum hatte er das Land betreten, so warf er sich auf die Kniee, küßte die Erde und dankte Gott unter Thränen der Rührung. Alle folgten seinem Beispiel, und alle Herzen strömten über von denselben Empfindungen des Dankes. Kolumbus stand jetzt auf, zog sein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm feierlich im Namen der kastilischen Souveräne Besitz von der Insel, welcher er den Namen San Salvador beilegte. Nach Vollendung aller der nöthigen Formalitäten und Zeremonien forderte er sämmtliche Anwesende auf, ihm den Eid der Treue zu leisten, als Admiral und Vizekönig, der die Personen ihrer Gebieter vorstelle.

Nun äußerten sich die Empfindungen seiner Leute in Zeichen der heftigsten Bewegung. Sie, die sich noch vor Kurzem für Geopferte angesehen hatten, die man dem Verderben entgegenführe, betrachteten sich jetzt als Günstlinge des Glücks und gaben sich dem grenzenlosesten Entzücken hin. Sie drängten sich in überströmender Begeisterung um den Admiral; Einige umarmten ihn, Andere küßten ihm die Hände. Die, welche während der Reise die Widerspenstigsten und Unzufriedensten gewesen waren, wurden nunmehr die Demüthigsten und Entzücktesten. Einige baten um seine Gunst bei den zu vertheilenden Reichthümer und Ehrenstellen. Mancher Verworfene, der den Kolumbus zuvor frech beleidigt hatte, kroch jetzt zu seinen Füßen und flehte um Verzeihung, für die Zukunft die unbedingteste Unterwerfung gelobend.

Die Eingeborenen der Insel hatten die Schiffe, als diese in der Morgendämmerung mit eingezogenen Segeln sich um ihre Küsten bewegten, für Ungeheuer gehalten, die über Nacht aus der Tiefe des Meeres aufgetaucht seien. Sie hatten sich am Ufer schaarenweise versammelt und beobachteten die Bewegungen der Schiffe mit grauenvoller Erwartung. Ihr Wenden ohne Anstrengung, das Einziehen und Entfalten ihrer mit riesenhaften Flügeln vergleichbaren Segel erfüllte sie mit Erstaunen. Als sie aber die Boote sich der Küste nahen und eine Anzahl fremder Wesen in blitzendem Strahl und buntfarbigen Kleidern am Ufer aussteigen sahen, da flohen sie bestürzt in ihre Wälder. Sobald sie jedoch bemerkten, daß man weder Miene machte, sie zu verfolgen, noch sie zu belästigen, erholten sie sich allmählig von ihrem Schrecken und näherten sich den Spaniern mit großer Ehrfurcht; sie warfen sich häufig auf die Erde nieder und machten

Zeichen der Anbetung. Während der Zeremonie der Besitzergreifung sahen sie in furchtsamer Bewunderung auf die Gestalten, die Bärte, die strahlenden Rüstungen und schimmernden Gewänder der Spanier. Vor Allen zog der Admiral ihre Aufmerksamkeit auf sich, denn seine mächtige Gestalt, sein gebietendes Wesen, sein scharlachnes Kleid und die Unterwürfigkeit seiner Gefährten, Alles verkündete, daß er der Gebieter sei. Als sie sich von ihrer Furcht mehr und mehr erholt hatten, kamen sie zu den Spaniern heran, berührten ihre Bärte und prüften ihre Hände und Gesichter, deren Weiße sie bewunderten. Kolumbus, erfreut durch ihre Einfalt und Sanftheit, sowie durch das Vertrauen, welches sie gegen Wesen zeigten, die ihnen so fremd und furchtbar erscheinen mußten, ließ sie in ihren Untersuchungen durchaus nicht stören. Die verwunderten Wilden wurden durch diese Güte ganz gewonnen; nun glaubten sie, die Schiffe seien aus dem krystallenen Firmamente herabgeglitten, das ihren Horizont begrenzte, diese Wunderwesen seien Bewohner des Luftreiches, die unmittelbar vom Himmel kämen.

Die Insulaner waren nicht minder ein Gegenstand der Neugierde für die Spanier, da sie wirklich von allen bisher gesehenen Menschenracen verschieden waren. Ihr Aeußeres versprach weder Reichthum noch Bildung, denn sie waren völlig nackt und mit bunten Farben bemalt. Bei Einigen ging die Zeichnung nur über einen Theil des Gesichts, über die Nase und um die Augen, bei Andern erstreckte sie sich über den ganzen Körper und gab ihnen ein wildes, phantastisches Ansehen. Ihre Haut war von röthlichgelber, ins Kupferfarbene spielender Farbe, und Bärte hatten sie gar nicht. Ihr Haar war nicht kraus, wie bei den neuentdeckten Völkern der afrikanischen Küste unter der nämlichen Breite, sondern straff und dick, theilweis über den Ohren kurz abgeschnitten; doch hinten waren einige Locken gelassen, welche über die Schultern herabfielen. Ihre Züge, obwohl undeutlich gemacht und entstellt durch das Bemalen, waren angenehm; sie hatten hohe Stirnen und besonders schöne Augen. Sie waren von mäßigem Wuchs und wohlgebaut; die Meisten schienen unter 30 Jahren zu sein; nur ein Weib war unter ihnen, ganz jung, unbekleidet wie sie, und von schöner Gestalt.

Da Kolumbus die Vermuthung hegte, er sei auf einer Insel des äußersten Indien angekommen, so nannte er die Einwohner mit dem allgemeinen Namen „Indianer", welcher einmal gebräuchlich war, als die wahre Beschaffenheit seiner Entdeckung bekannt wurde und seitdem auf alle Ureinwohner der neuen Welt überging.

Die Spanier entdeckten bald, daß diese Inselbewohner von Natur gutartig und sanft, äußerst einfach und kunstlos seien. Ihre einzigen Waffen waren Lanzen, an einem Ende im Feuer gehärtet oder mit einer Spitze von Stein, oder dem Zahn und Knochen eines Fisches. Man sah kein Eisen unter ihnen, auch schienen sie dessen Eigenschaften nicht zu kennen, denn wenn ein bloßes Schwert gezeigt wurde, faßten sie es ohne Argwohn bei der Schneide.

Kolumbus ließ farbige Mützen, Glasperlen, Schellen und andere Kleinigkeiten unter sie vertheilen, welche von den Portugiesen zum Handel mit den Nationen der Goldküste benutzt wurden. Sie nahmen sie als Dinge von unschätzbarem Werth, hingen die Perlen um den Hals, und waren unendlich entzückt über diesen Putz und den Klang der Schellen. Die Spanier blieben den ganzen Tag am Lande und thaten sich gütlich in den herrlichen Hainen der Insel; sie kehrten erst spät am Abend nach ihren Schiffen zurück, höchlich erfreut über Alles, was sie gesehen hatten.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch war die Küste von Eingeborenen ganz erfüllt, alle Furcht vor den Gestalten der Europäer war verschwunden. Einige kamen an die Schiffe, die sie anfangs für Ungeheuer aus der Tiefe des Meeres gehalten hatten, herangeschwommen; Andere ruderten in leichten Barken heran, die sie Kanoes nannten und aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt hatten, doch geräumig genug, um 40 bis 50 Menschen darin aufzunehmen. Diese handhabten sie geschickt mit ihren Rudern, und wenn sie umstürzten, schwammen sie furchtlos im Wasser wie in ihrem natürlichen Elemente umher, wandten ihre Kanoes mit großer Leichtigkeit und schöpften dieselben mit Kalabaschen aus.*)

Sie zeigten große Begierde, sich noch mehr von dem Spielzeug und Flitterwerk der weißen Männer zu verschaffen, nicht gerade, weil sie ihm einen innern Werth beilegten, sondern weil Alles, was aus den Händen der Fremdlinge kam, in ihren Augen eine überirdische Kraft besaß, als hätten Jene es aus dem Himmel mitgebracht. Sie lasen sogar Stückchen Glas und Scherben von irdenen Gefäßen als Dinge von Werth auf. Nur wenige Sachen konnten sie als Gegengabe bieten, blos Papageien, von denen sie eine Menge gezähmt, und baumwollenes Garn, woran sie Ueberfluß hatten, und dicke Ballen von 25 Pfund für die kleinlichsten Dinge hergaben. Sie brachten auch Kuchen von einer Art Brod, Kassava genannt, ein Hauptbestandtheil ihrer Nahrung und nachmals ein wichtiger Proviantartikel für die Spanier. Es wurde aus einer großen Wurzel, Namens Yukka, gemacht, welche sie auf den Feldern bauten. Sie schnitten dieselbe in kleine Stückchen, rösteten oder dörrten selbige, zerdrückten sie durch Pressen und formten sie dann zu einem breiten, dünnen Kuchen, den man hart werden ließ und lange aufbewahren konnte, aber jedesmal erst ins Wasser tauchen mußte, um ihn essen zu können. Diese Kuchen waren unschmackhaft, doch nährend; das bei der Bereitung ausgepreßte Wasser aber war ein tödtliches Gift. Sie hatten noch eine andere Art Yukka, welche nicht diese giftige Eigenschaft besaß und als Wurzel gekocht oder geröstet gegessen wurde.

Die Habsucht der Entdecker ward bald durch den Anblick von kleinem Goldschmuck gereizt, den einige der Eingeborenen in den Nasen trugen. Diese

*) Die Kalabaschen, aus hohen ulmenartigen Bäumen geschnitzt, vertreten bei den Indianern die Stelle der Gläser, des irdenen Geschirrs, der Schaufeln und aller möglichen Art von Hausrath.

tauschten das Gold freudig gegen Glasperlen und kleine Schellen aus, und beide Theile waren mit dem Handel zufrieden, Einer sich über die Einfalt des Andern wundernd. Kolumbus forschte bei den Eingeborenen nach, wo das Gold gefunden werde. Sie antworteten ihm durch Zeichen, indem sie nach Süden deuteten, und er verstand sie dahin, daß in jener Richtung ein König mit einem Ueberfluß an Schätzen lebe, so reich, daß er mit großen Gefäßen von purem Gold bedient werde. Er nahm auch aus ihren Zeichen ab, daß im Süden, im Südwesten und nach Nordwesten Land zu finden sei, und daß man von letzteren Gegenden häufig südwestlich gehe, um Gold und Edelsteine zu holen, und auf diesem Wege die Inseln besuche, auch wohl die Bewohner derselben davon führe. Mehrere Eingeborene zeigten ihm die Narben von Wunden, welche sie in Gefechten mit solchen feindlichen Eindringlingen erhalten hatten. Ihre eigene Insel nannten sie Guanahani, welchen Namen sie neben dem von San Salvador bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Ungeduldig, die so glücklich begonnenen Entdeckungen weiter zu verfolgen und vor Allem zu dem reichen Lande des Südens zu gelangen, verließ der Admiral die Insel, nachdem er einen Vorrath von Holz und Wasser eingenommen hatte. Er wußte anfangs nicht, welchen Weg er nehmen sollte. Er sah eine große Menge schöner Inseln, grün, eben und fruchtbar, die ihn in verschiedenen Richtungen einluden. So kreuzte er mehrere Tage lang zwischen den Bahamainseln, landete auf mehreren und ward überall entzückt von dem üppigen Pflanzenwuchs, dem frischen Grün der Wälder und der gewürzhaften Luft. Aber keins der Eilande schien ihm wichtig genug, eine Niederlassung darauf zu gründen. Eine besonders reizend gelegene Insel nannte er, seiner Königin zu Ehren, Isabella. Hier ward er einige Tage festgehalten durch widrige Winde und durch Windstille, von starken Regengüssen begleitet, die seit seiner Ankunft auf der Insel mehr oder weniger angedauert hatten. Es war die Zeit der Herbstregen, die in diesen heißen Klimaten der brennenden Hitze des Sommers folgen, in der zweiten Hälfte des Augustmonats beginnen und bis zum Monat November anhalten.

Endlich am 24. Oktober um Mitternacht lichtete er die Anker, und nachdem er eine Gruppe kleiner Inseln angetroffen und durch den Bahamakanal gesegelt war, kam er am Morgen des 28. Oktober auf der Höhe der Insel Kuba an.

Als er sich dieser ansehnlichen Insel näherte, erstaunte er über das Großartige ihrer Umrisse, über ihre hohen, luftigen Berge, welche ihn an die Gebirge von Sizilien erinnerten, über die fruchtbaren Thäler und langgestreckten Ebenen, von ansehnlichen Strömen durchschnitten, über die herrlichen Waldungen, dann über die kühnen Vorgebirge und gestreckten Plateaus, welche bis in die weiteste Ferne verschwanden. Er warf Anker in einem schönen Fluß, ohne Klippen und Untiefen, von durchsichtigem Wasser, und die Ufer von Bäumen beschattet. Hier stieg er ans Land und nahm

Besitz von der Insel; er gab ihr den Namen Juana, dem Prinzen Juan zu Ehren.

Bei der Ankunft der Schiffe waren zwei Kanoes von der Küste abgestoßen, aber als die Insulaner das Boot herankommen sahen, welches den Grund zum Ankern untersuchte, flohen sie mit Schrecken davon. Der Admiral besuchte zwei Hütten, welche die furchtsamen Bewohner verlassen hatten. Sie enthielten nur dürftigen Hausrath; ein paar Netze, aus Fasern von Palmen geflochten, Angeln und Harpunen von Knochen, noch einiges Fischergeräth und einen Hund von derselben Art, wie er sie auf den kleineren Inseln angetroffen hatte, die niemals bellen. Er befahl, daß Nichts hinweggenommen oder von seiner Stelle gerückt werden solle, und kehrte dann in das Boot zurück, um den Fluß weiter hinauf zu fahren. Die Waldung, welche beide Ufer bedeckte, bestand aus Bäumen von weitem Umfang und ansehnlicher Höhe. Einige trugen Früchte, andre Blüthen, andere Beides zugleich; unter ihnen waren viele Palmen, aber verschieden von denen in Spanien und Afrika; mit ihren großen Blättern waren die Hütten der Indianer gedeckt.

Kolumbus überzeugte sich immer mehr, daß er in einer Neuen Welt sich befinde, und in seinem Tagebuche kann er nicht Worte genug finden, die Schönheit des Landes zu preisen. Diese üppigen und heißen Klimate haben einen einzigen Glanz, eine wundersame Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit der Vegetation. Das Grün der Haine und die Farbe der Blumen und Blüthen erscheint dem Auge vermöge der durchsichtigen Klarheit der Luft und der tiefklaren Bläue des Himmels in den lebhaftesten Tinten. Die Wälder sind voll Leben, von Vögeln mit herrlichem Gefieder durchschwärmt. Papageien und Spechte in vielfarbigem Gemisch werfen einen bunten Schimmer über das grüne Laubwerk der Haine, und Kolibris schweben gleich belebten Theilen eines Regenbogens von Blume zu Blume. Hochrothe Flamingos werden zuweilen durch eine Oeffnung des Waldes auf einer entfernten Savannah erblickt; sie haben das Ansehen von Soldaten, die in Bataillons anrücken, und stellen einen vorausgehenden Führer zur Wache, um bei drohender Gefahr ein Zeichen zu geben. Nicht die unbedeutendste Seite der belebten Natur ist das Gewimmel von Insekten aller Art, die auf den Pflanzen leben und herrliche Flügeldecken entfalten, welche dem Auge gleich kostbaren Gemmen entgegen schimmern.

Die Fische, welche das Antillenmeer im Ueberfluß enthält, waren dem Kolumbus eben so fremd, als die meisten andern Dinge dieser Neuen Welt. Sie wetteiferten mit den Vögeln in tropischem Farbenglanz; von einigen strahlten die Schuppen das Sonnenlicht gleich köstlichen Edelsteinen zurück; wenn sie um die Schiffe spielten, warfen sie den Schimmer von Gold und Silber durch die klaren Wellen, und die Delphine, die man aus ihrem Elemente zog, ergötzten das Auge mit schillerndem Wechsel der Farben.

Thiere des Feldes sah man nicht auf diesen Inseln, außer Eidechsen, die stummen Hunde, eine Art Kaninchen, von den Eingeborenen Utia ge-

nannt, und Guanas. Die letzteren wurden von den Spaniern mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, denn sie hielten sie für böse und giftige Schlangeu, aber es waren ganz unschuldige Thiere, die von den Indianern als große Leckerbissen verspeist wurden.

Als die Reisenden an der Küste der Insel hinfuhren, wurden sie überrascht von der Durchsichtigkeit des Meereswassers. Man konnte wie in einem krystallhellen Brunnen bis auf den Grund sehen, und die Indianer tauchten fünf Faden tief unter, um die Muscheln zu holen, in denen die kostbarsten Perlen sich befinden. Aus dem Grase, welches am Rande des Meeres wuchs, schloß Kolumbus auf die friedliche Ruhe des Ozeans, der diese Insel sanft umspüle und niemals die Küsten mit zornigen Wogen peitsche. Seit seiner Ankunft auf den Antillen hatte er nur stilles, mildes Wetter gehabt, und er zog daraus den Schluß, daß eine ewige Heiterkeit über diesen glücklichen Meeren schwebe. Aber es war ihm noch vorbehalten, die Stürme zu erleben, die oft mit gräßlicher Wuth hier hausen.

Kuba war dem Kolumbus wie ein Elysium aufgetaucht. Es ist das reizendste Inselland, so schrieb er, welches je ein Auge erblickt hat, reich an trefflichen Häfen und tiefen Flüssen. Das Klima ist gemäßigter, als auf den andern Inseln, die Nächte sind nicht kalt, und die Vögel und Heimchen zirpen die ganze Nacht hindurch. Es liegt wahrlich ein Zauber in den Nächten der Tropenländer, in der tiefen Bläue des Himmels, in dem hellen Glanz der Sterne und in der leuchtenden Klarheit des Mondes, welcher der reichen Landschaft und den balsamischen Hainen Reize verleiht, die mächtiger sind, als die Pracht des Tages.

Die Schiffe segelten nordwestlich immer an der Küste der Insel fort; am 1. November, bei Sonnenaufgang, sandte der Admiral zwei Boote ans Ufer, um einige indianische Kabanen zu besuchen; aber ihre Bewohner flohen in die Wälder. Zwei Matrosen wurden ihnen nachgeschickt, um das Innere der Insel zu erkunden. Diese fanden das Land, wie überall, höchst fruchtbar, aber die Bewohner arm, und wurden von denselben nach Süden gewiesen, zu einem Lande „Bohio,“ wo Edelsteine und Gold in Menge wären.

Kolumbus hielt dieses Land für eine nahe Insel, die Insel Kuba selbst aber für das Festland von Asien, dessen Küste weiter zu verfolgen er nun aufgab. So steuerte er denn in den ersten Tagen des Dezember von der östlichen Spitze Kuba's ins weite Weltmeer nach Südost, und bald entdeckte er neues Land, welches vor dem Auge immer größer und ausgedehnter wurde, indem sich seine hohen Berge an dem reinen Horizont aufthürmten und die deutlichen Wahrzeichen einer Insel von großer Ausdehnung wurden. Als man näher kam, bewiesen die angebauten Felder, die vielen Feuer bei Nacht, und die Rauchsäulen, die bei Tage aus den verschiedensten Gegenden aufstiegen, daß die Insel gut bevölkert sei. Am Abend des 6. Dezember lief Kolumbus in einen Hafen am westlichen Ende der Insel ein, einer von den schönsten Inseln der Erde mit den

friedlichsten Bewohnern, die aber dazu bestimmt war, die gräßlichsten Szenen des Unfriedens und der Unmenschlichkeit zu erleben. Sie ward Hispaniola — Kleinspanien — genannt, und auf ihr die erste Kolonie gegründet, das erste Fort erbaut und die tyrannische Oberherrschaft der weißen Race über die Rothhaut begründet. Die Neue Welt war auf Guanahani gefunden, die neue Geschichte begann auf St. Domingo.

3. Der Golfstrom. *)

Im Ozean ist ein großer Strom. Er versiegt nie, wenn sonst auch Alles verdorrt; er tritt nicht aus seinen Ufern, wenn auch die mächtigsten Fluthen ihn schwellen. Seine Ufer und sein Grund bestehen aus kaltem Wasser, während seine Strömung warm ist. Der Golf von Mexiko ist seine Quelle und seine Mündung liegt in den Arktischen Meeren. Es ist der Golfstrom. Auf der ganzen Erde giebt es keine zweite Wasserfluth, die ihm an majestätischer Größe gleich käme. Seine Strömung ist reißender als die des Mississippi und des Amazonenstromes.

Die Gewässer des Golfstromes zeigen bis an die Küste von Karolina eine Indigofarbe. Sie grenzen sich so bestimmt ab, daß man die Linie, auf welcher sie sich mit dem gewöhnlichen Meerwasser vereinigen, mit dem Auge verfolgen kann; ja man kann bemerken, wie die eine Hälfte des Schiffes in Golfstromwasser, die andere in gemeinem Seewasser schwimmt: — so scharf ist die Grenzlinie und so gering die Affinität zwischen beiden Wasserarten, die sich lange gegen alle Vermischung sträuben.

Erfinderische Köpfe haben in neuerer Zeit eine hübsche Methode der Stubenheizung angegeben, nämlich durch warmes Wasser. Der Ofen und Kessel werden bisweilen in einiger Entfernung von den zu erwärmenden Zimmern aufgestellt. So ist es z. B. in der Sternwarte zu Washington. In diesem Falle werden Röhren gebraucht, um das erwärmte Wasser vom Kessel aus unter der Wohnung des Inspektors hin in eins der Zimmer in den Souterrains der Sternwarte, etwa 100 Fuß weit, zu leiten. Diese Röhren erweitern sich dann, so daß sie eine große Oberfläche zur Abkühlung darbieten; darauf vereinigen sie sich wieder zu einer, durch welche das nun abgekühlte Wasser von selbst in den Kessel zurückkehrt. So fließt das zurücklaufende Wasser fortwährend unten in den Kessel ein, während das heiße von seinem obersten Theile ausströmt. Dabei ist die Ventilation der Sternwarte so eingerichtet, daß die erwärmte Luft von jenem untern Zimmer aus in alle andere Theile des Gebäudes zirkulirt; die Luft nimmt

*) Die physische Geographie des Meeres, von M. F. Maury; deutsch bearbeitet von Dr. C. Böttger (Leipzig 1856).

die durch das Wasser jenen Zimmern zugeführte Wärme auf und vertheilt sie durch alle Räume.

Um nun das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, so haben wir in den warmen, im Golf von Mexiko eingeschlossenen Gewässern gerade solch einen Heizungsapparat für den Norden des Atlantischen Meeres, für Großbritannien und für das westliche Europa.

Der Ofen ist die heiße Zone; der Mexikanische Golf und das Karaibische Meer sind die Kessel und der Golfstrom ist das Leitungsrohr. Von den großen Bänken Neufundlands nach den Küsten Europas zu liegt jenes Zimmer voll heißer Luft, in welchem sich das Rohr erweitert, so daß es eine große Abkühlungsoberfläche hat. Hier wird die Zirkulation der atmosphärischen Luft von der Natur besorgt und zwar in der Weise, daß die so in dieses Zimmer voll heißer Luft inmitten des Ozeans geleitete Wärme von den Westwinden fortgeführt und auf das Wohlthätigste über ganz Großbritannien und den Westen Europas ausgegossen wird.

Die höchste Temperatur des Golfstroms ist 86° (= 24° R.) oder ungefähr 9° (4° R.) mehr, als dem Ozean in derselben Breite zukommt. Zehn Breitengrade nördlicher hat er nur 2° seiner Wärme verloren, und nachdem er 3000 (engl.) Meilen gegen Norden geflossen ist, bewahrt er, selbst im Winter, immer noch seine sommerliche Wärme. Mit dieser Temperatur durchkreuzt er den 40. Grad nördlicher Breite, breitet sich da, seine flüssigen Ufer überströmend, viele Tausende von Quadratmeilen weit über die kalten Gewässer aus und bedeckt den Ozean ringsum mit einem warmen Mantel, der auch dazu dient, die Strenge des Winters in Europa zu mildern. Indem er sich nun langsamer fortbewegt, aber seinen belebenden Einfluß freier ausübt, begegnet er endlich den britischen Inseln. Durch diese wird er getheilt, indem ein Theil in das Polarbecken von Spitzbergen, der andere in die Bai von Biskaya eintritt, aber jeder mit beträchtlich höherer Temperatur, als der Ozean. Solch ein ungeheures Volumen erwärmten Wassers muß natürlich eine milde und feuchte Atmosphäre mit sich über die See tragen, und so erklärt es sich, daß das dortige physische Klima bedeutend milder ist, als das mathematische.

Wir wissen nur an ein paar Stellen und auch da nur annähernd, was die Tiefe und untere Temperatur des Golfstroms sein mag; nimmt man aber an, daß die Temperatur und Geschwindigkeit in einer Tiefe von 200 Faden*) der an der Oberfläche gleich kommt, und benutzt man die bekannte Differenz zwischen Kapazität der Luft und des Wassers für spezifische Wärme als Beweismittel, so wird eine einfache Berechnung zeigen, daß die Quantität frei werdender Wärme, welche an einem Wintertage durch die Gewässer des Golfstroms über das Atlantische Meer verbreitet wird, hinreichen würde, die ganze Säule der auf Frankreich und

*) 1 Faden = 1 Klafter = 6 Schuh.

den britischen Inseln ruhenden Atmosphäre vom Gefrierpunkt fast bis zur Sommerhitze hinauf zu erwärmen.

Jeder Westwind, der sich erhebt, muß auf seinem Wege nach Europa den Strom kreuzen; er führt also ein Theilchen jener Wärme mit sich, um die nördlichen Winterstürme zu mildern. Der Einfluß dieses Stroms auf das Klima macht „Erin" zur „Smaragdinsel des Meeres", und kleidet Albions Küsten in ein immergrünes Gewand, während auf der Westseite des Ozeans die Küsten Labradors in Eisbanden gefesselt liegen. Es ist schon vorgekommen, daß 1831 der Hafen von St. Johns in Neufundland bis zum Monat Juni vom Eise gesperrt war; wer aber hat je vernommen, daß der auf der andern Seite volle 2° nördlicher liegende Liverpooler Hafen selbst mitten im Winter durch Eis geschlossen worden wäre?

Scott erzählt uns in einem seiner schönen Romane, daß die Teiche auf den Orkneyinseln (unter 59° n. Br.) im Winter nicht fest zufrieren. Die Bewohner verdanken ihr mildes Klima jenem großen Heizapparate, denn das Treibholz wird von den westindischen Inseln aus gelegentlich durch den Golfstrom dort ans Ufer geworfen. Doch endet hier der wohlthätige Einfluß jener Strömung noch keineswegs. Der Westindische Archipel ist auf der einen Seite von seiner Inselkette, auf der andern von den Kordilleras der Anden, die sich mit dem Isthmus von Darien zusammenziehen und über die Ebenen Zentral-Amerikas und Mexikos ausbreiten, umschlossen. Steigen wir von den Gipfeln dieser Gebirgskette, den Regionen ewigen Schnees, herab, so treten wir zuerst in die Tierra templada und dann in die Tierra caliente, das brennend heiße Land, ein. Steigen wir noch tiefer, so erreichen wir das Niveau und die Oberfläche der mexikanischen Meere, wo wir, wenn dieses schöne und wohlthätige System des Wasserkreislaufs nicht bestände, der eigenthümlichen Gestaltung der umliegenden Gegend noch das heißeste, vielleicht auch das pestilenzialischste Klima der Welt antreffen würden. Wenn die Gewässer in diesen beiden Kesseln erwärmt worden sind, so werden sie von dem Golfstrom fortgeführt, und durch kältere Strömungen durch das Karaibische Meer ersetzt. Das Oberflächenwasser ist hier beim Eintritt 3—4° und in der Tiefe 40° (beinahe 18° R.) kälter, als bei seinem Ausströmen aus dem Golf.

Die nach dem Norden eilende warme Strömung bedingt wiederum die nach dem Süden gehende kalte. Nichts scheint das Vorhandensein kalter Strömungen so sicher anzuzeigen, als die Fische des Meeres. Die Wallfische haben eigentlich zuerst den Golfstrom und seine Grenzen angegeben, indem sie seine warmen Gewässer stets vermeiden. Längs der amerikanischen Küste fehlen alle jene weichlichen Thiere und Seeprodukte, welche das warme Wasser lieben, und sie beweisen so durch ihre Abwesenheit, daß dort kalte Strömungen vom Norden vorbeiziehen, die jetzt wohl bekannt sind. In der belebenden Wärme des Meeres an den Bermudas-Inseln auf der einen und an Afrika auf der andern Seite findet man in großem Ueberfluß jene delikaten Schalthiere und jene feinen Korallenformationen,

welche längs der Küsten Südkarolinas unter denselben Breiten gänzlich fehlen. Dasselbe findet an der Westküste Südamerikas Statt; denn dort erreicht die kalte Strömung fast die Linie, ehe man auf die ersten kleinen Aeste eines Korallenbaumes stößt.

Als Benj. Franklin 1770 in London war, wurde er zufällig über ein von dem Bostoner Zollamt an die Lords der Schatzkammer eingesandtes Memorial befragt, welches angab, daß die Packetboote von Falmouth bis Boston fast durchschnittlich 14 Tage mehr brauchten, als gewöhnliche Kauffahrer von London bis Providence auf Rhode-Island. Sie verlangten daher, daß die Packetboote nach Providence, statt nach Boston, gesandt werden sollten. Dies erschien dem Dr. Franklin sonderbar; London lag viel weiter als Falmouth, von da war die Route dieselbe und die Zeit der Differenz hätte sich also gerade umkehren müssen. Er befragte den Kapitän Folger, einen Wallfischfahrer, der gerade in London anwesend war. Dieser erklärte das Paradoxon einfach dadurch, daß die Kapitäne von Rhode-Island den Golfstrom kannten, die der englischen Packetboote aber nicht. Letztere fuhren in ihn ein und wurden täglich 60 bis 70 Meilen zurückgetrieben, während die ersteren ihn ganz und gar vermieden. Kap. Folger war durch die Wallfische mit ihm bekannt geworden, die er auf beiden Seiten desselben, aber nie darin antraf. Auf Ansuchen des Doktors zeichnete er dann den Lauf des Stroms von der Meerenge von Florida aus auf eine Karte. Franklin ließ diese auf Towerhill (in London) stechen und sandte den Kapitänen von Falmouth Exemplare zu, welche diese aber nicht beachteten. Und doch stimmt das, was jener Fischer aus dem Gedächtniß skizzirte, selbst heutigen Tages noch mit den besten Seekarten im Allgemeinen überein.

Keine Gegend der Erde setzt vielleicht der Schifffahrt mehr Gefahren und Schwierigkeiten entgegen, als die Zugäuge zu der Nordostküste Amerikas im Winter. Ehe man die Wärme des Golfstroms kannte, war in dieser Jahreszeit eine Fahrt nach Neu-England, Neu-York und selbst nach dem Delaware- und Chesapeak-Kap weit schwieriger und gefährlicher als jetzt. Bevor die Schiffe an diesen Theil der Küste gelangen, werden sie oft von Schneestürmen und Windstößen überfallen, die der Kraft des Seemanns spotten und seine Geschicklichkeit zu nichte machen. In kurzer Zeit verwandelt sich seine Barke in eine Eismasse; mit ihrer erstarrten, hülflosen Mannschaft gehorcht sie nur noch ihrem Steuer und wird dem Golfstrom zugetrieben. Nach wenigen Stunden erreicht sie seinen äußeren Rand, und geht fast durch ihren nächsten Aufsprung aus dem Winter in eine sommerlich warme See über. Das Eis verschwindet von ihrem Geräth; der Matrose badet seine vor Kälte steifen Glieder in lauem Wasser; neu gekräftigt versucht er abermals die Landung an den unwirthlichen Küsten, und wenn auch im Kampf mit Wind und Wetter manches Schiff zu Grunde geht, so entkommen doch viele der Gefahr, seitdem sie in den warmen Wassern des Golfstroms eine Zuflucht zu finden gelernt haben,

während es früher vorkam, daß Schiffe, deren Kours nach dem Vorgebirge Delawares ging, bis nach Westindien vom Sturm verschlagen wurden. Jetzt, wo man mit Hilfe des Thermometers den warmen Kanal genau zu erkennen und zu benutzen weiß, beschleunigt derselbe die Seereise im selben Maße, wie er sie früher verzögert hatte.

4. Der Marannon und seine Ufer.*)

Nach seiner Vereinigung mit dem Ukayale, den man seiner Größe willen den Hauptstrom nennen möchte, erlangt der Marannon ein wahrhaft majestätisches Ansehen. Wenn man diesen Amazonenfluß hinunterfährt und ein Hundert Meilen nach dem andern Hundert zurückgelegt hat, so ermüdet das Auge endlich über die Gleichförmigkeit der Landschaft, die Tage lang immer dieselbe bleibt — aber das geistige Interesse nimmt zu, je mehr diese Erscheinungen anwachsen, sich vergrößern und die Größe und Erhabenheit einer Natur offenbaren, die nur mit dem Maßstabe des Ungeheuern sich messen läßt.

Ein breiter Strom, der bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hoch bewaldeten Inseln dahin fließt, oder ungetrennt in ein seegleiches Becken sich ausdehnt; ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen, in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht, das sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, daß man nur nach ein oder zwei Tagereisen einmal ein ärmliches Dorf erreicht, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr zu unterscheiden sind; — allein über das Ganze spannt sich ein reiner, wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsetzt und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Kühl ist dann die Luft, und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Thaue der Nacht, als sei eben ein heftiger Platzregen gefallen. Um diese Zeit ist höchst selten irgend ein Luftzug bemerkbar, denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höheren Regionen des Stromes bei Weitem nicht so groß, als in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges oder dem dumpfen Rauschen ab-

*) Nach Eduard Pöppig.

zunehmen, welches sie bei ihrer Ankunft an eins der natürlichen Verhaue auf halb versunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Zahl von Thieren ins Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des Tagesgestirns bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher erst den Sonnenstrahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Baumgipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indianers, als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, welche wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören, allein dem freudig erregten Beobachter dieser erhebenden Naturszenen in solchen Augenblicken nur wie Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe auf seine Weise dem Geiste des Weltalls darbringt. Die meisten Thiere fliehen in jener Stunde die niedrigsten Stellen der Waldungen, denn die eigenthümliche Ausbreitung vieler tropischer Bäume in breite, platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß auf demselben stets eine ausnehmende Kühle herrscht, die nur des Mittags angenehm ist. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Paupis *) flattern schwerfällig von Ast zu Ast, bis auf die gewünschte Höhe, die sie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen. Auf den weiß gebleichten blattlosen Gliedern eines Riesenstammes, den der Blitzstrahl tödtete, oder die Angriffe der Insekten zum Vertrocknen brachten, sitzen Schaaren der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, unbeweglich, bis sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam nach einer Seite wenden. Selbst der Anblick eines Kahns oder einer Gruppe lagernder Menschen, denen sie in den spätern Stunden sich mit widerlicher Kühnheit und mit diebischer Absicht nahen, vermag sie nicht zum Flug zu bringen. Selten steht ein kolossaler Storch oder Touyouyou, wie in tiefe Gedanken versunken, schon zeitig am Flußufer; der genügsamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang gewiß, nehmen auch sie erhabene Stellungen ein, und vor Allem herrlich ist der Anblick der dichten, dunkelgrünen Baumkronen, von denen die Schaaren ruhender schneeweißer Reiher wie eben so viele Festkerzen scharf sich abzeichnen. Auch die Geschöpfe der geringern Ordnung theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen entweder so sorglos

*) Eine große, schöne Hühnerart in Südamerika.

und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indianer sie leicht mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweise hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ozean an die Szenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milderen Breiten dem Seereisenden so vieles Vergnügen gewähren, und jeder Zeit die langweilige Fahrt höchst angenehm unterbrechen.

Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlich düsteren Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern dem durchsichtigen Schleier zu vergleichen, der ein kostbares Gemälde überzieht, über der Landschaft; — sie weichen, in dem Luftstrom zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt, und leise in den spätern Morgenstunden an der Oberfläche des Flusses weht, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höhern Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der späterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit; sie sind die unangefochtenen Besitzer des weiten Reiches, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so unbekannt mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Furcht zu veranlassen. Wolken von schwarzköpfigen Möven sind, wie am Strande des Meeres, mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze*) furchtbar ist, bald von den kleinen Sagrinchen, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und, in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Um 9 Uhr herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet mit den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht, oder Gewohnheit den zahlreichen Theilnehmern des Dramas entlockt. Nur der Indianer vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein menschlicher Laut sich einmischt. Viele Tage vergehen, ehe einmal der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer andern Gesellschaft von Reisenden verkündet; und eben so, wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umsonst nach einem Fahrzeuge umherspähet, das nur der kundige Seemann am fernen Horizonte sieht, eben so entgeht ihm auf diesem Flusse sehr leicht der kleine Kahn, der, mit braunen Indianern angefüllt, von den tief herabhängenden Aesten beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung

---

*) Der Jaguar (*Felis onca* — *l'once*) in Südamerika ist fast eben so groß und stark als der Tiger.

des Wassers aufwärts geht. Am Lande selbst wird noch mancher Laut vernehmlich und manches Leben sichtbar. Unübersehbare Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorilo, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirn ausgezeichnet, der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, wenn er jung eingefangen wird, — haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Ixirimapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Ara*), der beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Nestloche zu erweitern, aus welchem jedoch der ellenlange Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige, die strohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue**) zu zerbrechen, was ohne Mühe und Lärm geschieht, aber dem Vogel einen ätzenden Geruch mittheilt, der selbst der ausgestopften Haut noch nach Jahren anhängt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein sumpfiges Land vermuthen lassen, ein Geräusch, dem eiligen Herannahen einer Reitertruppe vergleichbar. Die zahlreichen Heerden wilder Pekaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insekten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, sie zu beschleichen; denn nicht immer fliehen sie vor dem Jäger, und alte Eber treiben selbst die Onze auf die furchtbar stachligen Palmen hinauf.

Inzwischen naht der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, Alles eilt den tiefen Schatten zu; viele Geschöpfe, besonders die Vögel, verfallen in tiefen Schlaf, und eine neue allgemeine Ruhe tritt ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Blumenkronen zittern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrscht näher am Boden, wo dann höchstens ein Schmetterling oder Kolibri umher gaukelt. War der Horizont des Stromes nach abwärts, da, wo er gradlinig und insellos hinströmt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er ganz um diese Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf so besondere Weise, daß bisweilen die Luftspiegelung der Seeküsten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erscheinen. Zuweilen gewahrt man auch blos diese und jene Baumkrone in fernen Dunst gehüllt, und von dem Spiegel des mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden.

---

*) Die Aras bilden eine zahlreiche Gattung unter den Papageien, die sich durch lange Schwänze auszeichnen.

**) Die Termiten (auch weiße Ameisen genannt) leben in den Tropenländern in zahlreichen Gesellschaften. Die Wohnungen einiger Arten erheben sich pyramidenförmig über den Boden und bilden eine Art Thurm mit vielen Gängen.

Fische und Wasservögel sind verschwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen schaarenweise die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Szene wie am frühen Morgen. Denn zum zweiten Male eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine allgütige Hand für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn ein Ungewitter sich bildet, was mit unbeschreiblicher Schnelligkeit geschieht. Das Geheul der Myzeten*) und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möven und die sichtbare Angst aller Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während doch kein Luftzug sich rührt; aber wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter einem wolkenbruchartig herabstürzenden Regen sich folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indessen zürnt hier die Natur nur kurze Zeit. Die Wolken brechen, und einer bessern Heimath gleich, zu der die Seele vom Irdischen entbunden auf freier Schwinge sich dereinst erheben wird, strahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht mit ihrem Sternenkranze Wald und Strom bedeckt.

— Mit der Schnelligkeit des Marannon, die in der trockenen Jahreszeit gewöhnlich über vier englische Meilen in der Stunde beträgt, schwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine besonderen Gefahren zu drohen schienen. Nur um dem allgemeinen Wunsche nach einem völlig sorgenfreien Schlummer zu entsprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weit ausgedehntes Sandufer (Playa) sich zeigte. Vorsichtig befestigten wir das Fahrzeug, und errichteten in der Mitte der Wildniß das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu diesem eine Insel, da die größere Entfernung vom Urwalde Sicherheit vor den Raubthieren verspricht, auch die oft überschwemmten, pflanzenlosen Uferstrecken reinlich und luftig sind und einen weiten Umblick erlauben. Der Indianer braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuschaffen; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesengroße Baumstämme fest, die mit den Fluthen herabkamen, vielleicht sechs Monate später von Neuem emporgehoben, die Reise wiederum antreten, und — obschon am Fuße der Anden erwachsen — die Reise nach den traurigen Gegenden des Nordpols unternehmen, wohin die Meeresströmung sie treibt. Gern zündet der Indianer aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und es begiebt sich wohl, daß, wenn die Gluth in unerwarteter Richtung vorschreitet, die ganze Gesellschaft auf das Eiligste zum Fahrzeug entfliehen

*) Brüllaffen — mit langen Wickelschwänzen, meist schwarzen Zähnen und einem knöchernen Sack an der Kehle, durch den sie die weithin schallenden, unharmonischen Töne hervorbringen.

muß, und sich glücklich preisen kann, wenn sie ohne Verlust ein anderes Lager erreicht, während die Gluthsäule noch lange über den Urwald empor= lodert. Fallen solche wilde Scherze selten vor, so zündet dagegen der Ein= geborene öfters am Ufer ein Feuer an, sicher, in wenig Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben. Die Onze treibt aber dieselbe Jagd, und deshalb entfernt sich der Indianer nie allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jede Landung auf solchen Inseln trägt Vorrath für die Weiterreise ein; die gefangenen Amphibien werden auf dem Flosse angebunden, wo sie im Genuß des Wassers und Schattens noch lange fort= leben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indianer nach unveränderlicher Ge= wohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hingewälzt ist, strecken sich Alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten Toldos aus, welche auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge er= scheinen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Eingeborenen in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Race eigenthümlich ist. Den Europäer aber fliehet der Schlaf unter Umgebungen von solcher Erhaben= heit und Herrlichkeit. Die Seele wird betroffen von einem unsagbaren Etwas, das zum Nachdenken auffordert. Leise brechen sich die Wellen am Sandufer, kein Laut stört die Stille der Nacht, bloß die Feuer knistern. Nur zuweilen vernimmt man das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stroms. Auch am Himmel herrscht dieselbe erhabene Ruhe, denn keine vorübergleitende Wolke bedeckt die ewigen Bahnen der still herabglänzenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewässer in der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahinwälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der monderleuchteten Wasser= fläche. Scheu flüstern die erwachenden Indianer, denn sie halten eine riesige Amphibie für die Hervorbringerin der unheimlichen Erscheinung. — Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum ersten Male unter= brochen, denn verschiedene Thierstimmen werden dann laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indianer sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen hören. Der Ruf wiederholt sich häufiger, je näher der Morgen rückt; allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann.

Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so ohne Be= schwerde und sicher, denn manche Inseln sind so mit Stechmücken (Moskitos) erfüllt, daß es da Niemand aushalten kann, und andere Male bringt das Knurren der herumstreifenden Onzen oder das Sichtbarwerden herbei= kriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer fürchten, die ganze Gesell= schaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten zeigt sich hier ein Krokodil, und die

Insekten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer fort getragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langsam fort, während außer dem Wächter Alles in Schlaf versinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenstrome eigen sind. An jenen Verhauen von Stämmen, die sich auf den Landspitzen festsetzen, bricht sich das Wasser mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferstrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabsinken. Verloren ist der Kahn, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die, halb versunken, allein am Boden wohl befestigt und ihre Aeste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Zweimal gerieth, vom Strome ergriffen, dem unser Ruder nicht zu widerstehen vermochte, unser Floß in solche Pallisados, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies sich auch die Festigkeit des Baues, so blieb doch viele Furcht vor solchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in einer Wildniß zurück, wo der Schiffbrüchige unrettbar verloren gewesen wäre, wofern er nicht zufällig ein nahes Indianerdorf erreicht hätte.

Die Schönheit der Nächte lohnt jedoch die Mühe des Wachens, wenn sorglos Alles schläft. Es liegt ein eigener großer Reiz in dem Gefühle, auf einer Bahn sich zu befinden, die man nicht einmal durch fremde Berichte kennt, ohne schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und unbekümmert um die Zukunft auf einem Strome hinzuschwimmen, wo bald der eine, bald der andere Arm das Fahrzeug mit sich führt, das doch sicher ist, von dem Theil zum mächtigen Ganzen zurückzuführen.

5. Der Landbau und die Landschaft in der heißen Zone.*)

Unsere nährenden Grasarten in Europa: Weizen, Roggen und Gerste, decken ausgedehnte Landstriche, und die bebauten Felder berühren einander nothwendig überall, wo die Völker sich von Getreide nähren. Unter der heißen Zone, wo der Mensch sich Pflanzen aneignen konnte, die ihm viel reichere und minder zögernde Ernten liefern, verhält sich das anders. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens steht in diesen glücklichen Erdstrichen im Verhältniß mit der Wärme und Feuchtigkeit der Atmosphäre. Eine zahlreiche Bevölkerung findet auf einem nicht großen, mit Pisang, Manioc, Yamswurzeln und Mais bepflanzten Erdreiche überflüssige Nahrung. Die vereinzelt im Walde stehenden Hütten bezeugen dem Reisenden die Fruchtbarkeit der Natur; ein kleines, urbar gemachtes Stück Land reicht nicht selten für die Bedürfnisse mehrerer Haushaltungen aus.

Diese Betrachtungen über den Landbau der heißen Zone erinnern unwillkürlich an die engen Verhältnisse, die zwischen dem Umfang des urbaren

*) Humboldt und Bonpland a. a. O.

Landes und den Forschritten der Gesellschaft bestehen. Dieser Reichthum des Bodens, diese erhöhte Kraft des organischen Lebens hemmen, während sie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortschritte der Völker zur Zivilisirung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Mensch das einzige Bedürfniß der Nahrung. Dieses ist es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man sieht leicht, wie mitten im Ueberfluß, im Schatten des Pisangs und Brodbaumes, die Geisteskräfte sich langsamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Mensch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Uebersicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt ist, oder sich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältniß der Bevölkerungszunahme, sondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa schließen wir aus dem Verhältniß der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmsten und feuchtesten Theile von Südamerika erscheinen sehr bevölkerte Provinzen fast öde, weil der Mensch für seine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Diese bemerkenswerthen Umstände haben gleich wesentlichen Einfluß auf die physische Gestaltung des Landes und auf den Charakter seiner Bewohner; sie ertheilen beiden einen eigenthümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes und eine Natur verräth, deren Urbild durch die Kunst noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und fast alles menschlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Kolonistenhaushalt einen vereinzelten Völkerstamm. Diese Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortschritte zur Sittigung, deren Wachsthum nur in dem Verhältnisse stattfinden kann, wie die Gesellschaft sich vermehrt und ihre Verhältnisse inniger und mannigfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einsamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menschen, und es wird durch sie jener Charakterstolz genährt, welcher von jeher die Völker des kastilianischen Stammes auszeichnete.

Diese nämlichen Ursachen tragen dazu bei, der Landschaft in den bevölkertsten Gegenden des amerikanischen Aequinoctiallandes ein wildes Aussehen zu ertheilen, das sich in den gemäßigten Erdstrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwischen den Wendekreisen bedürfen die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Mensch dehnt seine Herrschaft weniger aus — man möchte sagen, er erscheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, sondern als reisender Gast, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, sogar in der Nähe der bevölkertsten Städte, das Land mit Wäldern bedeckt, oder von einem dichten Teppich, den noch kein Pflugschar durchschnitten hat, überzogen. Die wild wachsenden Pflanzen sind vorherrschend, ihre Masse erhält das Uebergewicht gegen das Angebaute und ertheilt ausschließlich der Landschaft ihre Gestaltung. Wahrscheinlich wird dies Verhältniß nur sehr langsam sich ändern. Wenn in unseren

gemäßigten Erdstrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Zerealien, eine traurige Einförmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur erhalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verliehen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung und auf den eigenthümlichen Charakter der Landschaft.

---

6. Plantagen und Neger im tropischen Amerika.

1.

Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Kuba.*)

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaßen träge Leben von Habanna hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitzthum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Kuba's kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabano auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn, eine Anstalt, die ganz im amerikanischen Styl, doch mit soliden Schienen und mit Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen über die Sicherheit der Bahn.

Von San Antonio hatte ich eine Strecke von Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Theil der Insel, welcher der Garten von Kuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleen, welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habanna eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmuthigste Abwechselung zwischen frischem, dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristische Merkmal der tropischen Natur, sich auf und nieder winden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste

---

*) Reise um die Welt, von Karl Grafen von Görz (Stuttgart, Cotta. 1853) II.

Baum für eine Allee; auf dem glatten, einige Fuß über der Wurzel ausgebuchteten, säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fortsetzenden Blattscheide, in der Mitte die pfeilähnliche Spitze des jüngsten, noch unentwickelten Blattes tragend*), und Stamm für Stamm derselbe regelmäßige, schlanke Wuchs. Wie man sich Angerona nähert, erblickt man als schönen Hintergrund der bis dahin flachen Gegend die Gebirge „Las Tomas del Kusko", welche sich hoch und in den kühnsten Formen aufthürmen. Eine vierfache, wohl zehn Minuten lange Säulenreihe von Königspalmen bildet die unvergleichlich schöne Avenue (Anfahrt) von Angerona, ein Avenue, wie kein europäischer Palast eine ähnliche besitzt. Die gastlichste Aufnahme harrte meiner, obgleich ich durch Hitze und Staub schier zum Landstreicher von Gestalt umgewandelt, mit sehr geringem Selbstvertrauen eintrat.

Herr Andreas Souchay, oder, wie wir ihn nach spanischer Weise stets nannten, Don André, der Besitzer dieser herrlichen Pflanzung, ist ein liebenswürdiger, behaglicher, gebildeter Mann, wohl fast allen Deutschen, die Kuba bereist haben, in angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während sein alter Onkel, ein Sonderling, von dem er dies Besitzthum geerbt hat, jene Avenue mit Dornen verwachsen ließ, und schon durch den gewählten Namen Angerona und die vor dem Haus aufgestellte Göttin des Schweigens den Besucher wegscheuchte, war ihm ein Gast um so willkommener, und die steinerne Angerona mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige Schweigsame in Mitte unserer fröhlichen Geselligkeit. Neben dem Reiz, welchen eine gastfreie deutsche Häuslichkeit und der Genuß eines paradiesisch schönen Landes dem Reisenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutschen Fleiß in höchste Blüthe gebrachten Besitzung, und die Art, wie ein ehrenfester und stetiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeistern wußte, das höchste Interesse.

Die Pflanzung Angerona, eine der schönsten der Insel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeefeld, mit wohl 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erst in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in solches umgewandelt waren; es sollte sich diese Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erstrecken, da die immer mehr sinkenden Kaffeepreise dringend dazu aufforderten. Der Ertrag war jährlich 2000 bis 3000 Zentner Kaffee und 2000 bis 2500 Zentner Zucker. Dazu kommen noch 550 Morgen Weide- und Wiesenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächste Umgebung derselben. Das Ganze ist einem Parke vergleichbar, prächtige Palmenalleen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabtheilungen; hier zunächst kommen aber die Palmen wegen des prosaischen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, besonders der Königspalme, als Schweinemast

---

*) Dieser Spitze halber gilt sie auf einigen Westindischen Inseln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

haben. Von Kokospalmen, welche die salzreiche Meeresküste lieben, war nur wenig da.

Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 6 Fuß von einander gepflanzt, und durch jährliches Beschneiden in der Höhe von nur 5 Fuß und einem Umfang von 3 Fuß Durchmesser erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar und bei guter Pflege auf einem nicht zu sehr geschwächten Boden dauert er bis zu 30 Jahren. Das Erdreich wird deshalb häufig von Unkraut gesäubert, und nur Mais und Bananen dazwischen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden ist ein röthlicher, diesem Theil Kuba's eigenthümlicher Kalkboden. Nachdem in den ersten Tagen des Frühlings die weißen Blüthen hervorgetreten und im Lauf des Sommers die hellrothen, der Korneliuskirsche ähnlichen Beeren gereift sind, wird vom September bis Januar, hauptsächlich aber im November und Dezember, die Ernte gehalten, indem während dieser Zeit die ganze Pflanzung wohl acht Mal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoße oder von einem schweren hölzernen Rade gequetscht, und die so abgehülsten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden sie von Negerinnen an langen Tischen Bohne für Bohne sortirt, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf zentnerweise in Säcke von Aloëbast geschüttet, was nicht zu lange verschoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erste und zweite Sorte sind wenig verschieden, die dritte aber enthält den Ausschuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher stand der Preis des Zentners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum auf 6—7, und die schlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man schiebt diesen ungeheuren, den ganzen Wohlstand der Kolonie erschütternden Abfall besonders dem Emporblühen der brasilianischen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deshalb seine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen.

Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden, und bedarf der Nässe durchaus nicht; man steckt wurzellose Stecklinge in die Erde, welche schon im nächsten Jahr geschnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufschießen, und es dauert diese ergiebige Gewinnung bis zu zwanzig Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit ist das Jäten, drei bis vier Mal im Jahr, und das Schneiden vom Dezember bis zum Mai; während letzterer Zeit ist die Zuckerpresse Tag und Nacht im Gang, um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch vier bis fünf Tage im Nothfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Presse, aus drei senkrecht stehenden Walzen bestehend, wird durch acht Ochsen getrieben, die alle vier Stunden wechseln, um erst am nächsten Tage wieder zu arbeiten; Andere benutzen Wasserkraft oder Dampfmaschinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger ist, wagerecht. Bei dem Reichthum an Viehweide sind indeß die Ochsenmühlen in vieler Hinsicht vorzuziehen, und Don André pflegte scherzhaft zu Gunsten der seinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochsen noch mästen könne, eine alte Dampfmaschine aber nicht. Die Rohre

werden von den Negern zwischen die Walzen gesteckt, eine Manipulation, die manchem Unvorsichtigen ein Glied gekostet hat. Die saftlosen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckersaft, noch roh und schmutzig, zum Siedehause abfließt. Hier geht er nun in Zeit von fünf Stunden bis zur völligen Reinigung durch vier Kessel, dabei wird er fortwährend abgeschäumt, welches Geschäft jahrelange Uebung erfordern soll. Durch eine so einfache als sinnreiche Vorrichtung fließt aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrop geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Hutes geöffnet, so daß die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Syrop fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halbe Jahr an die Branntweinbrennereien verkauft. In den Vereinigten Staaten dient diese süße und, wie man sagt, gar nicht üble Speise zur Kost der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form heraus geschlagen, der Lehm abgelöst, die bessere obere Hälfte von der unteren gelben noch syrophaltigen getrennt und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kisten geschlagen und versandt wird. Man nennt diesen durch Thon gereinigten, der vom anderen Rohzucker durch seine hellere Farbe sich unterscheidet, Sucre terré (Thonzucker).

Der Neger steht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern also nicht mehr früh) auf und begiebt sich an seine Arbeit; um 8 Uhr erhält er ein Frühstück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird, um in oder vor seinem Hause das aus gedörrtem Fleisch oder Gemüse bestehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann Alle in den Negerhof zusammenkommen, sich ihr Abendessen selbst kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf sie in ihre Häuser eingeschlossen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes, luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und so viel Bequemlichkeit, als es sich selbst schaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuser besser eingerichtet, als mancher deutsche Tagelöhner. Sonntags wird blos bis 9 Uhr Morgens gearbeitet, der übrige Tag freigegeben; sie arbeiten in ihren Gärten, sorgen für ihr Vieh, namentlich ein oder ein paar Schweine, die Jeder hat, und es erwächst einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12 bis 16 Dollars, während die Mehrzahl selbst zur Wahrnehmung des eigenen Vortheils durch Zwang angehalten werden muß. Will sich der Neger freikaufen, so ordnet das Gesetz an, daß der Herr keinen übermäßigen Preis fordern darf, aber gerade die Ordentlichsten und Bemitteltsten kaufen sich am seltensten los, weil sie die Arbeit nicht scheuen und den sichern Unterhalt wohl zu schätzen wissen. So äußerte eine Sklavin Souchay's, der die Freiheit

angeboten wurde, ihr Bedenken, ob sie dann auch satt zu essen finden werde; hier habe sie doch ihr tägliches Brot gehabt, und Schläge nur, wenn sie es verdiente.

Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens sucht; das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus thierischem Triebe oder aus schlauer Berechnung des eigenen Vortheils hervor. Edelmuth und Nachsicht des Weißen ist ihnen verächtlich, dagegen sie die Uebermacht respektiren, dafür aber ihren Herrn hassen und ihn zu verderben suchen würden, wenn nicht Gefühl der Ohnmacht und Unkenntniß der eigenen Kraft, sowie abergläubische Furcht sie zurückhielten. Die vielfachen Versuche in anderer Weise, als mit der Peitsche, und mit Vermeidung dieser wirksam zu strafen, zu denen der menschenfreundliche Herr sich hinleiten ließ, sind vollkommen fehl geschlagen, ebenso wie alle Versuche, auf edlere Triebe als die Sinnlichkeit zu wirken. Es ist keiner unter den Negern, der nicht schon die Peitsche erhalten hat, aber auch keiner, der sie nicht verdient hätte. Von persönlicher Anhänglichkeit ist unter Hunderten kaum Ein Beispiel, selbst bei denen, die durch humane Behandlung dazu aufgefordert erscheinen. Souchay herrscht durch Geist und Konsequenz, und durch die Bethätigung persönlichen Muthes.

Mit großer Schlauheit wissen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benutzen; sie sind die geschicktesten Heuchler. Ihre Rache ist kalt und tückisch, — und wirksam genug durch ihre feine Kenntniß der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich sind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl sich selbst, um dem Herrn zu schaden.

Das religiöse Gefühl schlummert, obwohl Sitte und Gesetz der Kolonie auf Seelsorge Bedacht nehmen; selbst das Sterbebette des Negers zeigt keine sittliche Erhebung über den habituellen Zustand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewissensqualen, aber sehr dumpfer, materieller Art, zu leiden. Fetischdienst und heimliche Gebete sind beobachtet worden; Amulette und Hexenkram stehen in höchstem Ansehen: Skorpionstachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelschnäbel, Zangen der Buschspinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Messern und Zäumen. Manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver versetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuser gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüssel der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen diese Stücke versteckt am Leibe, um zu verhüten, daß Spitzbübereien entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Aufsehers vergraben, um ihn krank zu machen, oder im Pferdestall angebracht, damit die Pferde lahm werden. Sie behexen sich auch untereinander und zaubern dagegen.

Je untergeordneter die geistigen Fähigkeiten, desto kräftiger und entwickelter ist der Körper des Negers. Alles verräth Kraft und Gesundheit, jedoch ist die Stärke nicht unverhältnißmäßig groß. Charakteristisch

ist die Dicke des Schädels und dagegen die Schwächlichkeit der Beine; während sie ersteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnißmäßig schwacher Stoß oder Schlag, um das Gleichgewicht der letzteren zu erschüttern; sie tragen auch Alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft ist keiner nervösen Abspannung unterworfen, und im Nothfall können sie ungeheure Mahlzeiten im Vorrath wie die Raubthiere zu sich nehmen; die Zähne sind sprüchwörtlich schön, im Allgemeinen die Natur gesund und voll Heilkraft; fast ihr ganzer Arzneibedarf beschränkt sich auf das purgirende Rizinusöl (Talma Christi, Castor oil.) Die physische Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine Wittwe von zehn Jahren gezeigt*). Alter und graue Haare treten erst spät ein, und man nimmt an, daß von 900 Negern einer das Alter von 100 Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältniß wie 1:4000 angegeben wird.

In Afrika ist der Preis eines Sklaven nur 10—40 Dollars; rechnet man, daß die Verschiffungskosten per Kopf etwa 30 Dollars betragen, und daß ein solcher Neger in Brasilien oder Kuba um 300 bis 400 Dollars verkauft wird, so begreift man, daß der Sklavenhandel trotz aller Erschwerungen immer noch lohnend und verführerisch bleibt.

Anm. 1. So gewiß der für die Weißen selber entehrende Menschenhandel aufhören muß und wird, so gewiß ist es aber auch, daß dies nicht mit Einem Schlage geschehen kann. In Ländern, wie die Antillen, würden Europäer, wenn sie die Feldarbeit der Neger übernehmen sollten, schon nach dem ersten Jahre dahingerafft werden. In dem sonst so wohl angebauten Jamaika, wo England die Neger emanzipirt hat, liegen nun die schönsten Plantagen streckenweise ganz brach; freie Neger arbeiten, wie die Erfahrung genugsam bewiesen, nur so lange, als der Hunger sie nöthigt. Im tropischen Klima ist aber dieser leicht zu stillen und die Winterkälte nicht zu fürchten.

Anm. 2. Trotzdem, daß die nördlichen Staaten gegen den Sklavenhandel so eifrig protestiren, hat sich doch im letzten Jahre (Sommer 1855—1856) herausgestellt, daß von New-York nicht weniger als 15 Sklavenschiffe abgegangen sind, während die amerikanischen Behörden darum wußten. Alte Fahrzeuge werden angekauft und ausgerüstet, und wenn die Reise gethan und der run ausgeführt ist, werden sie versenkt oder verbrannt. Die Händler rechnen so: wenn von 4 Schiffen nur eins glücklich ist, können sie die Verluste ertragen und das Wagestück unternehmen. Eine Ladung von 5000 Sklaven, die 15,000 Dollars kostet oder 30 Dollars per Kopf, ergiebt für den verwegenen Händler, wenn er durchschnittlich zu 400 Dollars per Kopf verkauft, mindestens 170,000 oder 180,000 Dollars, Unkosten eingeschlossen. (Vgl. die A. A. Z. 1856. Nr. 311.)

---

*) Vgl. über diesen Punkt den folgenden Aufsatz.

7. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Negers.*)

Die körperlichen Eigenthümlichkeiten des Negers zeigen folgende Besonderheiten. Sein Körper ist im Allgemeinen gut ausgebildet, von 1620 bis 1700mm Größe und schlankem Wuchs; der Oberkörper, vom Becken bis zum Scheitel gemessen, größer als vom Becken bis zur Sohle; die Lenden sind länger als beim Europäer, die Gliedmaßen fein gebildet, die Füße auffallend dünn bemuskelt, so daß z. B. die Wade nicht sehr bemerklich ist. Das Zellgewebe unter der Haut ist, selbst bei kleinen Kindern, viel lockerer als beim Europäer, und daher die Haut selbst leichter verschiebbar, wodurch sie dem Gefühl, obgleich dem Gewebe nach derber, weicher erscheint. Der Kopf des Negers zeigt die bekannten Abweichungen: vorgezogene Kiefer, dicke wulstige Lippen, kurze und platte Nasenbeine, feingebildete Ohren, stark entwickeltes Hinterhaupt und enge, sowie abgeflachte Stirn. Jedoch giebt es Ausnahmen von völlig europäischer Gesichtsbildung, wovon ich Originalafrikaner angetroffen und genau gemessen habe. Die Augen haben eine völlig schwarze Regenbogenhaut, und das Weiße im Auge ist, wie bei manchen Pferden, bräunlich schattirt. Die blendend weißen Zähne sind von unverwüstlicher Dauer, die Nasenflügel sind dünn, die Nasenlöcher weit, der Mund ist meistens groß, aber das Kinn, trotz der starken Unterkiefer, sehr kurz. Alles Haar, sowohl Haupt- als Körperhaar, ist spiralförmig gekräuselt, und der Bartwuchs schwach; seine Farbe ist schwarz, selten roth. Die Hautfarbe wechselt vom Dunkelschwarzen bis ins Braunrothe, Handteller und Fußsohlen sind orangefarben. Die wahrnehmbaren Absonderungen sind geringer, die Ausdünstung dagegen stärker als bei anderen Racen, und von eigenthümlichem, dem der Schafe ähnlichen, jedoch selbst bei großer Reinlichkeit stechendem Geruch, woran man in der größten Dunkelheit die Anwesenheit eines Negers bemerken kann. In Ansicht auf Schärfe der Sinne steht der Neger dem Indianer so weit nach als der Europäer; süße, scharf gewürzte, stark gesalzene Nahrungsmittel zieht er vor, und verschmäht weder faulendes Fleisch jeder Art noch das Ungeziefer seines Kopfes. Obgleich Schmerzen geringen Einfluß auf ihn üben, so empfängt er selbst kleine Züchtigung nie ohne entsetzliches Geschrei; Thränen vergießt er nicht, oder nur in den seltensten Fällen. Uebermaß der Gefühligkeit und des Stumpfsinnes, der Freude und der Verzweiflung, des Eigensinns und der Willfährigkeit, der Ausdauer und der Ermattung sind Extreme, in denen er sich bewegt. Eine Negermutter stopft ihrem Kinde die Nahrungsmittel bis zum Platzen ein, sie heult zwei oder drei Tage lang nach seinem Tode, und geht dann unmittelbar zur geräuschvollsten Freude des Tanzes über. Jeder Neger schläft, wenn er nicht beschäftigt ist, Tage lang, mit Ausnahme der Essenszeit, und zwar fest wie ein Murmelthier; aber jeder Neger tanzt auch, wenngleich nach schwerer Arbeit,

*) Brief aus Paramaribo (A. A. Z. 158, 1853).

die ganze Nacht durch unermüdet, als wären seine Sehnen von Stahl. An seinem Geburtsort, seinem Wohnplatz, seiner eingelernten Beschäftigungsweise hält er mit unbezwingbarem Eigensinn fest: ein Neger, der auf einer Zuckerplantage erzogen war, ist auf Kaffeeplantagen nicht zu gebrauchen; eine Negerin, als Wäscherin angewöhnt, wird nie plätten, als Plätterin nie kochen u. s. w. Man irrt sich, wenn man glaubt, dieser Eigensinn sei zu durchbrechen, wie der eines Europäers; dieser Eigensinn ist kein gemachter wie bei diesem, sondern in der innersten Natur der Race begründet und so stark, daß z. B. Neger, welche aus verschiedenen Zuckerplantagen auf eine nicht sehr entfernt gelegene zusammengebracht, obgleich ihnen keine andere als die gewohnte Arbeit aufgetragen wurde, in Folge des Heimwehs Seuchen bekamen und starben. Noch mehr: an diesen Eigensinn knüpft sich ein Aberglaube, der zur Entfaltung einer Energie führt, welche nichts Anderes ist, als die äußerste Anspannung der Kraft der Schwäche, wenn ich so sagen darf. Ein Neger, der seinen Herrn um irgend einer Ursache willen haßt, führt mit der größten Anstrengung und Entbehrung Dinge aus, die diesem schaden; er stiehlt, er entfremdet, was er kann, er entzieht sich der Arbeit, er geht durch und erträgt geduldig alle, selbst die härteste Strafe, wenn er nur hoffen kann, seinen Herrn geärgert zu haben. Ja, es sind Fälle bekannt, wo Neger, die einen mit allerlei abergläubischen Zeremonien verbundenen Schwur geleistet, ihren Herrn zu ermorden, aber dazu zu feig waren, sich durch Fressen von Erde ums Leben brachten, weil sie der Alternative der Ausführung des Mordes oder des Eidbruchs nicht zu entgehen vermochten.

Für Schmuck und Zierde hat der Neger wenig Sinn, er scheint in dieser Beziehung mehr auf den Eindruck seiner wohlgeformten Glieder zu vertrauen als auf Kleider. Geschmeidigkeit der Glieder ist ihm von Natur eigen, und wenn er diese Gabe in der sogenannten Freiheit zu nichts Anderem nützt, als zu affenartigen Sprüngen, so zeigen in mehr kultivirtem Zustand beide, besonders aber das weibliche Geschlecht, eine natürliche Grazie und Würde der Haltung und Bewegung, die, selbst in Lumpen gehüllt, Adel blicken läßt. Sorglos im höchsten Grade, giebt weder das eine noch das andere Geschlecht Acht auf seine Kleider, und folgt in der Wahl derselben dem Trieb der geschmacklosesten Buntheit; allein die Art, die Kleider zu tragen, hat stets etwas Malerisches. Was ihre Wohnung betrifft, so ist die der freien Buschneger hochgelegen, zugänglich, reinlich und nicht sonder Zierde geflochten; die der Sklaven dagegen, wenn sie ihrer Wahl folgen dürfen, unzugänglich, nicht sehr reinlich und wohl hinter Gebüschen versteckt. Diese lieben es nicht, wenn irgendwer die Wohnung betritt, weil sie fürchten, über irgend einem dort verborgenen Diebsgut ertappt zu werden.

Was den Neger am meisten bezeichnet, sind seine fixen Ideen, ohne die man keinen antreffen wird. Jeder bildet sich ein, daß irgend etwas oder irgend welche Dinge für ihn schädlich sind, wo nicht ihm den Tod bringen, und diese heißt er seine Drift; so hat einer einen gewissen Fisch,

der andere eine oder mehrere Früchte u. s. w. zur Drift, und ist durch nichts zu vermögen, diese Dinge zu genießen, ja er wird wirklich krank, wenn er sie genießt, so mächtig wirkt diese fixe Idee. Dies ist Kleinigkeit, wenn man will, Geschmacksache; allein diese fixen Ideen haben eine sehr ernste Seite: es herrscht nämlich unter diesem Volke der Glaube, daß in jedem Ihresgleichen ein böser Dämon stecke, welcher seine Handlungen regiere. Stirbt unter den freien Buschnegern ein Neger, so wird von den Verwandten irgendwer bezüchtigt, ihn ermordet zu haben, und wäre dieser Jemand auch lange Zeit stundenweit entfernt gewesen. Nach Befragung einer Art von Pythia wird der Bezüchtigte ergriffen und grausam hingerichtet.

Gleichwie am Negerkopf das Ohr der schönste Theil — denn es ist fein und wohlgebildet — so ist auch Sinn für Musik dieser Race eigen; ihre Gesänge, obgleich oft von wüstem Instrumentallärm begleitet, sind nicht ohne Wohlklang, und bewegen sich in Moll-Akkorden. Ihre Stimmen sind knäbisch, mehr Hals- denn Bruststimmen, und ihr Sprachsinn äußert sich mehr melodiös als logisch. Das sogenannte Neger-Englisch, das hier allgemein gesprochen wird, ist ein Gemengsel von Englisch, Holländisch, Spanisch und so zu sagen Afrikanisch, ohne allen innern Bau, gefügt nach Art der Kinder; allein das Verdienst haben die Neger wenigstens um die englische Sprache, daß sie vermöge ihres musikalischen Ohres alle die häßlich klingenden, schlechten Vokale in wohlklingende umgewandelt haben, und dies immer thun, sobald ihnen ein hartes Wort vorkommt. Ein Neger z. B., den man Achmed nannte, bekam alsbald von seinen Kameraden den Namen Hagometi (hog's meat, Schweinefleisch), und wenn ich Ihnen einen Begriff von dem kinderartigen Bau dieses Gemengsels geben soll, so kann dies durch den Wahlspruch der hiesigen farbigen petites-femmes oder missies geschehen, der lautet: monni kabá, lobi kabá, übersetzt: monni = money, Geld; kabá = accabado, zu Ende — und damit ist die Uebersetzung zu Ende, denn was lobi heißt, werden Sie sich ohne Schwierigkeit selbst erklären können.

Es ist häufig behauptet worden, daß im Süden die Entwickelung der Reife früher eintrete als im Norden, und besonders beim Neger früher als beim Weißen Diese Behauptung muß ich, nach dem, was ich in Surinam gesehen und hierüber gehört habe, widersprechen, und kann mir sie nur daraus erklären, daß Untersucher, welche sie angaben, sich auf die Aussagen der Neger in Betreff deren Lebensalters verließen. Man muß aber wissen, daß der Neger n i e weiß, wie alt er ist, und hierüber die lächerlichsten Angaben liefert; so gab mir z. B. ein etwa 40jähriger Neger auf die Frage, wie alt er sei, in vollem Ernst die Antwort: funfzehn Jahre. Genauen Erkundigungen zufolge tritt bei den Weibern die Reife zwischen dem 13ten und 17ten Jahr ein, und hört, wie bei uns, um das 40ste Lebensjahr auf. Ganz anders verhält es sich aber mit der Entwickelung und Ausbildung des Körpers in der Jugend. Wo ein europäisches Kind noch ganz kinderartige Verhältnisse zeigt, z. B. im vierten Jahr, ist das Neger-

kind schon fertig proportionirt gewachsen, und sieht, da sein Wachsthum in die Höhe nicht schneller geht als bei andern Menschen, eher einem Erwachsenen en miniature als einem Kinde gleich. Die Gesichtszüge haben schon in diesem Alter den fertigen Ausdruck eines Europäers von zwanzig Jahren, die Haut läßt sich falten, ohne daß, wie bei gleich alten weißen Kindern, eine dicke Schicht fetten Zellgewebes die Falte verdickt oder das Falten unmöglich macht; die Bewegungen sind so gewandt, wie bei Erwachsenen, und überhaupt sieht man an diesen Kindern die Veränderungen, welche ein Europäer vom vierten bis sechzehnten Jahr durchläuft, nur undeutlich.

Es war oben von Extremen die Rede, in denen sich der Neger ausschließlich bewegt; hierzu zähle man nun noch den wildesten Trotz und die bis zur Verzweiflung gehende Feigheit, den abgeschmacktesten Hochmuth und die bettelhafteste Kriecherei, die zärtlichste Affenliebe und die entmenschteste Grausamkeit, so ergiebt sich uns das Bild eines stationären Knabenthums. Der Neger ist ein seiner Race nach stationärer Knabe. Denken wir zurück an unsere eigene Knabenzeit, so werden wir finden, daß damals dieselben Gegensätze von Gefühligkeit und Stumpfsinn, Frohsinn und Verzweiflung, Trotz und Feigheit, Eigensinn und Willfährigkeit, Ausdauer und Trägheit, Hochmuth und Unterwürfigkeit unser Eigenstes waren. Es wird noch oft genug von Negertricks die Rede sein, die ich jetzt nicht vorgreifend aus ihrem Zusammenhang reißen kann, allein es ist kein Charakterzug an dieser Race zu finden, wodurch nicht die Wahrheit des oben ausgesprochenen Satzes in die Augen spränge. Ein guter Neger ist wie ein guter Junge: offen, schmeichlerisch, gierig nach Lob oder kleinen Spenden, willfährig und ausdauernd; ein schlechter das treffende Bild eines bösen Schulknaben: verstockt, listig, voll freudiger Emsigkeit, wenn er am Werke ist, um den Meister zu ärgern oder zu hintergehen, routinirt in der Verstellung und Lüge, höchst gewandt in Ausreden aller Art, Stoiker in Ertragung von Schmerzen, denn er weiß, es ärgert den Meister, wenn er Züchtigung mit Gleichmuth erträgt, und träge, gleichgültig und gefräßig über alle Begriffe. Dem Trunk ist er im Allgemeinen nicht so ergeben als der Indianer, und kann demselben entsagen, wenn dessen Gebrauch ihm Gefahr bringt; ob er der Wollust mehr ergeben sei als der Europäer, wird schwer zu entscheiden sein, aber seine Leidenschaftlichkeit ist zügellos, wenn angeregt, und Treu' und Glauben sind bei ihm von dem Einfluß launenhafter Neigung oder dem der Angewöhnung von Jugend auf abhängig. Obgleich von guter Auffassungsgabe, ist er ohne Urtheil, und läßt sich daher in diesem durch die abgeschmacktesten Phantasien leiten. Ein Neger, den man auf eine Viertelstunde Wegs verschickt, braucht gewöhnlich, trotz aller Ermahnungen und Androhungen, hierzu 4 bis 5 Stunden; hierüber zur Rede gestellt, behauptet er, nicht gewußt zu haben, daß es so spät sei, leugnet jeden Fehler ab, scheint ihn nicht zu begreifen, oder begreift ihn in der That nicht gut, denn er hat kein Zeitmaß im Kopf; zeigt man ihm

aber die Uhr, ehe er fortgeht, und droht ihm mit Strafe, wenn er nicht zurück ist, bis der Zeiger auf eine bestimmte Ziffer weise, so kommt er pünktlich, denn er hält die Uhr für ein Wunderding, das den Meister über alle seine Schritte unterrichtet.

Wenn der Neger mit Ruhe Gefahren entgegengeht, so ist dies nicht der ruhige Muth des Mannes, sondern die Gleichgültigkeit und tollkühne Urtheilslosigkeit des Knaben. Man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß der Neger der Ansteckung nervöser Fieber, wie z. B. der des gelben Fiebers, entgeht; es ist aber Irrthum, wenn man glaubt, daß dies seinen Grund in seiner körperlichen Organisation habe; der Muth der Gleichgültigkeit schützt ihn vor Ansteckung eben so, als den Europäer sein moralischer Muth in ähnlichen Fällen. Sobald der Neger aber die wahre oder eingebildete Größe einer Gefahr einsieht, so überläßt er sich der grassesten Verzweiflung, und geht dadurch schneller zu Grunde als der Europäer; hat er beim gelben Fieber die Macht der Krankheit begriffen, so ist er, da er sich gleich anfangs verloren giebt, sicher verloren. Obgleich durch seine erregbare Gefühligkeit mit beinahe hundeartiger Treue an seinen Meister und Erzieher gekettet, fehlt ihm jene Treue, die für den männlichen Charakter das Bezeichnendste ist; aber seine Treulosigkeit ist völlig grundlos, d. h. er zeigt nicht Mißtrauen; weil er getäuscht wurde, sondern er mißtraut Jedem, weil in ihm, seiner Natur nach, keine Treue wohnt. Am meisten mißtraut er aber seines Gleichen, und hiervon kommt, verbunden mit seiner Anlage zu fixen Ideen, sein Glaube: jeder Neger sei von einem bösen Geist besessen. Dies ist auch das größte Hinderniß für die Erziehung der Neger durch ihres Gleichen, indem sie Unterweisung durch dieselben bei Weitem weniger gut annehmen als von Weißen, und dies besonders, wenn der Unterweiser ein freier Mann ist, wo er nicht selten durch das Mißtrauen seiner Racegenossen, sowie durch eigene angeborene Neigung, aus einem gebildeten Zustand in den der Rohheit zurückkehrt. Es sind Beispiele von talentvollen Negern bekannt, welche, in Europa erzogen, gelehrte und tüchtige Prediger wurden; man schickte sie als Missionäre nach Afrika, aber nach wenigen Jahren traf man sie daselbst so nackt und roh an als ihre wilden Stammgenossen.

Geld hat in der Hand des Negers dasselbe Schicksal als in der eines Knaben, es wird entweder nutzlos aufgehäuft oder auf die unsinnigste Weise verschwendet. So kaufte z. B. ein Buschneger, der in Paramaribo eine Quantität Holz verkauft hatte, von einem Juden eine Schreibschatulle, bloß weil er wußte, daß die Europäer sich einer solchen bedienten, und schleppte dieses eben so theure als nutzlose Möbel mit sich in die Urwälder. Wie Kaliban nur unter dem Einfluß der weißen Zucht Prospero's, so ist, mit äußerst seltenen Ausnahmen, von Negerindividuen, die durch persönliche Mannhaftigkeit das Knabenhafte ihrer Race überwinden können, der Neger nur in der Dienstbarkeit des Weißen etwas werth. Man kann in den Straßen von Paramaribo die Freineger als himmelanstinkende Faullenzer

kauen, liegen und gaffen sehen, denn wenn sie nur ein bis anderthalb Tage in der Woche ein wenig arbeiten, so haben sie genug, um den Bauch zu füllen. Dies geschieht mit den talentlosen; aber selbst talentvolle, die sich als Werkleute in jeder Beziehung ausgezeichnet hatten, fallen, unmittelbar nach ihrer Freilassung aus Hochmuth (da ja nur der Sklave zu arbeiten braucht), Gedankenlosigkeit und Mangel an innerem Halt der elendesten Faullenzerei anheim.

Dies Alles, wird man uns sagen, kommt auch bei Europäern vor; das ganze europäische Proletariat, vom deutschen Bummler bis zum Lazzarone, hat in seinem Charakter, in seiner Denkungsweise, in seinem Handeln die größte Aehnlichkeit mit dem, was hier von Negern gesagt wird; Trägheit, Gleichgültigkeit, Mißtrauen, Unfähigkeit im Gebrauch des Geldes u. s. w. kommt auch hier in ähnlicher Weise vor. Zugegeben! denn der Proletarier ist nichts Anderes als eine Knabennatur; allein was ihn wesentlich vom Neger unterscheidet, ist das: der europäische Proletarier hat, obgleich seiner innern Individualität nach von der Geburt bis zum Tode ein psychischer Knabe, hinter sich die Männernatur der europäischen weißen Race; dadurch hat er die Fähigkeit, sein Bubenthum zu durchbrechen, und seiner Obrigkeit ist die Möglichkeit gegeben, auf diese Durchbrechung hinzuwirken, ohne gegen einen organischen Naturbestand anzukämpfen. Den Proletarier hindert seine äußere Freiheit nicht, die innere anzutreten, sobald er in sich gehen und die ihm von der Natur eingepflanzten männlichen Eigenschaften kultiviren will. Ganz anders der Neger. Da seine Race knäbisch und dadurch innerlich unfrei, so hat er — ein Fall, der unter allen Menschenracen mehr Ausnahme als Regel ist — eine ungewöhnlich starke männliche Individualität nöthig, um seine Race-Eigenschaften zu überwinden; für ihn ist die äußere Freiheit, wenn diese Ueberwindung nicht vollständig geschehen ist, ein Hinderniß, die innere anzutreten, weil er ohne die väterliche Leitung des Europäers den durch nichts zu durchbrechenden knäbischen Eigenschaften seiner Race zur Beute wird.

Elfter Abschnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens. *)

Es wird so Viel und Verschiedenes von den Männern der westlichen Wälder, den „Backwoodsmen," erzählt, und so wenig von den Frauen gesprochen, welche mit jenen die Einsamkeit der Wälder theilen, und doch sind gerade diese härteren Beschwerden, größeren Entbehrungen ausgesetzt, als die Männer, denen die Natur schon zum angeborenen Eigenthume Stärke und Ausdauer verlieh. Der Pionnier, von Kindheit auf an Sturm und Wetter gewöhnt, zieht mit Büchse und Axt in die Wildniß und gründet sich dort an Stellen, die noch kein menschlicher Fuß betrat, seine Heimath; ein gutes Feuer und eine wollene Decke sind ihm Schutz genug gegen Sturm und Unwetter; die schwache, zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säugling, den kleineren Kindern widmen muß, sie, die bis dahin im warmen, sichern Haus, von Freunden und Verwandten umgeben, gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitzt, ob sie ihren Mann wahr und innig genug liebt, um ohne Murren und mit freudigem Herzen einem Wirken entgegen zu gehen,

*) F. Gerstäcker, Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Mit einem Vorwort von Bromme. 2 Bde. Dresden u. Leipzig 1844.

das ihr in langen, langen Jahren keine einzige Freude, keine einzige Erholung, nur Noth und Gefahr verspricht.

In einem aus rauhen und unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Verschlage, nur von drei Seiten gegen Wind und Regen geschützt, verlebt die Frau nicht Tage und Wochen, nein, Monate, nicht selten Jahre auf eine Art, die den gesündesten Körper eines Europäers zerrütten müßte. Die nasse, kalte Erde ist ihr Fußboden, der weite, einsame Wald ihr Aufenthalt. Kein Nachbar besucht sie; der nächste lebt vielleicht eine halbe Tagereise entfernt: kein Arzt kann ihr mit Rath und That beistehen, wenn Krankheit sie auf's Lager wirft; in jener wilden, unbebauten Gegend hat keiner von diesen seine kleine Apotheke aufgeschlagen. Die Lebensmittel sind aufgezehrt, Mais ist noch nicht angebaut, und der Farmer nimmt die Büchse auf die Schulter, um ein Stück Wild zu schießen und damit den Hunger der Seinigen zu stillen. Lagert er aber auch mitten im Walde, sieht er selbst die Fährte des scheuen Bären Morgens kaum hundert Schritte weit von seinem Wachtfeuer, so scheint doch die ganze Wildniß wie ausgestorben, kein Wild zeigt sich in Schußnähe, und Tage lang folgt er dem flüchtigen Hirsch durch Sumpf und Thal, über Berge und Flüsse.

Einsam und unbeschützt liegt indessen das arme Weib auf dem harten Lager und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheul der Wölfe und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, welche Beute witternd die Hütte umschleichen, aber zu furchtsam sind, sich dem Lagerplatz menschlicher Wesen zu nahen. Doch ebenso wie der Mann, wenn er stets von Andern geleitet wird, nie zur Selbstständigkeit gelangt, so erwartete die Natur des schwachen Weibes nur die Gelegenheit, ihre schlummernden Seelenkräfte zu wecken und da thätig und handelnd aufzutreten, wo sie bisher einzig und allein auf den Schutz und die Kraft eines Andern, Stärkeren gebaut hatte. Furchtlos sorgt die Mutter jetzt für die sie ängstlich umdrängenden Kleinen, tröstet, selber des Trostes bedürftig, die Zaghaften und trifft mit männlichem Muthe alle Anstalten zur Vertheidigung, wenn die näher und näher kommenden Raubthiere wirklich einen Angriff wagen sollten. Die Büchse hat der Mann mitgenommen, aber die Axt lehnt in der Ecke und wird an die Thür gestellt, ein tüchtiges Feuer im Kamin unterhalten, und jubelnd begrüßt sie endlich den nahenden Morgen, vor dessen freundlichem Lichte die Thiere der Nacht scheu entweichen.

Mit ihm kehrt auch der Gatte, reich mit Beute beladen, zurück; rüstig beginnt er die ländlichen Arbeiten, die riesigen Stämme fallen unter den kräftigen und geschickten Hieben der Axt, und jeder Tag macht die stille Waldesheimath sicherer, wohnlicher, menschlicher.

Indessen besorgt die Frau ihre täglichen Geschäfte und Arbeiten. Am frühen Morgen bereitet sie vor Allem das Frühstück; grobes Maismehl wird in einer hölzernen Schüssel mit Wasser und Salz angerührt, so daß es einen festen Teig bildet, und dann auf einem eisernen Deckel flach geschlagen und

schräg gegen die glühenden Kohlen gestellt. Eine Kaffeemühle fehlt; die Frau weiß sich aber zu helfen; die gebrannten Bohnen werden in dem blechernen Jagdbecher ihres Mannes mit dem Stiel seines Tomahawks zerstoßen und dann in das siedende Wasser der großen Blechkanne gethan, um mit demselben einige Male aufzukochen und dann den erquickenden Kaffeetrank zu bilden. Bräunt sich das Maisbrod, so schneidet sie dünne Scheiben Speck in die eiserne Pfanne, denen ähnliche Stücke Hirschfleisch folgen, gießt, um den Kaffee klarer zu machen, etwas kaltes Wasser in den hochaufkochenden, rückt ihn schnell vom Feuer weg und ruft die Ihrigen zum schnell bereiteten Mahl.

Das „Geschirr," wenn das wenige Hausgeräth mit solchem Namen belegt werden kann, ist bald wieder aufgewaschen, und nun wird das große Baumwollenspinnrad hervorgeholt und mit emsiger Hand der Faden gedreht. Hat der Farmer seine Pflüge in Ordnung, ist das Feld bestellt, kommen die langen Winterabende, dann arbeitet er auch wohl an einem Webestuhle, auf welchem die thätige Hausfrau alsbald Platz nimmt, wenn die Tage wieder warm werden und der Mann draußen zu arbeiten hat. Den Faden, welchen sie im vorigen Jahre gesponnen hat, webt sie nun für sich und die Ihrigen zum Kleide, das sie selber nähet. Dabei vergißt sie aber nicht, den kleinen Gemüsegarten zu bestellen, die Hühner und Ferkel zu füttern, Seife zu kochen, die Wäsche zu besorgen, die Kuh zu melken, die Milch in der Flasche so lange zu schütteln, bis sie zu Butter wird — denn ein Butterfaß ist noch nicht vorhanden.

Die Söhne und Töchter wachsen allmählig heran, die Heerde vermehrt sich, das urbare Land wird erweitert, und Ueberfluß tritt an die Stelle des Mangels. In einer Entfernung von ein paar Stunden sieht man nun auch den Rauch der Nachbarhütte emporsteigen, und schon durchkreuzen einige gebahnte Wege den Wald, welche den gegenseitigen Besuch erleichtern. Hiermit werden auch die Arbeiten leichter, da die Nachbarn freundlich sich an die Hand gehen. Sollen auf dem Felde riesige Baumwurzeln und Klötze zusammengerollt und verbrannt werden; ist die Zeit gekommen, wo der Mais geschnitten werden muß, damit er nicht fault; ist ein neues Haus zu errichten, wozu starke Arme gehören, so ruft eine bittende Einladung sämmtliche Nachbarn, Männer und Frauen zusammen, und keiner bleibt zurück. Ist das Werk beendet, dann machen sich die Frauen an's Kochen, wobei der „Stew" (ein Getränk aus Whiskey, Wasser, Zucker, Gewürz und Butter) eine Rolle spielt, und nun vereinigen sich beide Geschlechter zum fröhlichen Tanz, der zuweilen mit einem Pfänderspiel unterbrochen wird.

Es müßte ein sehr armes Mädchen sein, das sich bei einem solchen Ball nicht zwei Mal umziehen könnte; die wohlhabenderen thun dies fünf bis sechs Mal, ohne jedoch an ihrem Haarschmuck, der stets sehr einfach ist, etwas zu ändern. Den amerikanischen Jungfrauen des Waldes wird so selten Gelegenheit geboten, ihren Schmuck und Putz von den jungen

Leuten bewundern zu lassen, daß sie dafür die Gelegenheit, wenn sie sich einmal bietet, recht gründlich benutzen. Uebrigens machen sie dabei keineswegs Anspruch auf kostbare Stoffe, und hübscher Kattun steht in großem Ansehen; nur der Schnitt der Kleider muß geschmackvoll sein, und in dieser Hinsicht weichen sie keineswegs den „Stadtdamen."

In Amerika fällt überhaupt der Unterschied zwischen Bauer und Städter, der in der Alten Welt so gewaltig ist, fast ganz hinweg; umsonst wird der Einwanderer bei dem dortigen „Landmann" eine Spur eines plumpen, unbehülflichen Wesens suchen, welches nur zu oft unseren braven Nährstand auszeichnet und daher rührt, daß dieser mit den über ihm stehenden Klassen zu wenig in Berührung kommt. Der amerikanische kennt keine „vornehmere" Klasse, und das Gefühl seiner Unabhängigkeit und Freiheit giebt ihm jenes ungezwungene, ich möchte sagen, gentile Wesen, das in unseren Kreisen den Mann von Welt verräth. Ebenso verhält es sich mit den Frauen. Ein eigenes Interesse gewährt es, die natürliche Grazie zu beobachten, mit welcher sich diese „Töchter des Waldes," die ihre wilde Heimath vielleicht nie verlassen haben, in allen Lebensverhältnissen benehmen. Sie haben ein entschiedenes Selbstbewußtsein, und der Grund davon mag wohl darin liegen, daß den „weißen Frauen" überall in Amerika mit Achtung und Verehrung begegnet wird, daß kein Mann es wagt, irgend eine, selbst die ärmste, niedrigste nicht, mit Wort oder That zu beleidigen. Oft sieht man daher auch junge Mädchen und Frauen weite Reisen ohne Begleitung unternehmen, denn sie finden in jedem zufälligen Reisegefährten einen Beschützer und Freund. Die jungen Leute heirathen in den Vereinigten Staaten sehr früh, und ich habe nicht selten Mütter von 14 und 15 Jahren gefunden. Sorgen um die Existenz braucht sich da Keiner zu machen; der Landmann des Westens kennt wenig Bedürfnisse und gewinnt leicht die Mittel, sie zu befriedigen. Merkwürdig ist die Art, auf welche die Amerikaner nach dem deutsch-englischen Ausdruck „courten," d. h. den Hof machen, und unvergeßlich wird mir in diesem Punkte ein junger Mann bleiben, der nach echt amerikanischer Weise eine Frau nahm.

Heinze — er war deutscher Abkunft — hatte sich mit unermüdlichem Fleiße ein Stück Land urbar gemacht, ein gutes Blockhaus gebaut, ein paar tausend „Fencestangen" gespalten, um noch ein zweites Feld einzäunen zu können, einen kleinen Pfirsichgarten gepflanzt und sich eine so allerliebste Zucht von Hühnern und jungen Ferkeln angeschafft, wie man nur irgend in Arkansas finden konnte. Die natürliche Folge hiervon war, daß alle Nachbarn fest glaubten, Heinze sei der Junggesellenwirthschaft müde und wolle heirathen. Trotz allen Sticheleien der Freunde leugnete er dies aber auf das Bestimmteste und meinte, „er habe noch Zeit, an's Heirathen zu denken." Die Sache war jedoch nicht so ganz richtig, denn eines Morgens begann er mit außergewöhnlichem Eifer seine Sonntagsstiefeln zu wichseu und seinen baumwollenen Rock mit blanken Knöpfen auszubürsten.

„Sonny,“ sagte der alte Vater, der mit ihm gemeinschaftlich das kleine Haus bewohnte, verwundert, „Sonny, was hast Du denn vor, daß Du Dein Sonntagskleid zum Donnerstag anziehst? Du gehst doch nicht courten?“

„Unsinn,“ sagte Heinze, bürstete aber nur desto eifriger an dem bestäubten Rockkragen, „ich will hinüber zu dem neuen Ansiedler und mir ein paar Kühe besehen, die ich kaufen möchte.“

„Ahem!“ sagte der Alte, schüttelte aber sehr bedeutend mit dem Kopfe, als sein Sohn das alte Stück Bärenfell vom Sattel nahm und ein zartgegerbtes Lammfell darüber breitete, das sonst nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurde. Seine Vermuthung aber ward zur Gewißheit, als sein Sohn mitten in der Woche ein reines Hemd anzog, vor dem kleinen Stück Spiegelglas, das er sonst nicht einmal zum Rasiren benutzte, die Haare odnete und bald darauf, nachdem er mit größter Sorgfalt seine Toilette geordnet hatte, pfeifend forttrabte.

Der Verdacht des alten Mannes war nur zu gegründet; Heinze begab sich keineswegs zu dem neuen Ansiedler hinüber, sondern schlug den geraden Weg den Fluß hinunter ein, wo er nach einem dreistündigen Ritt bei einem Nachbar anlangte, der zwei sehr hübsche Töchter und auch sonst ein sehr anständiges Eigenthum sein eigen nannte. Wenn er aber auch noch nicht recht fest entschlossen war, um welches der beiden Mädchen er anhalten sollte, so hatte er doch gutes Vertrauen zum günstigen Zufall. Ein wenig beklommen stieg er vom Pferde, das ruhig zu grasen anfing, und trat ins Haus.

Es war noch früh am Tage, und er fand beide Mädchen emsig mit ihren Hausarbeiten beschäftigt; die älteste butterte und die jüngste spann, während die Mutter am Webestuhle saß und das Schiffchen fleißig hin und wieder fliegen ließ. Heinze, der freundlichen Einladung folgend, rückte einen Stuhl zum Kamin und fing an, seinen Hut zwischen den Knieen herumzudrehen.

„Haben Sie schon Ihr Korn dieses Jahr gepflanzt, Mister Heinze?“ fragte die Mutter.

„Will gerade anfangen, Ma'm!“ sagte Heinze.

„Trocknes Frühjahr heuer!“

„Sehr.“

„Wie geht's Ihrem Vater?“

„O, danke schön — he his kicking about*).“

„Glauben Sie nicht, daß es heute regnen wird?“

„Nein!“

Hier stockte die Unterhaltung wieder, und Heinze wirbelte seinen Filz auf eine wahrhaft unmenschliche Weise zwischen den Fingern herum. Die älteste Tochter versuchte zwar noch einige Male, ein Gespräch anzuknüpfen,

---

*) Er schlägt sich so herum.

es blieb aber vergeblich, Heinze beantwortete Alles so kurz als möglich und verfiel dann wieder in sein voriges Stillschweigen. Endlich nahte sich die Mittagsstunde, der Tisch wurde gedeckt, das Essen aufgetragen, und der Besuch stand jetzt auf, strich seinen Hut glatt und sagte: „Good by to you all!“ *)

„Wollen Sie nicht mit uns essen, Mr. Heinze?“

„Habe nichts dagegen,“ erwiderte dieser, ruhig umkehrend, setzte den Hut unter seinen eigenen Stuhl und vertiefte sich gar bald in den gebratenen Speck und eine Schüssel voll Kartoffeln.

Das Essen war weggeräumt, die Frauen hatten ihre Beschäftigungen wieder aufgenommen, ja der Abend brach schon herein, der muthmaßliche Freier blieb aber immer noch auf seinem Stuhle stocksteif sitzen und sah bald die jüngste, bald die älteste der Schwestern forschend von der Seite an, daß die Mädchen, welche lange die Absicht seines Besuches gemerkt hatten, das Lachen kaum unterdrücken konnten. Da kam endlich der Vater aus dem Walde zurück und trieb ein paar Kühe heim, trat dann in die Stube und begrüßte den Gast, neben diesem Platz nehmend. Heinze thaute jetzt ein wenig auf und wurde gesprächiger, rückte aber immer noch nicht mit der Sprache heraus, und ließ sich erst wieder zum Abendbrod einladen, ehe er zugab, daß sein Pferd abgesattelt und gefüttert würde, da er fortwährend behauptete, er müsse augenblicklich nach Hause reiten; die hereinbrechende Dunkelheit und ein heranziehendes Gewitter machten überdies jedes fernere Nöthigen unnütz; ohne weitere Einladung holte er jetzt selbst den Sattel ins Haus und band den Pony an einen Trog fest.

Sobald das Wetter vorüber war, suchten Alle ihr Lager, und auch der Freiersmann sah sich bald unter zwei wollenen Decken ausgestreckt. Am andern Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben sich die beiden Mädchen (die ganze Familie schlief, den Gast eingerechnet, in der einen Stube), kochten den Kaffee, melkten die Kühe und trugen das Frühstück, Speck mit Maisbrod, auf. Nun aber wurde auch Heinze unruhig, und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge. Das merkte der Alte, dem die Mutter schon ihre Vermuthung mitgetheilt hatte; dem armen Teufel also eine Verlegenheit zu ersparen, nahm er ihn beim Knopf, führte ihn vor die Thür und erzählte ihm hier — daß seine zwei Töchter schon Bräute wären und am nächsten Sonntage zu gleicher Zeit getraut werden würden.

Heinze sagte blos das eine Wort „singular“ **), drückte sich dann den Hut fester in die Stirn, schüttelte dem Alten die Hand, bat ihn, seinen Sattel aus dem Hause zu holen, und war zehn Minuten später auf dem Heimwege.

Er hatte aber einen ganzen Tag versäumt und noch dazu in der

---

*) Lebt wohl Alle zusammen!

**) Sonderbar.

Pflanzzeit, durfte also auf keinen Fall, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Hause kommen; als er daher an einer andern Hütte vorbeiritt, in der ebenfalls ein junges, obgleich sehr armes Mädchen wohnte, so stieg er ab, trat hinein und beendete in anderthalb Stunden das Geschäft, indem er schnell von den Eltern und dem Mädchen, die ihn alle als einen fleißigen Burschen kannten, die Zustimmung erhielt. Vier Stunden später ging er schon wieder in Hembärmeln auf seinem eigenen Lande hinter dem Pfluge her und zog Furchen für die Maissaat. Acht Tage darauf ritt er mit seiner Braut zum Friedensrichter und verließ diesen als ein verheiratheter Mann.

So arm ein Backwoodsman aber auch sein mag, so wird er doch nie zugeben, daß seine Frau eine sehr harte Arbeit thue; ihre Beschäftigungen beschränken sich auf Kochen, Waschen, Spinnen und Weben. Von Vergnügungen — einen gelegentlichen Tanz ausgenommen — weiß eine solche Frau freilich gar nichts, — Städte kennt sie nur dem Namen nach; sie verlangt aber auch nichts weiter, als ihre eigene Familie gedeihen, ihre Heerden mit jedem Jahre wachsen zu sehen. Sonntags reitet sie an der Seite ihres Mannes auf einem hübschen Damensattel (den sie sich anschafft, und wenn sie darum eine Kuh verkaufen müßte) zur Betversammlung, benutzt vielleicht zugleich die Gelegenheit, eine nicht sehr entfernt wohnende Freundin zu besuchen.

Welche Thatkraft aber in der Brust einer solchen Frau oft schlummert, die nur des Funkens bedarf, um zur Flamme empor zu lodern, mag das folgende Beispiel beweisen:

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Missourier auf einem Jagdzuge, den er mit mehreren Kameraden unternommen, zufällig eine augenscheinlich sehr reichhaltige Bleimine entdeckt, die etwa 50 engl. Meilen von seiner eigenen und fast eben so weit von jeder andern Farm entlegen war. Da seine Gefährten sich zufällig von ihm entfernt hatten, so beschloß er, Keinem ein Wort davon zu sagen, sondern mit Weib und Kind dahin auszuwandern und an der Stelle ein „Improvement" anzulegen, d. h. sich dort niederzulassen, wo er erwarten durfte, aus dem Ertrag der Mine, wenn er sich vor allen Dingen das Land gesichert hatte, reichen Nutzen zu ziehen. Gedacht, gethan. Schon am dritten Morgen kehrte er zu den Seinigen zurück, verließ, da er nicht gleich einen Käufer fand, sein kleines Besitzthum, packte das nothwendigste Handwerkszeug auf ein Pferd, seine Frau und zwei kleine Kinder auf ein anderes, schulterte die Büchse und trat nun wohgemuth, voll froher Hoffnung, seinen Marsch nach der neuen Heimath an. Da aber das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so vermochte er nicht die ganze Strecke in einem Tage zurückzulegen, sondern lenkte am Abend, da sich überdies der Himmel umwölkte, die Schritte am Ufer eines kleinen Baches hinauf, wo er früher einmal eine alte verlassene Blockhütte gesehen hatte. Das ersehnte Obdach war kaum erreicht, als der Regen in Strömen herabgoß, grelle Blitze

das Firmament durchzuckten und der Donner in furchtbaren Schlägen hinterdrein schmetterte.

Bald hatte sich die kleine Familie für die Nacht eingerichtet, das Bett wurde in einer Ecke zurecht gemacht, das Kochgeschirr hervorgeholt und ein gutes Feuer in Brand gesetzt, wozu der Mann einige trockene Bretter von den Wänden abriß, dann aber, als das Unwetter, etwas nachgelassen hatte, von Außen Brennholz nachholte.

Das Blockhaus war eine jener ganz roh aufgebauten Hütten, in denen der Pionnier des Westens seine ganze Lebenszeit zubringt, und die er nur dann verläßt, um sie gegen eine wo möglich noch einfachere, aber westlicher gelegene zu vertauschen. Das Dach, mit gespaltenen Brettern gedeckt, die wiederum durch gewichtige Stangen an ihren Plätzen festgehalten wurden, leitete übrigens den Regen gut genug ab, und nur hie und da bahnten sich einzelne Tropfen den Weg durch faul gewordene Stellen. Die Wände waren an der Nord- und Westseite mit Planken benagelt, und die Diele bestand aus roh behauenen Bohlen, in denen gewaltige Bohrlöcher bewiesen, daß sie einst einem Flatboot angehört hatten und wahrscheinlich von dem nicht sehr entfernten Missouri hierher geschafft worden waren. Der eingestürzte Schornstein gab dem Ganzen freilich ein etwas trübseliges, wildes Aussehen, doch entsprach er wenigstens noch theilweise seinem Zweck, und wenn auch etwas mehr Rauch im Zimmer verblieb, als sich eigentlich mit dem Wohlbefinden der Insassen vertrug, so diente dieser wieder als Schutzmittel gegen die keineswegs geringe Anzahl von Moskitos, die nach dem nassen Winter in zahllosen Schwärmen den benachbarten Sümpfen entstiegen.

Die Wanderer, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, hatten sich schlafen gelegt, und mehrere Stunden herrschte eine fast durch Nichts als das regelmäßige Athemholen der Schlafenden unterbrochene Stille, als plötzlich der Säugling munter wurde, zu schreien anfing und auch nicht wieder zu beruhigen war.

„Ich wollte, Du holtest mir einen Becher voll Wasser!“ sagte die Frau endlich zu ihrem Manne. „Das Kind will trinken, und mir selber klebt die Zunge am Gaumen.“

„Gut — habe nur noch Geduld, bis ich das Feuer wieder ein wenig angeblasen und ein paar Späne angezündet habe, — ich kann sonst im Dunkeln die Quelle nicht finden.“

Damit stand er auf und tappte dem Kamine zu, als er plötzlich einen Schrei ausstieß und in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers sprang.

„Um Gotteswillen — was ist Dir?“ rief die Frau erschrocken, — „was hast Du?“

„Nichts!“ stöhnte der Mann, tief Athem holend — „Nichts — ich trat nur auf Etwas!“

„Ich will aufstehen und Feuer anmachen!“ sagte die Frau und richtete sich vom Lager empor.

„Halt — um Deiner Seligkeit willen — halt!“ schrie schnell und heftig der Missourier, — „rühre Dich nicht von der Stelle, wo Du liegst, bis es hell wird!“

„Was ist Dir geschehen? William — rede — ich beschwöre Dich!“ bat die Frau in Todesangst.

„Es sind Schlangen hier, und ich habe auf eine getreten.“

„Bist Du gebissen?“ fragte entsetzt sein Weib.

„Ich glaube nicht; es sprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt; bleibe nur ruhig liegen, rühre Dich nicht und halte auch die Kinder still!“

„O mein Gott!“ jammerte das arme Weib — „wenn es doch erst Tag wäre, mich wird die Angst verzehren; bleib' nur ja, wo Du bist, daß Dir kein Unglück geschieht.“

„Ja, ja,“ sagte der Mann, „ich rühre mich nicht; gieb nur auf die Kinder Acht!“

Lange noch wachte die Frau und lauschte ängstlich der geringsten Bewegung im Zimmer, endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da sich auch das Kleine beruhigt hatte, schlief sie wieder ein. Aber bange Träume quälten sie, und mit einem Angstruf fuhr sie plötzlich empor.

Es war heller Tag; die Sonne schien durch die breiten Spalten ins Innere der Hütte, die Kinder schlummerten noch an ihrer Seite, der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos, und keines der gefährlichen Thiere war mehr zu sehen, der Morgen hatte sie vertrieben. Da richtete sich die Frau schnell empor, warf ihr Kleid über und trat zum Vater ihrer Kinder, um auch diesen zu ermuntern; kaum hatte sie aber seine Schulter berührt, als sie mit einem Schrei zurücksprang, der die Kinder aufschreckte und schauerlich in dem leeren Gebäude verhallte.

Eine Leiche lag vor ihr, kalt und starr, mit weit geöffneten gläsernen Augen und geschwollenen Gliedern. Jammernd sank sie an dem leblosen Körper nieder und versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihn ins Leben zurückzurufen, es blieb vergeblich, und schluchzend warf sie sich endlich wieder aufs Lager, ihrem Schmerze Luft zu machen. Aber die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, stimmten mit ein und hingen sich schreiend an ihre Beschützerin.

Das gab ihr die Kraft, die ganze Seelenstärke wieder und erweckte einen Muth in ihr, dessen sie sich selbst nicht bewußt gewesen war. Mit der Ruhe der Verzweiflung redete sie freundlich den Kindern zu, gab ihnen das Frühstück und bereitete sich dann, den Gatten zu begraben. Unter dem mitgebrachten Handwerkszeug waren mehrere Spaten und Hacken, und eine kleine Strecke von der Hütte entfernt, neben dem murmelnden Bache, grub sie das Lager für den geliebten Mann. Mit kaum glaublicher Kraft trug sie dann den schweren Körper an den Ort seiner Bestimmung, ließ ihn hinab in die Gruft, stemmte unmittelbar über der Leiche einige Bretter quer vor, faltete in stillem Gebet ihre Hände über dem

Grabe, und wollte jetzt dasselbe füllen, als ihr das älteste Mädchen, ein Kind von vier Jahren, in den Arm fiel und sie bat, „keine Erde auf den Vater zu werfen!“ Da verließ sie noch einmal ihr Muth, noch einmal drückte sie laut schluchzend das Kind an ihre Brust, versunken in ihren Schmerz. Dann raffte sie sich aber schnell wieder auf, trug liebkosend das Kleine von der Stelle und beendete heldenmüthig ihre schmerz- und trauervolle Arbeit.

Nun galt es ihre ganze Energie zu zeigen. An dieser Stelle konnte sie nicht bleiben, wenn auch die Nahrungsmittel noch einige Tage ausgereicht hätten. Hier erfaßte sie ein unbezwingbares Grausen, und schnell ordnete sie Alles an, um augenblicklich wieder aufbrechen zu können. Die Sachen, welche sie nicht nothwendig brauchte, legte sie in das Innere der Hütte und befestigte die Thür; das Uebrige trug sie hinaus ins Freie, packte die Lebensmittel zusammen, ließ das jüngste Kind auf einige Minuten in der Obhut des ältern, um die nur wenige hundert Schritte entfernt grasende Stute herbeizuholen, legte dieser den Sattel auf und holte dann ihres Mannes Büchse, Kugeltasche und Messer herbei, um nicht unbewaffnet ihren Marsch durch die einsame Wildniß anzutreten.

Mit unsaglicher Mühe gelang es ihr endlich, Alles in den Stand zu setzen, und mit Hülfe eines umgestürzten Baumes stieg sie selbst in den Sattel und hob die Kinder zu sich empor. Eine neue Schwierigkeit war aber jetzt zu überwinden — wie sollte sie die genaue Richtung treffen, da sie dieselbe auf dem Herwege fast gar nicht beachtet hatte, und von ihrem Manne blos wußte, daß ihr neuer Ansiedelungsort nordwestlich liege? Doch hier half kein Zögern, und sie vertraute viel auf den Scharfsinn des Pferdes, von dem sie hoffte, daß es den Weg allein finden würde. Dieses schien übrigens mit dem Wechsel des Weideplatzes sehr zufrieden zu sein, und gar nicht geneigt, das weniger üppige Gras der Heimath so schnell wieder aufzusuchen; daher begann es jedes Mal, wenn es den Zügel locker fühlte, zu grasen, und beachtete weder Drohen noch Zurufen. Die junge hilflose Frau sah sich also auch hier auf ihre eigene Kraft angewiesen, und lenkte nun das ungern folgende Thier einen südöstlichen Kours, so weit sie selbst im Stande war, diesen genau einzuschlagen. Aber nur sehr langsam konnte sie ihren Weg fortsetzen, denn die beiden Kinder wie die schwere, lange Büchse nöthigten sie, alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, um nicht durch einen vorstehenden Ast oder überhängenden Stamm abgestreift zu werden.

Gegen Mittag umwölkte sich der bis jetzt klare Himmel, und die Unglückliche verlor damit ihren einzigen Wegweiser, denn nach der Rinde der Bäume vermochte sie nicht ihre Bahn zu bestimmen; nach besten Kräften verfolgte sie aber dessenungeachtet die, wie sie glaubte, richtige Bahn, und machte, als der Abend kam, an einer Quelle am Fuße eines Hügels Halt, um hier die Nacht über zu ruhen. Wohl ängstigten sich die Kinder in der Dunkelheit über das Heulen der Wölfe und die schaurigen Töne der

Eulen, die gerade über ihnen ihren lauten Ruf erschallen ließen; die Mutter beruhigte aber, selbst mit bange klopfendem Herzen, die Weinenden, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne und wachte über das geringste Geräusch, das sich im dürren, raschelnden Laube vernehmen ließ.

Der nächste Morgen fand sie wieder marschfertig, aber noch war der Himmel trübe, und immer ängstlicher klopfte der armen Mutter das Herz, wenn sie an die vor ihr liegende bahnlose Wildniß dachte, in der sie sich jetzt verirrt hatte. Am zweiten Abend verzehrte sie, nachdem erst die Kinder gesättigt waren, die letzten Brodkrumen, und nagender Hunger gesellte sich am dritten Tage noch zu ihren übrigen Leiden. Zwar hatte sie unterwegs mehrere Hirsche gesehen, auch in Schußnähe; aber die Furcht, das Pferd scheu zu machen und ihre Kinder der Gefahr auszusetzen, abgeworfen zu werden, verhinderte sie jedes Mal, die Büchse zu gebrauchen. Jetzt aber, am dritten Tage, als der traurige Abend hereingebrochen war, sah sie ein Volk wilder Truthühner in die Bäume aufsteigen; da faßte sie sich schnell, und es gelang ihr, einen der nicht im mindesten furchtsamen Vögel zu erlegen.

Eine unruhige Nacht stand ihr jedoch bevor; der Säugling schrie fortwährend, und die Wölfe, durch die scharfen, dem Rufe des Hirschkalbes ähnlichen Laute herbeigelockt, umschwärmten winselnd das Feuer, so daß sich das geängstigte Weib nicht anders zu helfen wußte, als daß sie die Büchse mit Pulver lud und abschoß, um die Bestien zu schrecken. Wer aber beschreibt das Gefühl, das ihre Brust bestürmte, als in gar nicht großer Entfernung ein lautes Halloh! ihrem Schusse antwortete; o wie freudig jubelte sie dem Retter entgegen, der endlich, durch ihre Stimme geleitet, zu ihr heran kam.

Man kann sich des Mannes Erstaunen denken, als er das schwache, blasse Weib allein mit den zwei hülflosen Kindern in der Wildniß fand; ohne langes Fragen schaffte er schnell Alle zu seiner nicht sehr fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebreicher Theilnahme die späten unglücklichen Gäste empfing und pflegte. Der Mann hatte schon am Abend den Schuß, ja später sogar in einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes gehört, dies aber für den Lockruf des Panthers gehalten, dem es täuschend ähnlich lautete, und den ersten Schuß weiter nicht beachtet. Das immer lauter werdende Geheul der Wölfe machte ihn aber zuletzt aufmerksam, und gerade, als er vor die Thür seiner Hütte trat, fiel der zweite Schuß, der ihm alsbald die Ueberzeugung aufdrang, daß sich ein Verirrter im Walde befinden müsse, wenn er auch nicht glauben konnte, daß dieser eine arme verlassene Frau sei.

Das Haus des Farmers befand sich wohl 20 englische Meilen südlich von dem beabsichtigten Kours und dem elterlichen Hause der Unglücklichen; am nächsten Tage aber schaffte der Amerikaner sie und die Ihrigen auf einem kleinen Wagen in die Heimath zurück.

Bis hierher hatte die Kraft der armen Frau ausgereicht, der starke

Geist den Körper bezwungen; jetzt aber verlangte die Natur ihre Rechte, und ein Nervenfieber warf sie aufs Lager.

Unterdessen machten sich mehrere junge Leute nach der bezeichneten Hütte auf, die Einer von ihnen kannte, um die zurückgelassenen Sachen zu holen. Hier beschlossen sie aber, das Haus zu bewachen und wo möglich die Schlangen zu erlegen. Bei wohlunterhaltenem Kienfeuer hatten sie kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang gewartet, als zwei große Klapperschlangen züngelnd hervorgekrochen kamen und sich der knisternden Flamme näherten. Vier Kugeln machten ihrem giftigen Dasein zu gleicher Zeit ein Ende, und als Siegeszeichen wurden sie über dem Grabe des armen Pionniers aufgehangen.

2. Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit.

Wenn die Reise von der Atlantischen Küste nach dem Innern lange Zeit großentheils durch Wälder führt, welche eine gebirgige oder hügelige, immer wellenförmige Oberfläche bedecken, die von Flußthälern mannigfaltig durchschnitten ist: so gelangt man wenige Meilen von dem Wabash in das Gebiet der Savannen, die natürlichen Wiesen, die sich durch die weite Ebene von Illinois bis zum Mississippi erstrecken. Man nimmt an, daß zwei Drittheile dieses zu 2300 deutschen Quadratmeilen geschätzten Landes Wiesen seien.

Die Wiesen in Indiana wie in Illinois sind von zweierlei Art: niedrige und hohe; die letzteren liegen 30 – 100 Fuß höher als die ersteren. Die niedrigen, minder zahlreichen, sind größtentheils naß und ganz von Holz entblößt; die Hochlandwiesen hingegen mit Wäldern umkränzt, und einzelne Baumgruppen ragen hin und wieder mitten aus den Grasebenen wie Inseln hervor. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar. Bei Vincennes hat man die vegetabilische Erde 22 Fuß tief gefunden; dort kann man sich überzeugen, wie lange für diese fette Dammerde aller Dünger überflüssig ist. Die Aecker jener Stadt sind jetzt beinahe 100 Jahre in Kultur, und noch zeigen sich keine Spuren von Erschöpfung. Man glaubt, daß die niedrigen Wiesen ihren Ursprung dem Wasser verdanken, und zum Theil der Grund von Seen gewesen seien. Die Hochlandswiesen erweitern sich zusehends durch das zufällige und absichtliche Abbrennen des Grases, was fast jedes Jahr Statt hat und den Saum der Wälder nie unbeschädigt läßt. Deshalb ist man wohl berechtigt, an das unter den Indianer bei ihren Waldjagden so gewöhnliche Anzünden der Laubdecke in Betreff des ersten Entstehens jener Wiesen zu denken.

Auf mich haben die großen Wiesenflächen keinen angenehmen Eindruck gemacht. Zudem wird Einem die Gegend dadurch widrig, daß zwischen Vincennes und St. Louis viele Meilen weit das Brunnenwasser durch

seinen Geschmack nach Eisenvitriol und seinen Schwefelgeruch abstößt. Es rührt dies von einer Erdlage her, die eine sehr bedeutende Ausdehnung haben soll. Man hält das Wasser übrigens nicht für ungesund, und die Pflanzer sammt ihrem Vieh haben sich daran gewöhnt. Da wir bei der trockenen Jahreszeit reisten, so entbehrten wir den Anblick der zahllosen Blumen, die in den Frühlingstagen diesen Landschaften einen herrlichen Schmuck verleihen; aber wir konnten dafür desto schneller reisen. Wir kamen durch Wiesen von 6, 10, 12, 20 Meilen Breite. Der rasche Lauf des Wagens fand wenig Hindernisse, und diese nur bei den langsam schleichenden Bächen und Flüssen; doch brauchten wir keinen Fluß zu durchschwimmen, überall, wo Fähren nöthig waren, fanden wir sie vor.

Nördlich vom Mississippi zieht sich eine Hügelkette hin, welche drei Meilen unterhalb der Stadt St. Charles anfängt, dort, wo das Missourithal mit dem Mississippithale zusammenläuft. Diese Hügelkette scheidet die Gewässer des Missouri von denen des Mississippi; zum erstern ist die Abdachung südwestlich, zum andern nordöstlich. Sie giebt unzähligen Gewässern ihren Ursprung, die sich einerseits zum Missouri, andererseits zum Mississippi wenden. Der höchste Rücken der Hügelkette bildet wellenförmige Flächen, welche größtentheils natürliche Wiesen sind, die aber so mit Wäldern abwechseln, daß sie dem reisenden Europäer wie anmuthige Schöpfungen des Landbaues vorkommen. An den Abdachungsseiten wird der Boden durch die tiefen Einschnitte der Gewässer uneben, und hier ist nichts als Urwald, der sich über die Anhöhen, so wie über die Schluchten und Thäler der Flüßchen bis zu den beiden Riesenströmen hinzieht. Manche der das Missourithal einschließenden Hügel erheben sich zu beträchtlichen Kuppen. Andere sind auf große Strecken fast senkrecht abgeschnitten, so daß die Felsenmassen in einiger Ferne gleich Mauern und Thürmen, durch Menschenhände gebildet, erscheinen. *Die ganze Oberfläche dieses Landstrichs ist viele hundert Meilen weit von der fettesten Dammerde bedeckt.*

Es ist zu bemerken, daß der Ausdruck „fruchtbarer Boden" in diesen Gegenden etwas Anderes besagen will, als in Deutschland. *Guter Boden* oder *Boden erster Ordnung* bedarf in dem ersten Jahrhundert des Düngers gar nicht, und ist in den ersten Jahrzehnten selbst für den Weizen zu fett. Hierher gehören die Thalebenen (bottoms), besonders des Missouri. *Mittlerer Boden* oder *Boden zweiter Ordnung* ist noch immer von der Art, daß in den ersten 12—20 Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu steigern vermag. Die Dauer des natürlichen Düngers hängt jedoch sehr von dem Grade der Abschüssigkeit der den größten Flüssen zunächst gelegenen Hügel (bluffs) ab und dem Abspülen derselben durch Regengüsse. Am dürftigsten ist der Boden in den näher bei den Savannen befindlichen Wäldern. Die Savannen selbst aber sind größtentheils wieder so fruchtbar, als die Hügel an den Thalebenen. Nirgends bemerkt man Steine, außer in den Einschnitten der Gewässer und an ein-

zelnen Bergkuppen. Nichts aber ist verkehrter, als unter Savannen Steppen oder gar Sandwüsten zu verstehen. Die schwarze Dammerde ist an den meisten Stellen $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und unter ihr ist eine gute Mischung von Thon, Kalk und Sand.

Die Bäume der Wälder sind: Eichen, in mehr als 15 Arten (Deutschland hat deren nur drei), wovon eine Art Eicheln hat, so dick als Hühnereier, über 18 Arten Wallnußbäume, worunter der Pakkapnußbaum, dessen von einer dünnen Schale umschlossene Frucht sehr angenehm schmeckt. Die Früchte der andern Wallnußarten verdienen dieses Lob nicht, die des weißen und schwarzen Wallnußbaumes sind, frisch genossen, wohlschmeckend genug, aber getrocknet sind sie zu ölig. Ferner giebt es Eschen, Sassafrasbäume, Eisenholzbäume, Ulmen, besonders die rothe Ulme, deren Bast ohne alle Zubereitung genießbar ist, und sich beim Kauen ganz in Schleim verwandelt. Er wird oft in frische Wunden gelegt und soll namentlich für Schußwunden gut sein; man findet daher selten einen unbeschädigten Stamm. Zahme und wilde Thiere kennen diesen nahrhaften Stoff. Maulbeerbäume trifft man vorzüglich im Missourithale. Ihre Früchte werden sehr geschätzt. Platanen (platanus occidentalis), hier gewöhnlich Sykomoren genannt, gedeihen in einem ungeheuern Umfange. Ich habe mehrere von 8—10 Fuß im Durchmesser gesehen, und es soll deren im Missourithal von 20 Fuß im Durchmesser geben. Hunderte von Meilen kann man hier wandern, ohne daß ein Sonnenstrahl die dichten Schatten der gigantischen Bäume durchbricht und dem Wanderer den Scheitel berührt. Der Boden ist von dem seit Urzeiten angehäuften Pflanzenmoder schwarz wie ein Kohlenlager. Die Natur schafft so gewaltig, daß man Weinstöcke sieht, deren Stämme, über 1 Fuß dick, sich gegen 100 Fuß hoch frei emporheben und sich dann auf den Kronen von Ulmen mit ihren dichtbelaubten Ranken ausbreiten. Nicht selten erliegt die mächtige Stütze unter der vom Winde in Schwingung gebrachten Last, die den Baum, namentlich, wenn er schon alt ist, entwurzelt. Manche Hügel sind von Trauben so bedeckt, daß sich in kurzer Zeit Wagen voll Trauben sammeln lassen. Die Beeren an einigen Orten sind süß und wohlschmeckend, allein sie liefern wenig Saft. In den fetten Flußthälern sind sie meist sauer. Ich zweifle übrigens nicht, daß die Kultur eine erwünschte Veredlung bewirken würde. Man findet bloß rothe Beeren.

Unter den Fruchtbäumen darf ich den Persimombaum nicht vergessen. Man trifft ihn nicht sehr häufig. Die Frucht hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit einer gelben Pflaume; indessen enthält sie nicht bloß Einen Stein, sondern mehrere Nüsse, wie die Mispeln. Auch ist der Blüthenkelch bleibend (oben auf der Frucht). Bevor sie reif ist, hat sie viel Adstringirendes (Zusammenziehendes) und wird deshalb bei der Ruhr empfohlen; bei völliger Reife übertrifft ihr lieblicher Geschmack unsere meisten Pflaumenarten. Am auffallendsten unter allen Früchten aber war mir die des Papawbaumes (anona triloba). Der Baum selbst wird nicht

höher als etwa 20 Fuß und selten einen halben Fuß dick. Die Blüthe ist eine schöne dunkelrothe Glocke mit fünf Staubfäden und einem Staubwege. Die Frucht möchte ich der Form nach vergleichen mit einer kurzen Wurst, von 3 Zoll Länge und 1—2 Zoll Dicke. Die grüne, glatte Haut, welche das Fleisch umgiebt, nimmt beim Reifen eine weißlich gelbe Färbung an. Im Innern sind mehrere kleine, kastanienähnliche Kerne, die, genossen, Erbrechen erregen. Das diese Kerne umhüllende Fleisch, welches bei Weitem den größten Theil der Frucht ausmacht, ist an Farbe und Geschmack von einem gut bereiteten Eierrahm schwer zu unterscheiden, weshalb auch die Kinder sehr darauf erpicht sind. Uebrigens ist der Baum, sowohl in den Thälern als auf den Höhen, ein sicheres Merkmal von fettem Boden. Auch wohlschmeckende Pflaumen finden sich in den Wäldern.

Unter den Waldbäumen sind jedoch die Ahornbäume nicht zu vergessen. Der Zuckerahorn ist am Mississippi so häufig, daß fast jeder Ansiedler seinen Zuckerwald (sugar-camp) besitzt, und zwar nicht selten ganz bei der Hofstelle, doch auch wohl eine oder mehrere Meilen davon entfernt. Im letztern Falle ist der Wald meist Staatseigenthum. Die Benutzung der öffentlichen Wälder ist aber unter Reichen und Armen so üblich, als ob sie durch ausdrückliche Gesetze erlaubt wäre. Die erste Besitznahme gilt als Vorzugsrecht, in welchem man nur durch einen wirklichen Ankäufer des Bodens gestört werden kann. Gegen die Mitte Februars beginnt das günstige Wetter, d. h. es folgen auf ziemlich kalte Nächte heiße Tage. Dieser Wechsel der Temperatur bringt den Saft der Bäume so sehr in Bewegung, daß er aus einer ins Holz gemachten Verletzung nicht austropft, sondern wahrhaft ausfließt. Sobald nun die Zeit gekommen ist, verfügt sich die ganze Familie — wie zu einem Familienfeste — in den Wald, wo sich eine geräumige Hütte befindet, mit einer aus rauhen Steinen aufgeführten Feuerstelle für vier bis fünf eiserne Kessel. Die Bäume werden einige Fuß hoch über der Erde angebohrt (dicke Stämme mehrfach), die Löcher mit Röhren von Hollunder versehen und Tröge darunter gestellt. Eine Person fährt hierauf in einem von Pferden gezogenen Schlitten umher, um den Inhalt der Tröge in Fässer zu sammeln und zum Feuer zu bringen, und dort ist eine zweite Person, meist die Hausfrau, mit dem Einkochen*) beschäftigt, während ihre Kinder neben der Hütte im Grase spielen. Unter ihren Händen gelangt der Saft aus dem ersten Kessel in den letzten, in welchem er bis zur Dicke des geschmolzenen Zuckers bleibt, worauf er zum Erkalten ausgegossen wird. Das Brennholz ist, wie man sich vorstellen kann, leicht herbeizuschaffen. Der Zucker verdient an Farbe und Geschmack, wenn er sorgfältig bereitet wurde, vor dem hellgelben Rohrzucker den Vorzug und bedarf zum häus-

*) Um das Ueberwallen zu verhüten, legt man ein Stück Speck in den Kessel, welches dann wahrscheinlich auf dieselbe Weise wirkt, wie Oel, das auf eine bewegte Oberfläche gegossen wird.

lichen Gebrauche keiner Reinigung. Zwei Personen liefern mit aller Bequemlichkeit, falls das Wetter gut ist, in einer Woche zwei bis drei Zentner, ohne an ihren gewöhnlichen Verrichtungen gehindert zu sein. Obgleich auch im Herbste Zucker gemacht werden könnte, so geschieht es doch selten. Denn es giebt dann andere Arbeiten, und der Pflanzer läßt es sich nicht sauer werden, weder sich selbst noch seinen Negern. Der Preis des Ahornzuckers ist hier 10 Cents (15 Kreuzer) das Pfund; ein Zentner geht fast in jeder Haushaltung auf. Ueberhaupt kennt man hier keine europäische Dürftigkeit, hier, wo ein Tagelöhner in zwölf Stunden so viel verdient, als er die ganze Woche mit der besten Eßlust an Fleisch, Brod, Gemüse, Butter, Milch und Branntwein verzehrt. Die Benutzung der Ahornwälder haben die Weißen von den Indianern gelernt.

3. Eine brennende Prairie in Nordamerika.*)

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als der Wald von den Zurüstungen zu unserer Weiterreise widerhallte. Die Stimme unsers Halbfranzosen, Joe, ertönte; er rief den Maulthieren zu, die sich ziemlich weit verirrt hatten. Die Soldaten beluden die Packpferde; die Pawners sammelten ihren kleinen Vorrath von Kochgeschirren und packten sie auf den Rücken eines magern, knochigen Kleppers, dessen böses Geschick ihn zum Lastthier seines indianischen Herrn gemacht hatte; der Jotan sah sein Weib in den Wagen schlüpfen und stellte sich selbst nun als Führer an dem Waldsaume auf, um den Aufbruch der Gesellschaft zu erwarten.

Es war ein kalter, stürmischer Tag, der Himmel klar und wolkenlos. Der Wind brauste in heftigen Stößen durch die krachenden Bäume, und das Prairiegras wogte und raschelte, wenn der Sturm darüber hinfegte.

In kurzer Zeit hatten wir den Wald im Rücken und zogen in der von dem Jotan angegebenen Richtung über die Prairie. Er war in seiner Jugend ein kühner Landstreicher gewesen und hatte jeden Waldwinkel durchkrochen und jeden Prairiehügel erstiegen. Wenn er auf irgend eine hohe Spitze kam, da pflegte er seine jungen Krieger zu sich zu rufen und ihnen die verschiedenen Szenen seiner Kriegsabenteuer zu zeigen. „Dort," sagte er, auf einen dichten Wald deutend, „dort habe ich die Osagen skalpirt, und da" — eine andere Gegend bezeichnend — „habe ich ihnen die Pferde gestohlen. Hier ist kein Wald, der nicht widergehallt hätte von dem Geschrei meiner Feinde, und kein Baum, der nicht erzählen könnte, wie ich ihre Wachsamkeit betrog; kein Hügel, zu dem ich nicht hinangekrochen wäre, kein Grashalm, den mein Fuß nicht geknickt hätte." Er verweilte gern bei den Thaten seiner Jugend, und wenn er sie erzählte, so strahlte sein welkes

*) J. T. Irving's Indianische Skizzen. 2. Bd.

Gesicht, und leuchteten seine schwarzen Augen, denn damals," sagte er, „war mein Arm schwer und meine Glieder stark." Und doch waren sie immer noch fest und sehnig, wie von Eisen. Das war der Indianer, der uns als Führer diente und an der Spitze unseres Zuges ging; ich bemerkte nie, daß das Alter seine Kraft gebrochen oder vermindert hätte, denn nie, unser Weg mochte über Hügel oder durch Schluchten, durch Wälder oder Ströme gehen, wankte sein Gang oder ward seine Bewegung minder leicht und behend. Das Streifen durch die Prairie war sein Leben, das Wandern sein Element.

Nachdem ich ihm eine kurze Strecke gefolgt war, wendete ich mich mit einem stämmigen Soldaten, einem gebornen Irländer, seitwärts, um wilde Truthühner zu jagen, wovon es in den Forsten zu beiden Seiten des Namahaw wimmelte. Wir kamen über mehrere freie Plätze, welche sich in der dichten Waldung öffneten, konnten aber, so viel Hühner auch bei unserer Annäherung die Flucht ergriffen, nicht zum Schusse kommen, denn die Vögel wissen nicht bloß behend zu laufen, sondern auch vortrefflich sich niederzuducken, so daß sie wie im Nu verschwunden sind.

Während wir den Wald durchstreiften, trennten wir uns von einander, obwohl mit dem Vorsatze, immer noch nahe genug zu bleiben, um mit unsern Flinten uns Signale geben zu können. In der Hitze des Jagens verlor ich bald meinen Gefährten aus dem Gesicht, obwohl ich den Knall seines Gewehrs ein paar Mal ganz in meiner Nähe vernahm. Aber dann war der Knall plötzlich ganz schwach geworden, und ich hörte nichts mehr, obwohl ich mehrere Signalschüsse hinter einander that. Zwei Truthühner hatte ich flügellahm geschossen, aber beide Male waren sie mir im dichten Gestrüpp entronnen.

So waren mehrere Stunden verflossen, und ich hatte, ohne es zu wollen, viele Meilen zurückgelegt, als mich der hohe Stand der Sonne erinnerte, daß es nahe an Mittag und daher Zeit sei, mich wieder an meine Reisegefährten anzuschließen.

Ich verließ nun den Wald, richtete meinen Weg über die offene Prairie, nach der Gegend, wo ich die Spur der Reisetruppe finden mußte. Aber vergebens strengte ich mein Gesicht an, beschleunigte ich meine Schritte, schaute ich mich um, verschoß ich mein Pulver. Nichts war zu sehen, kein Laut zu hören. Das hohe Gras ward von dem Winde durchweht, aber ein lebendiges Wesen war nirgends zu sehen. Die Prairie war eine Einöde. Ich fing nun an zu fürchten, daß ich über die Spur der Gesellschaft bereits hinaus gekommen sein möchte, aber doch schien es mir wieder unmöglich, daß ich die Tritte eines so großen Zuges hätte übersehen sollen. Mit hastigen Schritten erstieg ich einen Hügel, der eine weite Aussicht gewährte; eine Wildniß von Grasflächen und kleinen wellenförmigen Hügeln breitete sich vor meinen umherspähenden Blicken aus; aber von meinen Gefährten war nichts zu entdecken: über mir der Himmel, unter mir der Prairieboden, und ich das einzige lebende Wesen in dieser Wildniß. Es

wurde Zeit, einen Ruheplatz für die Nacht zu suchen, und ich sah mich nach einem Baume um, aber so weit mein Gesicht reichte, war keiner zu sehen. Ueberall dürres Gras, Gestrüpp und wieder Gras. Ich war dem Seefahrer gleich, der sich mitten auf dem Ozean allein befindet, ohne Kompaß und Karte. Welchen Weg sollte ich einschlagen? Ging ich nach Westen, so konnte ich möglicher Weise meinen Gefährten mich nähern, aber es war ungewiß, und ich hätte mich von den Wohnungen der Weißen entfernt, zu denen ich in der Richtung nach Osten gewiß gelangen mußte. So entschloß ich mich denn, nach Osten zu steuern, so lange der Hunger mir Kräfte ließ, und bis ich das Ufer des Missouri erreicht haben würde.

Meine Schritte wurden schneller und ängstlicher, denn ich mußte vor Allem ein Obdach finden. Es war zu Ende Oktobers; der Wind war bereits empfindlich kalt, und ich hatte nur meinen leichten Jagdrock ihm entgegen zu setzen. Die Sonne war eben im Begriff, unter den Horizont herabzusinken; da erblickte ich einen noch mehrere Meilen entfernten Waldstreif. Das wirkte auf mich, wie der Sporn des Reiters auf ein ermüdetes Pferd. Mit frischem Muthe lief ich die Abhänge der Hügel hinab und bahnte mir einen Weg durch das struppige Gras. Aber nun ging die Sonne unter, und sobald das Dunkel eintrat, verschwamm Alles vor meinen Augen, und der Wald, welcher kaum noch zwei (englische) Meilen entfernt sein konnte, war nicht mehr zu sehen. Ich bestieg abermals einen Hügel, um auf seinem Gipfel den Aufgang des Mondes abzuwarten, denn ich fürchtete, in der Dunkelheit die Richtung zu verlieren.

Ein trauriges Gefühl bemächtigte sich meiner, wie ich so da saß, nichts als die trostlose Wüste um mich, den kalten Himmel mit seinen funkelnden Sternen über mir. Der Wind hatte sich in einen Sturm verwandelt und brauste pfeifend daher, dann und wann das Geheul eines Wolfes mit sich herüberbringend. Ueber eine Stunde lang saß ich, auf meine Büchse gelehnt, die Augen auf den östlichen Horizont gerichtet, ungeduldig auf das Erscheinen des Mondes harrend. Nie habe ich seinen Aufgang so freudig betrachtet, als jetzt, wo er über der grenzenlose Fläche emporstieg.

Alsbald setzte ich meine Wanderung fort, und nach einem angestrengten Marsche von einer Stunde erreichte ich den Wald. Von den Indianern hatte ich bereits gelernt, ein mit Zweigen überdecktes Lager zu bereiten, und es dauerte nicht lange, so wärmte ich mich an einem lustig auflodernden Feuer, das ich neben dem Stamme eines umgefallenen Baumes angezündet hatte. Meine Eßlust war stark, aber meine Ermüdung noch stärker und bald war ich eingeschlafen. Doch die zunehmende Gewalt des Sturmes weckte mich wieder. Bisweilen sank das Brausen zu dumpfen Tönen herab, dann schwoll es wieder höher an und tobte heulend und pfeifend durch die krachenden Bäume. Ich setzte mich eine Weile an das verglimmende Feuer, dann vergrub ich mich wieder in mein Bett von Laub und Gestrüpp, aber der Schlaf war verscheucht. Es lag etwas Grausenhaftes in den Tönen des Windes. Bisweilen schien es mir, als hörte ich

Stimmen durch den Wald schreien, dann war plötzlich jeder Laut verstummt. Meine Ohren sogen begierig jeden Laut ein, und es überfiel mich eine abergläubische Furcht, die ich Mühe hatte zu bekämpfen. Ich nahm meine Büchse zur Hand, denn meine Sinne waren so verwirrt und befangen, daß ich jeden Augenblick einen bewaffneten Indianer in meiner Nähe zu sehen glaubte. Endlich stand ich wieder auf und brachte das Feuer aufs Neue in Brand. Da brach ein heftiger Windstoß durch den Wald und wehte Funken und Asche nach allen Seiten hin. Augenblicklich schossen funfzig kleine Feuer ihre leckenden Zungen in die Luft, als lachten sie triumphirend mich an. Kaum waren sie geboren, so stiegen sie auch schon zu einer hohen pyramidalen Flamme auf und hüpften leicht über die zerstreuten Büschel dürren Grases dahin. Im nächsten Moment waren sie auch schon draußen auf der Prairie, und nun leuchtete eine wogende Linie glänzender Flammen in die dunkle Atmosphäre hinein.

Eine neue Windsbraut war im Anzuge. Ein Klagen und Winseln in der Nähe kündigte sie aus der Ferne an; so wie sie näher kam, erfüllte eine Wolke wirbelnden Laubes die Luft, die jungen Bäume neigten sich zur Erde, die alten Bäume krachten. Jetzt war der Windstoß da und stürzte auf die Prairie. Myriaden glühender Aschenstäubchen wurden in die Höhe geschleudert, wie Meteore flogen Büschel brennenden Grases durch die Luft. Die Flamme breitete sich aus zu einem großen Feuermeere und ergoß sich, unaufhaltsam weiter greifend, wie ein Lavastrom über die Grasfläche hin, den Wald bis in die weiteste Ferne mit einem rothen Bande umfluthend. Das grelle Licht machte die schwarze Finsterniß des Waldes noch schwärzer. Das Brausen und Zischen der Flammen übertäubte noch den heulenden Wind; es waren unzählige Feuerpyramiden, die in der Wüste tanzten und rasend sprangen und überall neue Tänzer erweckten. Ihr Brausen glich dem Brausen eines aufgewühlten Ozeans, dessen Wellen gegen einander sich bäumen und in wildem Aufruhr kämpfen. Gerade in der Richtung ihres Laufes stand eine Gruppe von Eichen, deren dürres Laub noch fest an den Zweigen hing. Die lodernde Fluth kam heran und erleuchtete die Gruppe. Jetzt umhüllte ein schwarzer Qualm den nächsten Baum — und jetzt rauschte die Gluth zu den Zweigen auf und schoß, wie im Triumphe springend, an hundert Fuß in die Luft empor. Der Effekt war ein Augenblick, denn im Nu hatte das Feuer die Bäume durchlaufen. Es sank wieder zur Prairie herab, und nur noch eine schwache dunkelrothe Gluth umspielte die geschwärzten Aeste. Begierig strömte das wüthende Element weiter, Schluchten und Hügel durchspähend, nach Nahrung lüstern. Mehrere Stunden lang wüthete das Feuer, und der ganze Horizont war mit einem feurigen Gürtel überzogen. Je mehr der Kreis sich ausdehnte, desto kleiner und kleiner wurden die Flammen, bis sie endlich wie ein dünner goldener Faden um die Hügel sich wickelten. Sie mußten wohl auf zehn Meilen fortgezogen sein. Endlich legte sich die Gluth, obgleich der purpurne Schein, der noch Stunden lang den Nachthimmel röthete, deutlich erken-

nen ließ, daß das unermüdliche Element noch immer nicht zur Ruhe gekommen sei.

Die Sonne ging auf, als ich mich von meinem Lager erhob und meine Reise wieder antrat. Welch eine Veränderung! Aus der Prairie war eine völlige Wüste geworden. Nicht ein einziger Halm, nicht ein Blättchen war verschont geblieben. Die Bäume des Waldes streckten ihre nackten, versengten Aeste in die Luft — ein Bild des überstandenen Angriffs. Eine dünne Decke grauer Asche lag über den Boden gestreut, und einzelne Bäume, deren dünne Zweige die Flammen genährt hatten, brannten noch fort oder sandten hohe Rauchsäulen empor. Ueberall bezeichnete eine kahle Oede den Lauf der Flammen, die sich, das Gras bis auf die Wurzel verzehrend, selbst gegen den Wind Bahn gebrochen hatten.

Noch immer tobte der Wind und wirbelte die Asche empor, so daß es bisweilen unmöglich war, ein- oder zweihundert Yards weit zu sehen.

Als ich die traurige Landschaft überschaute, erblickte ich einen magern, grauen Prairiewolf, der sich leisen Schrittes wie ein Dieb in eine der Schluchten schlich, gleichsam als ob ihn die Szene in Furcht gesetzt hätte. Er war das einzige sichtbare lebendige Wesen. Er sah mich, seinen Nebenwanderer, jedoch ohne zu fliehen. Die ringsum herrschende Verheerung schien ihn dem Menschen um ein Glied in der Kette der Wesen näher gebracht zu haben, denn er hatte seine Furcht vor ihm verloren. Als er den Fuß des Hügels erreicht hatte, stand er still, stieß ein tiefes klagendes Geheul aus, worauf aus dem Walde her geantwortet ward, und bald darauf drei andere herbeikamen und sich zu ihm gesellten.

Sie standen einige Augenblicke still und blickten mich mit ihren feurigen Augen an; dann wandte sich einer und kam mir näher. Seine Begleiter folgten ihm. Mir lag indeß, trotz der Einsamkeit, nichts an der Gesellschaft von Wölfen; ich legte daher meine Büchse an und schickte eine Kugel unter sie. Ein lautes Heulen antwortete auf den Schuß, und der hinkende Gang des einen, als die Rotte in die Wälder floh, überzeugte mich, daß meine Kugel ihr Ziel erreicht hatte.

---

4. Aus Kalifornien.

1.

Geschichte der Entdeckung des Goldes in Kalifornien.

Kapitain Sutter, früher Offizier der französischen Schweizergarde, wanderte nach der Julirevolution aus, und erwarb bedeutenden Grundbesitz in Kalifornien. Er war der Entdecker des Goldreichthums jener Gegend, und erzählt darüber also:

„Im Monat Junius 1848 wollte ich mich eines Tages nach gehaltener Siesta hinsetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern zu

schreiben, als sich eilige Schritte hören ließen und mein Faktotum Marshall, der damals gerade den Bau einer Sägemühle beaufsichtigte, hastig bei mir eintrat. Er hatte mich erst vor zwei Tagen verlassen und ich dachte ihn nicht vor Beendigung des noch nicht weit vorgeschrittenen Baues wiederzusehen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich Marshall ganz unbeweglich, mit starrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu sprechen und die Arme ausstreckend, vor mir stehen sah.

Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verstand verloren?" — „Den Verstand verloren?" wiederholte er. — „Ich glaube;" und dann, nachdem er sich umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe sei, flüsterte er mir halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!" — „Wie wollt Ihr dazu kommen?" — „Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichthum besitzen, Millionen von Dollars, um dieses Zimmer zu füllen?"

Ich bezweifelte gar nicht, daß Marshall verrückt geworden sei, und sagte es ihm unverholen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieseln ließ.

Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorher bei Marshall aufgefallen war, und war geneigt, ihn für einen großen Zauberer zu halten. Als ob er sein Herz von einer großen Last befreit, setzte er sich jetzt neben mich, und erzählte mir die Geschichte seiner Entdeckung.

Er war am Ufer des Mühlenflusses auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufsichtigend, als er in den Schlammschichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande sehr häufig sind, und setzte seinen Weg fort. Zwanzig, dreißig Mal wurden seine Blicke von dem Glanze dieser Gegenstände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerksamkeit schenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens setzte ihn jedoch in Erstaunen, und mehr als Ein Mal stand er schon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieser Steine näher zu besehen, aber er machte sich Vorwürfe über seine kindische Neugier und ging weiter. Aber auf einmal sah er unmittelbar vor sich eines dieser glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Instinct rascher als die Ueberlegung. Er bückte sich, hob es auf und hatte zu seinem größten Erstaunen ein Korn des reinsten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und sammelte sorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß sein Fund die Sache reinen Zufalls sei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten versteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Untersuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig sei und zwar in sehr hohem Grade. Er füllte nun die Taschen, setzte sich zu Pferde und sprengte mit verhängtem Zügel nach Hause, um mir die überraschende Nachricht zu bringen.

Mein erstes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwisser habe. Darüber beruhigt, saß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marshall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an, und

gruben mit unsern Taschenmessern eine solche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz starr vor Erstaunen waren. Beherrscht von der ganz natürlichen Aufregung über eine so wunderbare Entdeckung, kehrten wir stillschweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold! Gold!" aus vollen Hälsen entgegen kamen. Wie wir später erfuhren, hatte uns Einer während der Nacht beobachtet und war unserm Beispiele gefolgt, ohne sein Geheimniß lange bewahren zu können. Alle versprachen mir nun zwar das unverbrüchlichste Schweigen, aber am nächsten Tage waren schon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren schon mehr als 4000 Goldsucher an Ort und Stelle!"

2.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849.*)

Wir sind unter dem 35sten Grad nördlicher Breite und fahren mit vollen Segeln und frischer Brise der Einfahrt zu, die in die Bai von San Franzisko führt.

Die Einfahrt von San Franzisko gleicht der von Brest. Sie ist eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite erbaut werden sollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrschen können; sie enthält außerdem genug Wassers, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderseite der Einfahrt angekommen, sieht der Reisende nicht einen Hafen oder eine See, sondern ein Mittelländisches Meer im Kleinen vor sich. Der Hafen von San Franzisko könnte leicht alle Flotten der Erde in sich fassen — köstlicher Schatz für den „Bruder Jonathan" — und man muß sich wundern, daß ein so wichtiger Punkt so lange unerobert geblieben ist. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Insel ist ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es scheint, als wenn die Natur sie dazu bestimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derselbe schon so reich versehen ist. Herba Buena oder San Franzisko liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenseits von dem alten spanischen Fort. Es ist heute eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptstadt des Stillen Meeres zu werden verspricht. Wälder von Masten, die sich unabsehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marseille. Es liegen gegenwärtig mehr als dreihundertundvierzig Handelsschiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die sehr ansehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannschaften; selbst die Kapitaine sind ans Land gegangen. Eine amerikanische Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieser Masse von Gütern. Wir schiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorsprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier ist kein

*) Von Herrn Dillon, französischem Consul in San Franzisko.

Steuerbeamter, der unsere Taschen, unsere Felleisen und Packete umkehrt oder durchsucht.

Zu San Franzisko, wo man vor funfzehn Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börse, ein Theater, Kirchen für jeden christlichen Kultus und eine große Anzahl Häuser von schönem Ansehen. Einige von ihnen sind von Stein, andere von Holz gebaut; die Façaden sind geweißt oder gemalt. Die Straßen sind regelmäßig, und das Ganze macht einen guten Eindruck. Von zwei Seiten der Stadt ziehen sich längs des Strandes zwei unabsehbare Zeltreihen hin, die eine Stadt ganz neuer Art bilden, der eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Hier ruhen die Auswanderer zweier Welten, bevor sie an ihre Arbeit in den Minen gehen, ein wenig aus: Chinesen, Malayen und die ganze Bevölkerung, welche vor Kurzem noch in den verschiedenen Inselmeeren Neuhollands wimmelte und der Botanybai zum Abfahrtspunkt gedient hatte. Da findet sich ein früherer Justiz-Minister des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarste Räuber Kaliforniens, derselbe, welcher das berühmte Gesetzbuch, das die Bibelgesellschaften Englands und der Vereinigten Staaten als ein Meisterwerk menschlicher Weisheit verkündet haben, abfaßte. Da findet man Mörder, Straßenräuber, amerikanische Raubjäger brüderlich mit einander vereinigt. Das Schauspiel und das Drama, das letztere hauptsächlich, würden hier reichlichen Stoff schöpfen können. Unglaubliche Entweichungen und Abenteuer, die selbst die Einbildungskraft unserer fruchtbarsten Romanschreiber nicht ersinnen könnte, warten hier auf ihren künftigen Geschichtschreiber.

Schon die Stadt San Franzisko gleicht einem ungeheuren Bienenstocke, in welchem ein fortwährendes Gesumme herrscht. Kutschen, Karren und Wagen bewegen sich durch einander, sie kreuzen sich, sie fahren von allen Seiten an einander. Ich beklage den Philosophen, den Träumer, der sich in den Straßen von San Franzisko verirrt; er läuft, während er sich seinen Meditationen hingiebt, bei jedem Schritte Gefahr, zerquetscht zu werden, ohne daß er vorher gewarnt worden ist. Große Kerle von starkem und knochigem Körperbau mit zuckerhutähnlichen Mützen auf den Köpfen peitschen und schlagen ihr Gespann, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Fußgänger zu richten. Eine schweigende Menge geht mit eiligen, aber doch vorsichtigen Schritten ihren Geschäften nach.

Alle Nationen der Erde sind in dem Handel von San Franzisko reichlich vertreten; aber wie man es nicht anders hier erwarten kann, das amerikanische Element hat die Oberhand. Die amerikanische Gesetzgebung erlaubt einem Jeden, sich einzurichten, wie es ihm beliebt. Jeder ist in Folge dessen Makler, Spediteur, Banquier, Wechsler und Taxator, Mehrere führen selbst diese Geschäfte alle zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, ob der Rheder oder der Handelsmann von Havre, der Waaren zur Lagerung nach San Franzisko schickt, gute Geschäfte macht; aber so viel steht positiv fest, daß der Spediteur sich nicht damit zu Grunde richtet, seine Courtage

würde alle Kaufleute unserer europäischen Handelsplätze zufrieden stellen. Man kann seinen Verdienst ohne Uebertreibung auf funfzig Prozent vom Brutto-Betrag eines jeden Verkaufs veranschlagen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß der Spediteur zu San Franzisko schwere Lasten zu tragen hat. Außer der Theuerung des materiellen Lebens in diesem Lande, wo ein Ei oft fünf und eine Kartoffel drei Franken kostet, betragen die Wohnungsmiethen zwischen 150,000—300,000 Franken. So beträchtlich auch immer die aus den Goldgruben erzielten Resultate sein mögen, so ist es doch unmöglich, daß sich ein solcher Zustand lange halten kann. Der Yankee ist seiner Natur nach ein Wucherer, Niemand versteht den Puff besser, als er. Gebe man einem Bürger von Massachusetts hundert Morgen Sumpfland, so dauert es gar nicht lange, und er hat sie Eden Fields, Edensgefilde, getauft; er bietet sie nachher mit vielen Lobeserhebungen aus, weiß die Mängel so geschickt zu verdecken und stellt seine Netze so fein, daß mehr als Ein Unwissender sich bethören läßt. Und das heißt in den Vereinigten Staaten play a Yankee trick (einen Possen spielen à la Yankee). Gewiß war der General Jackson auf seinen berühmten Sieg bei New-Orleans über die Engländer nicht stolzer, als es einer dieser Schelme zu sein scheint, wenn er seinen begeisterten Landsleuten eine Heldenthat dieser Art erzählt. Man bringe drei Amerikaner auf eine wüste Insel, wo nur eine Wasserquelle zu finden ist: zwei von ihnen werden sich derselben bemächtigen und dem dritten einen Tribut abverlangen, nachher sind alle Drei ganz gewiß über den Yankee-Trick voller Freude. Das, was für den Augenblick den unbeweglichen Gütern in San Franzisko einen trügerischen und übertriebenen Werth giebt, ist die große Anzahl von Spielhäusern, die hier anzutreffen sind. Alle Ausgewiesenen von Frascati, von den Nrn. 36 und 113 des Palais-Royal und von ähnlichen Etablissements in London, Berlin und Wien scheinen sich in diesem gelobten Lande des Spieles ein Stelldichein gegeben zu haben. Sobald ein Haus zu vermiethen ist, bemächtigen sich die Spieler desselben um jeden Preis, und die Bank nebst ihrem Gefolge, den Roulettespielen, wird sofort aufgestellt. Gegenwärtig giebt es zu San Franzisko mehr als hundert Etablissements dieser Art, wo sich jeden Abend nach acht Uhr eine Menge von Landstreichern versammelt. Sandwichs-Insulaner, Mulatten, Chinesen, Malayen und Abenteurer aus allen Ländern drängen und stoßen sich um die Spieltische. Alles Volk der Erde scheint einen Theil seines Abschaums in diese Kloake der Menschheit ausgeschüttet zu haben. Es giebt nichts Befremdenderes, als diesen Anblick, der sich jeden Abend in den Spielhäusern darbietet. Draußen eine ungeheure Menge, welche die Thüren belagert, drinnen erzwingen sich die hitzigen Spieler einen Weg zum Spieltisch, und in ihrer ungeduldigen Begierde lassen sie es häufig genug zu Handgemengen kommen, die nicht blos mit Faustschlägen und Fußstößen endigen. Denn in Kalifornien wird eine leichte Beleidigung und selbst bisweilen ein unversehenes Anstoßen nicht selten mit einem Dolchstich oder einem Pistolenschuß

erwiedert. „Ruhe da unten!" schreit man von der Bank her, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr verdammten Schurken." „I'll make a hole in you" (ich werde Euch durchlöchern), schreit man von einem andern Punkte; „may the devil take me if I don't" (der Teufel soll mich holen, wenn ichs nicht thue), das sind die kurzen, aber kraftvollen Bemerkungen, die von allen Seiten gewechselt werden. Einmal vor dem Spieltische angekommen, schnallt der Arbeiter, der den größten Theil der Zeit in den Minen zugebracht hat, seiner gelben ledernen Gürtel los, giebt ihm einen leichten Schwung, und nachdem er das eine seiner Enden auf das grüne Tuch gelegt, läßt er mehrere Goldstückchen auf den Tisch rollen. Der Banquier greift mit seiner langen, knochigen Hand zu, bemächtigt sich derselben, wiegt sie auf einer ihm zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Werth in Unzen, zu 85 Franken, an. Man spielt, dieselbe Hand nimmt das Geld fort; man spielt wieder, und — dasselbe Resultat. Es ist selten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte seiner Arbeit und seiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Die Bevölkerung von San Franzisko vermehrt sich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Theilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwichs-Inseln, Taïti, das ganze Inselmeer von Viti und Fidschi, so wie Neu-Seeland und Sydney, verlieren allmälig ihre weiße Bevölkerung. Alle diese fremdartigen Elemente haben sich in die große Masse der Arbeiter verschmolzen und sind größtentheils in den Minen. Erst beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu suchen. Im Sommer sieht man in San Franzisko größtentheils nur Geschäftsleute, Schiffskapitaine und die, welche ihr sauer erworbenes Gut verspielen wollen. Es ist selten, daß sich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Kalifornien gefolgt sind, auf die Straße wagen; doch ist jetzt nicht mehr so große Gefahr dabei, als früher. Seitdem das rein amerikanische Element die Oberhand gewonnen hat, ist es in dieser Beziehung besser geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geschlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Niemand darf jetzt mehr zu San Franzisko eine Frau ungestraft beleidigen.

So fremdartig auch das Leben in Kalifornien ist und so sehr es auch die Neugierde des Reisenden erregen mag, so ist es doch etwas Anderes, was ihn, sobald er an den Ufern des Sakramento landet, unwiderstehlich anzieht. Was ist Wahres an dem, was die wunderbaren Beschreibungen, die so sehr die Aufmerksamkeit der Alten und Neuen Welt in Anspruch genommen haben, von den Goldminen Kaliforniens erzählen? Wird dieses köstliche Metall wirklich in so großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die sich von allen Orten Frankreichs, Deutschlands und Englands nach Kalifornien wenden, hier das Glück finden, oder werden sie vielmehr traurig, krank und enttäuscht die Mittel

erbetteln müssen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieser Fragen durchdrungen, habe ich Geschäftsleute, Ingenieurs, amerikanische Militair- und Zivilbeamten und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und Alle haben mir die vollkommene Wahrheit dessen, was ich gehört hatte, bestätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß gestehen, daß das, was ich gesehen, die kühnsten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen gesprochen worden, so ist dieser Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Kalifornien nicht eigentlich von Minen sprechen und folglich auch nicht von den zu machenden kostspieligen Ausgrabungen. Auf einer Ausdehnung von mehr als 150 Stunden im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, ist ein mit diesem kostbaren Metall vollständig gesättigter Boden. Man braucht sich nur ein wenig zu bücken, seinen Hut voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächsten Bach zu gehen und die Erde auszuwaschen, um Gold zu haben. Diese Thatsache, so außerordentlich sie auch erscheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück Alle erwartet, welche in dieses gelobte Land gekommen sind; es will gesucht und errungen werden. Obwohl es keine schwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaschens klein und unbedeutend erscheint, so wird der Reichthum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herausnehmen, dieses Alles wird ohne Zweifel auf den ersten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angesehen werden; aber wenn der Augenblick kömmt, wo man sich zur Arbeit gürten soll, wo man, getrennt von Seinesgleichen und den Annehmlichkeiten der zivilisirten Welt, sich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hausen, begeben soll, dann wird sicherlich Manchem nicht gut zu Muthe sein. Dann ist es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe bisweilen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um sie nach dem Flusse oder Bache zu bringen, wo sie ausgewaschen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Last einer brennenden Hitze. Ich habe große und dem Anscheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Franzisko ganz aufgelöst zurückkehren sehen; sie hatten aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es Viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100,000 Franken Gold in ihren gelbledernen Gürteln nach Hause tragen. Dies sind im Allgemeinen Tagelöhner, desertirte Matrosen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menschlichen Dinge scheint hier umgekehrt zu sein. Der einfache Arbeiter, der in seiner Heimath kaum so viel verdient, daß er die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen kann, wird in Kalifornien ein Millionär, während der Mann der Wissenschaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu sterben,

wenn sie sich nicht den Beschäftigungen, die ihren besonderen Fähigkeiten angemessen sind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Kalifornien sind plutonischer Erdbildung und scheinen erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit durch vulkanische Ausbrüche verwüstet worden zu sein. Die Ufer des Sakramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen versehen ist, erblickt der Reisende hier nur kegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtentheils durch flache Thäler getrennt sind. In diese Thäler ergießen sich jedes Jahr die Gewässer des Sakramento, und der zurückgebliebene Schlamm ist goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede sein — man operirt in diesen sogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelst einer Maschine, cradle (Wiege) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkesseln. Die Resultate, welche man auf diese Weise erhält, sind zuverlässig; der Ertrag ist im Durchschnitt nicht unter 12 Piastern (16 Thlr.) täglich für jeden Arbeiter; aber ich wiederhole es, um diese Ausbeute zu haben, muß man arbeiten, wie vielleicht nirgends in der Welt: man muß sich begnügen mit einem Stückchen Speck, einem Zwieback und einem Schluck brackigen Wassers. Nur der starke Arbeiter, der lange Zeit einen schweren Dienst auszuhalten im Stande ist, kann auf ähnliche Resultate rechnen.

Anders wird die Arbeit in den dry diggings (trockenen Gräben) betrieben. Da verfährt man ausschließlich vermittelst einer Hacke oder zugespitzten Eisenstange, die man in die Granitlage, nachdem von derselben die sie bedeckende Erde entfernt worden, einschlägt. Die Ausbeute ist hier weniger gewiß, aber auch bei Weitem bedeutender. Man sieht oft Goldsucher ganze Tage arbeiten, ohne ein Körnchen zu Tage zu fördern; dann aber in dem Augenblick, wo sie es am Wenigsten erwarten, treffen sie plötzlich ein sogenanntes Goldnest an, das, oft im Werthe von tausend Thalern, sie für alle Mühe entschädigt. Die Nachricht von dieser Entdeckung durchläuft alsbald die ganze Gegend. Von allen benachbarten Lagern läuft man zu diesem glücklichen Ort, man zerstreut sich um denselben her, man nimmt die mühevollsten Nachsuchungen vor, man verrichtet in wenigen Stunden eine Zyklopen-Arbeit: ohne Erfolg; denn die Goldnester in den Dry-Diggings sind fast immer isolirt. Man kann annehmen, daß in der Zeit, wo die vulkanischen Bergspitzen und der Granitboden noch nicht mit vegetabilischer Erde bedeckt waren, das Gold durch starke Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmt worden sei und sich in die zufälligen Vertiefungen der Steinschicht abgesetzt habe. Für diese Annahme scheint die Form der Goldkörnchen zu sprechen, alle haben abgerundete Ecken, was jedenfalls daher rührt, daß sie lange Zeit fortgerollt sind.

Die Abenteurer aller Länder und jedes Standes, die Faulen, die Spieler, die ruinirten Kaufleute, die Land- und Seeoffiziere, die Gelehrten und Dichter geben den Dry-Diggings den Vorzug. Hier erhält man ja, wenn man auch Gefahr läuft, vor Hunger zu sterben, Resultate, welche

die in dem Thale des Sakramento weit übertreffen. Welche sonderbare Vereinigung bewirkt nicht der Durst nach Gold! Ein Philosoph, der vor noch nicht langer Zeit zu New-York eine wohl überdachte, aber unglücklicherweise wenig beachtete Abhandlung über eine neue Organisation der menschlichen Gesellschaft in die Welt geschickt hat, sieht sich hier in den Dry-Diggings gezwungen, mit einem aus den Gefängnissen von Sydney oder Hong-kong Entsprungenen Hand in Hand zu gehen. Es ist, als ob das Lamm und der Wolf zu derselben Quelle gekommen sind, um zu trinken.

Seit Kurzem hat man verschiedene Verfahren erfunden, die Goldkörnchen von der sie einschließenden Erde zu scheiden. Mehrere dieser Verfahrungsarten haben ihren Erfindern schon ansehnlichen Gewinn gebracht, obwohl man für den Augenblick nur in dem Thale des Sakramento, also auf einem Gebiete, das schon ausgewaschen ist, und wo sich verhältnißmäßig wenig Gold noch vorfindet, so operirt. Anderwärts verfährt man in der Weise, daß man die Bäche von ihrem natürlichen Bette ableitet und den Schlamm, welchen sie während ihres hundertjährigen Laufes abgesetzt haben, wäscht.

Die Goldsucher, die Leute aus dem Volke, haben fast alle eine unwiderstehliche Neigung zu hitzigen Getränken; es kömmt gar nicht selten vor, daß Viele, sobald sie sich im Besitz von einigen Hundert Thalern sehen, ihre Arbeit auf mehrere Tage aussetzen, um dieser Neigung die Zügel schießen zu lassen. Die Folgen dieser Ausschweifung sind gemeiniglich die Fieber, welche weniger ihre Ursache in dem Klima, als in dem unregelmäßigen Leben der Auswanderer haben; denn das Land ist durchaus nicht ungesund, und in San Franzisko selbst ist die Luft so frisch, daß man nur wollene Kleider tragen kann. Das fast allgemeine Kostüm der Arbeiter besteht in einer Jacke von rothem oder blauem Flanell und einer Hose von grobem Tuche oder Leinwand.

Man begreift leicht, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, wo man prüfen könnte, welchen Einfluß die Vereinigung Kaliforniens auf die politischen Geschicke der amerikanischen Union ausüben wird; aber was heute schon augenscheinlich daliegt, ist, daß dieses Land noch lange Zeit der Alten wie der Neuen Welt kostbare Hülfsquellen darbieten wird.

3.

San Franzisko im Jahre 1855. *)

Morgens kam der Pilot an Bord und geleitete uns durch das „goldene Thor" (so wird die Einfahrt genannt) in die Bai von San Franzisko. Diese ist im Ganzen schön zu nennen. Sie ist von einer Fülle von Bergen, Hügeln und Felspartieen umgeben, die in den mannigfaltigsten Gruppen bald vortreten, bald zurückweichen; ferner besitzt sie viele

*) Frau Ida Pfeifer (Meine zweite Weltreise. 3. Theil. 1856.)

kleine Eilande und bildet Buchten, Becken und Straßen, so daß der Blick fortwährend gefesselt bleibt. Ihre Länge beträgt 45 (engl.) Meilen, ihre größte Breite 12. Wir glitten an den Ziegen= und Vogel=Eiländchen vorüber und warfen endlich Anker vor der Stadt selbst, die zwölf Meilen von der Einfahrt liegt und sich in bedeutendem Umfange auf vielen Sandhügeln ausbreitet.

Den zerstreut umherliegenden Häuschen gönnt man zwar nicht das Recht, zur eigentlichen Stadt gezählt zu werden; allein da die Stadt in so raschem Aufblühen ist und sich gewiß mehrere Meilen in allen Richtungen ausbreiten wird, so werden sie wohl bald dazu gehören. Die eigentliche Stadt besteht blos aus den Theilen, welche knapp am Strande liegen, wo sich die hölzernen Quais und die Magazine befinden. Die Bevölkerung des Ganzen (der Stadt und ihrer Vorstädte) wird auf einige 60,000 Seelen gerechnet.

Die Häuser in den Vorstädten und in der Umgebung sind sehr klein und von Holz; sie liegen ohne die geringste Regelmäßigkeit und Ordnung, das eine in der Tiefe, das andere auf steilen, spitzen Sandhügeln, was einen höchst erbärmlichen Anblick gewährt. Die Stadt dagegen besitzt schon*) viele große, zwei bis drei Stock hohe gemauerte Häuser, die zum Theil auf Plätzen stehen, wo noch vor Kurzem die See war, und zwar mit einer Tiefe, daß die größten Schiffe vor Anker gehen konnten. Da nämlich die Sandhügel auf allen Seiten beinahe senkrecht aus dem Meere stiegen, war man gezwungen, sie theilweise abzutragen, mit dem hinuntergeworfenen Sand die See zurückzudrängen und so eine künstliche Fläche für die Geschäftsstadt zu bilden. Diese Arbeiten, sowie auch die hölzernen Quais und Werfte, überraschten mich mehr noch, als die großen Häuser. Man kann nicht umhin, beide Unternehmungen als Riesenwerke zu betrachten, wenn man bedenkt, wie kurze Zeit das Land von Amerikanern und Europäern in Besitz genommen ist, wie weit man das Holz für die Quais und Werfte zu führen hatte, und wie über alle Maßen theuer die Handwerker und gemeinen Arbeiter waren und noch heut zu Tage sind. Die See ist an der Küste so tief, daß Schiffe von 2 bis 300 Tonnen an den Quais anlegen können.

Einen äußerst drückenden und beängstigenden Eindruck machten anfänglich auf mich die engen, niedrigen Wohnungen, in welchen die Leute hier leben. Die größten Gemächer sind so winzig, daß man in den meisten Wohnungen gewiß in Verlegenheit käme, wenn zehn bis zwölf Personen zur Tafel eingeladen würden. Von den Kämmerchen und Nebengemächern will ich nun vollens gar nicht reden, die sind alle wie für Liliputaner. Mir fiel dies um so mehr auf, da ich gerade von Batavia kam, wo jeder Empfangssaal so groß ist, daß man ganze hiesige Häuser

*) Bekanntlich verzehrte der große Brand von 1850 die leicht gebaute Stadt von Grund aus, doch bald stand eine neue Stadt auf dem Platze.

hineinstellen könnte. Dagegen ist die Einrichtung reich, fast überreich, so daß die vielen schönen Möbel beinahe den ganzen Raum stehlen. Die Fußböden sind mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit Tapeten und Spiegeln bedeckt.

Auch in den neugebauten großen Ziegelhäusern sind die meisten Gemächer sehr klein; man sagte mir, dies sei amerikanische Sitte.

Ausgezeichnet groß und schön fand ich dagegen die Verkaufslokale; viele können mit jenen der größten europäischen Städte in die Schranken treten, so reich an Waaren, so zierlich arrangirt und so prachtvoll sind sie. Die größten und schönsten Waarenlager findet man in der Sakramento-, Kle-, Montgomery-Straße und auf der Plaza. An Spiel-, Kaffee-, Wein-, und Tanzhäusern ist die Stadt überfüllt. Theater giebt es bereits sechs, in welchen Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch gespielt wird. Zeitungen erscheinen 13, große Buchdruckereien bestehen 18, außerdem noch viele kleine, die heute entstehen und morgen wieder verlöschen. Kirchen von allen denkbaren Sekten hat man 26 erbaut (darunter auch ein chinesischer Tempel), doch sind die meisten ganz unbedeutend.

Das gesellschaftliche Leben ist sehr großartig. Wer sich darin gefällt, findet gewiß jeden Abend in häuslichen und öffentlichen Zirkeln mehr Unterhaltung, als er wünschen kann. Bei Einladungen wird in Hülle und Fülle aufgetischt. Was mir bei den Diners auffiel, war, daß es nirgends Servietten gab, oder so kleine, wie für Puppen. Dies kommt von dem hohen Preise, der fürs Waschen verlangt wird; man zahlt für das Dutzend, ob große oder kleine Stücke, 3 Dollars (oder 6 Gulden österreichisch Geld); man giebt daher in den meisten Familien nur die größeren Stücke außer Haus und sucht allen überflüssigen Aufwand an Wäsche so viel wie möglich zu vermeiden. Ueberhaupt findet man hier in Folge der übertriebenen hohen Preise vieler Gegenstände die höchste Oekonomie an der Seite der höchsten Verschwendung.*)

Kalifornien oder Neu-Mexiko gehörte zu dem Staate Mexiko, wurde im Jahr 1846 von den Amerikanern nach einjährigem Kriege erobert und im selben Jahre am 7. Juli im Vertrag von Monterey den Nordamerikanischen Staaten feierlichst einverleibt. Die Bevölkerung des neuen Staates mochte damals an 150,000 Seelen betragen, von welchen der größte Theil aus Indianern bestand; gegenwärtig wird sie auf 300,000 geschätzt.

Die Gründe der Stadt, wie die der nahen Umgebung, waren von der Regierung in Lots à 150 Fuß im Geviert getheilt worden. Wer das Glück hatte, solche Plätze im ersten Entstehen der Stadt zu kaufen, konnte mit einigen guten Lots reich werden. Man kaufte die besten zu

*) Eine Wohnung von 5—6 kleinen Zimmern kostete per Monat auf den besten Plätzen 250 Dollars; eine Magd 50 bis 60 Dollars per Monat; ein Handlanger 4 Dollars, ein Maurer oder Zimmermann 8 Dollars per Tag. Die Preise der Lebensmittel sind sehr ungleich. Ein Huhn oder ein Dutzend Eier 2 Dollars, 1 Pfund Rindfleisch oder 1 Maß Milch nur 1/4 Dollar (10 Sgr.)

5—8000 Dollars, die jetzt 150,000 kosten. Ein dreistöckiges Backsteinhaus auf ein ganzes Lot gebaut, das eine Ecke bildet, kommt auf 200,000 Dollars zu stehen, trägt aber einen jährlichen Zins von 130,000 Dollars, so daß Haus und Grund längstens in drei Jahren bezahlt sind.

San Franzisko wurde sechs Mal von Feuersbrünsten zerstört, von welchen die meisten angelegt waren. Die zwei größten hatten im Jahre 1852 Statt. Am 4. Mai des letztgenannten Jahres brannte jener Theil der Stadt ab, in welchem die größten Reichthümer in den Magazinen aufgespeichert lagen, nämlich von der Ecke der Montgomerystraße bis an die Kerneystraße. Das zweite Feuer im Juli legte den westlich gelegenen Theil der Stadt in Asche. Während das Feuer noch wüthete, kamen zu den Grundbesitzern schon Leute, um den Grund auf drei oder vier Jahre zu pachten. Sie bauten auf dem beinahe noch glimmenden Boden hölzerne Häuschen, die sie vermietheten, und wenn der Kontrakt zu Ende war, hatten sie hinlänglich gewonnen, um den Grundbesitzern das Haus für nichts zu überlassen.

Die Amerikaner behaupten, daß die schnelle Entstehung von San Franzisko, sein oftmaliges Wiederaufbauen nach den Feuersbrünsten das Wunderbarste sei, was die Welt je gesehen habe. Dies ist gewissermaßen wahr. Es giebt auch nur zwei Kräfte, welche solche Wunder bewirken können: Despotie und Gold. Hier war letzteres der Hebel. — Es wird aber zugleich der Hebel für die Kultur des ganzen fruchtbaren und gesegneten Landes Kalifornien sein, wie sich schon jetzt viele Goldsucher in Ackerbauer verwandelt haben.

---

5. Cincinnati, die „Königin des Westens.“ *)

1.

Lage.

Cincinnati ist, wenn man Regelmäßigkeit nicht für Schönheit gelten läßt, keine schöne Stadt, aber es hat eine anmuthige Lage. Vorgestern sah ich ihm vom Mount Auburn auf den Rücken, heute Morgen blickte ich ihm von den Hügeln über Kovington ins Gesicht. Ein Zeichner könnte nur das Bild, das sich ihm von letzterem Standpunkt aus darbietet, zur Aufnahme wählen. Denn während man, vom Mount Auburn herniederschauend, blos eine Masse grauer Schindeldächer, rother Ziegelmauern und weißer Holzwände, durch schnurgerade Straßen in regelmäßige Vierecke, gleichsam ein Schachbret vor Augen hat, auf dem ein paar Dutzend grö-

*) Dr. Moritz Busch, „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi“ (Stuttgart, 1854.)

ßere und kleinere Thürme die Figuren bilden, nimmt sich die Stadt von den Höhen jenseits des Flusses gut, ja beinahe großartig aus. Man steht auf dem südlichen Rand eines Bergkessels. Hart unter dem Beschauer liegen, durch den waldigen Grund getrennt, aus dem sich der Licking dem Ohio zudrängt, das freundliche Newport mit seiner vom Sternenbanner überwallten Kaserne und das weitgedehnte Kovington. Fünfzig Fuß tiefer unten, von Dampfern gefurcht, von Segelschiffen, Flachbooten und Flößen belebt, aus engem, dunkelschattirtem Thal strömt der 900 Ellen breite Ohiostrom vorüber, um hinter einem laubgrünen, von der achtwöchentlichen Dürre dieses Jahres schon in die Farben des Herbstes gekleideten Hügelvorsprung zur Linken zu verschwinden. Am jenseitigen Ufer aber erhebt sich, mit dem östlich sich anschließenden Fulton fast 5 Meilen breit und in der Mitte etwas über anderthalb Meilen tief, auf zwei Terrassen die Königin des Westens. Eine fast unabsehbare Reihe prächtiger Dampfboot-Dreidecker, bunt bemalt, meist aus zwei Schornsteinen rauchend, bildet die Basis der geräumigen, sanft ansteigenden, mit allerlei Gütern, Ballen und Tonnen bedeckten, von Karren, Lastträgern, Schiffern, Kaufleuten und gehenden oder ankommenden Reisenden überwimmelten Ladungsplatzes, gleichsam des Gesichtes der Stadt, gleichsam der Pforte des Bienenstockes, dem sie ähnelt. Weiße oder ziegelrothe Häuser mit grünen Jalousien, hohe schmale Speicher, bis in die obersten Stockwerke mit weithin lesbaren Firmen bedeckt, besäumen die drei andern Seiten des Parallelogramms.

Von diesem Mittelpunkt des Verkehrs, nach dem die von hundert Omnibussen und Kutschen durcheilte Mainstreet, so wie zwei andere Hauptstraßen, ein Gewühl von Geschäftsleuten ausströmen, gehen links und rechts weitgespannte Flügel aus. Rechts qualmen Fabriken, brausen die Züge der Eisenbahn von Xenia, hämmert und sägt ein Heer von Zimmerleuten auf der Schiffswerfte an zwei neuen Dampfbooten, deren Gerippe auf einstige kolossale Leiber deuten. Links erhebt sich der gothische Thurm der ersten Presbyterianerkirche, auf den sie eine Hand, die gen Himmel weist, setzen wollten, aber leider nur einen goldenen Handschuh gespießt haben. Weiterhin schaut die Kuppel des riesigen Burnett-House wie Saul über alles Volk Israel auf den Fluß. Noch ferner streckt die katholische Kathedrale ihren weißen, geschmacklosen Thurm empor, während in der Tiefe des Gemäldes über Mount Auburns Schatten die Kreuze von vier andern Kirchen Roms blitzen.

In der Mitte lückenlos, dicht, nur durch ihre acht Hauptstraßen und die von diesen im rechten Winkel durchschnittenen, von Osten nach Westen laufenden Nebengassen gespalten, wird die Stadt nach Westen zu weitläufiger, häufiger von unausgefüllten Bauplätzen unterbrochen, ärmlicher und hölzerner, bis ihr der Millkreek, im Frühjahr ein Bach, jetzt eine Kette von Tümpeln, eine vorläufige Grenze setzt. Im Osten stemmt sich ihr der Mount Adams entgegen. Umsonst, wenn er sie am Wachsthum verhindern wollte; denn schon haben sie ihm eine Sternwarte und eine gute

Zahl anderer Gebäude auf Haupt und Rücken gestellt. Den Hintergrund des Hintergrundes endlich schließen Kalkhügel, zum Theil kahl, zum Theil mit Gärten, Rebenpflanzungen und Landhäusern, zum Theil noch mit dem Urwald bedeckt, durch den vor 60 Jahren die Kriegspfade und Jagdfährten der Mingos und Miamis führten. Wenn die Stadt die sie umschließenden Höhen sämmtlich eingenommen haben wird — schon hat sie auch im Norden, ein beträchtliches Stück derselben erklimmend, mit Häusergruppen besetzt — so wird sie ein vollkommenes Amphitheater von den ungeheuersten Dimensionen darstellen, und der Reisende, der sie im Jahr Neunzehnhundert von den Hügeln anschaut, wo ich heute stand, wird ein Schauspiel vor sich haben, wie es der westliche Kontinent nirgends so imposant zu bieten vermag.

Es liegt mir ein Holzschnitt vor, Cincinnati im Anfang dieses Jahrhunderts abbildend. Welch ein Unterschied zwischen dem Oertchen von damals und der Stadt von heute, und welch eine Zukunft, die sich aus dem Vergleich weissagen läßt!

2.

Geschichte.

Troja ward durch die Reize eines Weibes ein Aschenhaufen, Cincinnati durch die Anmuth einer andern Tochter Eva's zur Königin des Westens. Die drei Blockhütten, die man im Dezember 1788 gegenüber dem Ausfluß des Licking in den Ohio errichtet und (nach einer während der Revolution entstandenen freimaurerartigen Offiziersverbindung, nicht aber nach dem römischen Feldherrn) Cincinnati genannt hatte, ließen geraume Zeit Niemand ahnen, daß sie der Keim zu einer bedeutenden Stadt, geschweige denn daß sie der Anfang zu dem mächtigen Emporium des Binnenlandes sein könnten, das sich jetzt dort erhebt. Die ältere Niederlassung zu North Bend schien den Vorrang behaupten zu wollen. Dort war die zum Schutz der Ansiedler auf Richter Symmes' Miami-Ländereien abgesandte Truppenabtheilung ausgeschifft worden, und dorthin deshalb, als nach dem sicherern Orte, zogen sich fast sämmtliche Kolonisten. Schon sollte ein Fort erbaut und damit das Verbleiben der Garnison und die künftige Bedeutung von North Bend entschieden werden, als der befehlführende Offizier plötzlich die Gegend zur Anlegung von Festungswerken nicht geeignet fand, und trotz aller Bitten und Vorstellungen des Richters eines schönen Morgens mit seinen Leuten nach Cincinnati abmarschirte. Das Fort ward hier errichtet, die Kolonisten von North Bend mußten den Soldaten wohl oder übel folgen, und der Grundstein zu der Größe, der nun schnell aufblühenden Stadt war gelegt. Ein Gerücht aber sagte, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Der Offizier, welcher Ursache des Ortswechsels gewesen, hatte, als er sich in North Bend nach einem passenden Platz für das Fort umgesehen, die Bekannt-

schaft eines schönen, schwarzäugigen Weibes gemacht. Der Eheherr der Helena des Hinterwaldes hatte von den fleißigen Besuchen und zärtlichen Mienen des Paris in Uniform Gefahr gefürchtet, und war deshalb nach der Nachbar-Niederlassung Cincinnati gezogen. Die Entfernung des Gegenstandes seiner Bewunderung hatte auf die Augen des tapferen Kommandanten die Wirkung, daß ihm die günstige Lage von North Bend fortan unvortheilhaft vorkam. Richter Symmes' Beredsamkeit vermochte ihn nicht vom Gegentheil zu überzeugen. Die Gegend von Cincinnati wurde untersucht, sie erwies sich unvergleichlich geeigneter, und so geschah, was erzählt worden ist. Der Name des Helden aber in diesem Roman war Luce, und wenn die Porkopolis in ihrem Eifer für Erbauung von Kuttelhöfen und Pökelfleischspeichern nicht vergessen hätte, sich einen öffentlichen Platz zu reserviren, so würde den Vätern der Stadt die Errichtung eines Denkmals für den Fähndrich Luce zu empfehlen sein, wäre es auch nur ein einfacher Stein mit dem Namen des Verdienstvollen und einer Hand darunter, die im Begriff ist, Jemand mit einem Hirschgeweih zu krönen.

Im Jahr 1792 vermehrte sich die Bevölkerung von ungefähr fünfzig Personen, welche vom Osten einwanderten, und jetzt wurde aus Baumstämmen und Bootplanken die erste Kirche und neben ihr die erste Schule erbaut. Das einzige Wirthshaus des Oertchens diente zugleich zur Abhaltung von Gerichtssitzungen, und der Platz vor der Thür war mit Pranger und Halseisen, Geißelpfahl und Galgen geziert. Zählt man zu diesen öffentlichen Gebäuden noch das Fort Washington, wie alle Festungen des Hinterwaldes durchaus von Holz errichtet, das Gefängniß, gleichfalls ein schindelgedecktes Balkenhaus, und drei bis vier Dutzend Block- und Bretterhütten, denkt man sich dahinter und daneben einen dichten, finsterblickenden Forst von Sykomoren, Ahornbäumen, Eichen und Buchen, und vergißt man endlich nicht, daß da, wo jetzt der Markt der fünften Straße das Zentrum des lebhaftesten Verkehrs bildet, ein sumpfiger Pfuhl, umgeben von Erlenbüschen und bewohnt von Ochsenfröschen, sich befand, so hat man ein Gemälde von Cincinnati vor sich, wie es vor sechzig Jahren aussah.

Gewiß, die „Queen City of the West“ war ein elendes Nest in dieser Periode, und mit der Moralität ihrer Bewohner war es ohne Zweifel noch weit schlimmer bestellt. Karten und Würfel fanden ihren Weg aus der Kaserne des Forts unter die Kolonisten, und von den neun Advokaten am Platze tranken sich sieben aus den Branntweinfässern des Hrn. Avery zu Tode. Aber schon regten sich die magischen Gewalten, welche Amerika groß gemacht haben, und schon zog (man entschuldige das Bild mit dem vielen Wunderlichen, das sich dem Wunderbaren in der Chronik der Yankees beimischt) die Königin des Westens die Siebenmeilenstiefeln an, mit denen sie seitdem ihre östlichen Schwestern eingeholt hat. Cincinnati, das Städtchen mit 110 Holzhütten und 500 Einwoh-

nern, besaß im Jahre 1799 bereits zwei Zeitungen und zwei Kielboote, der Indianer wegen kugelfest gebaut und mit Geschützen bewaffnet, unterhielten die Verbindung mit Pittsburg und der Zivilisation im Osten. 1801 ging ein Schiff, zur Seefahrt gerüstet, aus Ohio's Wäldern genommen und mit den Erzeugnissen seiner Rodungen befrachtet, nach New-Orleans hinab. 1802 wurde Cincinnati von der Gesetzgebung des Territoriums zur Stadt zweiten Ranges (town) erklärt, und 1819, wo es gegen 8000 Einwohner zählte, rückte es zur Stadt erster Klasse (city) auf, um von nun an mit verdoppelter Triebkraft zu wachsen und mit gleicher Schnelligkeit sich zu verschönern. 1830 belief sich die Zahl seiner Bewohner auf 24,823, ein Jahrzehnt später auf 46,338, und der Zensus von 1850 wies trotz der inzwischen eingetretenen Cholera, welche fast 5000 Menschen hinwegraffte, 115,438 Seelen nach. Hinsichtlich der Häusermenge ist derselbe Fortschritt zu bemerken. Während der Jahre 1815 bis 1832 wuchs die Stadt von 1070 auf 4016, und von da ab bis 1850 auf 16,286 Gebäude an. Der Prozeß der Versteinerung und Erhöhung endlich zeigte ebenso erstaunliche Resultate. Denn während sich die Stein- und Ziegelhäuser zu den Block- und Bretterhütten im Jahr 1815 wie 22 zu hundert verhielten, hatte Cincinnati nach der neuesten Tabelle 45 Gebäude von Stein, 10,299 von Ziegeln und 7350 von Holz, wobei — um falsche Vorstellungen zu verhüten — darauf hinzuweisen ist, daß viele der letztern ein höchst stattliches Ansehen haben und von den achtbarsten Familien bewohnt sind. Ein einstöckiges Haus aber möchte heutzutage im Bezirk der innern Stadt ebenso schwer zu finden sein, wie vor vierzig Jahren eins von mehr als zwei Stockwerken.

Rechnet man Covington und Newport, die nur durch den Fluß und die Staatsgrenze, sowie die Ortschaften Fulton und Storrs, die lediglich durch eine eingebildete Linie von Cincinnati geschieden sind, hinzu, so erreicht die Bevölkerung die Zahl von 150,000; von den 115,438 Seelen aber, welche die Stadt ohne diese Hinzunahme enthält, gehören nicht weniger als 30,758 ihrem Geburtsorte nach den deutschen Staaten, und mindestens 45,000 dem deutschen Stamme an. Geborne Amerikaner giebt der letzte Zensus 45 Proz., von Großbritannien und Irland Eingewanderte 16 Proz. an, und 3172, oder mit andern Worten der sechsunddreißigste Theil der gesammten Einwohnerschaft waren Farbige. Es ist neuerdings von verschiedenen Schriftstellern auf die große Ausbreitung des Katholizismus in Nordamerika aufmerksam gemacht worden, und wenn ich dem, wo es in solcher Allgemeinheit behauptet wird, nicht beipflichten kann, so wird Cincinnati allerdings als Beispiel für jene Annahme angeführt werden dürfen; denn von seiner Bevölkerung fallen 35 von 100 auf die Mitgliederliste der katholischen Kirche, 62 auf die protestantischen Sekten, und die übrigen 3 auf die des Judenthums, welches hier, in der Stadt des Schweinefleisches, 4 Synagogen und gegen 3000 Bekenner hat. Von den 91 Kirchen aber besitzen die Katholiken 13, und zwar die schönsten

und geräumigsten, die einzelnen Schattirungen der Lutheraner und Reformirten 12, die vier Zweige der Methodisten 22, die Presbyterianer 15, die Episkopalkirche 5, und die Baptisten 7. Die übrigen vertheilen sich auf die weniger zahlreichen religiösen Gemeinschaften

Cincinnati dankt, wenn wir von jener Fabel vom Fähndrich Luce absehen, seine Größe seiner Lage am Flusse Ohio, der Fruchtbarkeit der Gegend und der Regsamkeit und Klugheit seiner Bürger, vor Allem aber einem glücklichen Zusammentreffen von Umständen, durch welche schon in früher Zeit bedeutende Geldkräfte hergezogen wurden. So ist es vorzugsweise Dampfboot- und Schiffswerfte, Fabrikstadt und Marktplatz. Seine Gießereien wetteifern mit denen von Pittsburgh, dem amerikanischen Manchester, seine Stuhl- und Bettstellenfabriken versehen den ganzen Westen mit ihren Erzeugnissen, seine Großhändler vermitteln die Strömungen des Waarentausches zwischen dem Mississippithale und den altlantischen Staaten, seine riesenhaften Schlächtereien verproviantiren die Sklaven des Südens, die Schiffsmannschaften des Ostens, und oft sogar die Auswandererfahrzeuge Europas — sein Markt, mit Einem Wort, ist der Brennpunkt vom besten Theile alles westlichen Verkehrs.

Der Markt.*)

Durch ganz Nordamerika haben die Marktplätze ein ziemlich ähnliches Aussehen: ein sogenanntes „Markthaus" bildet den Mittelpunkt und besteht aus einem auf einer doppelten Säulenreihe ruhenden Dache, unter dessen Schutz die Fleischhauer oder Metzger den innern Raum einnehmen; um diesen reihen sich die ein höheres Standgeld zahlenden Gärtner an der Außenseite, aber ebenfalls noch unter dem Schutze des Vorbaues, an. In Cincinnati sind drei solche Marktplätze: der obere oder Flymarket, der mittlere und der untere Markt, wo Montag und Donnerstag auf dem ersten, Dienstag und Freitag auf dem zweiten, und Mittwoch und Sonnabend auf dem dritten Markt gehalten wird. Dort prädominiren die Deutschen besonders, denn sie bilden nicht allein die Mehrzahl der Fleischer, sondern haben auch mit wenigen Ausnahmen den alleinigen Verkauf der Gartenfrüchte, und zwar schon aus dem Grunde, weil der Amerikaner in dieser Hinsicht nun einmal ein Vorurtheil zu Gunsten der Deutschen hat, die, wie er glaubt, alle geborne Gärtner sind. Will ein Amerikaner seinen Garten bestellen lassen, so ruft er den ersten besten Deutschen dazu und überträgt ihm die Arbeit; er fragt aber nie: „weißt Du mit einem Garten umzugehen?" sondern denkt, das verstehe sich von selbst. Dabei haben unsere Landsleute das Monopol des Sauerkrautes, mit dem es ihnen wie den Kreolen mit ihrem Lieblingsgericht Gumbo geht; es ist zum Spottnamen und zur Bezeichnung der Nation geworden, und nicht selten hört man unter den niederen Klassen der Amerikaner, wenn Jemand eine ge-

*) Fr. Gerstäcker.

mischte Versammlung bezeichnen will, den Ausdruck: „es waren Amerikaner, Gumbos und Sauerkrauts dort.“

Da übrigens die meisten der zu Markte Kommenden ihre Produkte von Meilen weit entfernten Farmen herbeischaffen, so lassen sie dieselben auf ihren kleinen, einspännigen, mit Leinwand überzogenen Fuhrwerken und fahren diese auf beiden Seiten des Marktplatzes so auf, daß die Einkäufer, auf der Außenseite umhergehend, den im Hintertheil des Wagens ausgelegten Inhalt sehen und prüfen können. Oft stehen Hunderte derselben in langer, die Straßen weit hinaufreichender Reihe beisammen und geben dem Ganzen ein eigenthümliches Ansehen; was aber dem Europäer besonders auffällt, sind die Einkäufer selbst. Wie ich zum ersten Mal auf einen amerikanischen Markt kam, traute ich meinen Augen kaum, als ich nicht allein anständig, sondern sogar elegant gekleidete Männer, oft in schwarzem Frack, mit Ringen an den Fingern, goldenen Urketten und blendend feiner Wäsche, großmächtige Körbe am Arme tragend, zu Markte gehen oder gar reiten sah; es war etwas unsern deutschen Sitten und Gebräuchen so ganz Entgegengesetztes, daß ich nur mit vieler Mühe das Lachen verbeißen konnte. Nichts macht sich dann komischer, als wenn es zu regnen anfängt, und der „Gentleman“ den schon zur Vorsorge mitgenommenen Regenschirm aufspannt, dem kleinen Pony die Hacken in die Seite setzt und mit kurzen Steigbügeln, daß die Kniee fast den Sattelknopf berühren, nach Hause galoppirt.

Die Fleischer schmücken besonders bei feierlichen Gelegenheiten, als am 4. Juli, am Tage der Unabhängigkeitserklärung, an Washingtons Geburtstage, an verschiedenen Dank- oder Bußtagen u. s. w., ihre Stände und das ausgeschlachtete Vieh auf das Zierlichste, wobei sie etwas darin suchen, alle möglichen Fleischarten zum Verkauf auszustellen. Daher findet man nicht selten bei einem einzelnen neben den gewöhnlichen Thierarten ganze Bären, Hirsche, Waschbären und Eichhörnchen, die durch Blumenguirlanden auf das Freundlichste mit einander verbunden sind. Den Gemüseverkauf besorgen, wie schon gesagt, fast ausschließlich die Deutschen, denen auch die besten und einträglichsten Farmen in der Nähe von Cincinnati gehören, und von welchen sogar schon einige Weinberge angelegt und einen erträglich guten Wein gekeltert haben. Die Amerikaner schaffen hingegen mehr Käse, Bier, Butter und Geflügel zu Markte, während die farbige Bevölkerung von Cincinnati meistens gedörrtes Obst, Pfirsichen und Aepfel feil hält. Im Ganzen ist Cincinnati die billigste Stadt des Westens, und ein einzelner Mann kann mit 400 Dollars (1 Dollar = 1 Thlr. 8 gGr.) das Jahr anständig leben.

Boardinghäuser.

Das Wort „boarding-house“ ist fast das erste, welches der Einwanderer in Amerika lernt — er muß ein Obdach und Nahrung haben, und dies Alles findet er für einen verhältnißmäßig billigen Preis in solchen

Kost- oder Boardinghäusern. Ich rede hier nicht von den besser eingerichteten Wirthschaften und Hotels, die dem Reisenden alle möglichen Bequemlichkeiten bieten, und von denen in Cincinnati besonders eine große Anzahl existirt, sondern von den Häusern, in welchen der Fremde, dessen finanzielle Umstände ihm nicht erlauben, 6, 8, ja 12 Dollars die Woche für Kostgeld zu bezahlen, einkehrt, und wo er, wie der deutsch-amerikanische Ausdruck ist, „boardet."

Diese Anstalten werden fast ausschließlich von Deutschen gehalten, sind sich im Ganzen ziemlich ähnlich, und wir wollen dem Leser eines dieser „Kaffeehäuser", wie sie sich fast alle nennen, näher vorführen. Es ist ein schmales, zweistöckiges, grün angestrichenes Brettergebäude, das selbst etwas windschief, zwischen zwei große Backsteinhäuser hineingepreßt, scheinbar von diesen aufrecht gehalten wird. Ein breites Glasfenster zeigt drei über einander angebrachte Reihen von Flaschen mit Liqueur oder wenigstens einer liqueurfarbenen Flüssigkeit gefüllt, zwischen denen, um den sonst etwas zu leeren Raum auszufüllen, einzelne Zitronen liegen, während in der untern Reihe mehrere Glasgefäße mit Kandiszucker und anderen Näschereien prangen. Ueber der mit einer rothen Gardine verhangenen Thür steht auf einem grün lackirten Schilde mit grell rothen Buchstaben, daß die Augen kaum das Verschwimmen der Farben ertragen können, „Battle of Bunkershill Coffeehouse," und darunter „Deutsches Kosthaus von N. N."

Doch wir wollen hineingehen und das Innere des Heiligthums betrachten. Es ist ein kleines, wahrscheinlich früher zum Vorsaal bestimmt gewesenes Zimmer, das jetzt aber zur Schenkstube benutzt wird, und zugleich das Entree des Hauses bildet. Rechts sind bis zur Decke hinauf Rahmen angebracht, die, mit Flaschen, Karaffen, Gläsern, Apfelsinen und Zuckerwerk ausgeschmückt, die eine Wand verdecken, während Thür und Fenster die zweite einnehmen, und riesenhafte Zettel, Ankündigungen von Seiltänzern und Kunstreitern, mit Abbildungen der merkwürdigen Sachen, welche diese auszuführen gedenken, die beiden anderen überziehen. Besonders hervorstechend zeigt sich noch, gerade am mittelsten Rahmen befestigt, ein kleines Schild, auf dem mit größtmöglichen Buchstaben die Worte „No credit!" „Kein Kredit!" zu lesen sind, und mit dem eine zweite unter Glas und Rahmen gebrachte Tafel korrespondirt, durch welche dem Eintretenden in zierlichen Versen kund gethan wird, daß der Eigenthümer seine Weine und Liqueure, seine Flaschen und Gläser, ferner Hausrente und Taxen bezahlen müsse, und deswegen unendlich bedaure, seinen geehrten Gästen unter keiner Bedingung borgen zu können. Eine Art Ladentisch trennt den Ausschenker oder „Barkeeper" von den Gästen, zu deren Bequemlichkeit nur eine kurze, grün lackirte Gartenbank an der gegenüberstehenden Wand angebracht ist, die aber für den Augenblick leider nicht benutzt werden kann, da ein Engländer, der ein wenig zu schwer geladen, langgestreckt darauf liegt.

„Wer traktirt?“ ruft jetzt der Barkeeper, welcher sich schon fast eine Viertelstunde lang die Anwesenden ungeduldig betrachtete. „Wer traktirt? Boy's — Ihr steht ja so trocken da, wie die Pulverfässer — wollen wir drum würfeln?“ Er hat bei den letzten Worten einen kleinen Lederbecher unter dem Ladentische hervorgeholt und schüttelt denselben ein wenig; der Klang wirkt wie bezaubernd, Alle treten hinzu, und die drei niedrigsten Würfe müssen der Trunk à Person mit einer Pikayune (6¼ Cent, oder 2 gGr.) bezahlen. Obgleich der Barkeeper selbst mit spielt, so ist doch eher zu erwarten, daß der niedrigste Wurf leichter einen der Gäste, von denen sechs gegenwärtig sind, als ihn treffen wird, und schon auf solche Art und Weise verdienen die Wirthe manchen Dollar. Jetzt öffnet sich aber die Thür, und ein anständig gekeideter Mann tritt herein und erkundigt sich bei dem Ausschenker, ob er hier eine oder mehrere Wochen „boarden“ könne. Dieser beschaut ihn zuerst sehr aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß, und fragt ihn dann vor allen Dingen, „ob er Gepäck bei sich habe.“

„Nichts als dieses,“ antwortet der Fremde und zeigt auf ein kleines, in ein rothseidenes Schnupftuch eingeschlagenes Päckchen.

„Hm,“ sagt der Ausschenker, „dann müssen Sie pränumerando bezahlen, ich kann Ihnen nicht helfen!“

„Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich das nicht werde?“ entgegnet pikirt der Fremde.

„O well!“ sagt der Ausschenker, keineswegs dadurch außer Fassung gebracht, „dann ist Alles in Richtigkeit.“

„Und der Preis?“ fragt der Fremde.

„Drei Dollars die Woche!“

Der Mann bezahlt und bittet den Barkeeper nun, ihm sein Zimmer zu zeigen; dieser steigt mit ihm eine kleine schmale Treppe hinauf, öffnet die sich fast an der obersten Stufe befindliche Thür und weist den eben Gekommenen hinein.

Es ist ein ziemlich großer Raum, der die ganze Breite des Hauses einnimmt, mit drei Fenstern und einem gewaltigen Kamin an der Seite; das Ganze hat aber ein unfreundlich kaltes Aussehen, denn in dem Kamin liegen Stiefeln, Stöcke, Hutschachteln, Pfeifen 2c., und beweisen zur Genüge, wie wenig von dieser Seite auf ein gutes, erquickendes Feuer zu hoffen sei. Des Fremden, den Raum schnell durchfliegende Augen zählen funfzehn zweischläfrige Betten, die eines neben dem andern an den Wänden hin und in der Mitte stehen, und eine ziemlich zahlreiche Schlafgenossenschaft versprechen. Nur ein Tisch und etwa acht oder neun Stühle dienen dem Worte „Mobilien“ zur Entschuldigung, und die umherhängenden verschiedenartigen Kleidungsstücke sind nicht gerade geeignet, dem Ganzen ein freundlicheres Aussehen zu geben.

„Und hier soll ich schlafen?“ fragt mit nicht gerade freudiger Ueberraschung der Fremde.

„Ja!“ ist die Antwort — „in diesem Bette hier, mit einem Amerikaner — es ist ein ganz ordentlicher Mann!“

„Und kann ich kein Bett für mich allein bekommen?“

„Unmöglich, wir haben jetzt kaum Platz für unsere Gäste — alle Boardinghäuser sind überfüllt.“

Noch steht der Fremde unschlüssig am Eingange, er weiß aber, daß, wenn er auch zu einem andern Hause gehen wollte, sich die Verhältnisse ziemlich gleich bleiben, wirft sein Päckchen auf das ihm angewiesene Bett und — ist eingezogen.

„Haben Sie denn wohl einen ruhigen Platz, wo ich einen Brief schreiben könnte?“ fragt er jetzt nochmals den Barkeeper, der eben im Begriff ist, die steile Treppe wieder herunter zu klettern.

„Unten im Zimmer, wo die Uebrigen sind!“ sagt dieser, „das ist der einzige Platz im ganzen Hause.“ In jenes Zimmer führt er jetzt seinen Gast und zeigt ihm in der einen Ecke einen Tisch, an welchem eben ein freundlicher Oldenburger emsig beschäftigt ist, zu dem morgenden Sonntage seine Stiefeln zu wichsen.

„Du mußt damit hinausgehen!“ fährt er diesen an, „das gehört sich nicht in die Stube! Wir sind nicht mehr auf dem Schiffe!“ Schweigend räumt der also Abgefertigte seinen Platz ein, und der Fremde sieht sich vergebens nach einem Gegenstande um, mit welchem er den staubigen Tisch abwischen könne.

„Warten Sie, ich will Ihnen etwas bringen,“ sagt der Barkeeper und geht in das Schenkzimmer zurück; unterdessen hat aber Jener vollkommen Zeit, den Raum zu betrachten, in welchem er sich jetzt befindet. Es ist ein geräumiges Zimmer mit einem großen gußeisernen Gestell in der Mitte, das ein Mittelding zwischen Ofen und Kamin zu sein scheint, denn es hat wohl die Gestalt des erstern, entspricht aber ganz dem Zwecke des letztern, da es die Hitze nicht erst durch Röhren, sondern gleich durch die vorn im Rost sichtbaren Kohlen verbreitet. Um dieses haben sich in allen möglichen Stellungen und Lagen die verschiedenen Gäste des „Kaffeehauses zur Schlacht am Bunkershill“ versammelt und befinden sich alle in einer sehr heitern Stimmung, lachen und erzählen und machen einen Lärm, daß die Gläser auf dem zweiten Tische zittern. Einige, die im Anfange gekommen sein mochten, hatten noch Stühle gefunden, die später Eintreffenden schon mit zwei grünlackirten Holzbänken, denen ähnlich, die in der Schenkstube standen, vorlieb nehmen müssen, und die Letzten konnten einzig und allein stehend an der Gesellschaft und zu gleicher Zeit am Ofen Theil nehmen. Unser Gast war gezwungen, sich auf irgend eine Art einen Stuhl zu verschaffen, und mit den Sitten solcher Häuser schon ziemlich vertraut, blieb er einige Minuten am Feuer, bis einer der Sitzenden aufstand, welchem er dann ohne weitere Umstände den kaum verlassenen Stuhl entführte und an seinen Tisch trug. Diesen mußte er übrigens, da der Barkeeper nicht wiederkehrte, mit seinem eignen Taschentuche abstäuben.

Jetzt klingelt es plötzlich im nächsten Zimmer, und der langersehnte Ruf „supper! supper!“ (Abendessen) ertönt und erstickt bald den frühern Lärm; Alles strömt in das Speisezimmer, und der Barkeeper trägt den Davondrängenden die zurückgelassenen Stühle nach, da an der Table d'hote noch einige fehlen. Eine lange Tafel steht dort gedeckt, an welcher etwa 30 Personen Raum haben, und die mit mehreren Fleischarten, Kartoffeln, Eiern, Butter und Käse besetzt ist. Jeder Gast findet neben seinem Teller eine eingeschenkte Tasse Thee, die er, wenn geleert, blos emporzuheben braucht, um sie augenblicklich wieder von einem jungen Mädchen, das die Aufwartung besorgt, gefüllt zu bekommen; doch sieht es der Wirth nicht gern, wenn das öfter als zwei Mal geschieht. Das Essen ist gut und schmackhaft zubereitet, und nach der Mahlzeit, von der Jeder, sobald er fertig ist, aufsteht, ohne sich weiter mit Wort oder Blick um seinen Nebenmann zu bekümmern, versammeln sich die Gäste wieder um den kaum verlassenen Ofen, an welchem Jene jetzt die besten Plätze einnehmen, die am schnellsten essen konnten. Die Gesellschaft ist übrigens keineswegs uninteressant, denn nicht allein verschiedene Nationen, sondern auch verschiedene Stände treffen sich hier, und die gebildetere Klasse der Deutschen, als Advokaten, Aerzte, Theologen, Kaufleute rc., die größtentheils, wenigstens für den Augenblick, noch gezwungen waren, eine ihren früheren Beschäftigungen gerade nicht entsprechende Arbeit zu übernehmen, um ehrlich und ordentlich in der neuen Welt durchzukommen, findet sich bald zusammen und verplaudert die langen Abende.

Die Zeit des Schlafengehens naht aber jetzt, und hier und da schleichen Einzelne mit abgebrannten Lichtendchen in der Hand die Treppe hinauf, denen die Uebrigen ebenfalls bald folgen und ermüdet das harte Lager suchen, welches nur aus einer Seegrasmatratze und zwei oder drei wollenen Decken besteht. Die Lichter verlöschen nach und nach, und sobald sich die einzelnen Paare und Bettgenossenschaften verständigt haben, ob sie „doppeladler- oder löffelartig“ liegen wollen, herrscht für wenige Minuten tiefes Schweigen, das aber bald einem von allen Seiten hertönenden Schnarchen weicht, bei dem sich der daran nicht Gewöhnte oft stundenlang auf seinem Lager unruhig umherwälzt.

Es existiren übrigens auch mehrere amerikanische Boarding-Houses in Cincinnati, wo der Gast für fünf Dollars pro Woche eine reinlichere und freundlichere Umgebung hat; das Unangenehme des mit Mehreren Zusammenschlafens findet sich in den meisten.

Money-Brokers.

Die Geldwechsler spielen in allen Städten Amerikas eine bedeutende Rolle, denn Tausende von verschiedenen Banknoten und Münzsorten zirkuliren, und es ist daher unbedingt nöthig, Leute zu haben, welche nicht allein die echten von den nachgemachten unterscheiden können, sondern auch den

Reisenden mit den für ihn brauchbarsten Münzsorten oder Tresorscheinen versehen.

Die Broker haben ihre kleinen, zierlich ausgeputzten Lokale gewöhnlich an Straßenecken, um recht in die Augen zu fallen, und suchen etwas darin, durch in den Fenstern ausgelegte Banknoten und kleine Haufen von Goldstücken die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen.

Auktionen.

In einem Lande, wo so viel und so großartig spekulirt wird, wie in Amerika, ist es eine sehr natürliche Folge, daß sich auch Tausende in ihren Erwartungen und Hoffnungen betrogen finden, deren Eigenthum und Waare dann den Weg in die zahlreichen, durch die ganze Stadt zerstreuten Auktionslokale findet, die hier auf eine so unglaubliche Art unter dem Werthe verschleudert wird.

Eine kleine, hellrothe Fahne, über der Thür aufgesteckt, zeigt am Tage den Ort an, wo Abends mit dem Glockenschlage Sieben der Ausverkauf beginnen wird, und Kauflustige oder Neugierige treiben sich, einander ablösend, fortwährend vor und in diesen Lokalen herum, um die am Abend vorkommenden Waaren zu betrachten und zu prüfen; mit einbrechender Dämmerung jedoch, wo die blutrothe Flagge übersehen werden könnte, stellt sich irgend ein Mann oder Knabe, sehr häufig ein besonders hierzu gemietheter Neger, mit einer Handglocke vor das Auktionslokal und läutet pausenlos auf eine ohrenzerreißende Art, um die Bevölkerung von Cincinnati darauf aufmerksam zu machen, daß die Versteigerung bald beginnen werde. Es sind wohl 12—15 verschiedene Auktionen an jedem Abend, und hier kaufen besonders die umherziehenden Krämer ihre Waaren ein, mit denen sie später die Farmer im Innern des Landes beglücken.

Der Auktionator steht auf einer von dem Platze, welchen die Käufer einnehmen, getrennten hohen Bühne, die es ihm möglich macht, Alle zu sehen, wie von Allen gesehen zu werden, und die zu versteigernden Gegenstände werden ihm durch einen zweiten von innen hinaufgereicht. Von dem Mittelpunkte dieser Bühne aus läuft ein schmaler, langer Tisch bis fast zur Thüre hin, um auf diesem vorkommende Ausschnittwaaren aufzurollen und die Kauflustigen besehen zu lassen. Die Waaren selbst sind übrigens sehr gemischter Art — Tuche und Steingut, Bijouterien und Glaswaaren, Kattune und Bücher, eiserne Geräthschaften und Porzellan, Schuhe und Hüte, Weine, Liqueure und eingemachte Früchte und Austern, Alles wird wild durch einander feil geboten, wobei sich der Auktionator durch eine fast fabelhafte Zungenfertigkeit auszeichnet, mit welcher er das aufbietende und aufmunternde going, going, going, going ruft, daß das Ohr dem Klange kaum zu folgen vermag, bis ein entscheidendes „gone!“ den Bietenden entweder erschreckt oder erfreut. Allerdings hat man öfters die Gelegenheit, auf diesen Auktionen Waaren zu einem Spottpreise einzu-

kaufen, im Ganzen ist es aber doch sehr gefährlich, denn entweder wird der mit den Gebräuchen nicht Bekannte angeführt, oder kauft, durch den anscheinend billigen Preis bestochen, eine Menge von Sachen, die er mit gutem Gelde bezahlen muß und nachher nicht gebrauchen kann.

Kleiderläden

sind in Amerika, wo Alles so zauberhaft schnell geht, und die Menschen sich fast stets unterwegs befinden, unentbehrlich — wie hätte der Amerikaner Zeit, sich einen Rock anmessen und nachher machen zu lassen! Oft Hunderte von Meilen verreisend, nimmt er gewöhnlich als einziges Gepäck ein kleines Felleisen mit, in welchem er ein Hemd und mehrere reine Vorhemdchen und Kragen führt; das ist das Einzige, was er waschen läßt, alles Uebrige wird, sobald getragen oder zerrissen, neu angeschafft. Kleiderläden, in denen man jedes zum Anzuge Nöthige antrifft, findet man daher auch in jeder Stadt, und besonders gleich an den Dampfbootlandungen in großer Anzahl, die fast alle, sei es nun im Norden oder Süden, New-York oder New-Orleans, St. Louis, Cincinnati, Buffalo oder Charlestown, von deutschen Juden gehalten werden. Wie die Yankees den fast alleinigen Uhrenhandel an sich gerissen haben, so verhält es sich mit den Israeliten und Kleiderläden, in keiner Stadt aber mehr als in Cincinnati, das gewissermaßen den Mittelpunkt bildet, von welchem sie sich in die ganzen westlichen Staaten zerstreuen, um als wandernde Krämer mit Tragekasten und Lastpferd ihre Waaren feilzubieten, oder auch in der Stadt selbst zu bleiben und am Werft wie in den Hauptstraßen vor ihren Läden förmlich auf die Vorbeigehenden zu lauern. Gnade Gott dem armen Teufel, der mit etwas schäbigen Kleidern und einem sehnsüchtigen Blick auf die zur Schau ausgehängten Anzüge vorübergeht, er ist unrettbar verloren; der Verkäufer, ein auf das Eleganteste angezogener Jüngling, der nie Deutsch spricht, außer da, wo er sieht, daß der, mit dem er es zu thun hat, auch kein Wort Englisch versteht, stürzt auf ihn zu, faßt ihn um die Taille und zieht ihn unter den zärtlichsten Vorwürfen, daß „so ein hübscher Mensch solch abgerissenes Zeug trage," in den Laden; hat dieser dann noch hinlänglich baares Geld, und sei es nur genug, um ein Taschentuch zu kaufen, bei sich, so kommt er selten ohne irgend einen aufgedrungenen Artikel fort. Freilich laufen diese Ladenjünglinge auch manchmal der unrechten Person in den Weg und ernten Grobheiten oder gar Ohrfeigen für ihre Zudringlichkeit. Was thut's aber? Sie leiden ja für die heilige Sache, und der nächste Vorüberwandernde entgeht darum seinem Schicksal doch nicht.

Durch die in den Zuchthäusern gefertigten Schuhe und Kleidungsstücke, wie durch den geringen, wahrhaft grausamen Preis, welchen arme Nähmädchen für eine Tagesarbeit bekommen, sind Kleidungsstücke, was nicht Seide oder Tuch ist, erstaunlich billig geworden, so daß man jetzt

selbst in New-Orleans ein baumwollenes Hemd mit leinenem Vorhemd und Kragen für einen Dollar kauft, eben so recht gut aussehende Schuhe und Beinkleider, Jacken und Westen, für einen Dollar das Stück. Wie nachlässig übrigens diese Sachen gefertigt sind, kann man sich denken; es soll aber Alles schnell gehen, die Dauer und Solidität der Arbeit kommt nicht in Betracht. So z. B. kündigte eine Wäscherin (Mulattin) vor mehreren Jahren in Cincinnati, in Mainstreet durch ihr Aushängeschild an, daß sie jedes ihr anvertraute Kleidungstück „in einer Stunde wasche und trockne;" auf welche Art der Stoff dabei behandelt wurde, läßt sich denken.

* *
*

Die Schweine in Cincinnati.*)

Die offizielle Statistik der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom Jahre 1840 giebt die Zahl der vorhandenen Schweine auf 26,301,293 an. Seitdem hat sich aber die Zahl fortwährend und nach amerikanischen Blättern im Jahre 1847 auf 45 Millionen erhöht; das wäre mehr, als die ganze übrige Welt zusammengenommen an Schweinen enthält.

Die Schweinezucht im Mississippithale ist so bedeutend, daß manche der dortigen Bauern (Farmers) 1000 Stück dieser Thiere halten, welche, viel fetter als in den östlichen Staaten, bis zu mehr als 700 Pfd. schwer werden. Man rechnet, daß jetzt jährlich 1,500,000 Schweine in diesem Thale verzehrt oder verkauft werden, und daß davon ein Sechstel auf Cincinnati kommt. Im Jahre 1852 wurden nicht weniger als 296,054 Schweine nur geschlachtet und verpackt.

Diese Stadt, der Mittelpunkt einer Gegend, welche Korn und Schweine in ungeheurer Menge erzeugt, ist der Hauptplatz des Handels mit Schweinen und deren Fleisch in ganz Nordamerika, ja der ganzen Welt und ein großer Theil der Einwohner beschäftigt sich mit diesem Handel und mit der Verfertigung der verschiedenen aus jenen Thieren gezogenen Produkte. Und doch ist dieses Geschäft in Cincinnati erst seit dem Jahre 1826 entstanden und erst seit 1833 von großer Bedeutung geworden. Im Jahre 1833 wurden dort 85,000, im Jahre 1847 aber 250,000 Schweine verkauft, und als Fleisch, Speck, Schmalz, Oel, Licht, Seife, Leder, Borsten, Farbstoff und Dünger auf das Vortheilhafteste verwerthet, und es erhielten dadurch Tausende von Arbeitern Brod zu einer Zeit des Jahres, wo sie sonst wenig oder nichts verdienen können. Cincinnati verdankt diesem Handel und dieser Industrie hauptsächlich seinen großen, noch immer wachsenden Wohlstand, und die Deutschen können daraus lernen, wie Vieles vom geschlachteten Schwein bei ihnen noch verloren geht.

In den in und vor Cincinnati gelegenen, sehr zweckmäßig eingerichteten

*) Mechanics Magazine, Mai 1848. Vergl. Ausland 1849, 6.

ungeheuern Schlachthäusern werden von der Mitte Novembers an und etwa vier Monate lang Tausende von Schweinen täglich geschlachtet; das Fleisch und der Speck von mehr als der Hälfte der Gesammtzahl wird eingesalzen, in große Tonnen gepackt und nach den Hafenstädten Nordamerikas, vorzugsweise zur Verproviantirung von Schiffen, dann aber auch in das Innere, ferner nach Westindien und Südamerika in großen Quantitäten, und in geringerer Menge nach Deutschland ausgeführt. In Bremer Zeitungen kann man zuweilen lesen, daß eingesalznes amerikanisches Schweinefleisch zu verkaufen sei. Auch geräucherte Schweineschinken werden gleichfalls in das Innere, nach Westindien und Südamerika in großer Menge ausgeführt.

Ein sehr wichtiges Produkt der geschlachteten Schweine, sowohl zur Ausfuhr als zur einheimischen Industrie, ist das Schmalz. In Kisten von Holz oder Blech gepackt gehen sehr beträchtliche Quantitäten Schmalz jährlich von Cincinnati nach Westindien, hauptsächlich nach Havanna, wo es zum Schmelzen der Speisen gebraucht wird, weil dort Butter ein seltener und theurer Artikel ist. In Nordamerika, welches Butter in großer Menge erzeugt, bedient man sich des Schweineschmalzes sehr wenig. Eine große Quantität Schmalz, im festen oder flüssigen Zustande als Oel, geht von Cincinnati nach Frankreich und England, so wie in die östlichen Vereinigten Staaten. In den Hafenstädten der letzteren, aber auch in Cincinnati selbst, ist die Verfertigung des Schmalzöls ein wichtiger Industriezweig. In einer der größten Schlächtereien zu Cincinnati, welche jährlich wohl 30,000 Schweine fast ausschließlich dazu verbraucht, um das Fett derselben auszuziehen, wirft man die geschlachteten Thiere, nachdem nur die Schinken abgeschnitten sind, in sieben große, runde Butten, von welchen sechs jede 15,000 Pfund und eine 6000 Pfund enthalten. Diese Massen von Schweinefleisch werden mittelst einer Dampfmaschine, welche einen Druck von 70 Pfund auf einen Quadratzoll ausübt, so zusammengepreßt, daß selbst die Knochen pulverisirt werden; das aus der ganzen Masse sich sammelnde Fett wird durch Röhren, die mit Hähnen versehen sind, in besondere Gefäße abgeführt, und das Uebrigbleibende wird zu Dünger oder Farbstoff verwendet. Man verarbeitet in dieser Fabrik auf beschriebene Weise Tag für Tag 600 Schweine, außer dem aus anderen Schlachthäusern angekauften Abfalle von geschlachteten Schweinen, als Köpfe, Knochen, Rippen u. s. w. Die auf solche Weise gewonnene Fettmasse wird durch einen Dampfprozeß zu dem reinsten und schönsten Schmalz geläutert; daraus wird das Schmalzöl bereitet, indem man dem Schmalz das ihm eigenthümliche Stearin entzieht. In Cincinnati sind gegen 30 Fabriken, die blos Schmalzöl bereiten; die größte von diesen und wohl die bedeutendste in ganz Nordamerika hat bisher jeden Monat 140,000 Pfund Schmalzöl und Stearin produzirt und ist in zunehmendem Betriebe. Im Jahre 1847 wurden in Cincinnati 11 Millionen Pfund Schmalz zur Oelfabrikation verbraucht, davon wurden $\frac{2}{3}$ zu 24,000 Fässern Oel, jedes von 41—42 Gallonen, und die übrigen $\frac{1}{3}$ zu Stearin gewonnen. Das Schmalzöl dient

in den östlichen Staaten Nordamerikas zur Versetzung des Spermacetiöls, in Frankreich aber besonders zur Verfälschung des Olivenöls. Die Geschicklichkeit französischer Chemiker hat es sogar dahin gebracht, daß sie ihrem Oel 65—70 Prozent Schmalzöl zusetzen können, ohne daß die Fälschung leicht erkannt wird. Doch aber läßt sich dieser Betrug an dem Niederschlag ganz kleiner Stearintheilchen entdecken, die sich auf dem Boden der Flasche sammeln.

Um Lichte aus dem Stearin verfertigen zu können, wird letzterer mittelst der hydraulischen Presse bis auf ⅝ der Masse zusammengedrückt, die übrigen ⅜, welche als unreines Oleïn abgehen, werden in den Seifensiedereien verbraucht. Die Lichtfabrikation ist schon auf eine solche Höhe gekommen, daß bald 6000 Pfund Lichte jeden Tag geliefert werden können. Aus dem unnützen Abfall geschlachteter, so wie aus dem verdorbenen Fleische gestorbener Thiere werden wöchentlich 100,000 Pfund ordinärer Seife und eben soviel feinere Seife erzeugt.

Wenn auch der aus den Füßen der Schweine gezogene Leim unbedeutend an Werth ist, so wirft er doch Gewinn ab; für die Schweineborsten allein rechnet man 50,000 Dollars jährlich. Gegen 100 Menschen beschäftigen sich dort mit Bereitung der Borsten, die blos in das Innere ausgeführt werden.

Aller Abfall endlich, der auf keine Art weiter zu verwenden ist, wie das Ueberbleibsel der zu Schmalz ausgepreßten Schweine, die harten Theile der Füße u. s. w., werden in den Fabriken von Cincinnati zu blaugesäuerter Potasche verarbeitet. Dieser Farbstoff wird nach Neu-England versandt, wo er in den dortigen Kattunfabriken sehr gesucht ist. Außerdem wird aus dem Blute der Schweine das sogenannte Berlinerblau verfertigt.

Was aber allen diesen aus dem Schlachten der Schweine hervorgehenden verschiedenen Industriezweigen in Cincinnati einen so hohen Werth verleiht, sind die dazu erforderlichen Arbeitskräfte, indem dort mehr als 6000 Menschen (darunter allein 1500 Böttcher) in den Wintermonaten beschäftigt werden, wo sie sonst wenig, zum Theil gar nichts verdienen würden. Außer denjenigen, die für den Aufbau und die Ausbesserung der nöthigen Gebäude in Thätigkeit gesetzt werden, außer den Künstlern und Handwerkern, welche die nöthigen Instrumente und Maschinen anfertigen, werden Ziegelbrenner und Pflasterer, Steinhauer, Blechschmiede, Tischler, Borstenbereiter, Schlächter, Schweinetreiber, Fuhrleute und Kaufleute in Nahrung gesetzt; eine ganze Kulturwelt knüpft sich an die Existenz des einzigen Schweines.

6. Reise-Eindrücke.

Nationalfest in Philadelphia.*)

Es war gerade der vierte Juli, der Tag, an welchem in der Stadthalle zu Philadelphia von einer ehrwürdigen Versammlung freiheitsbegeisterter Bürger die Akte der Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet und von deren Stufen herab proklamirt wurde, als wir in der freundlichen Hauptstadt Pennsylvaniens ankamen, und in einem bescheidenen Boardinghause der Market-Street unser Quartier aufschlugen.

Philadelphia gilt allgemein als eine stille, traurige, steifleinene Quäkerstadt mit pedantisch reinlichen Häusern, aus deren eleganten Fenstern statt heiterer Menschengesichter nur die Langeweile in feinlackirten Stiefeln herausgucken soll. Ein Mal im Jahre scheint indeß Philadelphia von diesem traurigen Ansehen eine Ausnahme zu machen, nämlich am Erinnerungsfeste ihrer Unabhängigkeit, und zwar ist dieselbe an diesem Tage so toll und ausgelassen, als wollte sie sich in dem flüchtigen Zeitraum von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für ein ganzes langes Jahr des Ernstes austoben. Millionen Knallkügelchen (crackers) wurden von der übermüthigen Jugend zur Feier der amerikanischen Unabhängigkeit mit einem Eifer auf die harten Pflastersteine geschleudert, als sollte jeder dieser Kracher einen Engländer erschlagen, und in manchen Straßen entluden sich völlige Pelotonfeuer dicht vor den Ohren der arggequälten Fußgänger. Sogar zarte Hände verschmäheten nicht, von der Licenz des Tages Gebrauch zu machen, um Bekannten und Unbekannten eine donnernde Neckerei ins Ohr zu sagen, und gegen Abend, wo das Gewühl und das Gekrach noch zunahm, konnte sich ein Deutscher leicht in eine von ihren eigenen Bewohnern bombardirte Stadt des Heimathlandes versetzt glauben.

Diese Knalleffekte werden aus China bezogen, wo dieselben ebenfalls eines der unentbehrlichsten Bestandtheile der dortigen Volksbelustigungen ausmachen sollen. Wie viel alljährlich am 4. Juli im weiten Bereich der Union von diesen kleinen Krachern verpuffen, geht aus dem Umstand hervor, daß dieselben einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden, obschon 100 Stück nur einen Werth von 4 Cents haben, und ihr gesetzlicher Verbrauch und Verkauf sich nur auf einen einzigen Tag im Jahre beschränkt.

Als es dunkel geworden war, versammelte sich eine unabsehbare Menge am Ende der Marktstraße, wo zum Schluß des Festtages auf Kosten der Stadt ein großartiges Feuerwerk abgebrannt wurde. Die Amerikaner und namentlich die unteren Volksklassen sind durch Schaugenüsse wenig verwöhnt, und so folgte denn ein lautes, bewunderndes Ah! und Oh!, wenn eine Rakete aufzischte und hoch oben in buntfarbige Sterne sich auflöste.

*) Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 u. 53 von Dr. M. Wagner und Dr. K. Scherzer (Leipzig 1854).

Am Morgen nach diesem lärmenden Freudentaumel, wo in den langen, öden Straßen die alte Ruhe und Langeweile wieder ihr Heimathsrecht behauptet hatte, war der Kontrast desto augen- und ohrenfälliger, und es wunderte uns gar nicht, daß wir einem lebensfrohen italienischen Reisenden, der mit uns durch die einsamen Straßen wanderte, erst durch statistische Nachweise darthun mußten, daß Philadelphia 412,000 Einwohner zähle, die wirklich alle am Leben sind. Die fürchterlich erdrückende Sommerhitze, für welche Philadelphia und Washington berühmt oder vielmehr berüchtigt sind, und welche eben wieder das Quecksilber auf 97° F. hinauftrieb, trug noch mehr dazu bei, daß sich alle Bewohner, welche nicht der Drang momentaner Geschäfte oder die Noth des täglichen Erwerbes auf das heiße Straßenpflaster trieb, in die kühlen, verfinsterten Räume der 62,000 Steinhäuser zurückzogen, welche sich zwischen dem Schuylkill und Delaware erheben und die Stadt Philadelphia bilden.

Ueber die Alleghanies nach Pittsburg.*)

Um von Philadelphia nach der Hauptstadt des westlichen Pennsylvaniens zu gelangen, muß man zwischen Hollidaysbourg und Johnstown die Apalachen oder Alleghanies überschreiten, jene lange Gebirgskette, welche, mit einer leichten Erhebung am Alleghanyfluß im Staate New-York beginnend, sich vom 33. bis zum 53. Breitengrade hinzieht, und die östliche Begrenzung des großen Thalbeckens von Nordamerika bildet. Der gewöhnliche Lauf dieser interessanten Wasserscheide, welche die Tributäre des oberen Sees von denen des Mississippi trennt, ist nordöstlich und fast parallel mit dem Westufer des Atlantischen Ozeans. Die Durchschnittshöhe der Alleghanies ist 1400 Fuß, aber sie sind häufig durch Flächen unterbrochen und verlieren sich bei ihrem Ende wie bei ihrem Beginne in eine völlige Ebene.

Der Landstrich, welchen die Lokomotive von Philadelphia nach Pittsburg durchbraust, gehört vielleicht zu den lieblichsten und reizendsten Nordamerikas. Dort, wo die Axt der Kultur noch nicht ihren verheerenden und doch so nutzbringenden Einfluß geübt, erblickt das Auge des Reisenden üppige Wälder mit dem reichsten Gehölze geschmückt, und wo sich auf fruchtbarem Grund eine kleine Ansiedelung gebildet, grünt und duftet der Segen des menschlichen Fleißes in seiner herrlichsten Pracht. Die Ansiedler sind meistentheils Deutsche und Irländer, was sich schon aus der Konstruktion ihrer Waldhütten, der Einfriedigung ihrer Gehöfte und der Kulturweise des Bodens kund giebt. Die Farmerhäuser im Staate New-York oder New-Jersey sind zierlicher, meist elegant angestrichen; diese Pennsylvanischen sind nur aus übereinander gelegten Baumstämmen gebaut und deren breite, lichte Klinsen nur mit Lehm verkittet; aber sie blicken dennoch aus dem frischen Waldesgrün gar malerisch hervor, und der Naturreichthum, der

*) A. a. O.

sie umgiebt, läßt die freudige Ahnung durch ihre breiten Fugen schimmern, daß diese provisorischen Blockhütten gar bald durch stattliche Häuser mit zierlichen Riegelwänden ersetzt sein werden.

Die Fahrt von Philadelphia nach Pittsburg, eine Entfernung von nahe an 400 engl. Meilen, wird binnen 20 Stunden zurückgelegt. Und diese Reise würde in noch kürzerem Zeitraume gemacht werden, wenn nicht die vielen Anhaltepunkte (stoppings), die bedeutenden Krümmungen und die zeitweise so erhebliche Steigung der Bahn der vollen Schnellkraft der Maschine vielfach hindernd in den Weg träten. In Amerika ist die Eisenbahn nicht wie in Europa gleichsam das letzte Werk der Kultur, sondern das erste; sie ist häufig nicht nur der erste, sondern auch der einzige Lichtstreif, der sich durch unendliche Wildnisse und Wälderstrecken hinzieht. Die Ansiedler haben durch die Eisenbahn allein mit der übrigen Welt Verkehr, und dies erklärt das zahlreiche Stationiren, oft mitten im Urwald vor einer einsamen Bretterhütte.

Der Uebergang über die Alleghanies wird durch eine sogenannte Portage-Railroad bewerkstelligt, auf welcher, während einer Dauer von 36 Meilen, die Fortbewegung der Eisenbahn-Waggons mittelst 10 an verschiedenen Höhenpunkten stationirten Maschinen (station engines) geschieht, ähnlich jenen Einrichtungen, wie sie in Belgien zwischen Herbesthal und Aachen bestehen. Steigung und Fall betragen zusammen 2570 Fuß, von welchen 1398 Fuß die östliche und 1172 Fuß die westliche Seite des Berges bilden. Der höchste Punkt ist 2700 Fuß über der niedrigsten Wassermarke in Philadelphia. Die Gesammtkosten dieser nur 36 Meilen (circa 8 deutsche) langen Bahn nebst den zehn Stationsmaschinen, welche die Eisenbahn-Waggons auf die verschiedenen künstlichen Flächen ziehen, belaufen sich auf 1,850,000 Dollars. Trotz dieser enormen Verausgabung will man wegen des Zeitverlustes den Verkehr auf dieser Bahn eingehen lassen, und durch einen Umweg von 9 Meilen sich eine bequemere und schneller zum Ziele führende Bahn eröffnen. Diese Verkehrsbeschleunigung wird abermals eine Summe von 1½ Mill. Dollars in Anspruch nehmen.

Einzelne Ansiedelungen, die wir passirten, nahmen durch ihre Ausdehnung bereits das Ansehen niedlicher Städtchen an, wie z. B. Hollidaysbourg, das schon 3500 Bewohner zählt, oder Johnstown mit einem Jesuitenseminar und 1200 Seelen. Bizarr sind die oft klassischen Namen, mit welchen erste Ansiedler den Fleck ihrer Niederlassung taufen. So sahen wir z. B. zu verschiedenen Malen ein paar kleine unansehnliche Bretterbuden von deren Bewohnern Petersburg, Syrakus, Rom u. s. w. benannt. Auch ein Florenz war darunter, aber es hatte noch nicht seinen Cosmo de Medicis gefunden.

Nächst der physischen Fortbewegung ist es der geistige Verkehr, welchen der Amerikaner auf jede mögliche Weise zu fördern bemüht ist, und darum durchzieht den Urwald nicht nur die zeitbeflügelnde Maschine, sondern auch der magnetische Draht, welcher in noch zauberhafterer Schnelle die Gedanken

nach den fernsten Regionen trägt. Ueber mehr als 12,000 englische Meilen spannt sich bereits der magnetische Sprech-Apparat, dessen nicht unbedeutende Herstellungskosten ausschließlich durch Privatmittel bestritten worden sind. Man bezahlt durchschnittlich für die Mittheilung von zehn Worten in einer Entfernung von 100 Meilen 25 Cents, und für jedes überzählige Wort 2 Cents. Je größer aber die Entfernung, desto mehr verringern sich die Kosten. So z. B. würde eine aus zehn Worten bestehende Nachricht von Philadelphia nach Neu-Orleans, 2000 englische Meilen weit, nicht mehr als 2 Dollars betragen. Die Telegraphen sind in Amerika der freiesten Benutzung überlassen und stehen unter keinerlei Staats-Kontrole; doch werden sie durch Staatsgesetze gegen jede Art muthwilliger Beschädigung geschützt.

Obwohl wir erst spät des Nachts in Pittsburg einfuhren und der Fleiß seiner Bewohner bereits in wohlthätiger Ruhe zu neuer Kraft für den nächsten Arbeitsmorgen erstarkte: so ließ uns doch die dicke, kohlenriechende Atmosphäre errathen, daß wir uns in Birmingham der Neuen Welt befänden. Die Luft ist da plötzlich so kompakt und räucherig geworden, daß man die braunen Aethiopier, die Einem bei der Ankunft in Monongahela-House entgegen springen, im ersten Augenblick für eingeräucherte Kaukasier halten möchte.

Die Masse bituminöser Kohle, welche in den Fabriken von Pittsburg verbrannt wird, ist größer als an irgend einem andern Orte der Union, sie soll jährlich über 10 Millionen Bushel betragen. Der Kohlendunst, welcher durch die kolossale Feuerung entsteht, verdichtet die Atmospäre unaufhörlich mit Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas und schwefelsaurem Gas, und diese stoffliche Masse hängt um so schwerfälliger über der Stadt, als die freie Luftzirkulation durch die Hügel der Umgebung wesentlich behindert wird.

Mississippifahrt von Kairo nach St. Louis.*)

Wie wir uns dem Ausfluß des Ohio näherten, wurde der Fluß breiter, seine Ufer niedrig und unglaublich einförmig; bald konnte man auch weite Sumpfstrecken überblicken. Auf der Landspitze zwischen dem Ohio und Mississippi oberhalb der Mündung legten wir an vor Kairo.**) Der ganze Ueberrest dieser Stadt bestand in ein paar jämmerlichen Hütten und einem langen, grauen Gasthause, dessen obere Ladenreihe verschlossen war, ringsum pesthauchender Sumpf, aus dem die Bäume mit niederhangenden Flechten voll gelblichen Kothes wüst hervor sahen. Verschiedentlich hatte man auf diesem Platze, der zum Handel gar nicht prächtiger liegen konnte,

*) Franz Löher.

**) In Amerika verschwinden manche Städte eben so rasch wieder, als sie entstanden sind, wenn sich in der Nähe günstiger gelegene Plätze eröffnen und die Einwohner das Auswanderungsfieber befällt.

Fuß zu fassen versucht; man wollte auch die Landspitze, um die Schifffahrt abzukürzen, durch einen Kanal abschneiden, aber Millionen auf Millionen wurden hineingesteckt, die Menschen starben jedes Mal gleich zu Hunderten weg. Bei Hochwasser war Kairo mehrere Meilen weit vom Wasser umzingelt, und wenn dieses von dem niedrigen Lande zurücktrat, dann stieg gleich der Fieberqualm auf. Ich freuete mich, als wir den schaurigen Ort verließen und in den Mississippi hinaussteuerten.

Die Einfahrt in den „Vater der Ströme" bietet durchaus nichts Majestätisches; man blickt auf eine breite Wasserfläche, umsäumt von niedrig scheinendem Walde, aber bald hört man das Strudeln und Rauschen der Wellen und merkt an dem heftigen Zittern des Schiffes und dem Keuchen und Stoßen der Maschine, daß es wider mächtige Fluthen kämpft. Das klare Wasser des Ohio geht wie ein Keil mit scharfgeschnittenen Rändern in den Mississippi hinein; man sieht deutlich, wie es sich gegen die Kothwellen wehrt. Ich hatte von den letzteren schon gehört, aber begriff noch jetzt kaum, wie der „Vater der Gewässer" so gar schmutzig sein könne. Kaum waren wir in diese ekelhafte Fluth hinein, als sie auch schon in zwanzig Gläsern umhergegeben und mit Leidenschaft getrunken wurde; ich glaube, mancher Amerikaner würde es für eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn man das „heilsame" Mississippi-Wasser zu ängstlich filtriren wollte. Bald machten wir auch mit Snags und Sawyers Bekanntschaft, den scharfen Baumstämmen, welche so beißlustig dem Schiffe entgegen aus dem Wasser sehen oder sich heimtückisch unter dessen Oberfläche verbergen, um sich auf einmal dem Schiffe in den Bauch zu bohren.

Aber die erste Nacht auf dem Mississippi war voll wilder Erhabenheit. Der Mondglanz lag über den hellgrauen, weiten Gewässern, die Maschine stöhnte und wühlte fort und fort, der Wind zischte im Tauwerk und knarrte um die Rauchschlote, aus denen die Funken flogen wie Feuerfliegen, und rollte dann dumpf durch die endlosen Urwälder. Aber das Alles machte die tiefe Stille, die Oede nur furchtbarer. Hier und da zeigte sich am Ufer ein grauer Punkt, ob Felsen oder Hütten, war nicht zu unterscheiden. Es blitzte auch wohl in der Ferne ein Dampfschiff auf, brauste uns wie ein feurig Ungethüm, da der Gluthofen im Unterdeck ganz frei steht, entgegen und vorüber mit rauschenden Fluthen; und dann war Alles wieder so still und öde außer dem Wellenklatschen und dem Rasseln des Schiffs. Ich konnte dieser finstern Zauberwelt gar nicht Herr werden, es war schon drei Uhr Morgens, als mich der Nachtthau nöthigte, die trockene Kajüte aufzusuchen.

Als ich am Vormittage wieder auf das Verdeck kam, waren die Ufer hügeliger und mannigfaltiger. Die Ortschaften mit den gelben Maisfeldern wurden zahlreicher, Felsenlager sahen hoch durch die Bäume, aber Alles blieb wie verloren in der Größe des Flusses. Der schönste Anblick war nahe hinter Grandtown, wo eine helle Waldhöhe mit Felsenblöcken zu beiden Seiten aufstieg. Die Sandsteinmassen, welche am Flusse manchmal

hoch über dem Wasser stehen, sind zu seltsamen Formen ausgewaschen, und haben eben so seltsame Namen, wie „Teufels-Theetisch" und „Teufels Backofen." Diese Benennungen rühren von den alten Hinterwäldlern her, welche oft genug diese Felsen im Fahrwasser mögen verwünscht haben, als sie noch allein mit ihren langen Flachbooten den Mississippi hinunterfuhren. Immerfort trieben mächtige Baumstämme mit Wurzelscheiben und dürren Astkronen den Strom hinab, der Steuermann hatte genug zu thun, ihnen auszuweichen; noch mehr Noth macht es ihm, daß das Fahrwasser sich so häufig ändert. Der Strom reißt hier Strecken Landes vom Ufer ab und schwemmt sie dort oder in seiner Mitte wieder an, im Schlamm schlägt dann bald eine Art Pappeln auf uud befestigt den Grund. Später erheben sich auf den also gebildeten Inseln die stolzen Waldbüsche; viel häufiger aber werden sie schon früher wieder weggerissen. Oft konnte man tief in die Wälder hinein die Sümpfe und den Schlamm der Ueberschwemmungen sehen, welche der große Fluß alljährlich so weit ausschüttet. Wege am Ufer sind da ganz unmöglich, und wenn sie mit den größten Kosten geschaffen wären, würde sie der Strom vielleicht schon im nächsten Jahre sammt dem Lande wegreißen. Weil die Gewalt des Stromes so mächtig ist, brauchen die Schiffe zur Bergfahrt starke Maschinen und rasseln deßhalb auch so arg; in der Regel sind sie in ein paar Jahren aufgebraucht Und trotzdem ist die Fahrt so billig, daß ich von Cincinnati bis St. Louis, die ganze gute Tafel eingerechnet, nur 10 Dollars zahlte.

Die Strecke von Kairo bis St. Louis, nur 190 englische Meilen, ist bekanntlich noch jetzt viel gefährlicher als eine Reise über den ganzen Ozean; sie hatte allein im Jahre 1852 36 Dampfschiffe eingeschluckt, diejenigen nicht mitgezählt, welche in die Luft sprangen. Daher hatte man auch für verschiedene Stellen schaurige Namen von Hölle und Teufeln entlehnt, eine hieß der Schiffskirchhof — wie manche Leiche mag da unten liegen, umhüllt vom Schlamm des Mississippi. Zwei Schiffe mit Taucherglocken waren beschäftigt, noch etwas von den versunkenen Schätzen wieder aufzufischen, das untergetauchte Menschenleben konnte man freilich nicht wieder auffischen. Wozu auch so viele Mühe darum — das Land bringt und empfängt ja doch neue Menschen genug: so möchte mancher Anwohner des Mississippi denken in jenen Stadtlöchern, wo in der That Menschenleben manchmal noch jetzt mit so viel Gleichmuth ausgeblasen werden, als man bei uns etwa eine Injurienklage anstellt.

Ist man ein paar Tage auf diesen Gewässern gefahren, so fühlt man sich erleichtert, wenn Einem endlich das stattliche St. Louis in einer Ausdehnung von ein paar Meilen vom hohen Ufer herüberglänzt. Bei dem Abgehen aus dem Schiffe machte ich noch eine sonderbare Bekanntschaft. Es hatte die Reise ein langer Herr in dem unvermeidlichen Frackrock mitgemacht, der den altadeligen Namen Livingstone (Liebenstein) trug; unter den wenigen Worten, welche ich mit ihm gewechselt hatte, war mir aufgefallen, daß auch die Nachkömmlinge so reicher und berühmter Familien

sich vollständig yankeesirten. Und wer war es? ursprünglich ein deutscher Jude aus der Gegend meiner Heimath, Löwenstein aus Warburg, seit einem Dutzend Jahren Kleiderhändler in einem der Raubnester am unteren Mississippi. Der Mann hatte wirklich nicht blos im Namen die täuschendste Umwandlung in einen echten Amerikaner fertig gebracht, auch Gesichtszüge, Sprache, Haltung waren vollständig yankeesirt.

7. Die Mississippidampfer.

Eine ganz eigenthümliche Art von Dampfschiffen findet man auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen. Ihrer Bauart liegt hauptsächlich der Zweck zum Grunde, auch bei niederem Fahrwasser schnell und mit bedeutender Ladung vorwärts zu kommen. Sie haben deßhalb keine Kiele, sondern sind unten ganz flach gebaut und laufen nach vorn zu in eine scharfe Spitze aus. Der unterste Raum in den größten Schiffen dieser Art ist kaum 6 Fuß tief; die Maschinen und Kessel befinden sich auf dem unteren Deck, also nicht im Schiffsraume, wie anderwärts. Ein solches Boot hat je nach Verhältniß der Größe zwei bis acht Kessel, die nebeneinander auf dem Vorderdeck stehen, und deren Oeffnungen sich gerade unter den Kaminen befinden. Meistentheils hat jedes Boot zwei Maschinen hinter den Kesseln mit horizontalem Hochdruck; denn weil sich im Strome ungeheure Sandmassen anhäufen, können die sonst üblichen Maschinen nicht angewandt werden, weil die Pumpen mit dem Wasser zugleich den Schlamm in den Kessel und durch den Dampf in die Röhren führen würden.

Hinter dem Maschinenraume ist das untere Deck, der Platz für Diejenigen, welche billig reisen und dafür arbeiten wollen; dasselbe ist oft so vollgepfropft, daß kaum der vierte Theil der daselbst Befindlichen zu gleicher Zeit schlafen kann; ereignet sich ein Unglück, so leiden diese Unterdeck-Passagiere — gewöhnlich Einwanderer — am meisten.

Die Maschinen der Mississippi-Dampfschiffe werden nicht mit Steinkohlen, sondern mit Holz geheizt, das bisher in unerschöpflicher Fülle sich dargeboten hat und noch eine geraume Zeit lang darbieten wird. Beim Einnehmen des Holzes müssen die Deckpassagiere hilfreiche Hand leisten; dafür fahren sie sehr billig, denn von New-Orleans nach St. Louis, eine Strecke von 1200 englischen Meilen, bezahlen sie etwa 2½ bis 3 Dollars.

Ueber dem unteren Deck erhebt sich der Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt. Auf beiden Seiten desselben befinden sich die Staatszimmer, jedes für zwei Passagiere und äußerst elegant eingerichtet und zugleich Wohn- und Schlafzimmer. Jedes dieser Staatszimmer hat zwei Thüren, durch die es auf der einen Seite mit dem Salon, dem gemeinsamen Speisezimmer, und auf der anderen Seite mit der um das

Boot herumlaufenden Gallerie verbunden ist. An schönen Tagen und heiteren Abenden kann somit der Passagier in aller Bequemlichkeit von seinem Zimmer aus die stets interessante Szenerie der Landschaft sich betrachten; überhaupt lebt man wohl auf keinem Dampfschiffe der Welt so angenehm, als auf den Mississippibooten. Der Fahrpreis ist in Anbetracht der vortrefflichen Einrichtungen außerordentlich gering. Man bezahlt von New-Orleans nach St. Louis 15 Dollars (36 Gulden rhein.); dafür hat man ein schönes Zimmer, täglich drei Mahlzeiten, Bedienung ohne Trinkgelder. Der lästige Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von Trinkgeldern ist auf allen amerikanischen Dampfschiffen und Gasthöfen abgeschafft.

Das obere Deck ist der gemeinsame Aufenthalt für die Salonpassagiere. Das hohe Häuschen auf demselben hinter den Kaminen ist der Platz für den Steuermann; es muß immer hoch und auf dem Vordertheile des Schiffes angelegt sein, damit der darin befindliche Lootse eine Strecke weit voraussehen kann, ob Sandbänke oder Baumstämme im Wege sind, welche letztere oft in Massen den Fluß hinuntertreiben und im Schlamm oder in Strudeln stecken bleibend den Dampfschiffen große Gefahr bringen. Die übrigen Zimmer im Thurme sind ausschließlich für die Lootsen und Maschinisten. Die lange Stange, welche sich auf der äußersten Spitze des Schiffes erhebt mit der großen schwarzen Kugel, dient dem Steuermann als Visir.

Bei gutem Wasserstande fährt man in 4 bis 5 Tagen von New-Orleans nach St. Louis; von hier bis zu den Wasserfällen von St. Anthony — eine Strecke von 1000 Meilen — braucht man gewöhnlich acht, bei niederem Wasser auch wohl zehn Tage wegen der Stromschnellen, wo die Schiffe durch Ausladen eines Theiles der Güter erleichtert werden müssen.

Die größten Dampfschiffe fahren zwischen New-Orleans und St. Louis; weiter oben ist der Fluß nicht tief genug und man hat dort kleinere Boote. Die ersteren legen trotz ihrer Größe und Massenhaftigkeit 13 engl. Meilen in der Stunde gegen die Strömung zurück! Die Maschinen brausen, knarren und pfeifen von der Gewalt des mächtig arbeitenden Dampfes, und es ist nicht selten, daß die Dampfkessel springen; aber schnell muß der Amerikaner sich bewegen und sollte es ihm das Leben kosten!

Mehr als 4 bis 5 Jahre hält keins dieser Dampfboote aus; wenn sie auch mit Vorsicht behandelt und nicht von gefährlichen Zufällen betroffen werden, denn wegen des flachen Bodens kann der Bau nicht der stärkste sein. Bleiben sie auf Sandbänken hängen, können sie nur mit großer Beschädigung des Bodens wieder flott gemacht werden. Die Maschinen und Kessel werden dann herausgenommen und zu neuen Schiffen verwendet; das alte Boot wird als Werftboot benutzt, um Güter und Passagiere darauf zu landen. Gewöhnlich findet man solche auf den Landungsplätzen der verschiedenen kleineren Städte, wo sie zugleich als Kaufläden und

Wirthshäuser gebraucht werden. Die größten Dampfböte halten 1200 bis 1400 Tonnen und sind zuweilen über 300 Fuß lang.

J. Alb. Nov. 1856.

Hudsondampfer.

Diese Kolosse erinnern an Paläste europäischer Großen, von denen sich sagen läßt; sie könnten für ganze Ortschaften gelten, und deren Anblick stets nur aus einiger Entfernung übersichtlich wird, während ihre Einzelheiten immer insbesondere anzuschauen sind. Gegen Abend pflegen an allen Wochentagen immer zu gleicher Zeit oft fünf bis sechs solcher Leviathans ihre Fahrten stromaufwärts zu beginnen, und es gehört viel Gleichgültigkeit dazu, um nicht jedes Mal durch solchen Anblick hingerissen zu werden. Steht man etwa am Ufer in Hoboken, so scheint es, als lösten sich ganze Partieen New-Yorks los, und träten eine Wanderung ins Innere des Landes auf der großen Wasserstraße an. Unwillkürlich wird man gereizt, solche Fahrt mitzumachen, und gälte es nur, das menschliche Treiben auf diesen Dampfern kennen zu lernen. Auch die Hudsondampfer erster Klasse haben unter ihren Verdecken geräumige Säle, die als Speisesalons und nebenbei auch wohl zur Unterbringung von Passagieren für Tag- und Nachtreisen benutzt werden; sowie auf den Verdecken elegant eingerichtete weite Salons in ein oder zwei Stockwerken sich befinden zur Versammlung der „Ladys und Gentlemen." Auf dem ersten Geschosse der Dampfer sind öfters nur Verdachungen zum Aufenthalt im Freien angebracht, um — geschützt gegen Regen und Sonne — die Stromszenerie genießen zu können. Diese lobenswerthe Einrichtung ist auch auf solchen Dampfern angebracht, welche zwei Stockwerke auf dem Verdeck mit doppelten Salons haben, nur sind dann die Räume unter den Verdachungen beschränkter. Die Hudsondampfer haben insofern einen besondern Charakter, als ihr Bau jenen scharfen Schnitt zu zeigen pflegt, der „amerikanisch" genannt zu werden verdient, und welcher die auf Schnelligkeit gerichtete Neigung des amerikanischen Schiffbaues hauptsächlich dokumentirt. Der Kiel läuft gleich einer langen allmälig zugeschliffenen Degenspitze aus, die, von der Dampfkraft getrieben, sich ins Wasser bohrt, das, vom Stoße empört, schäumend aufspritzt.

Amerikanischer Schiffbau.

Im englischen königlichen Institute las am 6. Februar 1852 Herr Scott Russel eine Abhandlung vor über Wellenlinienschiffe und Yachten, aus welcher wir hier folgenden charakteristischen Passus mittheilen:

„Ich bin keiner von Denen, welche ihre Ohren dem Lobe unserer jungen und unternehmenden Brüder jenseits des Wassers verschließen, oder ihre raschen Fortschritte mit Eifersucht betrachten. Ich glaube vollständig an die Berichte von ihren raschen Fortschritten in der Flußdampfschifffahrt.

Ich bin überzeugt, es ist einmal Thatsache, daß sie 21, 22, ja 23 (engl.) Meilen in der Stunde, nicht Ein Mal, sondern oft mit ihren Flußdampfbooten zurückgelegt haben. Wir können dagegen in unserem Lande nichts Aehnliches bieten. Der zweite Punkt, in welchem sie uns geschlagen haben, ist der Bau der schönen Packetschiffe, welche vor der Aera der Seedampfschiffe die Personenbeförderung zwischen Amerika und Liverpool betrieben haben. Dies waren die schönsten Schiffe der Welt, und hauptsächlich Eigenthümer der Amerikaner und von ihnen geführt. Der dritte Punkt, hinsichtlich dessen wir mit den Amerikanern in Konkurrenz getreten sind, ist die Seedampfschifffahrt. Sie begannen vor drei Jahren, standen weit hinter uns, und jetzt stehen sie uns beinahe gleich. Ihre transatlantischen Dampfpacketboote kommen den unsrigen an Größe, Kraft und Schnelligkeit gleich, nur in der Regelmäßigkeit stehen sie uns noch etwas nach. Wenn sie fortfahren, ihre Schiffe eben so rasch zu verbessern wie bisher, werden sie uns bald überholt haben. Nun komme ich zu dem Handel, der lange Zeit fast ausschließlich unser Eigenthum war, dem chinesischen. Die Klipper*), welche kürzlich nach England kamen, haben Alles in Erstaunen gesetzt, und unsere besten Rheder zittern für ihr Gewerbe und ihren Ruf. Schließlich ist es wahr, daß die Amerikaner eine Yacht nach England geschickt haben, die hier nicht ihres Gleichen fand. Das ist unsere jetzige Lage in Bezug auf Schiffe, Yachten und Dampfschifffahrt, eine Lage, welche den Amerikanern zu hoher Ehre gereicht und unsere ernsteste Beachtung verdient. Ich schlage vor, die physischen Ursachen des Erfolges der Amerikaner in der Schifffahrt zu untersuchen, erlaube mir aber vor Allem eine moralische herauszuheben, die nämlich, daß John Bull ein Vorurtheil gegen Neuerungen hat, Bruder Jonathan aber ein eben so starkes für Neuerungen."

---

8. New-York.**)

Die drei fortschritteifrigsten, die moderne Kultur vorzugsweise darstellenden Hauptstädte der Welt sind gegenwärtig London, Paris, New-York. Die amerikanische Hauptstadt hat sich aber mit zauberhafter Schnelligkeit entwickelt, wie keine andere. Sie hatte 1793 nur 22,000 Einwohner, 1840 schon über 300,000 1850 über eine halbe Million (515,000). Das nahe Brooklyn auf Long-Island, im Grunde blos eine Vorstadt New-Yorks, zählte im Jahre 1850 bereits 130,000 Einwohner, 1855 hatte sie

*) Die Klipperschiffe sind scharf gebaute Schnellsegler, die den Kampf gegen Wind und Strömung mit besonderer Kühnheit aufnehmen.

**) Vgl. Graf Görz, Reise um die Welt I. „Ueber große Städte" in Puntnams Magazin, 1855. Fr. Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika.

schon 220,000, New-York hat gegenwärtig 780,000 Einwohner, so daß sich auf dem kleinen Flächenraum von 30,000 Akres*) eine Million Menschen zusammendrängt. Außer Brooklyn enthalten aber auch andere Vorstädte, wie Tompkinsville auf Staaten-Island, Morrisania und die fortlaufenden Ansiedelungen von Harlem-River bis Fordham, endlich Jersey-City und Hoboken eine fast ausschließlich zum städtischen Verbande New-Yorks gehörige Bevölkerung von 70,000 Seelen, die zur Gesammtbevölkerung der großen Mutterstadt geschlagen werden muß.

Noch eine Ziffer möge die Größe und Bedeutung New-Yorks veranschaulichen. In dem mit dem 30. Juni 1854 geschlossenen Finanzjahr belief sich die gesammte Zolleinnahme der Vereinigten Staaten auf 64,224,190 Dollars 27 Cents, wovon 41,755,419 Dollars 17 Cents, also beinahe zwei Drittel des Ganzen, in dem einzigen Hafen New-York eingingen.

Die Gründe jenes reißenden Wachsthums beruhen hauptsächlich in der ausnehmend günstigen Lage New-Yorks auf einer Landzunge, gebildet durch zwei tiefe Wasserbetten; auf der einen Seite mündet der herrliche Hudsonfluß, auf der andern der East-River (Ostfluß) in den Meerbusen von Long-Island. Das tiefe Fahrwasser auf allen Seiten erlaubt den größten Schiffen den Zugang, und bietet unvergleichliche Häfen, da die Insel Long-Island und andere kleinere Inseln dergestalt vor der Mündung des Hudson lagern, daß sie vollkommen Schutz gegen Wind und Wellen gewähren. Die Landzunge aber, bis zu 2 englischen Meilen breit, ist der Art mit einem Straßennetz überzogen, daß alle Querstraßen vom Ufer der Mündung des Hudson zur gedachten Seebucht laufen. Während an jenem hauptsächlich der Verkehr mit dem Binnenlande Statt findet, die Menge von Flußschiffen und Dampfbooten des Hudson dort anlegen, kommen hier auf der Seeseite endlose Reihen von Seeschiffen bis dicht an die Quais heran und scheinen eine Fortsetzung der Straßen zu bilden. Hier entfaltet sich in großartigster Weise das Leben des überseeischen Großhandels und der Rhederei; die Geschäftslokale der Kaufleute, die Börse, das Zollhaus sind hier mit ihrem Getümmel und Gewimmel, und der Geschäftsmann rettet sich Abends in die vom Wasser abgelegenen Stadttheile, wo es ruhiger ist.

Quer durch die vielen kürzeren Straßen schneidet die große Hauptstraße der Stadt, „Broadway" genannt, in einer Länge einer guten Wegstunde. Der Amerikaner nennt sie die erste Straße der Welt, und wenn dies in Bezug auf Schönheit große Uebertreibung ist, so ist doch das rastlose, in wahrhaft fieberischer Hast sich auf- und abbewegende Menschengedränge, das immer neu sich gebärende geschäftige Treiben wirklich imposant und noch großartiger als in der City von London. Es ist für den Menschenstrom die respektable Breite von 80 Fuß vorhanden, wer aber nicht

*) 571 Akres = 905 preußische Morgen.

mit derselben Hast und Gewalt mit fortzuschwimmen versteht, wird schier wie ein fremdartiger Körper erdrückt, gestoßen und herausgeworfen.

Broadway beginnt an der reizend gelegenen Battery, einem Park an der Spitze der Landzunge, und läuft — nicht ganz gerade, sondern mit einem Knie, bis Union-Place, in welchen schönen großen Platz der Menschenstrom gleichsam mündet und sich ausbreitet. Hinter Union-Place ist Raum genug, daß einzelne Häuser und Anlagen sich ausbreiten können. Ein kleines Gewässer, der Harlem-River, vermittelt die Verbindung zwischen dem Hudson und East-River, und macht somit die Landzunge, auf welcher New-York liegt, zur Insel. Manhattan Island ist ihr alter Name.

Broadway hat breite Trottoirs, auch schattige Bäume; aber die Waarenballen und Verkaufsgegenstände rücken nicht selten bis auf diese Trottoirs hinaus und die Bäume sind sehr unregelmäßig gepflanzt. Das Schöne hat eine sehr untergeordnete Bedeutung da, wo das Geschäft (business) die oberste Gottheit ist, der geopfert wird. Das allgemeine Baumaterial für die Häuser ist Backstein, der Baustyl der englische — drei Fenster breit, drei Stockwerk hoch. Die Backsteine sind ziegelroth angemalt, mit weißen Zwischenlinien, was im Einzelnen wohl recht sauber läßt, im Ganzen aber keinen Effekt macht Da man stets hastig und wenig solid baut, sieht man in Broadway stets Gerüste vor den Häusern zum Umbau und zur Reparatur Die Aushängeschilde suchen sich in Größe und auffallenden Anzeigen zu überbieten. Die zahllosen Kabs und Fiaker nebst den ohne Unterlaß auf- und abfahrenden Omnibus bilden ein furchtbares Gerassel; die Omnibus haben eine echt amerikanische Einrichtung, wodurch man den Kondukteur erspart; die Wagenthür steht nämlich durch einen Riemen mit dem Sitz des Kutschers in Verbindung, der nicht eher öffnen läßt, als bis das Fahrgeld bezahlt ist. In der Bowery, einer zweiten Hauptstraße New-Yorks, die bei City-Hall in Broadway mündet, ist sogar eine Eisenbahn mit Pferdetransport. Nur an den beiden Endpunkten von Broadway kommt das heftig pulsirende Leben einigermaßen zur Ruhe; namentlich der obere Theil mit seinen Nebenstraßen ist die Wohnung der Reichen; da giebt es Squares nach englischer Weise, mit Anlagen geziert und umgittert.

Es fehlt aber auch nicht an großen und schönen Gebäuden, wie Astor-House (auch in Broadway), der berühmte Gasthof New-Yorks, von dem unternehmenden reichen Deutschen Astor erbaut aus Granitsteinen von New-Hampshire, und das Metropolitan-Hotel.*) Ferner das prächtige

*) Die Großartigkeit des amerikanischen Lebens lernt der Fremde zuerst in diesen großartigen Hotels kennen. Vor wenig Jahren wurde ein würdiger Nebenbuhler des Astor-House, das Metropolitan-Hotel, eröffnet. Dasselbe ist 6 Stock hoch, enthält 500 Fremdenzimmer und kann über 500 Fremde beherbergen. Nach demselben führen 3 Eingänge und 5 verschiedene Treppen, wovon ein Zugang ausschließlich für Damen bestimmt ist, die, wie in allen amerikanischen Hotels, auch besondere Speise- und Empfangszimmer haben. Die Lesezimmer, Konversationssäle und Wohnzimmer der männlichen Gäste sind nicht weniger elegant. Jedes Fremden-Appartement der ersten zwei Etagen

Stadthaus, City-Hall, an einem schönen an Broadway grenzenden Platze gelegen, der zum Park umgeschaffen ist und vorzugsweise auch der „Park" genannt wird. Dieses Stadthaus ist von Marmorquadern errichtet und mit Kupfer gedeckt, 216 Ellen lang, 105 breit. Einen reinen Styl darf man freilich nirgends erwarten. So ist das Custom-House oder Zollhaus gleichfalls aus weißem Marmor nach dem Muster des Parthenon erbaut; es liegt an der Ecke der Wall- und Nassaustraße. Seine nach Wallstreet gerichtete Fronte ist imposant, hat eine Höhe von 90 Fuß und ist mit acht korinthischen Säulen verziert. Aber diese Säulen sind nur 30 Fuß hoch, und dazu von etwas großem Durchmesser, was ihnen ein gedrücktes Ansehen giebt. Der Aufgang wird durch 18 Marmorstufen gebildet, deren Eindruck jedoch wieder dadurch geschwächt wird, daß sie auf abschüssigem, nach Nassaustreet sich neigendem Boden, also schief liegen. Auf der rechten Seite klebt wie ein Schwalbennest ein Privathaus an dem Prachtgebäude. Die Staffage von Waarenballen und Packknechten bildet nebst dem Flaggenstock auf der Spitze einen merkwürdigen Kontrast zum klassischen Parthenon der Athener.

Am vollendetsten ist wohl die Justizhalle (Halls of justice), die 255 Fuß lang und 200 Fuß breit und zwei Stockwerk hoch ist, aus lichtgrauem Granit in ägyptischem Baustyl aufgeführt. Auch der gothische Baustyl ist vertreten in der Hauptkirche von New-York, Trinity-Church, am Broadway. Der Thurm hat die Höhe von 264 Fuß, aber die daran befindliche Kirche entspricht mit ihrer Größe keineswegs diesem Thurme, wie denn überhaupt dieses gothische Bauwerk sich nicht mit unsern deutschen Domen messen kann, die aus dem frommen Gemüth des Volkes heraus gebauet wurden. Immerhin bleibt aber die Zahl der Kirchen, Kapellen und Bethäuser, deren bis 250 vorhanden sein sollen, eine merkwürdige Erscheinung. Die kirchenreichsten Hauptstädte Europas erscheinen gegen New-York kirchenarm, wenn man die Jugend dieser Stadt in Betrachtung zieht. Der Sonntag wird von dem Anglo-Amerikaner eben so streng durch Enthaltung von aller Beschäftigung gefeiert, wie von dem Engländer; die Straßen der großen Handelsstadt sind dann wie verwandelt und nur durch die schwarzen, braunen, gelben und weißen Kirchgänger belebt. Doch die Schifffahrt auf dem Hudson ruhet auch am Sonntag nicht, und besonders sind es die Deutschen, welche die Dampfboote zu Spazierfahrten benutzen.

Am größten und tüchtigsten zeigen sich die Amerikaner in solchen Unternehmungen, die auf rein praktische, materielle Zwecke gerichtet sind. So haben die Bewohner New-Yorks, um die Stadt mit gutem Trinkwasser zu versorgen, einen ganzen Fluß, den Krotonfluß von Mount-Fair in zwei ungeheure Bassins geleitet, die 7 Millionen Gallonen halten und

---

besitzt ein eigenes Badezimmer. Das ganze Haus ist mit Gas beleuchtet und wird durch Dampf geheizt. Die Wäsche wird ebenfalls mittelst eines Dampfapparates gereinigt, welcher den ganzen Waschprozeß auf eine Stunde reduzirt.

durch gußeiserne Röhren alle Straßen New-Yorks mit Wasser versehen. Auf dieses Werk hat die reiche Handelsstadt die Summe von 12 Millionen Dollars (30 Millionen Gulden) verwandt. Dieser Anstalt stehen eine Menge anderer gemeinnütziger Bauten und Wohlthätigkeitsanstalten zur Seite. Besonders thätig ist die Assoziation. Es giebt Gesellschaften für Freischulen mit 5 Schulen für 2000 Kinder, für Erziehung der Waisen, eine Marinesozietät für Unterstützung der Wittwen und Waisen von Seeleuten, eine physikalisch-medizinische Gesellschaft, eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine historische Gesellschaft; auch eine Gesellschaft zur Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur, eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste und des Ackerbaues, der Künste und Gewerbe u. s. w. New-York hat auch eine Universität, das Kolumbia-Kollege und eine Akademie der schönen Künste, auch ein Athenäum, worin Vorlesungen über Künste und Wissenschaften für ein gemischtes Publikum gehalten werden; desgleichen mehrere zum allgemeinen Gebrauch bestimmte Bibliotheken. Nur darf man bei diesem Allen nicht an deutsche Wissenschaft oder Pädagogik denken; der Unterricht muß überall möglichst schnell zum Ziele führen und massenweise bestimmte, sichtbare Leistungen erzielen; die Wissenschaft versenkt sich nicht in idealistische Regionen, sie muß einen praktischen Hintergrund, einen greifbaren Zweck haben. Denn der Industrie- und Handelsgeist beherrscht alle Klassen der Gesellschaft und der Gegenstand der tiefsten Spekulation ist zuletzt — das Geld. In diesem materiellen Streben entfaltet aber das amerikanische Volk eine so energische Thätigkeit, daß der Deutsche ihm gegenüber anfangs wie ein Träumer erscheint, der über dem Denken das Handeln vergißt. Und doch liegt wieder in dem deutschen Wesen so viel Fleiß und Beharrlichkeit, so viel Begeisterung für das Ideelle, ohne welches alle materiellen Fortschritte des sittlichen Werthes entbehren, daß dieses solide Element des deutschen Charakters eine nothwendige Ergänzung des Yankeethums bildet. Die Anglo-Amerikaner mögen immerhin den Deutschen hassen und sogar verfolgen, es liegt selbst in diesem Haß ein Gefühl von der Ueberlegenheit des Deutschen in mancher Beziehung.

In der New-Yorker Luft, in diesen Gegensätzen von Hitze und Kälte, von scharfem Licht und Schatten, ist aber auch etwas die Nerven-Aufregendes. Die Sommer sind sehr heiß, die Winter empfindlich kalt durch scharfe Winde, ebenso die Abende und Nächte auch in den heißen Sommertagen sehr kühl. Die Männer sind meist schmächtig, eine ins Gelbe spielende blasse Gesichtsfarbe, ein dünner, langer Hals ziemlich allgemein. Wie der Amerikaner auf sich selber viel hält, so weiß er auch gegen Andere äußerlich den Anstand zu beobachten, sich in seinem Benehmen zu beherrschen; aber unter dieser Hülle entdeckt man leicht die innere Reizbarkeit und Unruhe, die plötzlich, ehe man sich dessen versieht, sich Luft macht. Diese Unruhe ist aber von Nöthen, wo eine neue Welt sich gestalten soll. Auch der Deutsche wird allmählig in dem amerikanischen Wirkel mit fortgerissen;

er muß Alles daheim erst vergessen, um sich an das neue Leben zu gewöhnen, er wird über kurz oder lang in Tracht, Behaben, selbst in der Gesichtsbildung ein Amerikaner. Aber in New-York, wo so viele Tausende von Fremden ihr Absteigequartier haben, treten die Nationalitäten noch sehr schroff hervor, und man erblickt gleichzeitig eine spezifisch-amerikanische, eine französische, deutsche, irländische, indianische Bevölkerung, und auch an schwarzen Gesichtern ist kein Mangel. Jede Race, jede Volksthümlichkeit bewegt sich und äußert sich in ihrer Weise, und dies macht New-York in einem ganz andern Sinne zur Weltstadt, wie Paris und London, wo das französische oder englische Wesen alles Andere verschlingt.

Außerdem, daß ein bedeutender Stadttheil New-Yorks am East-River fast ganz von Deutschen bewohnt ist, haben dieselben ein Gewerbe und einen Ort in eigenthümlicher Weise in Anspruch genommen, nämlich die Groceries oder Viktualienläden, welche regelmäßig an den Eckhäusern angebracht zu sein pflegen. Da sieht man dann oft einen wohlgenährten deutschen Landsmann stehen, immer eine etwas auffallende Erscheinung neben den dürren Yankees. Löher sagt, indem er von jenem Stadttheil spricht: „Man kann dort in der Regel Jeden, der mit mehr Gemächlichkeit als Zierlichkeit gekleidet ist, sofort deutsch anreden.“ In New-York und dessen nächster Umgebung wohnen an 80,000 Deutsche. Es giebt unter diesen sehr reiche und vornehme Großhändler, welche den bedeutendsten Einfuhrhandel treiben; der Kern dieser deutschen Bevölkerung besteht aber aus Apothekern, Sprachlehrern, Musikern, Künstlern und den kunstmäßig arbeitenden Handwerkern, Gast- und Schenkwirthen und einer großen Anzahl Kleinhändler. Viele deutsche Handwerker arbeiten für fremden Verkauf, sind Schuh- und Kleiderflicker, Kellerwirthe, Wichse- und Zündhölzchenmacher, Tagelöhner, und es giebt da auch bittere Armuth genug.

New-York hat bereits, wie London und Paris, sein erschreckliches Proletariat; leider verfallen viele Deutsche gleich nach ihrer Ankunft den Netzen jener verschmitzten Betrüger, die am Hafen ihrer warten und unter der Maske dienstfertiger Freundschaft sie ausplündern. Besonders steuern aber die leichtsinnigen, haltungslosen Irländer dem Proletariat in die Arme; die Irländer sind aber auch die verachtetsten unter den Fremden.

Dennoch hat die Armuth in New-York nicht so viel Gefährliches wie in Paris, weil in Amerika die Lust am Erwerb und auch die Leichtigkeit des Erwerbs größer ist, und mancher Lump, wenn er sich nur aufraffen will, es zum reichen und angesehenen Manne bringen kann und gebracht hat. Im Ganzen ist die Wohlhäbigkeit viel bedeutender, als in den großen Städten der Alten Welt. Man findet selbst in den kleinsten Wohnungen Teppiche und polirte Möbeln, und auf den Märkten sieht man ärmlich gekleidete Frauen fette Truthühner einkaufen. Es wird Keinem schwer gemacht, als „Gentleman“ zu erscheinen und zu gelten; die Frauen, eingeschlossen die Kammerzofen, sind allzumal „Ladies.“ Dort steigt ein

Maurer von seinem Gerüst – um ein Glas künstliches Mineralwasser zu trinken. Genüsse, welche in Europa sich nur die wohlhabenderen Klassen verschaffen können, sind in Amerika Gemeingut. Jeder ist Herr und strebt es zu sein; Arbeit und Erwerb ist der einzige Adel, aber wohl zu merken nur in dem Maße, als sie Geld einbringen. Und doch ist es wiederum nicht einzig und allein ums Geld gethan, was man thut und schafft, sondern die Freiheit und Selbstständigkeit, das „sein eigener Herr sein" ist es, was man erstrebt.

Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner.*)

Bei allem Thun und Denken des Amerikaners klingt eine Saite seines Herzens durch: das Unabhängigkeitsgefühl. Dies sitzt so tief und zähe in ihm und ist so empfindlich, daß in Europa dafür den Meisten das Verständniß fehlt, weil sie durch Liebe und durch Zucht von Kindesbeinen an anders gewöhnt sind. Wiederum ist den Amerikanern, wenn sie nach Europa kommen, nichts widriger, als das Gebieterische in dem Auftreten der Eltern, Dienstherren und Obrigkeiten. Sie werfen uns den Egoismus vor, der Andere nach seinem Willen zwingt; im Grunde aber sind sie noch stärkere Egoisten, weil Jeder sein eigener Souverän sein möchte.

Die Kinder werden mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt, aber der Grundsatz, Jedem seinen Willen zu lassen, ist so eingewurzelt, daß sie aus Mangel an Ueberwachung häufig in die größten Gefahren laufen. Sobald sie ihr kleines Ich nur fühlen können, hört die elterliche Zucht für sie auf. Ehe sie bis fünf zählen können, spricht man ihnen schon Gründe vor, weshalb sie das Eine thun und das Andere lassen sollen. Man braucht nicht gerade die ehrenfeste pommersche Ansicht zu theilen, daß Kinder und Jagdhunde nach gleichen Maximen abgerichtet werden müssen, aber es kommt uns doch fremdartig vor, daß ein Amerikaner seinem Söhnchen die Gründe auseinander setzt, warum es Französisch lernen müsse, und das Knäbchen ihm mit großer Gelassenheit bemerkt: Was Ihr sagt, Vater, ist Eure Meinung; was ich sage, ist die meinige; aber ich folge doch lieber der meinigen. Niemand ist übler daran, als ein europäischer Schulmeister, der in eine amerikanische Schule gerathen ist, denn die Rangen spielen ihm unbarmherzig mit, und dann verlangt man noch von ihm, er soll ihre „selbstständigen Ansichten" achten.

Es ist nicht blos das Landesklima, welches der milden Frühlingsblüthe nur wenige Tage gestattet, sondern auch das angeborne Unabhängigkeitsgefühl die Ursache, daß der ersten Frische und Unschuld der Jugend eine so kurze Zeit zugemessen ist. Kleine Mädchen drehen und wenden sich wie Ballfiguren und lassen sich von den Knaben ernsthafte Komplimente sagen, als wären es schon stattliche Kavaliere. Kindliche Freuden, naive

*) Fr. Löher.

Empfänglichkeit und zärtliches Anschmiegen schwinden im Entstehen, und so büßen die armen Kleinen den goldenen Zauber der Kinderzeit gänzlich ein. Kaum erwachsen, treten die Mädchen schon frauenhaft auf, geben und nehmen Besuche, empfangen Gesellschaften, gehen und fahren aus mit ihren Freunden, wann und wohin es ihnen beliebt. Bei dieser Freiheit im täglichen Umgange gedeiht zwar der Unabhängigkeitssinn, aber gleichzeitig wird damit alle Poesie und Wärme in dem jungfräulichen Gemüthe getödtet. Die jungen Damen stellen sich so weltklug an, als hätten sie schon eine Brautschaft gebrochen. Heirathen auf der Flucht oder insgeheim sind häufig, und es ist auch nichts Unerhörtes, wenn eines Abends eine junge Dame, die Jedermann für unvermählt halten mußte, der Gesellschaft ihren Mann vorstellt, dem sie schon vor Jahr und Tag angetraut war.

Der Dienstbote verläßt nach Laune und Willkür das Haus seines Herrn, und es giebt kaum ein Mittel, nur eine Entschädigung von ihm zu verlangen. Und eben so seltsam würde man es finden, wenn der Vater seinen Töchtern den Besuch einer Sektenkirche, die Wahl einer andern Konfession untersagen, oder die Söhne zu seiner politischen Partei zwingen wollte. „Ich erkläre," so gewöhnen sich schon die Kinder zu sagen, wenn sie ihren Willen kund geben wollen. Die Knaben, wenn es ihnen einfällt, machen eine weite Reise auf dem Mississippi, oder treten in ein Geschäft und speisen in einem Kosthause. Oft haben schon achtjährige Kinder mit dem Gelde ihrer Sparbüchse einen kleinen Handel etablirt; Eltern, Bekannte und Verwandte kaufen von ihnen und freuen sich der Gewandtheit der lieben Jugend, die schon so früh ihr Profitchen zu machen weiß.

---

9. Physische Kontraste zwischen der Alten und Neuen Welt.*)

Der hervorstechendste Zug in der Anordnung der Kontinente ist die Gruppirung der beiden Amerikas in einer und die der vier übrigen Kontinente in der andern Hemisphäre. Die Alte und Neue Welt unterscheiden sich in Gruppirung und Ausdehnung der Kontinente, in ihrer astronomischen Lage mit Bezug auf ihre klimatischen Zonen, in der allgemeinen Richtung ihrer Ländereien und in ihrem innern Bau. Diese entgegengesetzten Charakterzüge sichern jedem von beiden Theilen ein eigenthümliches Klima, eine eigenthümliche Vegetation und Thierwelt.

Die Alte Welt besteht aus vier Kontinenten; lassen wir Australien bei Seite, das nur eine Insel inmitten der ozeanischen Hemisphäre ist, so hat sie drei zusammenhängende Kontinente, die eine ovale kompakte Masse

*) Nach Prof. Guyot: Silliman's Journal of science.

bilden, deren Umfang den jedes andern Erdraums weit übersteigt. Es ist die größte, in ihrem Mittelpunkt den Einflüssen des Ozeans unzugänglichste Länderstreckung; die Alte Welt ist vorzugsweise eine Kontinentalwelt. Die Neue Welt hat zwei Kontinente, die nicht in Einer Masse gruppirt sind und in zwei entgegengesetzten Hemisphären liegen. Kein Theil ist sehr entfernt von der Seeküste; die Neue Welt ist vorzugsweise ozeanisch. Auch die astronomische Lage in Bezug auf die klimatischen Zonen ist verschieden; die Alte Welt gehört größtentheils der nördlichen Halbkugel und der gemäßigten Zone an, wenigstens ist nur Afrika wirklich tropisch, Asien und Europa fast ganz gemäßigt; mehr als zwei Drittheile alles Landes der Alten Welt liegen in der gemäßigten Zone, nur ein Drittheil in der heißen. Die allgemeine Richtung beider Welttheile ist völlig verkehrt, die Alte Welt hat ihre größte Verlängerung von Ost nach West in der Linie der Parallelen, die Neue Welt von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane; beide haben eine Länge von 7500 Meilen, aber die Breite der Alten Welt ist doppelt so groß, als die der Neuen. Diese Stellung ist von um so größerer Wichtigkeit für die Vertheilung der Klimate, da sie mit dem innern Bau, mit der Richtung der Hauptbergketten und Tafelländer übereinstimmt. In der Alten Welt können die Wanderstämme über einen Raum von mehreren tausend Meilen ziehen, ohne daß die Thiere oder die Vegetation, von denen sie umgeben sind, wechseln; sie verändern den Ort, aber nicht Klima und Lebensweise. Die Aehnlichkeit der Klimate auf langen Räumen ist eine Eigenthümlichkeit der Alten Welt, welche die Zerstreuung der Urstämme wesentlich gefördert haben muß. In der Neuen Welt dagegen sind die Zonen ähnlicher Klimate nur kurz, und wenn man über die ganze Länge der beiden Amerikas wandert, kommt man zweimal durch alle Zonen, von der kalten Zone zum Aequator und vom Aequator wieder zu der kalten Zone. Diese Verschiedeheit des Klimas giebt den beiden Amerikas ihren Charakter. Jedoch ändert der innere Bau in beiden Welten diese klimatischen Verhältnisse, so daß die Einförmigkeit des Klimas in der Alten Welt durch schärfere Kontraste, und die zu große Verschiedenheit in der Neuen durch mildere und besser abgestufte Uebergänge modifizirt wird.

Was den innern Bau der Neuen Welt charakterisirt, ist seine Einfachheit. Statt der Mannigfaltigkeit der Alten Welt, wo trotz einiger gemeinsamen Züge doch jeder Kontinent in eine besondere Form gegossen ist, scheinen die beiden Amerikas durchaus nach Einem Plane gebildet, der sich in wenigen Linien zeichnen läßt: es sind zwei Dreiecke, deren Spitzen gegen Süden gekehrt und durch die lange Linie der Felsengebirge und der Anden verbunden sind; große Ebenen im Osten bilden den bedeutendsten Theil ihrer Oberfläche, eine leicht erhobene Kette längs der Atlantischen Küsten beider, die Alleghanies im Norden, die Sierra do Espinhaço und Sierra do Mar im südlichen Amerika, endlich in der Mitte drei kurze Querketten, die von Parima in Guiana, die von Venezuela und die große, in viele

Inseln zerbrochene der Antillen, das sind in wenigen Worten die wesentlichen Züge dieser ungeheuern Abtheilung der Welt.

Die Zahl und Fülle der inneren Kontraste, welche die Thätigkeit der Natur und des Menschen in Anspruch nehmen, bilden den Reichthum der Organisation in den Kontinenten. Asien und Europa theilen Gebirgszüge, die sich von den Pyrenäen über Alpen, Kaukasus, Himalaya zc. bis an das Chinesische Meer erstrecken, in zwei ungleiche Theile, einen nördlichen und einen südlichen, die in Klima, Vegetation und selbst in ihren Racen verschieden sind; kaum irgendwo ist der Uebergang allmählig, fast allenthalben ist er schroff und plötzlich. In Amerika ist dieser Uebergang allenthalben allmählig, er bildet nirgends eine Schranke. Von den baumlosen Polargegenden des Mackenzieflusses, die nur von Moosen und Lichenen bedeckt sind, geht man stufenweise über zu den Fichtenwäldern am Obern See, zu den Wallnuß-, Ahorn- und Kastanienbäumen in Ohio und Kentucky, zu den Magnolien und der Zwergpalme, die schon die Luft der Tropen und die Nachbarschaft des Golfs von Mexiko verkünden; 2400 Meilen trennen die Extreme der Vegetation, die sich am Himalaya fast berühren. Daher die Verbreitung tropischer Pflanzen und Thiere oft bis in kältere Gegenden hinein. Amerika ist minder reich an inneren Kontrasten, als die Alte Welt, hat aber dagegen mehr Einheit. In der Gleichförmigkeit des Baues, in dem Mangel aller Hindernisse einer freien Zirkulation von einem Ende dieser Welt zum andern, müssen wir eine der Hauptursachen jenes gemeinsamen Charakters suchen, jener amerikanischen Physiognomie, welche in allen organischen Wesen dieses Kontinents so auffällt, und den wir auch im Menschen selbst, in dem Indianer, finden, dessen Stämme sämmtlich von den Ufern des Mackenzie bis nach Patagonien hinab dieselbe Kupferfarbe und eine unverkennbare Familienähnlichkeit zeigen.

Wie Europa und Asien in zwei ungleiche Hälften, eine nördliche und eine südliche, getheilt sind, so die beiden Amerikas in eine westliche und östliche durch den Zug der Kordilleren. Indeß ist der Unterschied des Umfangs beider Theile so groß, daß die Verschiedenheit ihre Bedeutung verliert. Die dürre und unfruchtbare Westküste ist zu unbedeutend, um mit den ungeheuern Ländern im Osten in eine Nebenbuhlerschaft zu treten, und zudem macht die Schwierigkeit der Verbindungen die gegenseitigen Einwirkungen und den Verkehr noch schwächer. Ferner haben beide Seiten der Kordilleren, da sie unter einerlei Breite liegen, dasselbe Klima, und der Unterschied liegt nur in der größern oder geringern Feuchtigkeit. Der schmale Streif der Westküste kann den Charakter, welchen die großen Ebenen dem Osten aufdrücken, nicht ändern.

Das Klima der Neuen Welt zeichnet sich, im Vergleich zu dem der Alten, durch eine größere Feuchtigkeit aus, denn seine beiden Kontinente sind fast ganz den Seewinden ausgesetzt. Während die Alte Welt mit ihrer geschlossenen Gestalt, ihren mächtigen Hochländern im Osten, unter den Tropen nur etwa 77 Zoll Wasser enthält, empfängt Amerika unter

den Tropen 115 Zoll; die gemäßigten Gegenden Europas haben 34, Nordamerika 39 Zoll. Zu dieser Fülle der Regenwasser kommt noch die Ausdehnung der Ebenen, welche die Entwickelung ungeheurer Stromsysteme gestattet, und in der That ist die Existenz zahlloser Flüsse und See'n einer der charakteristischsten Züge der beiden Amerikas. Trotz einer viel geringern Landesaustheilung hat die Neue Welt die größten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marannon, der seine Gewässer nach einem Laufe von 3000 Meilen ins Meer wirft, und seine Zuflüsse, der Ucayale, Jupura, Rio Negro, Madeira, kommen an Macht ihm beinahe gleich. Im nördlichen Amerika durchläuft der Mississippi gleichfalls eine Länge von 3000 Meilen, und sein Zufluß, der Missouri, tritt nur mit Unrecht seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Neben diesen Strömen hat der Laplata einen Lauf von 1900, der St. Lorenz von 1800 Meilen Länge, und letzterer noch ein Bassin von fast einer Million Quadratmeilen.

Die Alte Welt bietet nichts Aehnliches; ihr größter Strom, der Yang-tse-kiang, hat nur 2800 Meilen Lauf. Der Ganges und der Nil kommen ihnen bei weitem nicht gleich. Die Wolga, der größte Strom Europas, hat nur einen Lauf von 1700 Meilen, und wollte man in Amerika Flüsse, wie der berühmte Rhein, aufzählen, so hätte man sie fast nach Hunderten zu nennen. Hierzu kommt noch die große Anzahl von See'n. Die Gruppe von See'n, wie sie Kanada besitzt, findet nirgends in der Welt ihres Gleichen. Diese ungeheuern Süßwassermeere bedecken im Verein mit dem St. Lorenz eine Oberfläche von nahe an 100,000 Quadratmeilen, und man hat berechnet, daß sie etwa die Hälfte alles süßen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten. Und noch dazu stehen diese See'n nicht allein, sondern ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß weiter im Norden noch eine Menge kaum minder großer See'n sich findet; der Athaweskow-, Winipeg-, Sklaven-, Große Bärensee u. s. w. können sich mit den Kanadasee'n messen. Diese Ströme und See'n sind der Reichthum und der Stolz Amerikas. Kein Kontinent der Welt besitzt sie in solcher Zahl, solcher Größe, so wasserreich und so schiffbar. Sie befruchten aber nicht blos die reichen Länder, die sie durchziehen, sie sind auch die großen Heerstraßen des Handels zwischen allen Theilen dieser ungeheuern Welt und werden es immer mehr werden. So herrscht das wässerige Element in Amerika vor, es ist im Ganzen genommen etwas minder warm als die Alte Welt, und sein wesentlichster Zug ist ein ozeanisches Klima. Wir wollen jetzt auf die Folgen dieser physischen Verhältnisse für die Entwickelung organischer Wesen eingehen.

Wärme und Feuchtigkeit sind die günstigsten Vorbedingungen für eine üppige Vegetation. Nirgends ist die Pflanzendecke so allgemein, die Vegetation so vorherrschend, wie in beiden Amerikas. Unter denselben Breitengraden, wo Afrika nur dürre Tafelländer zeigt, sieht man im Gebiet des Amazonenstroms die endlosen Urwälder, diese 1500 Meilen weit fast

ununterbrochenen Salons, welche die riesenhafteste Wildniß dieser Art auf der Welt bilden. Und welcher üppige Pflanzenwuchs! Palmen von 150—200 Fuß Höhe überragen alle andern Bäume dieser Wildnisse, unzählige Stauden und Bäume geringerer Höhe füllen die Zwischenräume zwischen ihren Stämmen; Kletterpflanzen, hochstämmige Lianen umgeben in unendlicher Mannigfaltigkeit die Zweige, entfalten ihre Blumen auf dem Blätterwerk und verbinden Alles unter einander zu einer festen, dem Menschen undurchdringlichen Vegetationsmasse, wo die Axt allein sich einen Weg bahnen kann. Südamerika, und namentlich das Gebiet des Amazonenstroms, ist das echte Reich der Palmen, denn nirgends tritt diese prächtige Vegetationsform in einer größern Zahl von Arten auf. Dies ist ein Zeichen überwiegender Entwickelung der Blätter über alle andern Theile des Pflanzenwuchses. Amerika hat keine solchen Pflanzen mit schmalen, eingeschrumpften Blättern, wie Afrika und Neuholland. Die Ericas oder Haidekräuter, so häufig, so mannigfaltig und so charakteristisch in der Flora des Kaps der guten Hoffnung, sind eine der Neuen Welt unbekannte Form. Nichts gleicht hier den Metrosideren Afrikas, den trockenen Myrten (Eukalyptus) Neuhollands und den weidenblättrigen Akazien, deren Blumen in den lebendigsten Farben glänzen, deren schmales, mit dem Rande gegen die vertikale Sonne gewendetes Blätterwerk aber keinen Schatten wirft. Allenthalben lange, reichliche Blätter, ein tiefes Grün, eine starke, wohlgenährte Vegetation, das ist es, was man im tropischen Amerika findet. Nordamerika theilt trotz seines kontinentalen Klimas diesen Charakter der Neuen Welt.

Aber nicht blos ist die Vegetation reichlich in der Neuen Welt, sie ist auch allgemein, und dies ist eine weitere charakteristische Unterscheidung von der Alten Welt. Hier sehen wir nicht die ungeheuern Wüsten; die von Kalifornien und Atakama sind Ausnahmen und können im Vergleich mit denen von Asien und Afrika gleichsam nur als Proben dienen. Die Llanos am Orinoko, die ihr geologischer Bau zum Schicksal der Sahara zu verurtheilen scheint, sind während der Regenzeit reichlich bewässert und mit einer bewundernswerthen Vegetation bedeckt; das Leben, das fast zu schlummern, fast ausgetilgt schien, erhebt sie wieder schöner und kräftiger. Auf den feinen Sand, den die Winde fortführten, folgt eine reiche Weide, auf der eine Unzahl einheimischer Thiere, vermischt mit Pferdeheerden und wilden Eseln, sich tummeln, und Tausende während der trockenen Jahreszeit in dem wässrigen Schlamm vergrabener Reptilien erscheinen wieder und füllen die temporären Flüsse und See'n, von denen diese Thäler dann überströmt sind, mit neuem Leben. Die Pampas selbst sind nicht ohne Vegetation und nähren zu allen Zeiten zahlreiche Heerden, ebenso wie die mächtigen Prairien des Mississippi und Missouri.

Was wird aber aus dem Thierreich in diesem eigenthümlichen Pflanzenreich? Die Segnungen sind vertheilt, und Ein Land hat nicht alle Schätze allein. Diese üppige Vegetation scheint das höhere Leben in der

Thierwelt zu unterdrücken. Von einem Ende der thierischen Stufenleiter zum andern geben diejenigen Familien, deren Lebensart mit dem Wasser oder dem Pflanzenelement verbunden ist, diesen Ländern durch die Zahl der Arten und ihre relative Menge ihren Charakter. Nichts ist glänzender als die Insektenwelt Südamerikas; unter den Wirbelthieren sind die Reptilien am zahlreichsten repräsentirt, denn Feuchtigkeit ist ihr Element, und die Flüsse und temporären Lagunen sind angefüllt mit Kaimans, Iguenas, Basilisken und andern Arten, die sich in warmem und stillem Wasser vermehren; die Wälder herbergen Schlangen von jeder Gestalt und Größe bis zu den riesenhaften Boas; sie scheinen in diesem Lande zu Hause. Aber unter den höheren Thieren hält die Entwickelung inne; die vorherrschenden Typen sind zugleich die untergeordneten. Unter den Vögeln übertreffen die Strandläufer Amerikas die jedes andern Kontinents an Zahl der Arten. Unter den Säugethieren charakterisiren die Zahnlosen: Armadillos, Faulthiere, Ameisenbäre mehr als jede andere Familie die Fauna Südamerikas, und zwar nicht nur in der jetzigen, sondern auch in den geologischen Epochen. Suchen wir Repräsentanten der höheren Ordnungen, so finden wir sie schwächer an Zahl der Arten und kleiner, als die entsprechenden Thiere der Alten Welt. Statt des Elephanten, Hippopodamus, Rhinozeros, dieser Riesen der Alten Welt, finden wir unter den Pachydermen nur den harmlosen Tapir und das Pekari; unter den Wiederkäuern statt des Kameels das halb so große Lama; statt der Löwen und Tiger die Unze und den Jaguar, die kaum mehr als große Katzen sind. Nicht nur sind diese höhern Thiere schlecht repräsentirt, sondern sie haben auch nicht die Stärke, nicht den unbezwinglichen Muth, weder die Wildheit noch den Verstand der ähnlichen Geschöpfe der Alten Welt. Im ganzen tropischen Amerika erdrückt das vegetative Leben das höhere Thierleben. Nur Nordamerika, das schon einen wahren kontinentalen Charakter hat, besitzt einige höhere Typen, wie den Büffel, den Hirsch, das Elennthier, den Bären.

Der Mensch selbst, der Eingeborne, trägt in seinem ganzen Charakter den unauslöschlichen Stempel dieser eigenthümlich vegetativen Natur; das Ueberwiegen des lymphatischen Temperaments verräth dies. Der Indianer bildet eine melancholische, kalte, unempfindliche Race; er zeigt manchmal eine außerordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Der gesellschaftliche Zustand der indianischen Stämme zeigt in gleichem Grade den mächtigen Einfluß seines vegetativen Charakters. Der Indianer ist wesentlich der Mensch des Waldes geblieben und hat sich selten über den Jäger, die niedrigste Stufe der Zivilisation, erhoben; die Ueppigkeit des Bodens war werthlos für ihn, denn er zog nicht seine Nahrung daraus. Er ist selbst nie zum Hirten emporgestiegen, wie die nomadischen Völker der Alten Welt. Von einem Ende Amerikas zum andern finden wir dasselbe klägliche Schauspiel, und nur die hohen Tafelländer von Mexiko und

Peru machen eine Ausnahme, welche selbst wieder für den Einfluß der vegetativen und feuchten Natur der niedrigen Ebenen Amerikas zeugt; denn wenn diese Nationen nicht denselben untergeordneten Charakter an sich tragen, wenn sie sich, vielleicht mit Hülfe fremder Elemente, etwas höher auf der Stufenleiter der Menschheit erhoben, so kann der Grund kein anderer sein, als weil sie auf diesen Höhen über dem Einfluß der heißen und feuchten Atmosphäre hausten.

Dies ist die wunderbare Verknüpfung der Naturerscheinungen unter einander. Die Gestaltung und Lage der Neuen Welt gaben ihr ein heißes und feuchtes Klima, und dieses Klima drückt seinen Charakter der ganzen organischen Schöpfung auf, selbst der vorzugsweise freie Mensch ist ihrem Einfluß unterworfen in dem Maße, als er die Ausbildung seiner höheren Fähigkeiten unterläßt, mit denen er zur Eroberung und Bezwingung der Natur ausgerüstet ist, die ihn nicht beherrschen, sondern ihm dienen soll.

---

10. Ueber das Klima von Nordamerika.*)

Jeder, der Amerika besucht hat, wenn es auch nicht gerade als Arzt oder Naturforscher war, ist gewiß über den außerordentlichen und schnellen Wechsel der Temperatur erstaunt, sowie über zwei merkwürdige Verhältnisse des Klimas der Vereinigten Staaten. Einmal ist es dort um mehrere Grade kälter im Winter und heißer im Sommer, als unter denselben Breitengraden in Europa sowohl, wie in Asien und Afrika auf den Küsten des Mittelländischen Meeres. Dies ist besonders auffallend in den Landstrichen längs des Atlantischen Ozeans. So, wenn man Salem im Staate Massachusetts und Rom in Italien vergleicht, Plätze unter beinahe einer und derselben Breite, läßt sich ein außerordentlicher Unterschied bemerken. Rom liegt unter 41° 53′ n. Br., Salem unter 43° 35′; dort ist die größte Kälte 0° R., hier — $19\frac{1}{2}$° R., dort die größte Hitze 24° R., hier $31\frac{1}{2}$° R., also ist in Rom der Unterschied zwischen den Extremen nur 24°, in Salem dagegen 51°.

In den Staaten Maine, Vermont, New-Hampshire und sogar Massachusetts, welche sämmtlich zwischen dem 42. und 45. Grade der Breite liegen und dem Süden von Frankreich und dem nördlichen Spanien entsprechen, ist der Boden beinahe jeden Winter drei oder vier Monate lang mit Schnee bedeckt, so daß man nicht ohne Schlitten fortkommen kann. Das Thermometer sinkt während dieser Zeit oft auf 23° R. unter Null.

In Unter-Kanada, zwischen dem 46. und 47. Breitengrade, der Mitte von Frankreich entsprechend, fängt der Schneefall im November an und währt bis zu Ende Aprils, also sechs Monate, während welcher Zeit das

---

*) Dr. Ralph, nach Simmond's Colonial Magazine.

Thermometer gewöhnlich 20—24° unter Null steht. Man weiß sogar, Beispiele, daß das Quecksilber hier gefriert, was einen Kältegrad von 30° R. voraussetzt. Solche Fälle kommen nie in Europa vor, außer unter dem 60. Breitengrade, wie in Stockholm oder Petersburg.

In denselben (kanadischen) Neu-England-Staaten ist die Hitze in dem Sommersolstitium während sechs Wochen so stark, daß das Quecksilber auf 24° R. steigt. Wenige Jahre vergehen, in denen nicht in Salem die Hitze auf 31° R. steigt, was die Temperatur des Persischen Meerbusens und der Arabischen Küstenländer ist. Auch in Quebeck und sogar in der Hudsonsbai steht das Thermometer während 20 oder 30 Tagen auf 24° R., und diese Orte liegen unter dem 59. Grade der Breite. Diese Hitze ist um so erschöpfender, als sie gewöhnlich von einer Windstille oder einem erstickend heißen Winde begleitet ist, und das Extrem für den Winter so bedeutend ist, da alsdann das Thermometer auf 24° unter Null steht.

In den mittleren Staaten der Union, nämlich in New-York, Pennsylvanien, New-Jersey und Maryland, sind die Winter kürzer, der Schnee weniger häufig und anhaltend; selten bleibt er über 15—20 Tage liegen. Dennoch aber ist die Kälte mehrere Wochen lang außerordentlich streng. Zum Beispiel in Philadelphia, unter dem 40. Grade der Breite, welcher derjenigen von Madrid und Neapel entspricht, sinkt das Thermometer jeden Winter auf — $6\frac{1}{2}$° R., ja zuweilen bis auf — 16° R. Im Winter von 1836 war das Quecksilber in New-York und Philadelphia mehrere Tage lang 10 und 12 Grade unter dem Gefrierpunkte. Die Kälte war damals so groß, daß der Delaware in 24 Stunden zugefroren war, trotz einer Ebbe und Fluth von je 6 Fuß.

Dagegen stellt sich wieder zwei oder drei Wochen vor dem Sommersolstitium die Hitze ein und ist in New-York und Philadelphia so überwältigend von Mittag an bis 5 Uhr Abends, daß sich die Einwohner in den Häusern verschließen, und die Straßen beinahe verlassen sind. Das Thermometer erreicht öfters 24—25° R., und während der Nacht sinkt es wieder auf 12 Grade. Die Hitze ist jedoch noch unerträglicher, als der hohe Stand des Thermometers anzeigt, durch die völlige Windstille und den erstickenden Dunst, womit die Luft längs der ganzen Küste beladen ist.

In den mittleren Staaten läßt sich der äußerste Wechsel auf 100 Grade Fahrenheit = $44\frac{1}{2}$° R. angeben.

In den südlichen Staaten, wie Virginien, den beiden Karolinas und Georgien, ist der Unterschied zwischen Hitze und Kälte nicht übermäßig. Gelegentlich fällt etwas Schnee, noch so weit südlich als bis Charleston, aber mehr ausnahmsweise. In Charleston, welches mit Morokko parallel liegt, wechselt das Thermometer im Verlauf des Jahres von 30 zu 100° F. Zu Savannah steht es zuweilen auf 106° F., welches höher ist, als es jemals in Aegypten steigt, da hier 88° F. ($24\frac{1}{2}$° R.) die gewöhnlichen Grenzen des Quecksilbers im Schatten sind.

So vermindert sich, je mehr man sich den Tropenländern nähert, die

äußerste Verschiedenheit zwischen den Temperaturen des Sommers und Winters, als sie sich auf den Westindischen Inseln auf 30–40° F. jährlichen Wechsels beschränkt. Dort steht in Folge der Seewinde das Thermometer im Sommer selten über 92° F. (26° R.).

Es ist aber längs der ganzen amerikanischen Küste am Atlantischen Meere nicht blos diese Verschiedenheit so groß, sondern es sind diese Wechsel bei weitem häufiger, als in Europa, da das Thermometer in sehr kurzer Zeit von einem Extrem zum andern überspringt. Dr. Rush bemerkt in seinen Beobachtungen über das Klima von Pennsylvanien, daß dasselbe aus allen Klimaten unter der Sonne zusammengesetzt sei: aus der Nässe von England im Frühjahr, der Hitze von Afrika im Sommer, dem ägyptischen Himmel im Herbst und der Kälte von Norwegen im Winter. Im Januar und Februar findet oft im Verlaufe von 18 Stunden ein Wechsel von 20—30° F. statt, was natürlich die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit haben muß.

Dieselbe Erscheinung hat man auch im Sommer, denn je größer die Hitze des Mittags ist, um so tiefer fällt das Quecksilber bei Tagesanbruch, den beiden Extremen von täglicher Hitze und Kälte in allen Klimaten. In einem Sommer fiel einmal das Quecksilber 19° F. in anderthalb Stunden. Und was über Pennsylvanien hier bemerkt ist, gilt auch von New-York, New-Jersey, Maryland, Virginien und den beiden Karolinas. Selbst noch in Charleston kommen im Sommer Beispiele von einem Temperaturwechsel vor, der sich bis zu 40° F. in 15 Stunden beläuft.

Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß nicht dieselben Grade von Hitze und Kälte auf denselben Breitenparallelen Statt finden. Herr Jefferson, vormaliger Präsident der Vereinigten Staaten, gab verschiedene Beobachtungen über das Klima seines Geburtsstaates Virginien heraus, sowie über das von Amerika im Allgemeinen, und er bemerkt unter Anderem:

„Es erscheint sehr merkwürdig, daß, wenn man in derselben Parallele von Osten nach Westen geht, unser Klima in demselben Verhältniß kälter gegen Westen wird, so, als ob wir gegen Norden reisten. Diese Beobachtung wird von allen Reisenden bestätigt, die von einem Theile des Kontinents im Osten der Alleghanygebirge kommen, bis sie den Gipfel derselben erreichen, die höchste Stelle zwischen dem Ozean und dem Mississippi. Sodann aber, wenn man sich immer in derselben Breite hält und gegen den Mississippi im Westen fortschreitet, kehrt sich der Fall um: das Klima wird heißer, als es in denselben Breitengraden ostwärts an der Küste ist."

Aus allen diesen Thatsachen wird es vollkommen klar, daß das Klima von andern Umständen als den bloßen Breitengraden modifizirt wird. Diese Umstände sind der Boden des Landes, seine feuchte oder trockene Oberfläche, das Vorhandensein von großen Wäldern, seine Lage über oder unter der Meeresfläche, seine Richtung gegen diesen oder jenen Anblick der Sonne und besonders auch die Art und Menge der Luftströmungen,

die auf einer solchen Erdstrecke vorherrschen. Diese Umstände bringen in ihren verschiedenen Modifikationen diejenigen Folgen für das amerikanische Klima hervor, welche dasselbe so wesentlich von demjenigen Europas, Asiens und Afrikas unterscheiden. In keinem andern Theile der Welt finden solche außerordentliche Wechsel Statt, und nirgends wechseln auch so die Luftströme. Wir klagen in Europa, besonders in England und Frankreich, über die Unbeständigkeit der Winde und den Wechsel in der Temperatur; aber was will das sagen im Vergleich mit Nordamerika?

Was Nordamerika besonders auszeichnet, sind folgende Punkte, die jedenfalls Hauptfaktoren in seinem Klimaleben bilden:

1) Die tieferen und umfassenderen Anhäufungen um den Pol her. Männer, welche die Polargegenden Nordamerikas besucht haben, versichern, daß die Eisfelder dort unendlich größer, von längerm Bestand während des Sommers sind und sich viel weiter nach dem Süden erstrecken, als die im Norden Europas. Die Einwirkung auf das Klima der Vereinigten Staaten ist sicher. Die Winde, welche über jene großen Eisfelder gegangen sind, kommen mit Kälte geschwängert im Süden an und verzehren die vorgefundene Wärme.

2) Die Menge von Landsee'n und Flüssen, welche über eine große Strecke von Nordamerika verbreitet sind, von denen alle kleineren See'n und die Mehrzahl der Flüsse im Winter zufrieren und das Eis verstärken, das in der Polarzone haftet. Ihr Aufthauen verzehrt bedeutend viel Wärme.

3) Der Mangel an Gebirgsketten, die von Osten nach Westen laufen und eine schützende Mauer gegen die Nordwinde abgeben könnten. In dem östlichen Theile von Asien ist eine ungeheure Länderstrecke, die sich vom Norden in einer ununterbrochenen Ebene erhebt, denselben Uebeln, nämlich den nördlichen Winden, ausgesetzt, wie Nordamerika.

4) Die dicken, grenzenlosen Wälder, unterbrochen und durchzogen von unzähligen See'n und Flüssen, welche das nördliche Amerika beinahe in seiner ganzen Ausdehnung bedecken. Die angebauten Strecken und Flecken, „Klärungen" genannt, stehen in so geringem Verhältniß zu der endlosen Wildniß, daß sie bis jetzt noch keinen Einfluß auf das Klima ausüben können. Die Sonnenstrahlen, welche auf das dichte Laub des Urwaldes fallen, werden zurückgeworfen und zerstreut, ohne in den Boden zu dringen und seine Nässe zu trocknen. Daher ist das vom Regen gewässerte Land beständig feucht und neblicht und haucht fieberbringende Dünste aus, anstatt Wärme zu empfangen und zu verbreiten.

5) Ein großer Theil des Waldes ist von Morästen und Sümpfen eingenommen, in welche sich das von den höhern Strichen fließende Wasser den ganzen Sommer über sammelt. Diese Sümpfe sind eben so viele Behälter der Feuchtigkeit und Treibhäuser der Kälte.

6) Der Mangel an künstlicher Hitze. Dichtbevölkerte Gegenden, wie z. B. in England, sind mit einer unzähligen Menge von Wohnhäusern, Fabriken, Glashütten, Schmiedeöfen u. s. w. bedeckt, von denen jedes Haus als ein wärmeausstrahlender und heizender Ofen zu betrachten ist und zur Milderung der umgebenden Luft mitwirkt. Dazu kommen in bevölkerten Gegenden Millionen von Thier- und Menschenlungen, die in Amerika auf viel größere Räume vertheilt sind.

Von diesen sechs hier aufgestellten Ursachen, welche Nordamerika vor allen andern Ländern der Welt auszeichnen und ihm das verhältnißmäßig kälteste Klima geben, sind die drei letzten in beständiger Verbesserung begriffen, und an ihrer Beseitigung wird immer mehr gearbeitet. Es steht daher zu erwarten, daß in dem Maße, als die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, Fabriken errichtet und Städte gebaut werden, und Thiere und Menschen sich vermehren — auch die Fröste und Schneefälle geringer und seltener werden, und die Extreme zwischen größter Kälte und größter Hitze sich etwas ausgleichen müssen.

Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten.*)

Audiatur et altera pars.

Wenn ein deutscher oder schweizerischer Auswanderer zu New-York ans Land steigt, so findet er im Allgemeinen das Klima von dem seines Landes nicht verschieden. Allmählig aber fängt er an, einige Verschiedenheiten zu bemerken, die ihn veranlassen, einige seiner Gewohnheiten zu ändern, er mag wollen oder nicht, und endlich die amerikanische Art anzunehmen, die er Anfangs bitter getadelt hatte.

Die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, sind zweierlei Art: die, welche sich auf das gewöhnliche Leben beziehen, und die alle Welt bestätigen kann, und diejenigen, welche man in der Ausübung gewisser Handwerke beobachtet.

In die erste Kategorie gehören die nachfolgenden Erscheinungen: 1. Die deutschen Frauen sind erstaunt über die Schnelligkeit, mit der die Wäsche trocknet, selbst im stärksten Winter, so daß das Wäschgeschäft nur halb so lange dauert, als in Europa. Dies macht auch, wie sie sagen, die in den Vereinigten Staaten allgemeine Gewohnheit möglich, jede Woche zu waschen. 2. Andrerseits sind dieselben Haushälterinnen, namentlich auf dem Lande, in Verzweiflung über die Schnelligkeit, mit der das Brod vertrocknet. In ihrem Heimathlande gewöhnt, das Brod für mehrere Wochen zu backen, sind sie in Verzweiflung, daß ihr Brod, das doch auf dieselbe Weise wie sonst bereitet worden, in wenigen Tagen hart und ungenießbar

*) E. Desor. (Vorgelesen in der Allgemeinen Versammlung der Helvetischen Gesellschaft.) Vergl. die Revue Suisse. 1853.

wird; sie geben dem Mehl, dem Wasser die Schuld, werden ungeduldig, beklagen sich, und nach einiger Zeit nehmen sie die amerikanische Sitte an, alle Tage, oder wenigstens alle anderen Tage ihr Brod zu backen. 3. Dieser reelle Nachtheil wird aber wieder ersetzt durch Vortheile, die wir nicht besitzen. So ist z. B. das Schimmeln in den Vereinigten Staaten viel weniger zu fürchten, als bei uns; die Wintervorräthe leiden selten dadurch; die Keller, wenn sie nicht an ganz feuchten, niedrigen Orten angelegt werden, sind vortrefflich, so daß die Luft hier alle Arten von Vorräthen, Früchte und Gemüse viel häufiger und sicherer erhält, als bei uns. 4. Denselben Mangel an Feuchtigkeit bemerkt man noch auffallender im Winter in den Zimmern; die Fenster schwitzen viel weniger, als bei uns. Die Deutschen, die gewohnt sind, im Winter Eisblumen an den Fenstern zu sehen, sind erstaunt, sie nicht häufiger in Amerika zu finden, wo es doch um Weihnachten eben so kalt, wo nicht kälter ist, als in Hamburg oder München 5. Neben diesen Erfahrungen, die in den Bereich des gewöhnlichen Lebens gehören, giebt es noch andere, die den körperlichen Zustand betreffen, und die Jeder an seiner Person machen kann. Ich führe nur Ein Beispiel an, den Einfluß, welchen der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten auf die Haare ausübt, die nach einer gewissen Zeit bedeutend an der Feuchtigkeit verlieren. Daher ein größerer Bedarf von Pomade und Oel, und somit eine verhältnißmäßig viel bedeutendere Zahl von Friseuren. Viele junge Leute, die in der Schweiz und in Deutschland sich gegen Pomade und Makassaröl gesperrt hätten, um nicht weibisch zu erscheinen, schlagen, wenn sie einige Zeit in den Vereinigten Staaten gewesen sind, den Weg zum Friseur ein.

Die Erfahrungen, welche man bei verschiedenen Gewerben und Handwerken gemacht hat, sind nicht minder bezeichnend. Nachstehendes sind einige Beispiele: 1. Die Unternehmer von Bauten kennen die Nothwendigkeit nicht, ihre Gebäude, ehe sie solche zum Bewohnen abgeben, einige Zeit austrocknen zu lassen. Der Maurer ist kaum heraus, so zieht der Miethsmann hinein, ohne Furcht vor Rheumatismus oder anderen Krankheiten, die bei uns in neuen Gebäuden sich so leicht einstellen. 2. Die Anstreicher können viel schneller als bei uns eine zweite Lage Firniß und Wasserfarbe auftragen, ohne daß die Arbeit dadurch schlechter wird. 3. Dagegen müssen die Tischler, und namentlich die Instrumentenmacher, das Holz, das sie verwenden, viel sorgsamer auswählen. Holz, das man in Europa für hinreichend trocken halten würde, können Tischler in Boston oder New-York nicht brauchen, denn es würde in kurzer Zeit Risse bekommen. Parquetböden namentlich erfordern eine ganz besondere Sorgfalt, und man sieht sie deshalb, selbst in den reichsten Häusern, sehr selten. Demselben Umstand muß man die große Gunst zuschreiben, welche die amerikanischen Pianos genießen, während die Wiener, obgleich in Europa ganz vortrefflich, sehr schnell sich verschlechtern. 4. Die Tischler sind auch genöthigt, eines viel stärkeren Leimes, als in Europa, sich zu bedienen. 6. Die

Gerber ihrerseits haben bemerkt, daß die Felle viel leichter trocknen, als in Europa, was ihnen gestattet, bei weitem mehr in einer gegebenen Zeit voraus zu machen; sie sind namentlich erstaunt über das schnelle Trocknen im Winter. 6. In Europa kostet es nicht geringe Mühe, die naturhistorischen Sammlungen vor der Feuchtigkeit zu schützen; nur indem man Kalk oder andere absorbirende Mittel in den Gallerien aufstellt, kann man sie, namentlich in neueren Gebäuden, gegen Schimmel schützen. Zu Boston stellt man Sammlungen von Vögeln und Säugethieren in Zimmern auf, die der Gypser eben verlassen hat.

Alle diese verschiedenen Erscheinungen haben ihren Grund in Einer und derselben Ursache — in der größern Trockenheit der Luft in den Vereinigten Staaten. Es könnte überflüssig scheinen, auf diese Eigenthümlichkeit des nordamerikanischen Klimas so viel Gewicht zu legen, wäre dieselbe nicht mit den meteorologischen Angaben, die wir über dieses Land besitzen, in Widerspruch; denn die Wassermasse, welche in den Vereinigten Staaten als Regen oder Schnee niederfällt, ist größer als in Europa. Trotz der bedeutenden Wassermenge kann aber das Klima in den Vereinigten Staaten doch trockener sein, als in Europa. Der Grund ist ganz einfach: Die Atmosphäre ist nicht, auch bei schönem Wetter, so sehr mit Feuchtigkeit beladen, wie bei uns; die Luft erhält sich nicht, wie in England und im westlichen Europa, in einem der Sättigung nahen Zustande; sondern im Augenblick, wo es zu regnen aufhört und ein Windwechsel schönes Wetter zurückbringt, sinkt das Hygrometer (der Feuchtigkeitsmesser) alsbald, und der Thaupunkt hält sich merklich unter der umgebenden Lufttemperatur. Es ist in dieser Beziehung eine Aehnlichkeit zwischen dem Klima der Vereinigten Staaten und dem der Alpen. Aus der Thatsache, daß es daselbst mehr als in der Ebene regnet, hat man allzu rasch geschlossen, daß die Luft daselbst minder trocken sei. Wir sehen deshalb in älteren und neueren Lehrbüchern das Klima der Alpen unter den feuchten figuriren, während im Gegentheil die Luft viel trockener ist, als in der Ebene, wie Jeder bei einem schönen Tage*) selbst die Erfahrung machen kann. Diesem Umstande muß man sogar großentheils die Thatsache zuschreiben, daß man in den Bergen weniger müde wird, als in der Ebene.

Die Ursache dieser größeren Trockenheit des amerikanischen Klimas ist leicht aufzufinden. In Amerika wie in Europa sind Westwinde die herrschenden. An den europäischen Küsten kommen diese an beladen mit der Feuchtigkeit, mit der sie sich beim Zug über den Ozean gesättigt haben. Daher bringen sie gewöhnlich Regen mit sich. In den Vereinigten Staaten ist es umgekehrt. Die Westwinde kommen an die Atlantische Küste erst, nachdem sie einen ganzen Kontinent durchzogen und auf diese Weise einen großen Theil ihrer Feuchtigkeit verloren haben. Deshalb sind sie auch selten von Regen begleitet. Sie spielen dieselbe Rolle, wie die

*) Wie steht es aber um die Zahl der schönen Tage?

Ostwinde bei uns, welche eben darum, weil sie über den Kontinent herkommen, trocken sind. Wir wissen wohl, wie viel schneller unsere Wege und Felder trocknen unter dem Einfluß des N.-O., als dem des S.-W.

Es ist etwa 235 Jahre her, daß die ersten Kolonisten in Neu-England sich niederließen. Es waren in jeder Beziehung echte Engländer mit allen physischen und moralischen Kennzeichen der angelsächsischen Race. Jetzt ist der Bewohner der Vereinigten Staaten nicht mehr ein Engländer; er hat eigenthümliche Züge, die man so wenig verkennen kann, als man die englische Physiognomie mit einer deutschen verwechselt. Es hat sich mit Einem Wort ein Yankee- oder amerikanischer Typus entwickelt. Da dieser Typus nicht das Resultat einer Racenkreuzung sein kann, indem er in den östlichen Staaten, gerade da, wo am wenigsten Racenmischung eintrat, am ausgesprochensten ist: so muß er die Folge äußerer Einflüsse sein, unter welchen die des Klimas obenan stehen.

Einer der physiologischen Züge des Amerikaners ist der Mangel an Körperfülle. Man durchwandere die Straßen von New-York, Boston und Philadelphia, und man wird unter hundert Personen kaum Einen korpulenten finden, meistens wird dieser Eine ein Fremder sein. Besonders auffallend ist die Länge des Halses; nicht als ob derselbe überhaupt länger wäre, er sieht nur länger aus, weil er mager ist. Das schöne Geschlecht ist ganz zart und ätherisch. Es ist aber nicht blos das Muskelsystem, sondern auch das Drüsensystem minder entwickelt. Dagegen ist die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Amerikaner groß, ihre Hast und Ungeduld fast instinktartig. Sie gönnen sich kaum Zeit zum Essen, selbst als Passagiere auf Schiffen, wo sie Zeit genug dazu hätten. Sollte nicht die Trockenheit der Luft auf das Nervensystem in solcher Weise wirken?

Zwölfter Abschnitt.

1. Konstantinopel,

nach dem ersten Eindruck geschildert.*)

Wir verließen Therapia, den Sommersitz des Gesanden, um sechs Uhr Morgens; nie vielleicht war das Wetter schöner gewesen in einem Lande, wo es beständig schön bleibt. Ein sechsruderiges Kaik erwartete uns am Fuße des Palastes; wir setzten uns hinein, und das Schiff stieß vom Ufer. Unsere griechischen Ruderer schlugen die Wellen im Takt. Ihre Beine waren nackt; ihre breiten Beinkleider, von leichtem weißen Stoff, erreichten nur die Kniee; die sehr weiten Hemden von feiner Leinwand ließen ihren Hals, ihre Brust und ihre Arme bloß. Die Haare hatten sie rasirt, so auch den Bart; nur Schnurrbärte trugen sie. Uebrigens hatten sie kleine rothe Tarbuschen (Mützen) mit blauem Quast auf dem Kopfe. Die „Kaiken", kleine Kähne von merkwürdiger Leichtigkeit und Reinlichkeit, die aber durch die geringste Bewegung der Passagiere umgeworfen werden können, sind sehr leicht und schmal und endigen in eine scharfe Spitze. Man baut sie gewöhnlich von Ahorn; sie werden mit Schnitzwerk verziert und mit einem sehr klaren Firniß überzogen. Die Ruderer sitzen, der eine hinter dem andern, auf kleinen Bänken; die Passagiere hingegen legen sich auf den Boden des Nachens, der mit Teppichen und Kissen versehen wird. So fuhren wir in fünf Viertelstunden ungefähr von Therapia nach Konstantinopel, eine Entfernung von mehreren Stunden.

Der Bosporus, den ich der Länge nach durchschiffte, bietet dem Auge eine ununterbrochene Folge entzückender und höchst mannigfaltiger Aussichten

*) Aus den Lettres sur l'Orient des Baron Theodor Renouard de Bussière, königl. französischen Gesandtschaftssekretärs 1827 und 1828.

dar. Berge von nicht unbeträchtlicher Höhe erheben sich längs des europäischen und asiatischen Ufers; Dörfer in höchst malerischer Lage kränzen, dicht an einander gereiht, das Gestade; Buchten, die eine immer reizender als die andere, folgen auf einander und werden von Zypressen, Lorbeerbäumen und Platanen beschattet. Am Fuße dieser Bäume sieht man Brunnen, kleine Kaffeehäuser und eine Menge Türken, die sich in zahlreichen Gruppen auf bunten Teppichen niederlassen, ihre Pfeife rauchen und ihren Quief*) genießen. Links und rechts öffnen sich duftige Thäler, wo hundertjährige Platanen ihre dichtbelaubten Aeste weit ausbreiten; darauf folgen wieder große Zypressenwälder. Mitten aus dem dunkeln Grün blicken unzählige kleine Denkmale von weißem Marmor, das sind die türkischen Friedhöfe, die hier zugleich als öffentliche Lustgärten benutzt werden. Der Bosporus selbst ist eben so belebt wie seine Ufer: Tausende von Fahrzeugen durchkreuzen sich in allen Richtungen; Seevögel lassen sich überall schaarenweise sehen, während Delphine in großen Truppen um die Schiffe spielen oder sich in der Sonne wärmen.

Je mehr wir unserem Ziele uns nahten, desto mannigfaltiger wurde der Anblick; endlich umschifften wir das Vorgebirge**), auf welchem der Thurm der Janitscharen sich erhebt, eine alte Schanze, die von den letzten Zeiten des Byzantinischen Reichs herrührt, und den Mittelpunkt zwischen Konstantinopel und Therapia bildet. Hier genoß ich eines Anblicks, dessen Eindruck nie aus meinem Gedächtniß schwinden wird. Rechts vor mir lag Dolma Baktsche, des Sultans Sommerresidenz, ein Gebäude, das bei dem ersten Anblick als ein Zauberwerk erscheint; denn man glaubt beinahe eines jener luftigen Schlösser, jener Phantasiegebilde zu erblicken, die nur in der Einbildungskraft orientalischer Dichter leben. Linker Hand breitet sich Skutari in aller seiner Pracht aus; sein schmales Vorgebirge, auf dessen äußerster Spitze man den Kiosk des Sultans sieht, dehnte sich in sanftem Bogen vor unseren Augen aus. Etwas weiter, und zwar in der Mitte der Meerenge, sah ich den Thurm des Leander, gegen den sich die Wellen brachen. Hinter diesem zeigte sich das Meer von Marmara, die Prinzeninseln und die Küste von Bithynien; der ewige Schnee des Olympus begrenzte in weiter Ferne die reizvolle Landschaft. Mitten vor uns aber lag die Spitze des Serails, neben welcher sich das prachtvolle Konstantinopel erhob. Tausende von Häusern sind auf den sieben Hügeln verstreut, auf denen die Stadt gebaut ist, und zwischen denen sich das berühmte goldene Horn, Konstantinopels schöner Hafen, erstreckt. Mitten unter den Häusern erheben sich die schönsten Baumgruppen; eine Menge prächtiger Moscheen, schlanker Minarets bieten sich zu gleicher Zeit den Blicken dar, im

*) So nennen die Türken die ungestörte Ruhe, das dolce far niente der Italiener.

**) Dieses Vorgebirge, das heute Kislar Burun genannt wird, trug im Alterthume den Namen des Hermes. Von diesem Punkte aus schifften die Gothen und die Kreuzfahrer von Europa nach Asien.

klarsten Glanze des südlichen Himmes prangend. Die Luft war von der größten Reinheit, nur leise wurden die Gipfel der Bäume durch den Hauch eines leisen Seewindes in Bewegung gesetzt; der stille, klare Spiegel des Meeres zeigte den Widerschein dieser reizenden Landschaft, welche auf solche Weise in den Lüften zu schweben, oder golden in einem azurnen Ozean zu schwimmen schien. Der Anblick war bezaubernd; ich wagte kaum zu athmen; ich meinte in einem lieblichen Traume befangen zu sein und fürchtete, davon zu erwachen. Doch rastlos ruderten wir vorwärts und bald erreichten wir den Hafen. Zur Rechten hatten wir nunmehr Galata, Pera und Tophana, die Quartiere der Franken und des Zeughauses; zur Linken lag das eigentliche Konstantinopel. Gegen diese Seite nahmen wir unsere Richtung und suchten unsern Weg mitten durch einige Hundert Kauffahrteischiffe, die hier aus allen Welttheilen zusammenkommen. Wir landeten an einem bedeckten hölzernen Vorbau, wo die Kaiken gewöhnlich anlegen. Mein Führer erneute die Warnung, mich vor den Hunden zu hüten, und besonders in den Gassen im Vorbeigehen Niemanden anzustreifen. Doch bedurfte ich dieser Mahnung nicht, da ein neuer Ankömmling meist die übertriebenste Angst vor der Pest mitbringt.

Wir traten in die Stadt. Nun änderte sich die Szene. Die Gassen sind widrig; die Häuser haben einen so leichten und unsichern Bau, daß man den Muth und den Fatalismus*) der Leute bewundern muß, welche dieselben bewohnen, da sie beständig bedroht sind, verschüttet zu werden oder in den Flammen umzukommen. Das Pflaster ist ebenfalls abscheulich, und die Gassen sind so eng, daß manchmal mit Mühe nur drei Personen darin neben einander gehen können; und dabei sind sie noch bevölkerter, als die Straßen jeder andern europäischen Hauptstadt. Die lebhafteste Einbildungskraft eines Europäers, der noch keine asiatische Stadt gesehen hat, vermag nicht, sich eine Vorstellung davon zu machen. Was mir zuerst auffiel, war die Mannigfaltigkeit und Weite der Trachten. Man lehrte mich den Rang und die Nationalität der Leute, die mir begegneten, nach ihrem Kopfputz und ihrer Fußbekleidung zu erkennen. Die Muhamedaner tragen gelbe, die Raja (christliche Unterthanen der Pforte) rothe, und die Juden blaue Stiefeln. Ein ähnlicher Unterschied findet bei den Häusern Statt. Die öffentlichen Gebäude und die, welche dem Sultan gehören, sind weiß, die der Emire grün und die der andern Türken roth; die Häuser der Rajas und der anderen Unterthanen endlich sind grau angestrichen. Ich will nicht lange erzählen von den gerippten Turbanen der Effendis, den scharlachnen Spitzmützen der Köche des Großherrn, der sonderbaren Mütze der Bostangis (Gärtner), dem Kalpak der Armenier und dem kleinen Turban der Juden, es genüge zu sagen, daß jeder Stand seinen eigenen Kopfputz und Kleiderschnitt, öfters auch seine eigene

*) Der Glaube an das unabwendbare Schicksal, gegen das alle Thätigkeit des Menschen unnütz ist.

Farbe hat. Die Türken allein haben in dieser Hinsicht freie Wahl, und ich habe bemerkt, daß die jungen Muselmanen meist dunkelfarbige Kleider tragen, während sich die alten gelb, hellgrün und rosenroth zu tragen pflegen.

Die Hunde, welche mir bei jedem Schritte haufenweise begegneten, waren mir eine widerwärtige Erscheinung; ihre Race ist häßlich, der Gestalt und Farbe nach gleichen sie dem Fuchse oder dem Wolfe. Sie leben in den Gassen ohne Herren, ganz wild, und vermehren sich auf eine beängstigende Weise; doch hat man kein Beispiel, daß die Tollwuth unter ihnen geherrscht habe. Eine sonderbare Thatsache ist es, daß sie die Quartiere der Stadt ordentlich unter sich getheilt haben. Verläßt ein Hund sein Quartier, so fährt das Hundevolk desselben insgesammt auf ihn los und treibt ihn zurück, oft halb todt gebissen.

Auf die engen Gassen folgen von Zeit zu Zeit unregelmäßige Plätze, die mit Bäumen besetzt sind. Jemehr ich vorwärts kam, desto außerordentlicher erschien mir das Leben und die Bewegung, die bevölkertsten Quartiere von Paris geben keinen Begriff davon. Ueberall sieht man Buden. Hier werden Sorbets oder Backwerk im Schatten einer Platane verkauft; dort sitzt mit gekreuzten Beinen ein Steinschneider auf seinem Tische, arbeitet, raucht seine türkische Pfeife und bietet seine wunderlichen Ringe und gestochenen Steine den Käufern. Etwas weiter legt ein Pfeifenhändler seine vergoldeten Köpfe, seine Mundstücke von Bernstein und Porzellanmasse aus; neben ihm verkauft ein Kupferschmied die sonderbarsten Geräthe. Darauf kommt man an einen Kaufmann, der Shawls, orientalische Stoffe und alte Kleider feil hat, und zu einem halbnackten Gärtner, der auf seinen Schultern eine bogenförmige Stange trägt, an deren beiden Enden Körbe mit Küchengewächsen hängen. Im Anschauen dieses Wirrwarrs wird man plötzlich fast umgeworfen durch den breiten Kasten eines Zitronenhändlers; zugleich aber ertönt ein klägliches Schreien: es ist ein Verpesteter, den ein Lastträger in das nächste Spital schleppt. Man stellt sich mit Entsetzen auf die Seite, und kaum hat man sich von diesem Schrecken erholt, so läuft man schon wieder Gefahr, in die Rinne geworfen zu werden, die mitten in der Gasse fließt; denn es kommt eine ganze Rotte Esel, die so mit Bauholz beladen sind, daß sie fast die ganze Breite des Raumes einnehmen. Gleich nach ihnen folgen Reiter; dann kommen wieder Kotschis und Arabas, zwei Arten höchst seltsamer mit Mousselin bedeckter Kutschen, die man gewöhnlich für Frauenzimmer gebraucht, und die theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen werden. Mit einem Wort: die Straßen wimmeln von Menschen und Thieren der verschiedensten Art; namentlich sieht man auch viele Bettler mit zerlumpten Turbanen und Kaftanen, viele Blinde und Aussätzige. Doch konnte ich die Schönheit der meisten Männer, die mir begegneten, nicht genug bewundern; ihr Gang ist edel, zuweilen majestätisch. Der ganze Menschenschlag ist ausnehmend schön, und die Kleidung trägt viel dazu bei, die Vorzüge der Natur noch zu heben. Was die Frauen betrifft, so kann man nur von ihren schönen schwarzen

Augen, dem einzigen entblößten Theile ihres Gesichts sprechen; denn im Uebrigen sind sie vom Kopf bis zu den Füßen in unmäßig weite Gewänder gehüllt; ihre Feretje und Jackmack (Schleier und Mantel) bedecken sie so vollkommen, daß es unmöglich wird, über ihre Gestalt und Haltung zu urtheilen.

Nachdem wir ziemlich lange umhergeirrt waren, gelangten wir zu den Bazars. Diese öffentlichen Märkte gehören zu den sehenswerthesten Merkwürdigkeiten der türkischen Städte. Die „Bazarstraßen" sind ganz und gar mit einem Dachwerk bedeckt, welches auf hohen Balken ruht; eine jede derselben ist für eine besondere Art von Handwerkern oder Kaufleuten bestimmt. Die Türken verstehen es sehr gut, ihre Waaren auf eine künstliche Weise aufzustellen, so daß sie den Leuten recht ins Auge fallen. Das Kostbarste behalten sie jedoch gewöhnlich im Hintergrunde und bringen es nur dann hervor, wenn sie das Schlechte den Leuten nicht aufschwatzen können. Sie pflegen unmäßig vorzuschlagen und schließen endlich den Handel für die Hälfte, ja für das Viertel der zuerst geforderten Summe.

Wir machten den Anfang mit der Stoff- und Kleiderstraße. Sie ist die gefährlichste vor allen; nur zu oft hat sich von hier die Pest über Konstantinopel verbreitet. Die geräumigen Buden sind in dieser Straße mit Shawls, Kaftanen, Mänteln und Kleidern aller Art angefüllt; darunter befinden sich denn auch wohl Stücke, die den Opfern jener schrecklichen Krankheit angehörten. Aber das kümmert die Menge nicht, die ganz sorglos ihren Kleiderbedarf hier erhandelt. Ich selbst ließ mich keineswegs in meinem Verlangen, Alles zu sehen, irre machen. Langsam schritt ich vorwärts, und als ich nach meinen Gefährten blickte, sah ich sie weit vor mir an der Wendung des Bazars; sie glaubten mich an der Seite, und da sie mit dem hiesigen Leben schon bekannter waren, gebrauchten sie weniger Vorsicht und schritten rasch vorwärts. Ich verdoppelte meine Schritte, in der Hoffnung, sie wieder zu erreichen. Da faßte mich aber bei jedem Tritte in diesem ungeheuern Gedränge die Angst, auf einen jener scheußlichen Hunde zu treten, oder mit irgend einem Muselman zusammen zu rennen. Es erging mir wie allen Neulingen, ich glaubte, in jedem Vorübergehenden stecke die Pest, und ich gestehe, es ward mir ziemlich bange bei dem Gedanken, meine Führer zu verlieren in dieser ungeheuern Stadt, wo eine Straße der andern gleicht, und wo Sprache und Sitten mir ganz unbekannt waren. Endlich standen meine Gefährten doch still, und ich gewann Zeit, sie wieder zu erreichen. Jetzt wage ich es schon, in Konstantinopel, der „heiligen," wie sie die Moslemim nennen, ganz allein umherzustreifen.

Wir gingen nun in den Bazar, wo die Spezereien verkauft werden; er ist der gesündeste in ganz Konstantinopel, der einzige vielleicht, wohin die Pest noch nicht gedrungen ist. Von dort gingen wir in den Bazar der Stickereien und kostbaren Stoffe. Man verkauft hier zugleich kleine Spiegel, Pantoffeln und Tabaksbeutel, sämmtlich sehr geschmackvoll mit goldenen

und silbernen Arabesken gestickt. Ich sah hier viele arabische Kaufleute und Männer aus allen Theilen Asiens. Bei dem Ausgange des Bazars sahen wir auf einen freien Platz und hatten die Moschee *) von St. Sophia, die prachtvollste in Konstantinopel, vor uns. Von vier Minarets umgeben, ragt sie mit ihren weiten Kuppeln und vergoldetem Halbmond majestätisch in die Luft Sie wurde im Jahre 517 unter Kaiser Justinian angefangen und binnen 16 Jahren vollendet. Der christliche Gottesdienst wurde 920 Jahre darin gehalten, bis im Jahre 1453 die Muselmanen sich der Stadt und Kirche bemächtigten. Leider ist es keinem Franken erlaubt, eine Moschee zu betreten; man kann nur verstohlener Weise einen Blick in die immer offenen Thüren werfen. Vor St. Sophien, wie vor allen andern Moscheen, befindet sich ein viereckiger Hof, in dessen Mitte eine Baumgruppe mit einem Springbrunnen steht, wo sich die Gläubigen versammeln, um die vorgeschriebenen Waschungen zu verrichten; in den vier Ecken des Hofes erheben sich die Minarets: Thürme, schlank wie Säulen von sehr bedeutender Höhe, deren oberster Theil mit einer oder mehreren Gallerien umgeben ist, und der sich endlich kegelförmig schließt. Dreimal des Tages steigen die Imams auf jene Gallerien und rufen die Gläubigen mit lauter Stimme zum Gebet. Dieser Ausruf hat etwas Rührendes und Melancholisches.

Die Hitze war äußerst drückend, und ich lechzte vor Durst. Da ich meine Gefährten in dem nämlichen Zustande sah, schlug ich ihnen vor, einige Sorbets zu genießen. Wir erhielten ganz vortreffliche zu 16 Paras **) das Stück. Der Para ist eine kleine Silbermünze mit vielem Zusatz von Kupfer und dünn wie ein Blatt Papier. Ein türkischer Piaster, der 8 französischen Sous an Werth gleichkommt, enthält 40 solcher Paras, und 3 Piaster machen 1 Rupie (ein kleines Goldstück) aus. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Ehrlichkeit unsers Sorbethändlers: ich hatte nämlich schon seit einigen Minuten seinen Laden verlassen, als ich ihn außer Athem mir nachlaufen sah, er brachte mir zwei Paras, die ich ihm zufällig über den Preis gegeben hatte. Solche Züge sind bei den Türken gewöhnlich. Sehr selten läßt sich ein Muselman zu einem Diebstahl verleiten; von den übrigen Orientalen kann man leider nicht das Nämliche sagen. Das gerichtliche Verfahren, wornach hier dergleichen Vergehen bestraft werden, ist äußerst rasch, wie überhaupt die ganze Rechtspflege der Türken. Vor Kurzem z. B. wurde hier ein Mann vor seiner Hausthüre aufgehenkt; er hatte zwei kleine kupferne Platten gestohlen, die man ihm bei seiner Hinrichtung an den Hals band. Ueber seinem Kopfe war ein Zettel, worauf geschrieben stand, dieser Mann sei gehenkt worden, weil er sich drei Mal des nämlichen Verbrechens schuldig gemacht habe; das erste Mal (so

---

*) Mahmud II. weihte diesen christlichen Tempel seinem Propheten, als er gleich nach der Eroberung von Konstantinopel (1453) seinen Einzug hielt.

**) Ungefähr einen halben Silbergroschen.

stand auf dem Zettel) hat man ihm gesagt, er solle es nicht mehr thun, das zweite Mal habe man ihm 100 Schläge gegeben, und das dritte Mal sei er gehenkt worden.

Wir kamen hierauf an das vor einem Jahre abgebrannte Quartier, welches beinahe ein Drittel von ganz Konstantinopel einnimmt. Man baut es emsig wieder auf, aber eben so leicht als zuvor, und die neuen Häuser sind eben so unregelmäßig auf einander gehäuft wie früher. Es wird vermuthlich nicht lange dauern, bis sie abermals eine Beute der Flammen werden. Man zeigte mir in diesem Quartier eine große Säule von Porphyr, die noch dem alten Byzanz angehörte.

Nach anderthalb Stunden befanden wir uns nahe bei dem alten Serail, dem Wohnsitze des Seraskiers *), welcher seit dem Sturze der Janitscharen die Franken sehr gastfreundlich aufnimmt. Er hat mehrere französische Exercirmeister in Sold genommen, um die neuen Truppen des Sultans nach europäischer Weise zu unterrichten. Das alte Serail ist ein geschmackvolles weißes Gebäude mit zahlreichen Fenstern und bunten Arabesken geziert; es hat ein flaches vorspringendes Dach und steht zwischen einem Garten und einem weit ausgedehnten Hofe. Dieser war der Hauptschauplatz jener blutigen Katastrophe, mit welcher die Macht der Janitscharen zu Ende ging. Ich wohnte daselbst einer Revue türkischer Truppen bei und sah die Regimenter der Djebhehanedjes im Feuer exerciren. Sie haben runde grüne Jacken, blaue Beinkleider, die bis zu den Knieen sehr weit sind, dann aber ganz eng werden; auf dem Kopfe tragen sie sehr hohe, hellgrüne Mützen mit gelben Tressen. Alle türkischen Truppen tragen sich jetzt auf gleiche Weise, nur daß die verschiedenen Regimenter verschiedene Farben haben. Die Offiziere der Djebhehanedjes, die ich heute sah, trugen dunkelrothe Uniformen mit goldenen Tressen. Die Musik, die aus einem schlechten Pfeifer und einigen Tambours bestand, spielte den Marseillermarsch und das Ça ira; und die Musik war das Einzige, was der Revue noch einen etwas barbarischen Charakter verlieh.

Dem Palaste nahe war ein großes Zelt aufgerichtet, an dessen Eingang ich ohne Weiteres mich mit meinen Gefährten hinstellte. Von Außen war es grün, als einem Emir angehörig; im Innern war es mit einem großen und breiten Divan versehen, auf welchem mit gekreuzten Beinen der Seraskier saß, der Oberbefehlshaber der Landmacht. Er ist ein Greis mit langem Barte; neben ihm standen ein Oberst und drei Schreiber, die man an ihren blauen Kaftanen, so wie an den silbernen Tintenfässern erkannte,

*) „Seraskier" heißt der jedesmalige Befehlshaber einer Flotte oder eines Heeres. Der Staatsrath des Großherrn heißt Divan, und dieser besteht aus dem Großvezier (Ministerpräsident), Reis-Effendi (Minister des Auswärtigen), der den Dragoman der Pforte (Hofdolmetscher) unter sich hat; Kiaja-Beg (Minister des Innern), Tschausch-Baschi (Minister der Polizei), Defterdar (Schatzmeister), Kapudan Pascha (Großadmiral). Dieser, nebst den beiden Begler-Begs (Statthaltern) von Rumili und Bosnien bilden die drei Oberpaschas, unter denen wieder gegen 30 Unterpaschas stehen.

deren lange Griffe in ihren Gürteln staken. Es wurden im Zelte neue Rekruten von einem fränkischen Exercirmeister der Reihe nach vorgenommen. In der Nähe befanden sich eine Menge Sklaven und ein weißes mit glänzendem Reitzeuge geziertes Pferd.

Mein Führer vermißte hier Khalil, den Adjutanten des Seraskiers, Pascha von zwei Roßschweifen, auch im alten Serail wohnend. Da er ihn genau kannte, schlug er mir vor, ihn zu besuchen. Man kann sich denken, wie gern ich diesen Vorschlag annahm. Wir gingen sogleich in den Palast hinein; im Durchgehen konnte ich nicht unterlassen, einen Blick auf die Fenster des Harems zu werfen. Sie sind bekanntlich mit Gittern verdeckt, durch welche die Frauen, ohne bemerkt zu werden, sehen können, was draußen vorgeht.

Da es unter den Türken Sitte ist, mit gekreuzten Beinen zu sitzen, so tragen sie die größte Sorgfalt für die Reinlichkeit ihres Fußwerks. Im Innern ihrer Wohnungen haben sie kleine Halbstiefeln ohne Sohlen, die von gelbem Saffian verfertigt sind; wenn sie ausgehen, ziehen sie Pantoffeln darüber, die sie dann wieder in den Vorhallen stehen lassen. Wir wurden daher auch genöthigt, unsere Stiefeln oben an der Treppe zu lassen, und nun gingen wir auf Strümpfen durch ein Vorzimmer, das von einer zahlreichen Dienerschaft erfüllt war. Man öffnete uns hierauf einen dichten Vorhang, und wir traten in das Gemach des Paschas. Eine sehr reine Binsenmatte bedeckte den Boden desselben und war unsern gebohnten Fußböden an geflochtenen Zeichnungen ziemlich ähnlich; die Wände waren weiß mit veilchenblauen Arabesken gemalt; die eine Seite des Saals bildete einen Vorsprung über dem Garten und war von dem einen Ende bis zu dem andern mit schmalen, dicht an einander gereihten Fenstern versehen; ein jedes Fenster hatte seinen Vorhang von grüner Leinwand, mit Blumen geziert. Der nämliche Stoff bedeckte einen sehr breiten Divan, der um das Zimmer herum ging und das einzige Möbel war. Verschiedene Sklaven hockten, auf ihren Fersen sitzend, am Boden. In einer Ecke des Divans saß der Pascha mit einem jungen Manne, einem Oberst. Khalil ist erst 22 Jahre alt, und vor nicht langer Zeit wurde er zum Pascha ernannt, weil sein Regiment sich in der Fertigkeit des europäischen Exercitiums auszeichnete. Der junge Pascha ist ein schöner Mann, er empfing uns mit einem einnehmenden Lächeln und mit dem morgenländischen Gruß, d. h. er erhob die Hand von der Brust bis zu Mund und Augen. Er trug ein Kleid von weißer Leinwand mit goldenen Knöpfen; sein Kaftan war von braunem Tuche und ein großer weißer Kaschmirshawl deckte seinen Kopf. Er versteht ein wenig Französisch; doch ließ er zu größerer Bequemlichkeit einen Dolmetscher kommen, und es entspann sich sogleich ein ganz ungezwungenes Gespräch. Kaum hatten wir Platz genommen, so traten drei Sklaven herein und brachten Jedem von uns eine lange Pfeife, deren Rohr von wohlriechendem Holze, das Mundstück von Ambra war, und deren Köpfe auf dem Boden in zinnernen Tellern ruhten. Drei andere Sklaven

folgten den ersten und reichten uns den Kaffee. Man gab Jedem ungefähr zwei Löffel voll; er war ohne Zucker und sehr dick, aber vom herrlichsten Geschmack und Geruch.

Der Pascha, welcher die Vorurtheile seiner Nation gegen die „Giaurs" nicht theilt, wünschte allem Anscheine nach mit uns freier zu sprechen, war aber genöthigt, vor seinen Leuten das muselmanische Decorum zu beobachten. Er befahl daher seinen Sklaven, sich zu entfernen und die Thüren zu schließen; der Dolmetscher, ein getreuer Diener, und sein Freund, der Oberst, blieben allein zurück, und nun erst herrschte volle Freiheit in unserem Gemach, welches der Pascha sogleich auf die Sitten, Gebräuche und besonders auf den Militairstand der ersten europäischen Nationen lenkte. Die Fragen, die er mit vieler Theilnahme an uns richtete, zeugten von einem aufrichtigen Verlangen, sich zu belehren, und beurkundeten eine stille Anerkenntniß unserer Ueberlegenheit. Wir sprachen endlich von Uniformen und Trachten, und ich erklärte unumwunden den Vorzug, den ich der orientalischen Kleidung vor der unsrigen zugestehe. Darauf ließ Khalil seine große Uniform bringen; sie war von rothem Tuche mit einer Masse geschmackvoller Stickereien. Einer von uns äußerte den Wunsch, zu sehen, wie dieses Kleid ihm stehen würde; Khalil bat ihn sogleich inständig, den Versuch zu machen, und sprang voller Eifer mitten in den Saal, half meinem Gefährten sich umkleiden, und zeigte dabei eine ganz italienische Hast, die von unaufhörlichem Lachen begleitet war. Ein so vollkommenes Vergessen des morgenländischen Phlegma brachte mich ganz in Erstaunen. Nachdem wir uns noch ziemlich lange mit der Metamorphose unsers neuen Osmanli belustigt hatten, verließen wir Khalil mit dem Versprechen, ihn bald wieder zu besuchen.

Im Hinausgehen bemerkte ich ein kleines Grabmal, das mitten im Schloßhofe steht, so daß es bei den Revuen oft hinderlich sein muß. Man hat es daselbst gefunden, als man den Exercirplatz einrichtete, und doch hat man es nicht weggeschafft; die Ehrfurcht der Türken vor den Grabstätten ist außerordentlich. Hier in diesem Hofe hat man Tausende von Janitscharen erwürgt; man hat von den Hofmauern mit Kartätschen auf sie herabgeschossen, ihre zerfleischten Leichname in das Meer geschleudert, aber der unbekannte Grabstein ist respectirt worden und stehen geblieben.

2. Ueber den Europäisch-asiatischen Bosporus.

Byzantium, Konstantinopel, Stambul.*)

In den ältesten Zeiten grünte an den Ufern des Thrazischen Bosporus das alte Byzanz, nach dessen Zerstörung sich ein neues daselbst bildete. Dieses wurde unter dem Namen Konstantinopel zur größten Residenz

*) Nach J. G. Kohl: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen."

des Ostens erhoben und blühte als solche sowohl unter den römischen als unter den griechischen und lateinischen Kaisern, und noch jetzt, nachdem diese menschliche Ansiedelung im Verlaufe ihres Lebens fast 20 blutige Belagerungen und zerstörende Eroberungen ausgestanden hat, ruht sie als Stambul in so großer Kraftfülle auf ihrer Halbinsel, als hätte sie tausendjährigen Frieden gehabt.

Man kann dieser Stadt noch viele Belagerungen und Zerstörungen vorhersagen, insofern das Menschengeschlecht seine habgierige und blutdürstige Natur nicht ablegt, und zugleich kann man ihr noch ein langes Leben prophezeien, insofern nicht ihre Umgebungen auf 100 Meilen in der Runde sich anders gestalten. Nach einer mäßigen Berechnung, die das Alter dieser Stadt nur auf 2000 Jahre setzt, ihre durchschnittliche Bevölkerung zu 200,000 Menschen annimmt, und diese jedesmal nach 30 Jahren absterben läßt, lebt das jetzige Konstantinopel schon auf der Asche von 13 Millionen Menschen So groß war das Leben und Sterben auf diesem Erdenwinkel; und wie viele Ernten wird der Tod hier noch halten?

Die Lage Konstantinopels läßt sich ungefähr aus folgenden Gesichtspunkten betrachten. Zuerst ist sie — und das rief sie in die Welt — ein Hafenort und dadurch also für jeden Schiffer ein wünschenswerther Platz, da sie einen Hafen bietet, der so tief, so geräumig und geschützt ist, wie wenige auf Erden.

Alsdann liegt sie mit Scutari auf zwei Halbinseln, durch die sich zwei Welttheile fast bis zur Berührung nähern und ihren Landverkehr gegenseitig in einander fließen lassen. Es ist also eine Hauptpassage des Landverkehrs zweier Welttheile.

Konstantinopel ist mithin Hafenstadt am goldenen Horn, Meerengenstadt am Bosporus und endlich auch Mündungsstadt des Schwarzen Meeres und aller in dieses Meer ausgehenden Flüsse. Aller Austausch des Mittelländischen und Schwarzen Meeres geschieht durch Konstantinopel.

Man wird sich daher über die Dauer und Größe dieser Stadt nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die zwei Welttheile, wie Asien und Europa, in deren Umarmung sie entbrannte, und zwei Meere, wie das Schwarze und Mittelländische, aus deren Wogenschaum sie emporstieg, vermittelt.

---

3. Der Markt in Damaskus.*)

Wir brechen am frühen Morgen auf und treten ein in die langen Kaufladenreihen, unter die Schatten der überhängenden Binsenmatten, in

*) Nach Dr. Wetzstein's Schilderung in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft 1857, 3.

die angenehme Kühle, welche der reichlich besprengte und schon vor Sonnenaufgang reingekehrte Estrich ausströmt. Wir sehen die Kaufleute aus den Moscheen kommen, wo sie ihr Morgengebet verrichtet haben, und der milde Ernst in den Zügen der glaubensstarken Männer, die sich vor dem Tagewerk erst an ihren Gott gewendet, verfehlt seinen Eindruck auf den Beobachter niemals, am wenigsten auf das Gemüth des sinnigen Deutschen. Es scheint, als fühle noch ein Jeder die Nähe der beiden Engel, welche die Tradition an die Seite des Beters stellt und in deren Schutz er sich, am Schluß seines Gebetes knieend und mit dem Friedensworte rechts und links grüßend, nach oben befohlen hatte. Nachdem man die Kaufläden geöffnet, über welchen meistens die Worte: „O Gott, o Erschließer der Pforten des Erwerbs! o Allernährer!" in großen goldenen Buchstaben glänzen, findet sich immer bis zum Beginn der Geschäfte so viel Zeit, daß man noch einen Nachbar, der den Koran mit kunstgerechter Modulation vorzutragen versteht, auffordern kann, eine kleinere Sure zu lesen, was auch stets gern geschieht.

Unterdessen wird es auf den Märkten lebendig. Zuerst kommen die Bauern aus den Gartendörfern, um auf ihren wohlgenährten Eseln (denn Fuhrwerk giebt es aus Mangel an Straßen in Damaskus wie in ganz Syrien nicht) der volkreichen Stadt ihren täglichen Bedarf an Gemüsen, Salaten, Knollen und Wurzeln, und die Früchte vieler einjährigen Kulturpflanzen, wie die Gurke, die Zucker- und Wassermelone, verschiedene Arten Bohnen, Schoten u. s. w. zuzuführen. Sie schütten ihre Ladungen, um sie durch öfteres Besprengen mit frischem Wasser vor dem Welkwerden bewahren zu können, in der Nähe der zahlreichen „Meere" auf die Erde — so heißen nämlich die marmornen, oft mit schöner Mosaik bekleideten Bassins fließenden Wassers in den Sälen der Damaszener Häuser, und so heißen auch jene, durch ein merkwürdiges, seit uralten Zeiten durch die ganze Stadt verbreitetes Wasserleitungsnetz aus dem Barada-Fluß gespeisten öffentlichen Wasserbehälter, welche, meist Werke patriotischer Mildthätigkeit, sich in allen Straßen der Stadt finden. Unter jenen Bauern sehen wir manchen stattlichen Mann, und das Thier, welches ihn und oft noch seine Ehehälfte oder sein Kind als „Hintermann" trägt, ist nicht selten eine echte Kheli-Stute, die durch Kauf und Tausch von den Beduinen erworben ward. Die Bewohner der Guta sind behäbige Leute. Guta — welch süßer Laut für das Ohr eines Arabers! Alles, was die Erde Schönes und Wünschenswerthes besitzen mag, denkt man vereinigt in dem Wort el gûta, dem meilenweiten Park um Damaskus mit seinen Rosendörfern, Wallnußalleen, Aprikosenwäldern, Pfirsichflanzungen, Granatenbüschen, Olivenhainen. Die Guta ist übersäet mit einzelnen Meierhöfen, größeren und kleineren, mit Ortschaften, durch die üppige Vegetation oft in nächster Nähe dem Anblick entzogen, deren Getreideernten unter dem Schatten ihrer Bäume reifen. Allenthalben schwingt sich in diesem reizenden Erdenwinkel die sich selbst überlassene Rebe in vielfachen, oft einem Dutzend unter sich

verstrickter Riesenschlangen nicht unähnlichen Verzweigungen den schimmernden Stamm der hohen Silberpappel oder den mächtigen Nußbaum hinauf, springt von Gipfel zu Gipfel und fällt endlich, einem grünen Sturzbach gleich, in vielen langen, meist traubenreichen Ranken herunter, um den weidenden Edelziegen und Edelrindern einen Theil ihres wuchernden Laubes zu überlassen. Wer einmal unter dem Schatten der Trauerweide oder des wilden Feigenbaumes an dem grünen Ufer der Flüsse und Quellen der paradiesischen Guta gesessen, während der dienstfertige arabische Landmann daneben das Feuer der Gastfreundschaft anzündete, und Frau und Kinder dem Fremdling die besten Früchte der Jahreszeit pflückten und vorlegten, und wenige Schritte davon entfernt der Storch, furchtlos unter den weidenden Lämmern stehend in die klare Fluth hineinschauete, in der es glitzerte und wimmelte von kleinen Fischen, und die Stimme der Turteltauben den Beginn der kühleren Tageszeit ankündigten — der wird dies Bild sein Leblang nicht vergessen! Doch kehren wir zum Markte zurück.

In langen Reihen kommen die Bewohner der reichen Dareja mit ihren traubenbeladenen Eseln und Pferden, auf jeder Seite des Thieres eine gefüllte, mit Weinlaub bedeckte Holzkiste. Sie bringen die Zeni, die Lieblingstraube des Damaszeners — vielleicht die edelste Frucht der nördlichen Halbkugel. Die Traube ist groß und schwer und ihre grünweißen Beeren sind lang, oft bis zu zwei Zoll, und von der Dicke eines mittelstarken Fingers, daher auch die feinste Art dieser Traube „Mädchenfinger" genannt wird; und so gedrängt ist Beere an Beere, daß diese nicht immer die cylindrische Form behalten kann, sondern — namentlich in der Mitte der Traube, vier- und fünfseitig gedrückt ist. Sie ist nicht sehr saftvoll, dagegen desto fleischiger, weshalb sie sich auch zum Keltern nicht eignen soll, was — in den Augen des Muselmans — ein anderweiter Vorzug ist. Dabei ist sie vollkommen durchsichtig, so daß man nicht nur die beiden Kerne, sondern auch das feinste innerste Zellengewebe auf das deutlichste durchscheinen sieht. Die Haut der Beere hat so wenig Körper, daß es vergebliche Mühe wäre, sie beim Essen absondern zu wollen. Diese Traube ist das unentbehrliche Dessert jedes Damaszeners, er sei reich oder arm, und er hat sie frisch während ganzer vier Monate. Im November wird sie von der Rilwani abgelöst, eine Riesentraube, die nicht selten 10 Pfund schwer wird, und deren kreisrunde, braunrothe Beere fast die Größe eines kleinen Apfels erreicht und, wie dieser, ohne Saft zu verlieren, in viele kleine Stücke zerschnitten werden kann. Sie braucht aber zu ihrer Zeitigung die siebenmonatliche Gluth der syrischen Sonne.*) Unter den vielen Früchten des Obstmarktes heben wir blos noch hervor jene kaum einen Zoll im Durchmesser haltende kreisrunde weiße, fast durchsichtige Frucht mit wachsartigem Glanze: es ist der berühmte mismus el hamavi, die Aprikose von Hama. Sie reift im Mai. Der Damaszener nennt sie

*) Mag wohl die Riesentraube des Josua und Kaleb sein.

Königin der Früchte, und glaubt, daß man davon ohne alle Beschwerde einen mudd *) zu sich nehmen könne. Und jene zarte, haselnußgroße, langstielige weiße, mitunter ins Grünliche spielende Frucht ist die Myrthenbeere; sie hat einen feinen, harzigen Geschmack, der fast dem Geruche des Myrthenblattes gleicht und ist eine Lieblingsnäscherei der Frauen.

Auch die Bauern der östlichen Dörfer stellen frühzeitig ihr Kontingent zum Markte. Man sieht ihre Thiere kaum unter den leichten, hochaufgethürmten Ladungen blendendweißer Hanfstengel. Die unerschöpfliche Güte des Alluvialbodens jener Gegend begünstigt eine großartige und einträgliche Hanfkultur. Der Samen der Pflanze ist ein gutbezahltes Futter für die zahlreichen Luxustauben der Damaszener, das Bast erzeugte und nährt eine Menge Fabriken, die ganz Syrien mit Stricken und Seilen versehen; die abgeschälten Stengel dienen den öffentlichen Backöfen der Stadt als vorzüglichstes Brennmaterial, denn Holzfeuer würde eine größere Gluth geben, als der kleine, dünne, arabische Brodkuchen vertragen kann oder nöthig hat. Für ein Böckchen oder Lamm, die in Damaskus so vorzüglich und zwar in ganzer Leibesgröße gebraten werden, braucht man freilich ein besseres Feuerungsmittel. Dafür sorgt der Reisigmann, der gewaltige Lasten von sih, einer holzigen, vieläſtigen, stockwurzeligen Dornpflanze vom Gurd, dem nicht urbaren Hochgebirge, in die Stadt bringt und in den engen Straßen den vor ihm Hergehenden unaufhörlich sein tabrak, tabrak (deinen Rücken, deinen Rücken!) zur Warnung ruft, damit man ihm zeitig ausweichen kann.

In dem bis 6 Ellen weiten Bogenfenster steht eine lange breite Tafel, auf welcher unaufhörlich jene kleinen gelben Brodkuchen, unmittelbar aus dem Ofen kommend, noch dampfend und einen angenehmen Geruch verbreitend aufgeschichtet und eben so rasch unter großem Tumult vergriffen werden. Hier stößt der Neger einer vornehmen Familie einige Jungen beiseit, um rascher bedient zu werden, dort rollt sich ein Arnaute ein paar Brode zusammen, um sie bequemer oberhalb der langen Pistolenschäfte in den Brustlatz zu stecken, während er sich über eine kleine Abessinierin lustig macht, die, indem sie sich mit dem täglichen Brode ihrer Herrschaft belud, das Unglück hatte, daß ihr der Gesichtsschleier herunterfiel. Unterdessen hat ein Anderer eine Schicht Brode gekauft, um sie unter die längst mit erhobenen Köpfen in langer Reihe dastehenden und ihr Frühstück erwartenden Hunde unparteiisch zu vertheilen, ohne sich nach dem Bettler umzusehen, der sich mit dem Rufe: Ein Brod, ihr Jünglinge! herandrängt. „Wer giebt mir den Preis eines Brodes?" ruft ein Anderer, den ein Dritter mit den Worten überschreit: „Beim Leben unsers Herrn Jehja **), ich habe noch nicht gefrühstückt."

*) Der „Mudd" ist ein Hohlmaaß, das etwa 27½ Pfund sächsische Waizenkörner faßt.

**) „Johannes." Man schwört auch in Damaskus „beim Leben des Hauptes unsers Herrn Johannes", da bekanntlich das Haupt des Sohnes Zachariä in der Omawi-Moschee beigesetzt sein soll.

Alle Arbeit ist in Damaskus öffentlich. Das Haus gehört ausschließlich der Familie und der Erholung; das Geschäft, wie es immer heißen mag, gehört auf den Markt. Auf der Straße hat der Fleischer das halbe Dutzend Schafe geschächtet, aufgeblasen und abgezogen, das wir an einem Kaufladen hängen sehen. Die bunten, oft mit Gold- und Silberfäden gestickten Schuhe und Stiefeln, welche in langen Reihen aus jener Bude glänzen, sind da ebenfalls verfertigt worden, und der Schuster hämmert rüstig auf die ungefügige Sohle von Kameelhaut los, so daß sie sich schüsselförmig ausdehnt, gleich der Kupferplatte unter dem Hammer seines Nachbars, des Kupferschmiedes, welcher an einem Kohlenbecken arbeitet, und draußen vor den Kaufläden hat der Sattler die Straße entlang mehrere Büffel- und Pferdehäute ausgebreitet, um sie unter den Füßen der Vorübergehenden und den Hufen der Thiere gerben zu lassen. Ebenso setzt der Schneider auf dem Markte sein olivengrünes, mit schwarzen oder goldenen Arabesken reich verziertes Wamms zusammen, das die phantasiereiche Jugend mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet. Ebenso sehen wir den Schwertfeger in seinem Laden mit einem Panzerhemde beschäftigt, das ihm vielleicht vom Stamm der Kinder Ruwala*) zum Ausbessern geschickt wurde, das er aber beim Nahen eines vornehmen Herrn schnell fallen läßt, um wie von ungefähr eine Klinge von tâbân (echtem Damaszenerstahl) hin und her zu wenden, damit dieser sehen möge, wie es an ihr lebt und webt von wundersamen Ameisen.**).

Die zahllosen Pasteten- und Zuckerbäcker, deren Berühmtheit wir schon aus Tausend und Einer Nacht kennen, haben ihre leckern Kuchen und namenreichen Zuckerwaaren, ihre gewürzigen, süßen und pikanten Tränkchen, ihre farbenreichen Gelées und Fruchtsäfte in Dutzenden von Täßchen und Schüsselchen auf dem langen Ladentisch so bequem aufgestellt, daß der Vorübergehende nur die Hand auszustrecken braucht, um seinen Appetit im Husch zu befriedigen, während sie selber beschäftigt sind, einige Ladungen Schnee zu bergen, der in dicke wollene Decken gehüllt lange vor Sonnenaufgang in Menin***) geladen, und trotz der Hitze des Monats August wohlbehalten als vollkommen feste Masse angekommen ist. Gleich darauf

---

*) Die Ruwala sind der mächtigste Zweig der Anese oder desjenigen großen Beduinenstammes, welcher von Aleppo bis an die ersten ägyptischen Dörfer hinab die Westgrenzen der syrischen Wüste bewohnt.

**) „Ameisen" ist der Kunstausdruck für die gleichsam beweglichen, in einander laufenden Kreise in Wellenlinien der Damaszener Klinge, die jedoch nicht mehr in Damaskus verfertigt wird, sondern in bester Qualität aus den nördlichen Provinzen Persiens und ziemlich häufig, aber weniger werthvoll aus Isfahaner Fabriken kommt.

***) In der Nähe des an der Straße von Damaskus nach Sednaja gelegenen quellenreichen Dorfes Menin ist eine Gebirgskluft, in welcher die dortigen Bauern während des Winters Schnee aufspeichern, den sie mit einer Lage Erde gegen Sonne und Luft schützen und in den heißeren Monaten nach Damaskus und den Küstenstädten verführen. Da dieses Geschäft gewinnbringend ist, versuchten es vor einigen Jahren auch die Drusen vom Hermon, doch wie es scheint ohne Erfolg.

erscheint die Eismaschine. Ihre Mischung ist bald beendigt, und während die herbeigelockten Näscher mit Ungeduld ihren Schwingungen folgen, kommen die Diener der Nachbarn mit der weißen futa (Serviette), um das tägliche Quantum Schnee zu holen, ohne welches der wohlhabende Damaszener in der wärmeren Jahreszeit nicht gern sein Wasser trinkt. Diesmal aber scheint man im Hause Gäste zu haben, denen man eine Schneelimonade reichen will; denn der Diener nimmt aus dem benachbarten Laden noch einige Zitronen mit, die ihm der Verkäufer von der Mündung kleiner Glasflaschen herabreicht. Nahebei ist die Bude des Herrn Sanitätsrathes, zu dem die Fieberkranken pilgern, um Chinarinde und Chinin sich geben zu lassen. Der Doktor dreht fleißig Pillen, und zwei Reihen Büchsen und Fläschchen bilden seine ganze Apotheke. Ein Marktschreier, der gegen alle Uebel nur Ein Mittel hat, steht gegenüber als unliebsame Nachbarschaft. Die Butike des Barbiers ist laternenartig durchsichtig, damit auf der Straße sich Jeder überzeugen mag, mit welcher Geschicklichkeit er den vollsten Schopf in eine Glatze, und dem zwischen die Kniee geklemmten Kinnbacken den bösen Zahn auszubrechen versteht.

Hier schleppt ein Bauer aus dem Dorfe Gobar einen gewaltigen Baumstamm auf einem alten Pferde, das darunter fast zusammenbricht. Ein Vorübergehender schreit ihm zu: „Unseliger! Fürchtest Du nicht Allah? Willst Du das Thier umbringen?“ Bescheiden antwortet der Bauer: „Nein, mein Herr, aber wir sind arme elende Leute!“ Ein Dritter endet das Gespräch: „Die Gobarener sind Gewaltthäter. Eure Väter haben die Propheten getödtet, und ihr tödtet das Vieh!“ In diesen Worten liegt eine Andeutung, daß die Gobarener ehemals Juden gewesen sind, von deren Neigung zum Prophetenmord die Damaszener gar böse Dinge zu erzählen wissen. Im Besitze großer schöner Frucht- und Gemüsegärten und kaum eine Stunde von Damaskus wohnhaft gleichen sie dem Tantalus in seiner Verdammniß. Sie sind mit Grundsteuer und hundert Arten von Erbzins so belastet, daß sie gern andern Leuten Haus und Vieh und Flur umsonst überlassen und sich mit dem nackten Leben retten würden, wenn Jemand für sie eintreten möchte, und ohne Ersatzmann läßt man sie nicht fort. Vergebens sucht der Bewohner von Gobar für seinen Sohn eine Frau oder für seine Tochter einen Mann aus einem benachbarten Dorfe; Niemand will mit ihnen verwandt werden, weil man fürchten muß, von ihnen Grundbesitz zu erben.

Wie sicher tritt dagegen jener stämmige Bauer auf, der uns mit der schweren Axt auf der Schulter entgegen kommt. An seinem Arme hängt ein großer Henkelkorb von Weidenruthen voll Granatäpfel, und ein Knabe, der ihn begleitet und gleichfalls zwei Körbe voll rother Trauben und gelber Feigen trägt, ruft mit lauter Stimme: „Weiße Baalfeigen, Baaltrauben, Baalgranaten!“ Der alte syrische Gott des Himmels, dessen Sonne das Land verbrannte und dessen Regen die kahlen Berge befeuchtete, zu dem die Kinder Israel in großen Nöthen (wohl meist in Hunger-

jahren) so oft abfielen, er lebt immer noch. Alles Land, das von keines Menschen Hand bewässert, von keiner Quelle berieselt werden kann, das seine Nahrung nur vom Himmel bekommt, heißt „Land des Baal," und alle Bäume, Früchte, Getreidearten und Kräuter, welche daselbst wachsen, tragen seinen Namen. Daß die „Baalfrüchte" süßer, nahrhafter, gesunder sind, als die andern, weil sie weniger wässerig sind, ist leicht einzusehen. Auch die Körbe unserer beiden Halbuner sind bald geleert. Ihre herrlichen Früchte, namentlich ihre kleinen, gelben, zuckersüßen Baalfeigen, die für die besten in Syrien gelten, werden sehr gesucht. Der Knabe verläßt den Vater, um seine Mutter aufzusuchen, die unterdessen mit ihrem Esel in den Stadttheilen der Armen herumzieht, um Spinnräder zu verkaufen, welche die Halbuner, wenn nicht gut, doch billig fabriziren. Der Bauer aber geht nur mit der Axt seinem Gewerbe nach; er ist, wie alle Halbuner, Holzhauer, und immer sicher, in der Stadt und ihren Gärten Arbeit zu finden. Kein Wallnußbaum, der hier der nordischen Eiche gleicht, ist ihm zu groß, keine Olive zu spröde, kein Aprikosen- oder Maulbeerbaum zu knotig, keine (oft mannsdicke und wie aus Eisenstäben gewundene) Rebe zu fest: er allein wirft sie ohne Säge nieder und zerhaut sie in kleine Stücke. Uebrigens gelten die Halbuner für Böotier oder gar für Abderiten in Damaskus, und werden von dortiger Straßenjugend oft geneckt, bis sie, ungeduldig geworden, Miene machen, drein zu schlagen und die Necker auseinanderstieben.

Siehe da, ein Slebi, und noch dazu mit Weib und Kind, — fast wie eine Orang-Utang-Familie, denn sie sind alle in Gazellenhäute eingenähet. Mit dem lauten Geschrei: harag, harag! wobei ihm der Schaum auf die Lippen und das Auge weit aus dem Kopfe tritt, stürmt ein Mann daher und schwingt eine lange Flinte über sich. Es muß nicht so gefährlich sein. Der Slebi greift rasch zu, betrachtet das Gewehr und fragt: Wie viel? Und der öffentliche Versteigerer — denn ein solcher ist der Schreier — dessen Gesicht plötzlich wie jedes andere geworden, antwortet mit der größten Ruhe: Hundert! Der Sohn der Wüste bietet einige Piaster mehr, und die Flinte gehört ihm. Da man aber in Damaskus nur probehaltige Schießgewehre kauft, so gehen Beide zusammen zum nächsten Waffenschmied, welcher die Wasserprobe anwendet, indem er das Zündloch fest verstopft und dann eine starke Ladung Wasser gewaltsam in den Lauf preßt. Bleibt das Rohr wasserdicht, so ist der Handel richtig; läßt er auch nur etwas Feuchtigkeit durchdringen, so ist er Null. Befriedigt zahlt der Slebi den Preis, und freut sich schon auf die Stunde, wo er nach seiner Weise das Gewehr probiren wird. Dieser merkwürdige syrische Beduinenstamm des Beni Sleb kennt nichts als die Jagd auf Gazellen, deren Fleisch sie essen und aus deren Häuten sie ihre Kleidung, Zelte und Schläuche machen. Sie haben Esel, dagegen weder Pferde noch Kameele, können also weder einen Feind aufsuchen, noch sich ihm durch die Flucht entziehen; aber ihrem sicheren Schusse und

ihrer Armuth verdanken sie jene vollkommene Sicherheit, die ihnen gestattet, ganz dem Waidwerke zu leben.

Bleiben wir einige Minuten unter der Sinanije stehen; sie ist der kühlste Markt und durch die Höhe und ungewöhnliche Spannung ihrer Bogen wird sie zum Kunstwerke, wie alle über ganz Syrien verbreiteten Bauten ihres kunstliebenden Urhebers, des Sinan Paſa, des Besiegers von Iran und Yemen. Hier ist der Durchgang von der Stadt zu dem Midan, hier passiren die Bewohner der weiten syrischen Steppe, die auf die Zeit warten, wo sie wieder losbrechen und erobernd in die benachbarten Länder bringen können. Der erste, welcher uns entgegen kommt, ist ein hoher, schöner Mann, der mit seinen großen, klaren Augen wie verwundert umherschaut. Er trägt die Kleidung aller Wanderstämme von Palmyra bis zum Berge Sinai, den maslah, einen Mantel von Ziegenhaaren oder grober Wolle mit breiten, schwarzen und weißen Streifen, die bagdader Keffije, ein dickes, roth- und gelbgestreiftes baumwollenes oder halbseidenes Kopftuch mit Fransen, und den akal, einen dicken, an den beiden Enden zusammengebundenen Strick von braunen Kameelhaaren, welcher zur Befestigung der Keffije über dieselbe doppelt oder dreifach um die Schleife geschlungen wird. Das lange breite Schwert der Wüste, seine edle Haltung und einige ihm folgende ärmlich aussehende Beduinen deuten an, daß er ein Mann von Bedeutung ist. Vielleicht ist er gekommen, um mit dem Zeugmeister der Mekkapilgerfahrt einen Kontrakt über Lieferung einer Anzahl Kameele zum nächsten Zuge abzuschließen, vielleicht auch, um ein Guthaben für eine vorjährige Lieferung einzukassiren, was hier zu Lande immer mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Jetzt bleibt unser Beduine stehen und horcht; er hört die Töne der Kriegsmusik der Wüste, immer näher kommen die scharfen Laute der kleinen deffs, der kupfernen Pauke der Kameelreiter, und bald erscheinen auch diese selbst auf ihren schlanken, schnellfüßigen Thieren, die so leicht umhergaloppiren, daß man in ihnen das schwerfällige Lastkameel gar nicht wieder erkennt. Es sind die Guwaribe, die kühnen Reiter des Gerudi, des Bauern und Soldaten, des einzigen treuen Bannerträgers des Großherrn in Syrien, der niemals die Begegnung des Beduinen scheuet, während die übrigen Kurden und Türken nach allen Seiten ihre Kundschafter ausschicken, um zu erfahren, woher der Feind kommt — damit sie ihm aus dem Wege gehen können. Niemals kehrt der Gerudi ohne Beute zurück; einigemal bringt er kostbare Pferde, ein andermal eine Kameelheerde.

Betrachten wir uns aber auch jene Beduinenmädchen, deren jede ein Kameel hinter sich her am Stricke zieht. Ihr bronzenes Gesicht ist rund, ihr Auge hat die Farbe des schwarzen Sammtes, ihr kleiner Kopf, von dem ein langes, schwarzes Haar niederfällt, ist schleierlos. Ihre einfache, grobe, oft selbstgewebte Kleidung ist schwarzblau, umhüllt einen mageren Leib und läßt wunderbar kleine Hände und Füße sehen. Die Kinder der

Wüste tragen keine Schuhe. Wie die Gazellen ihrer Heimath blicken sie ängstlich umher. Gewiß haben sie so eben mit reichlichen Thränen und mit dem Verlust eines Theils der Ladung ihrer Kameele von der habsüchtigen Thorwache den Eingang in die Stadt erkauft. Vor ihnen ist ein freier Platz, wo sie die Kameele niederknieen lassen und, sich gegenseitig Handreichung leistend, ihre Ladungen auf die Erde schütten. Knollen, so braun wie diese Mädchen. Bald ist ein alter bekannter Eckensteher in Dienst genommen und dieser schreit nun aus voller Lunge: Braune, Braune der Wüste! Mädchen der Wüste! Kauft! Die armen Weiber müssen, um Käufer für ihre Trüffeln zu finden, sich selber mit ihnen vergleichen lassen!

Unter zahlreicher Bedeckung bewaffneter Bauern kommen lange Kameelzüge durch das „Gitterthor" und legen ihre Ladungen in den vielen Speichern des Midan ab. Sie brachten den köstlichen Baalweizen des unerschöpflich fruchtbaren Horan. Dieselben furchtbaren elementarischen Kräfte, welche das infernalische Todte Meer schufen, das Gôr und die Fläche des Sees Genezareth von dem Hochplateau des Ostjordanlandes losrissen und hundert Klafter unter das Niveau des Mittelmeeres hinabdrückten, entzündeten auch das Herz des Horan,*) dessen ausgebrannte Asche ein mehr als 100 Quadratmeilen weites Terrain so befruchtete, daß seine Weizenfelder niemals von Menschenhand gedüngt zu werden brauchen. Fröhlich wie die Kinder werfen nun die Bauern ihre Waffen ab, und eilen in die nächste, mit einer Binsenmatte überschattete Kaffeehalle, sich gegenseitig beglückwünschend, daß sie ihr Getreide glücklich aus den Händen der Beduinen gerettet haben, welche nicht selten von Südosten her bis an die Thore der Stadt streifen, um die Weizentransporte der Hauraner abzufangen. Aber die Freude der Bauern dauert niemals lange. Einige von ihnen hatten es versucht, mit der großen Getreidekarawane mehrere Ladungen Holzkohlen — das Hauptbrennmaterial in Damaskus — einzuschmuggeln, um nicht von den Soldaten des hier in Garnison liegenden syrischen Armeekorps bemerkt zu werden. Freilich bezahlt auch die Regierungskasse, aber nur 40 bis 50 Piaster für den Kantar (etwa 550 Dresdner Pfund), während die Bürger 100 bis 150 bezahlen. Zwanzig Stunden weit brachte der Bauer seine Kohlen und vor dem Stadtthor hatte er noch zu dem Schutzpatron aller Havarien gefleht, daß es ihm gelingen möchte, glücklich hineinzukommen. Und es war ihm auch gelungen. Aber bei dem Abladen der Säcke merkten einige Soldaten, daß kein Korn darin sei, und da hatte die Freude auf Ein Mal ein Ende. Zwar nahmen sich eine Menge Menschen unter Schreien und Stoßen seiner an, doch es war keine Rettung; ein kluger Damaszener versuchte das letzte Mittel, zog den Bauer bei Seite und fragte ihn: Kennst du

*) Die höchste Spitze des Gebel Horan, wahrscheinlich ein ehemaliger Krater, heißt „Kleb Horan," das Herz des Hauran.

keinen Konsul, für den du die Kohlen mitgebracht haben könntest? „Nein, bei Gott! ich kenne keinen!“ Der gute Rathgeber entfernt sich, laut in die trostlosen Worte ausbrechend, mit welchen sich der Araber in das Unvermeidliche ergiebt: „Es giebt keine Kraft und Stärke, als bei dem großen Gott!“

Während der Vormittagsstunden werden die Engros-Geschäfte in den Khanen abgemacht. Der Khan ist ein großes, meist viereckiges, feuerfestes Gebäude, dessen Mittelraum oft ein Bassin fließenden Wassers hat und meist mit einer Kuppel umwölbt ist, die für Licht und Luft Fenster hat. Bei großer Räumlichkeit ruht auch wohl die Kuppel auf Säulen oder Pfeilern, wie dies beim prächtigen, einer Patrizierfamilie gehörigen Khan Asad Pascha am „Droguistenmarkt“ der Fall ist. An der Fronte desselben befindet sich ein Portal, das ein wahres Meisterstück maurischer Baukunst ist, dessen Höhe kein Portal unserer europäischen Dome und dessen wahren Kunstwerth nur wenige der letzteren erreichen dürften. Die Hinterseite des Gebäudes begrenzen Höfe, wo sich die Wohnungen für Reisende, die Stallungen und Niederlagen befinden. In den meisten Khanen befindet sich neben der Thür der einzelnen Magazine eine erhöhte Estrade oder ein Holzgestell, worüber eine Matte gebreitet und worauf ein Teppich gelegt ist. Da sitzt der Kaufmann, seine Tabakspfeife rauchend oder einen Brief schreibend, wobei er das Blatt auf die innere Fläche der linken Hand legt und mit dem Daumen derselben hält, während er mit der Rechten das Schreibrohr führt, und „mit der Hand zum Herzen“ schreibt, wie diese Art von der Rechten zur Linken zu schreiben genannt wird. Hat er keine Kunden zu bedienen, so plaudert er meistens mit dem Nachbar. Aus diesen Magazinen holen die zahllosen Kleinhändler ihren Bedarf an Damaszener und fremden Fabrikaten*), hier werden die Tauschgeschäfte der persischen (Bagdades) Kommissionäre gemacht, hier die Rohprodukte des Landes aufgespeichert, um größtentheils nach Bairut und Saida**), den beiden Häfen von Damaskus, versendet zu werden. Sehr belebt wird das Geschäft in den Khanen, wenn Karawanen nach Bagdad und Persien abgehen oder von dorther kommen; noch großartiger ist es alljährlich vor dem Abgang der großen Mekka-Pilger-Karawane und vier Monate später bei deren Rückkehr, da jeder Pilger etwas mit nach Hause bringen will. Dann gewährt namentlich der weitläufige Roßmarkt, wo Tausende von Thieren verkauft oder vertauscht werden, ein sehenswerthes Bild; man sieht da Menschen von Yemen, Aegypten, Westafrika, den griechischen Inseln, der Türkei, Krim, von Kleinasien, Kaukasien, Kurdistan, Persien, Bochara, Turkistan, Afghanistan und Indien in buntester Mannigfaltigkeit.

*) Von europäischen Waaren sieht man fast nur englische, dann auch viel Mussclin mit amerikanischem Stempel.

**) Saida, hoch an der Küste des Mittelmeeres gelegen, hat einen versandeten Hafen, aber sehr besuchte Rhede, und der Handel mit Südfrüchten ist besonders lebhaft.

Wollen wir uns noch in das Gedränge einer Budenreihe wagen, um den Abschluß eines Geschäftes zu beobachten? Freilich ist das Gedränge so stark, daß man vor den schmutzigen Araber-Toiletten nicht zurückweichen kann, und dabei der Lärm betäubend. Doch versuchen wir's getrost. Wir treten an eine Bude, wo es sich um Werthvolles handelt im Kauf und Verkauf; beide, Käufer und Verkäufer sind vornehme Herren und halten es unter ihrer Würde, den Umstehenden das Schauspiel des Hin- und Herredens zu geben. So sprechen sie, ruhig neben einander sitzend und ihre Pfeifen rauchend, von ganz gleichgiltigen Dingen, während ein Sensal leise bald mit dem Käufer, bald mit dem Verkäufer spricht. Nach und nach werden indeß dieses Vermittlers Geberden lebhaft, seine Bewegungen dramatisch, er dringt, wenn der Käufer (dessen Interesse er zu wahren hat) gar zu lang zögert, in diesen mit den Worten: „Ich bitte dich, lege noch zu! Beim Leben deines Hauptes, wir bekommen es sonst nicht!" Er erwartet die Antwort nicht, sieht schon am Auge, daß er noch etwas bieten darf, und rasch ist er am Ohre des Andern: „Nun höre mein letztes Gebot: beim Leben deines Bartes, gib die Waare dafür, sie ist nicht mehr werth. Glaube meiner Erfahrung!" Eine fast unmerkliche Bewegung des Hauptes sagt ihm, daß man zufrieden sei. Schweigend tritt der Sensal einige Schritte zurück, nimmt seinen Fes sammt dem darum gewundenen Shawl ab, holt das Taschentuch aus dem Busen, um den triefenden Schweiß von der Stirne zu wischen, und sagt aufathmend mit ruhiger Stimme: „Gott sei Dank!" Jetzt weiß der Käufer, woran er ist; man steht auf, reicht die Pfeifen den Dienern und trennt sich mit höflichem Gruß und ernster Förmlichkeit, während der Sensal dann das Weitere besorgt.

Anders verhält es sich, wenn ohne Vermittler gehandelt wird. Ist der Käufer grüßend an den Laden getreten, so erhebt sich der Verkäufer, und bittet ihn, Platz zu nehmen, worauf jener sich bemüht, hinaufzusteigen und sich auf dem hohen Gestell dem Kaufmann gegenüber niederläßt. Dieser — im Fall es sich nicht um den Kauf einer Kleinigkeit handelt — befiehlt wohl seinem Burschen, aus dem nächsten Kaffeehause zwei Tassen Kaffee und eine Wasserpfeife (Nargileh) zu holen. Verbittet sich der Käufer beides, so bedeutet es, daß er Eile hat, und man geht gleich an's Geschäft. Selten jedoch hat der Damaszener Eile; es dauert eine Viertelstunde, bis der Bursche zurückkommt, und bis dahin darf Anstands halber nicht von Geschäften gesprochen werden. Endlich ist Kaffee und Pfeife angekommen; bald ist das Gewünschte ausgesucht, aber es wird, wie immer, zu theuer gefunden, man bietet die Hälfte, worauf der Verkäufer, wie immer, freundlich sagt: „Nimm es umsonst, mein Lieber, als Geschenk von mir, thue dir durchaus keinen Zwang an!" Dies ist etwas höflicher als unser: „Glaubst du, ich habe meine Waare gestohlen?" bedeutet übrigens dasselbe. So steigt denn der Käufer in seinen Angeboten, bis er „beim Haupte des Johannes" sein letztes Gebot thut. Ist aber die Differenz zwischen Forderung und Angebot immer noch zu groß, so

einigt man sich auf folgende Art. Der Käufer verlangt das rusmâl, den Einkaufspreis der Waare, mit der Erklärung, er wolle so und so viel Prozent Zuschlag geben; dies ist eine Appellation an die Ehrenhaftigkeit des Verkäufers, die fast nie getäuscht wird und dann zur Zufriedenheit beider Theile den Handel beendigt.

Gegen Mittag wird es ruhiger zwischen den Budenreihen. Die helle Stimme des Muezzin (Thürmers) klingt laut durch die Straßen, die Menschen erinnernd, über dem irdischen Gewinn nicht den ewigen zu vergessen, und ein Verkäufer nach dem andern wirft das aus schwachem Bindfaden gestrickte Netz über seine offene Bude, wodurch die Abwesenheit des Besitzers angezeigt wird, um in der nahen Moschee, deren es in Damaskus mehrere hundert gibt, sein Mittagsgebet zu verrichten. Wer erst noch ein dringendes Geschäft beendigen will, geht später, oder holt das Gebet Abends in seinem Hause nach, was zulässig ist; nur am Freitage, wo das eine halbe Stunde früher beginnende Mittagsgebet besonders religiöse Wichtigkeit hat, und weder nachgeholt noch zu Hause verrichtet werden kann, sucht Jeder rechtzeitig in die Moschee zu kommen. Aber einen Ruhetag, einen werklosen Sabbath kennt der Muselman nicht. Handwerker und Kaufleute treiben ihre Geschäfte, der Landmann pflügt und gräbt, und der Tagelöhner sucht Arbeit am Freitage wie an den übrigen Wochentagen.

Nach dem Mittagsgebet ändert sich das Bild des Marktes. Die mannigfaltigen Trachten der Männer verschwinden und machen dem weißen battistenen Frauenmantel Platz, dem abscheulichen izär, der, ohne je den Veränderungen der Mode unterworfen zu sein, in der einfachen Form eines großen Bettuchs das ganze Frauengeschlecht, ohne Rücksicht auf Alter und Stand, unbarmherzig uniformirt und jede Gestalt vom Scheitel bis zur Zehe undurchdringlich umhüllt.

Schaarenweis kommen um diese Zeit die Frauen aus den Bädern, wohin sie sich vor mehreren Stunden begeben hatten, die einen, um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, die andern aus Gewohnheit, und alle aus Geselligkeitstrieb; denn die Bäder sind für die Frauen die Orte traulicher Zusammenkünfte. Auf dem Rückwege kaufen sie Manches ein, z. B. Toiletterfordernisse, als da sind: Spießglanzpulver und Salbe zum Schwärzen der Augenbraunen, Henna zum Röthen der Fingernägel und zum Tätowiren der inneren und äußeren Hand, Mastix zum Kauen und Putzen der Zähne, Karmin zum Schminken, Pflästerchen, die sich bejahrtere Schönen in's Gesicht kleben, um beim gewaltsamen Abreißen derselben auch die stärkeren Härchen, die boshafter Weise dem zarten Frauenkinn entsprießen, mit auszureißen. Dort treten mehrere Frauen an den Laden eines jungen Kaufmanns, der bunten Schweizer-Kattun verkauft, und einige entschleiern sich. Sie thun es fast immer an den Kaufläden, theils, um die Waaren besser betrachten zu können, theils um den Verkäufer durch ihre Reize zu bethören und billiger einzukaufen.

In der heißen Tageszeit gehen überall Verkäufer von reinem Trink-

wasser oder andern erfrischenden, mit Fruchtsäften gesüßten Getränken umher. Die Wasserverkäufer spenden mitunter ihre Gabe unentgeltlich. Will nämlich Jemand ein gutes Werk thun, dessen Segen seinem kranken Kinde, seinen verstorbenen Eltern, seiner Gattin bei ihrer bevorstehenden Niederkunft, seinem Freunde auf der weiten Reise zu Gute kommen soll: so speist er entweder die Gefangenen, deren Pflege hier traurig bestellt ist, oder er richtet ein Gastmahl an und ruft dazu die Armen von der Straße herein, oder er giebt einen sebil, eine Spende um Gotteswillen. Dazu wendet er sich in der heißen Tageszeit, wo ein Trunk frischen Wassers eine Wohlthat ist, an einen Wasserverkäufer, von dem er weiß, daß er eine schöne Stimme hat, gibt ihm ein Stück Geld und spricht: Reiche den Durstigen einen frischen Trunk als sebil! Der musebbil füllt nun seinen Ziegenfellschlauch aus einer Quelle, deren Wasser besonders frisch und gut ist, stellt sich dann auf dem Markt oder in der Straße an eine Stelle, wo viele Menschen vorübergehen, und singt mit verschiedenen Variationen die Worte: „O Durstender, komme zum Opfertrank!“

Spirituosa sind blos im Christen- und Judenviertel zu haben; die künstlichen Getränke sind Zuckerwasser mit Schnee gekühlt, oder Emulsionen von Fruchtkernen (z. B. der Zuckermelone und Gurke), oder der unvermeidliche Süßholztrank, oder ein durch halbgekochte Rosinen, getrocknete Aprikosen, Orangen, Wasser und Schnee bereiteter Trank u. dgl.

Unter den Eßwaaren giebt es verschiedene Arten von Brezeln aus Weizenmehl, die sich wie der Schiffszwieback lange halten, Brödchen mit Butter bestrichen und mit Sesam bestreuet, oder auch in Aprikosenöl gesotten — Alles von Weizenmehl. Der Fastenmonat hat ein besonderes, stark geknetetes, 3 bis 4 Finger dickes Fastenbrod. Von gerösteten Kernen kommen drei zu Markt: die Kichererbse, der Hanf und der Wassermelonenkern. Von den in Essig und Salzwasser eingemachten Pflanzenstoffen giebt es viele, namentlich Runkelrüben, weiße Rüben, Weißkraut, die rothe Pfefferschote. Der Salatverkäufer ruft: Gott ist der Dauernde, der Dauernde ist Gott! um anzudeuten, daß der Salat bald verwelkt, und sich Jeder noch damit versehen möge. Der Dragun (Estragon), die bekannte aromatische hohe Gartenpflanze mit den kleinen schmalen Blättchen, wird ohne Zuthat roh als Salat genossen, sehr geschätzt und gut bezahlt. Die Gurke ist für den Araber auch ein großes Gut. Sie wird nicht blos als Salat verwendet, sondern auch auf mehrfache Art als Gemüse zugerichtet und selbst roh gegessen; sie ist weit zarter als die deutsche. Zur Gurkenzeit leben die Armen oft Tage lang von nichts als Brod und frischen Gurken.

Bei der weißen Maulbeere ruft man: O reife Datteln! um auszudrücken, daß die Beere so weiß und leicht zu zerdrücken sei, wie die reife Dattel. Die schwarze Maulbeere ruft man bei ihrem gewöhnlichen Namen aus: Damaszener Maulbeere. Auch die besten Rosinen werden ausgerufen: Getrocknete Datteln! oder: O, Schwager der Datteln! Eine edle Art von Granate ruft man aus: Auf der Zunge vergehend und süß! wie

Rosenwasser und süß! Die Quitten dagegen: Jeder Biß ein Wurgen! d. h. sie sind ganz so, wie gute Quitten sein müssen; jeder Biß, den du hineinthust, kostet dich ein Zusammenschnüren des Gaumens.

Der syrische Kaktus, die „Schobbara", d. i. Dulderin, welche desto fröhlicher grünt und reichlichere Früchte bringt, je mehr sie der Sonnenhitze ausgesetzt ist, und darum in dem glühenden Becken des galiläischen Meeres bei Tiberias zum starken hohen Baume wird — trägt eine gelblich rothe, einem Hühnerei nicht unähnliche Frucht, welche mit den Worten: O malreiche, o nutzliche! ausgerufen wird. Die unangenehm süße Frucht ist nämlich ganz mit kleinen schwarzen Punkten bedeckt, denen kleinere Male im Gesicht vollkommen gleichen. Aus diesen Punkten ragen feine stechende Härchen, die selbst bei der größten Vorsicht an den Fingern haften bleiben und Tage lang ein häßliches Jucken verursachen. Die „Nutzliche" wird sie des Gegensatzes willen (antiphrastisch) genannt, weil sie wie Blei im Magen liegt und in größerer Menge genossen schadet. Sie ist sehr billig und die Speise der Armen.

Die schon oben erwähnte Myrthenbeere wird unter dem Rufe angekündigt: Jetzt ist die Myrthenbeere süß geworden! Je länger dieselbe am Baume hängt, desto süßer wird sie, und von ihr ist das Sprüchwort entnommen: Je älter, desto süßer! was von Frauen gesagt wird, die mit zunehmenden Jahren an Schönheit und Liebenswürdigkeit zunehmen.

4. Die Zedern des Libanon.

Die Zedern, die noch immer den alten Namen führen, stehen meist auf vier kleinen zusammenhängenden Felshügeln, auf einem Raum, der weniger als 350 Schritt im Durchmesser haben möchte. Sie bilden einen dichten Hain ohne Unterholz. Die alten Bäume haben jeder mehrere Stämme und breiten sich so ringsum sehr weit aus. Die meisten andern jedoch sind kegelförmig und werfen ihre Zweige nach der Seite hin nicht besonders aus. Einige wenige Bäume stehen allein, gleichsam im Vorhofe des Hains; und einer insbesondere, im Süden, ist groß und durch seine Schönheit ausgezeichnet. Mit dieser einen Ausnahme kam keiner der Bäume meinem Ideal von Schönheit gleich, das der anmuthige Wuchs der Zedern im Jardin des Plantes in mir hervorgerufen hatte. Einige der alten Bäume sind bereits sehr hinfällig und werden bald ganz zerstört sein.

Es ist jetzt Mode geworden, allerlei Artikel zum Verkauf an Reisende aus diesem Holz zu machen; die wenigen Leute, die den Sommer hier zubringen, brauchen es zur Feuerung. Diese zerstörenden Kräfte, wenn sie auch langsam wirken, wirken doch sicher. Man bedenke noch, daß Reisende in früheren Zeiten — um nichts von der Gegenwart zu sagen — schamlos

genug gewesen sind, große Stellen an den Stämmen glatt hauen zu lassen, und zwar an einigen der herrlichsten Bäume, um ihre Namen einzuschreiben!

Das Holz der Zeder (Pinns Cedrus) ist weiß, mit einem angenehmen, doch nicht starken Geruch. Weder an Schönheit noch an Duft ist es mit der gemeinen rothen Zeder von Amerika (Juniperus Virginiana) zu vergleichen.

Ich machte keinen Versuch, die Bäume zu zählen. Vielleicht würden nicht zwei Individuen in Bezug auf die alten vollkommen übereinstimmen, so wenig als in Betreff der Gesammtzahl. Aber ich fühle mich geneigt, der Meinung Burckhardt's beizupflichten, wenn er sagt: „Von den ältesten und am besten aussehenden Bäumen zählte ich eilf bis zwölf; fünfundzwanzig sehr große; ungefähr fünfzig von mittlerer Größe und mehr als dreihundert kleinere und jüngere.“ Allein es ist kein Grund zu zweifeln, daß während der letzten drei Jahrhuderte die Zahl der früheren Bäume sich wenigstens um die Hälfte vermindert hat, während der jüngere Nachwuchs großentheils, wenn nicht ganz, erst während dieser Periode aufgewachsen ist. Büsching nennt nicht weniger als 26 Reisende zwischen den Jahren 1550 und 1755 mit Namen, vom P. Belon bis Stephan Schulz, welche die Bäume gezählt und beschrieben haben, und seit jener Zeit hat die Anzahl solcher Beschreibungen wenigstens das Doppelte betragen. Im sechzehnten Jahrhundert wird die Menge der alten Bäume verschieden von 28 bis zu 23 angegeben; im siebzehnten von 24 zu 16; im achtzehnten von 20 zu 15. Nach Verlauf eines andern Jahrhunderts ist, wie wir gesehen haben, die Anzahl der ältesten Bäume bis zu einem Dutzend gesunken. Alles dieses deutet auf einen allmählich zunehmenden Verfall hin, so wie es auch die Schwierigkeit einer genauen Zählung beweist. Es wird richtig von Fürer und auch von Dandini dem Faktum zugeschrieben, daß viele der Bäume zwei oder mehr Stämme haben, und so verschieden von verschiedenen Reisenden gerechnet wurden, bisweilen als Ein Baum, bisweilen als zwei oder mehrere*). Alle Reisende des sechzehnten Jahrhunderts sprechen nur von den alten Bäumen, sie erwähnen nirgends junger Bäume. Rauwolf, der selbst ein Botaniker war, sagt ausdrücklich, daß er sich nach jüngeren Bäumen habe umgesehen, doch keine finden können**). Wenn dem so ist, so würde sich herausstellen, daß, mit Ausnahme der wenigen noch übrigen alten, vielleicht keiner von denen, welche gegenwärtig den Hain bilden, älter als 300 Jahre sein mag.

In den Gemüthern des gemeinen Volks schwebt eine Art von Heiligkeit über dem Hain, dem Fluß und der ganzen Gegend. Die alten Bäume

---

*) Dandini sagt, daß, während er 23 Bäume zählte, ein Anderer aus seiner Gesellschaft nur 21 herausbringen konnte. Es war daher ein Gegenstand des Volksglaubens, daß sie nicht richtig gezählt werden könnten.

**) „So bin ich auch ferner auf den Platz umhergegangen, mich nach anderen jungen umzusehen; hab aber keine, die nachher wachsen, finden mögen.“

sind geheiligt als aus den Zeiten der Schrift und Salomo's stammend, und der Fluß, der nahebei entspringt, ist geheiligt und wird El Kadisha genannt. In früheren Jahrhunderten pflegte der Patriarch der Maroniten jedem Christen, der die heiligen Bäume verletzen oder an ihnen schneiden würde, geistliche Strafen aufzulegen, ja Exkommunikation darauf zu setzen; und es wird erzählt, daß, als einige Muselmanen, die in der Nachbarschaft ihre Heerden weideten, so verhärtet und gottlos waren, einige der Bäume umzuhauen, sie auf der Stelle mit dem Verlust ihrer Thiere bestraft wurden. In früheren Zeiten hatten die Maroniten auch die Gewohnheit, das Fest der Verklärung in dem heiligen Haine zu feiern, wobei der Patriarch selbst Gottesdienst hielt und vor einem rohen Altar von Steinen Messe las. Dieser Bann und diese Zeremonien dauern bis zu einem gewissen Grade jetzt noch fort und der Einfluß derselben auf den Volksgeist ist ohne Zweifel sehr bedeutend. Die rohen Steinaltäre sind heutzutage von einer maronitischen Kapelle verdrängt, die während der letzteren zehn Jahre erbaut worden. Mehrere mit der Kapelle in Zusammenhang stehende Personen wohnten hier während des Sommers; allein was für eine Art Gottesdienst darin gehalten ward, erfuhren wir nicht. Ein Theil der Absicht dieser Leute schien zu sein, die Reisenden zu bedienen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und so einen Anspruch auf Bakschisch zu gewinnen. Ein Mönch brachte uns Wein zum Verkauf und es schien ihn unangenehm zu überraschen, als wir den Handel ablehnten.

Die Zedern sind wegen ihrer Lage nicht weniger merkwürdig als wegen ihres Alters und ihrer Größe. Das Amphitheater, in welchem sie stehen, ist an sich ein großer Tempel der Natur, von allen Bergeinsamkeiten des Libanon die großartigste und herrlichste. Der riesige Grat des Gebirges, wie er sich von Süden nähert, biegt sich eine Zeit lang um ein Geringes nach Osten, und wirft, nachdem er seine frühere Richtung wieder gewonnen, einen Sprossen von gleicher Höhe nach Westen ab, der nach und nach zu dem bei Ehden sich endenden Rücken herabsinkt. Dieser Rücken schwenkt sich so herum, daß er mit dem Hauptrücken ziemlich parallel wird und so einen ungeheuren Halbkreis bildet: ein Amphitheater, an Gestalt einigermaaßen hufeisenförmig, von den höchsten Bergrücken des Libanon umringt, die drei- bis viertausend Fuß über ihn aufsteigen und theilweis mit ihnen bedeckt sind. In der Mitte dieses Amphitheaters stehen die Zedern gänzlich allein; kein einziger anderer Baum, noch sonst etwas Grünes weit und breit ist zu erblicken. Das Amphitheater ist gegen Westen gekehrt, und, wie man es von den Zedern aus sieht, breitet sich die Schneedecke von Süden nach Norden aus. Die beiden Enden des Bogens liegen von den Zedern gegen Südwest und Nordwest. Hoch oben im Amphitheater hat die tiefe wandsteile Kluft des Kadisha ihren Anfang, die wildeste und großartigste aller Schluchten des Libanon

5. Die Orientalen in ihrer Häuslichkeit.

Die Türkei, so oft von den Reisenden analysirt, die, nach dem Abendlande zurückgekommen, unter unsern Augen die Folge von Bildern und Gedanken entwickelt haben, die sie auf ihren Zügen in Asien eingesammelt hatten; dieses Geburtsland der alterthümlichen Traditionen, das, noch ganz aufgeschichtet von den Trümmern seiner alten Größe, alle Geschicke des Universums zu vereinigen schien, hat sich, nun es alt geworden ist, in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt, der es wie ein Leichentuch bedeckt, und der vielleicht nie ganz gelüftet werden wird.

Das Dasein des Volkes, welches dieses Land bewohnt, ist ein Räthsel, das die vielen Räthsel noch vermehrt, und wenn sein so abgeschlossenes, so tief schweigsames öffentliches Leben sich, so zu sagen, in sich selbst zurückzieht und allen Blicken verbirgt, so ruht vollends über seinem häuslichen Leben ein noch tieferes Dunkel.

Ein hoher Ernst ist der unterscheidende Charakter dieser Nationen, Alles ist feierlich und stationär bei den Muselmanen, die, so zu sagen, nur einen Gedanken, den an Gott, und eine Gewohnheit, die Unthätigkeit, haben. Die Angelegenheiten des Lebens sind in ihren Augen von geringer Bedeutung; bei ihnen ist Alles provisorisch; man könnte sie für Nomadenhorden halten, die sich scheuen, sich in einem Lande anzusiedeln, wo sie nur eine so kurze Zeit bleiben werden. Die Türken campiren nur in Europa. Die gebrechlichen Häuser, die bei jedem Windstoße schwanken und krachen, sehen viel mehr den Hütten eines Bivouaks als den Wohnungen eines großen Volkes ähnlich, und doch ist diese ärmliche Tannenhütte den Wünschen der Menschen genügend, die so wenig wünschen. Dorthin ziehen sie sich des Abends zurück, wenn die Stimme des Imams, die von den Minarets herab wie ein Konzert des Himmels über die Stadt hin ertönt, ihnen andeutet, daß die Stunde des Gebets da ist, und der Ewige sich herneigt, um nach der Erde hinzuhorchen. Diese Abendgesänge erlöschen unmerklich mit dem letzten Feuer des Himmels, und bald hört man in den engen Straßen der Stadt nur noch das Auftreten des Nachwächters, der von Zeit zu Zeit seine schwere hölzerne Keule auf das Pflaster fallen läßt, um seine Anwesenheit zu bezeichnen.

Dann würde man in einem viereckigen Gemache auf einem mit einem leichten Zeuge belegten Divan sehen können, wie der Türke, niedergekauert und unbeweglich, vollends seinen Chiche ausraucht, während schwarze Sklaven einen niedrigen runden Tisch vor ihn hinstellen, den sie in buntem Gemisch mit so vielen Schüsseln belasten, als er zu tragen vermag; dann schwingen sie ihre Palmfächer, um die Insekten zu verscheuchen, und der Herr beginnt sein Mahl. Da sehe man, wie er, in seine ewige Apathie versunken, nachlässig mit der Hand aus einer Schüssel in die andere fährt und durch einander Fisch und Wildpret, Salat und Eingemachtes ißt.

Was kümmert ihn der Unterschied des Geschmacks, ihn, der hier unten nach keinem Unterschiede fragt! Zum Nachtisch werden ihm Pfeife und Kaffee gebracht; er raucht noch eine lange Zeit, den Ellbogen auf das Fenster seines Kiosk gelehnt und, nach den Sternen am Himmel schauend, die Abendkühle einathmend. Endlich steht er langsam auf, schiebt einen Teppich zur Seite, öffnet eine geheime Thür, die zu seinem Harem führt, und verschwindet.

Die Paläste sind von den gewöhnlichen Wohnungen der Rajahs wenig verschieden; man erkennt sie an ihrem größern Umfange, an ihren Gewinden von bemaltem Holz, an ihrer Farbe und an ihren Zypressenboskets, von welchen sie in der Regel umgeben sind. Ich habe einen dieser herrlichen Ruhesitze, bei welchen die Kunst und die Natur ihre Phantasien erschöpft zu habeu scheinen, um dem Auge wohlzuthun, in all' seinen Einzelheiten gemustert. Selbst der Charakter dieser gebrechlichen und zarten Bauten verleiht ihnen noch einen Reiz mehr: sie sind leicht, anmuthig wie der heitere Sinn, das muthwillige Lachen, welches das Rauschen der Blätter des Frühlings und der Anblick eines unbewölkten Himmels im Gemüth erwecken. Der Palast der süßen Wasser erhebt sich hinter Konstantinopel an dem schönen Ufer eines Flusses, der seine Fluthen in den Bosporus ergießt. Es ist ein weißer Pavillon mit vergoldetem Gitterwerk; dessen Dach, ausgeschweift wie eine chinesische Mütze, in einer hochblauen Thurmspitze ausläuft, die eine Kugel trägt, welche voller mysteriöser Symbole ist. Der Großherr bewohnt diese Sommerresidenz nicht mehr. Er ist nicht mehr dort gewesen, seit seine Favoritsultanin das Opfer eines pestilenzialischen Fiebers geworden, welches in jenem Bezirke wüthete. Ich gelangte ohne Mühe in das Innere dieses öde stehenden Palastes; ich kam durch große Säle, deren Wände mit Marmorplatten belegt waren, bedeckt mit vielen Versen aus dem Koran und verziert durch rund umher angebrachte phantastische Arabesken. Es gab dort karmoisinrothe Divans, mit tausend Farben geschmückte Matten, weißseidene Gardinen mit blauen und grünen Fransen, in welchen ein Strahl der asiatischen Sonne spielte, und die durch den Zephyr, welcher durch zerbrochene Fensterscheiben seinen Weg gefunden, hin und her bewegt wurden. Ich sah Badezimmer, ebenfalls ganz von weißem Marmor. Das europäische Bad, wie sie es nannten, erst unlängst eingeführt und den italienischen Bädern ziemlich ähnlich, hat nichts Merkwürdiges: es ist ein ovales Bassin, in welches man auf eine Treppe von drei oder vier Stufen hinabsteigt, auf die man sich setzt, um sich von dem Wasser beströmen zu lassen, welches aus einem silbernen Hähnchen in beliebter Höhe lauwarm und langsam herniederfällt. Ich gewahrte hier nur kleine runde Tische, auf welche die Rosen- und Jasminkonfitüren gestellt werden, die den Geruch erwecken und den Sinn neu beleben. Weiterhin kommt das Schwitzbad, das nationale Bad, das einzige, welches allgemein bei den Morgenländern in Gebrauch ist.

Man denke sich ein achteckiges Zimmer, mit einer zierlichen Kuppel,

deren kleine Oeffnungen im Innern ein ungewisses und mattes Licht zulassen. Hingestreckt auf einer Bank von Zedernholz, wartet der Türke es ab, daß der Dunst auf seine Poren einwirke und den Schweiß fördere. Bald ist er über und über naß. Das Wasser tröpfelt ihm von allen Gliedern, über seine Wangen und längs seinem Bart herab; dann stellt sich der Badewärter ein; er hält in der einen Hand einen Büschel Werg und in der andern einen Kübel Seifenwasser, das er dem Badenden über den ganzen Leib gießt. Dieser leichte Schaum, der sich unter dem Schlagen mit dem Wergbüschel bäht und funkelt, überzieht den Badenden und dessen Bank mit einer Art von Dunstschleier von blendender Weiße. Ist diese Operation zu Ende, so wirft man sich in ein Bassin lauwarmen Wassers und verläßt dieses nur wieder, um sich auf einem Ruhebette auszustrecken und dort bei einer Pfeife und Kaffee das Ende der Transspiration abzuwarten.

So finden wir in diesen sonderbaren Gewohnheiten die größte Indifferenz und die Sensualität der zartesten Existenz. Marmorbilder in hölzernen Häusern; vergoldete Draperien über verfaulten Gestellen; die bäuerische Einfalt einer Nation in der Kindheit und das Raffinement einer vollendeten Zivilisation. Der Türke scheint mir aus zwei entgegengesetzten Elementen geschaffen zu sein: er kennt von allen Dingen nur die Extreme und gefällt sich in Kontrasten. Früh Morgens spendet er Gold mit vollen Händen, um seinen Kiosk zu verschönern, und Abends sieht er ihn ungerührt von einer der Feuersbrünste verzehren, die für Konstantinopel eine sich jeden Augenblick erneuernde Kalamität geworden sind. Ich habe 15,000 Häuser (!) an einem einzigen Tage in Flammen aufgehen sehen. Die obdachlos gewordene Menge versammelte sich friedlich auf einem Kirchhofe, schweigend, gefaßt; sie brachte die Nacht sanft schlummernd zwischen der Asche ihres Herdes und den Gräbern ihrer Väter zu.

Die Bäder und Harems in Persien.

In dem ganzen Orient sind die Bäder zugleich ein Gegenstand des Luxus und eine der unerläßlichsten Nothwendigkeiten des Lebens. Die Perser wechseln nur alle Monate das Hemd und schlafen, so wie die Frauen, in ihren Pantalons. Es kann daher nicht in Verwunderung setzen, wenn sie sich fast alle Tage baden; Muhamed machte, um sie zur Reinlichkeit zu nöthigen, eine religiöse Pflicht daraus und in dem Koran wird ausdrücklich gesagt, daß ein Ehemann nicht zum Gebet zugelassen werden kann, wenn er sich nicht vor Aufgang der Sonne gereinigt hat. Alle Morgen, bevor die Mollahs das Gebet ankündigen, hört man die Badeglocke, die zur Reinigung ruft. Die Menschen aus den geringeren Volksklassen strömen in Menge dahin; die Adeligen und Reichen haben Bäder in ihren Harems; sie sind zu ihrer Verfügung bis Mittag, von

dieser Stunde an stehen sie den Frauen offen, die bis in die Nacht davon Gebrauch machen.

Diese Bäder sind sehr verschieden von den europäischen; sie bestehen aus weitläufigen unterirdischen Gebäuden, mit gewölbten Dächern bedeckt, worein das Tageslicht durch sehr dünne Tafeln oder Scheiben von Alabaster fällt. In den ersten Sälen findet man Bänke und Nischen, wo man sich auskleidet; in der Mitte sind weite Bassins von Marmor oder Alabaster mit emporsteigenden Wasserstrahlen zum Vergnügen und zur Erfrischung der Badenden.

Die Perser, welche die züchtigsten Menschen von der Welt sind, hüllen sich von den Hüften bis zu den Knieen ein; hierauf treten sie in einen Saal, wo der Dunst des heißen Wassers die Luft so erstickend macht, daß die Personen, welche nicht daran gewöhnt sind, es zuerst nicht aushalten können. Dieser Saal ist mit großen Vierecken von weißem Marmor ausgelegt, die von dem fortdauernd verspritzten Wasser erwärmt werden. Im Fond ist ein kleines Kabinet, wo man sich die Haare wegnehmen läßt mittelst eines Teiges oder Kleisters von Knabenkraut und mit kaltem Wasser gelöschten Kalk, eine Komposition, deren Anwendung sehr gefährlich ist, und verbrennen würde, wenn man sie nicht in Zeiten wegnähme, oder wenn man sich heißen Wassers bediente, um sie aufzulösen. Nach dieser Epilation oder Enthaarung geht man in den heißen Saal, wo zwei kräftige Menschen, die die Barbiere des Landes sind, nackend, wie die Badenden selbst, diese ergreifen und auf den Marmor ausstrecken; unter den Kopf legen sie ein kleines Kissen. In kurzer Zeit gerathen sie in überströmende Transspiration; dann reiben sie die Barbiere und drücken alle Theile des Körpers, der Richtung der Muskeln folgend; sie lassen dann jedes Glied durch mancherlei Bewegungen spielen, die anfänglich beschwerlich sind, deren glückliches Resultat aber man bald empfindet. Diese Operation ist eine wahre Pein für Diejenigen, die sie zum ersten Male aushalten; aber man gewöhnt sich sehr leicht daran, und das reelle Gute, das daraus folgt, läßt mich glauben, daß sie der beste Arzt des Landes ist: nichts giebt dem Körper eine heilsamere Frische, und nichts befördert den Blutumlauf mehr. Während diese beiden Männer ihre Kräfte an dem Körper eines Badenden erschöpfen, bewirft oder begießt ihn eine dritte Person fortwährend mit heißem Wasser, von den Füßen bis zum Kopfe, was dazu beiträgt, die Muskeln geschmeidiger zu machen und die Schmerzen zu vermindern, wovon diese Operation begleitet ist. Sobald sie beendigt ist, legen sie einen Handschuh von Pferdehaaren an, womit sie den Körper nach jeder Richtung reiben: durch dieses Mittel nehmen sie bedeutende Stücken abgestorbener Haut und Epidermis weg, deren Ablösung für die Gesundheit um so wesentlicher ist, als sie der Transspiration wieder freien Lauf giebt. Diese Barbiere haben eine so geschickte Art, diese Fetzen abzulösen, ohne die Haut zu schürfen oder zu schinden, daß sie oft mit einem Zug der Hand beinahe fußlange Stücke wegnehmen, die sich unter der Hand wie feuchtes

Papier rollen. Das Färben des Bartes und der Haare geschieht immer im Bade; man bedient sich eines sehr feinen Staubes oder Pulvers, das aus dem getrockneten und pulverisirten Blatte des Indigo gemacht wird. Die öffentlichen Bäder dienen den Individuen des Mittelstandes zum Rendez-vous. Die Fremden und die Kaufleute versammeln sich da, um Bekanntschaft zu machen oder von Geschäften zu sprechen. Alle rauchen ihre Pfeife, trinken Kaffee und tauschen mancherlei Nachrichten aus. Aber vorzüglich den Frauen dienen diese Orte zum Vereinigungspunkt: da machen sie sich Besuche; jede Nische hat ihre Gesellschaft und ist immer voll. Da verhandeln sie Alles, was ihre Familienangelegenheiten angeht, erzählen sich Neuigkeiten und bringen Heirathen zu Stande, und wenn ich meinem Berichterstatter glauben darf, so hätten die Perserinnen in Klatscherei und Verleumdung bei unsern Frauen eben nicht viel zu lernen. Die muselmanische Nächstenliebe steht in dieser Hinsicht mit der christlichen Liebe unserer entschlossensten Neuigkeitsträgerinnen auf e i n e r Linie. — Die Harems *) sind vom Korps de Logis abgesonderte, mit hohen Mauern umgebene Gebäude, wo die Frauen und Kinder wohnen; aber es würde ein Irrthum sein, daraus zu schließen, daß sie Gefängnissen glichen. Die Harems der Reichen können mit einem irdischen Paradiese verglichen werden; sie enthalten eine große Anzahl schöner Frauen, die sich alle beeifern, dem Besitzer zu gefallen; sie vereinigen dabei Alles, was nur der ausgezeichnetste Luxus bieten kann. Sie sind von den Wohnungen der Männer durch lange Höfe abgesondert, die fast alle mit Rosen und Tulpen verschönert sind, denn man hat in Persien einen besondern Geschmack für diese Blumen; die Gärten sind von Fruchtbäumen beschattet, die treffliche Früchte geben. Die Harems sind sehr groß, und jede Frau hat ihr besonderes Zimmer, oft auch mehrere Gemächer, dann kommt die Wohnung der Kinder, die der Sklaven, die Küchen, die Bäckerei, die Vorrathskammern, die Bäder und Schlafzimmer der Herren. Nur in den Harems genießen die Perser der Freiheit. Da, im Schooße ihrer Familie, legen sie den Ernst ab, der sie selten in den Divans verläßt, wo sie stets mit der strengsten Etiquette gegen Untergebene und mit einer eisigen Zurückhaltung gegen ihres Gleichen bewaffnet sind, was von ihrem charakteristischen Mißtrauen herrührt. Die gesetzlichen Gattinnen haben unter sich einen gewissen Rang; sie sind selbst verpflichtet, denen, die über ihnen stehen, gewisse kleine Dienste zu leisten, die letztere nie verfehlen, vor Fremden zu fordern, um diese den Grad von Achtung sehen zu lassen, den sie unter ihren Gefährtinnen genießen. Die Perserinnen bringen gewöhnlich den Tag hin auf Teppichen vor den Fenstern sitzend, unter welchen Wasserbecken und Springbrunnen sind; sie rauchen, trinken Kaffee und nehmen Besuche an, bis zum Eintritt der Kühle, dann ergehen sie sich in Gärten bis zum Eintritt

*) Dieses Wort bedeutet heiliger Ort, aber man braucht es, um die Gesammtheit der Frauen, die ihn bewohnen, zu bezeichnen. „Er ist mit seinem Harem abgereist," heißt so viel als: „Er hat seine Frauen mitgenommen."

der Nacht; denn man hat in Europa sehr falsche Begriffe von dem Grade der Freiheit, die diesen Frauen gestattet ist. In keinem andern Lande habe ich sie freier über ihre Handlungen verfügen sehen. Mit Ausnahme der Sängerinnen und Tänzerinnen des Harems haben die Perserinnen keine Art von Talent; sie können nicht lesen und selbst nicht nähen und beschäftigen sich mit nichts als ihrer Toilette. Aber wenn sie Mutter werden, so erfüllen wohl wenige Frauen ihre Pflichten besser als sie; sie vertrauen ihre Kinder niemals fremden Händen an, und diese bleiben unter ihrer speziellen Aufsicht und Leitung bis zu einem Alter von 11—12 Jahren, wo die Knaben die Harems verlassen, um beschnitten zu werden, und die Mädchen, um verheirathet, verschenkt oder verkauft zu werden.

---

6. Ein Blick vom Oelberge auf Jerusalem.*)

(Im Mai 1851.) Wir sitzen in einem Saatfeld am Oelberg im Schatten uralter Oliven, deren knorriger Stamm in Stücke zerreißt und in drei, vier scheinbar jüngern Stämmen weiter sproßt. Gegenüber, jenseit des tiefen, trocknen Kidronthals, auf der Höhe seiner Bergeskante, streckt sich Jerusalem in den geraden Linien seiner türkischen Zinnenmauer. Die Morgensonne steht hinter uns, denn der Oelberg liegt nach Osten und beleuchtet blendend die gelbe Stadt mit ihren gewölbten Dächern — jede Stube hat ihr Rundgewölbe. Wir sehen in die Stadt hinein, die ihre Neigungsfläche uns zuwendet, indem sie nach ihrem westlichen, etwas höhern Rand den Berg Zion hinaufzieht; ihr ganzer Berg ist indeß kaum zu unterscheiden von hier aus vom übrigen gleich dürren, nur mit Oliven bestreuten Höhenland. In der That fehlt ihr ein Thal nach Norden, und dort beim Damaskusthor, von hier aus zur Rechten, sind von jeher die Eroberer, Römer und Kreuzfahrer, eingedrungen.

Zunächst fesselt uns der weite grüne Raum, mit Zypressen und Maulbeerbäumen bewachsen, dicht hinter der Stadtmauer, aus dessen Mitte sich die schöne dunkle Kuppel von Omars Moschee erhebt. Sie ist so heilig, daß sie allen Nichtmuhamedanern unzugänglich bleibt. Der nächste Wasserträger stößt euch verächtlich zurück, wenn euch aus den dunklen, im Kreuzbogen oder Rundbogen oder Halbbogen überwölbten Straßen die lichte Mündung in den Moscheegarten mit seinen Arkaden und Fontänen verlockt hat. Es ist die Stelle von Salomonis Tempel, Berg Moriah. Die christliche Grabeskirche dagegen sahen wir auch in diesen Ostern wieder zum Schauplatz blutiger Schlägerei zwischen Lateinern und Griechen, oder Griechen und Armeniern werden. Hätten die türkischen Gewehrkolben nicht aufgeräumt in der überfüllten Kirche, als das griechische Feuer aus der

*) Von J. Br. (A. A. Z. Beil. 250, 1852.)

Grabkapelle losging und urplötzlich Alles in Prügelei begriffen war — sie hätten nach löblicher Gewohnheit wieder die Kronleuchter herabgerissen, um mit deren Armen sich todtzuschlagen.

Die christliche Grabeskirche verliert sich dort inmitten der Häuser, eine unscheinbare Kuppel. Aus den verschiedenen Bränden ist noch eine byzantinische Façade übrig mit vier flachen Bogennischen, die beiden obern auf die untern tretend, wie am Markusdom zu Venedig. Man sieht den Himmel durch die fadenscheinige Wölbung der Kuppel, wenn man darunter steht. Sie ruht auf enggestellten, hohen, viereckigen Pfeilern, die nur je ein Galleriefenster zwischen sich lassen. Das heilige Grab, ein halbrundes Gebäude von gelbem Marmor, steht unter der Kuppel, mit silbernen Lampen und künstlichen Blumen, Kerzen und Bildern behangen und besteckt. Dort aus dem Loch muß das heilige Feuer der Griechen herausbrechen — man bindet einige Kerzen zusammen, mit deren starker Flamme sich die hinzudrängenden Gläubigen ordentlich den Leib zu waschen suchen. Dem Eingang des Grabes gegenüber ist unter einer kleinern anschließenden Kuppel die reiche goldene Kirche der Griechen, durch ein Gitter abgesondert. Ein Rundgang mit einem Kranz von Kapellen umgiebt sie nach hinten, ober- und unterirdisch, die einzelnen heiligen Stellen umfassend. Vom Berg der Kreuzigung z. B., mit Marmorwänden und Marmorfläche, der zu einer Kapelle geworden ist, steigt man auf marmornen Treppen zu der Krypta hinab, wo Helena das Kreuz fand rc. Das Ganze, nachdem es über Ostern großen Volksmassen zum Nachtlager und jedwedem Unfug gedient hat, bietet einen ziemlich traurigen Anblick.

Steigen wir den Berg vollends hinauf: auf seiner Höhe steht eine Moschee und hat in ihrem Hof die Kapelle des Himmelfahrtsortes, von christlich mittelalterlichem Styl. Der nackte Fels, auf welchem der letzte Tritt geschah, ist bloßgelassen und die Spur noch zu sehen.

Von hier sehen wir den geraden Streif des hohen, blauduftigen Gebirges jenseit des Todten Meeres, und dessen Spiegel selber da und dort. Wir habens mit der gewöhnlichen Eskorte von Beduinen besucht, ein malerischer Zug, als wir Mar Saba verließen, die große, geschichtlich bedeutende griechische Klosterfestung, die sich seltsam kühn in eine Schlucht jener Steinwildniß klemmt, ihre Mauern hoch auf den Felsrändern und tief durch die Schlucht führt. Der Schech mit langer Lanze, die über die Schulter schwankt, vorausreitend, die Beduinen mit dem gelbrothen, fransengeschmückten Kopftuch und in braunweißen Sack gekleidet, mit den großen gelbbeschlagenen Flinten nebenher schreitend, schwarzlockige Bursche mit wunderbar weißen Zähnen. Drei deutsche Pastoren zu Pferde, nicht eben die besten Reiter. Es geht endlos tief hinab, denn das Todte Meer liegt 1300 Fuß unter dem Mittelmeer, 3300 Fuß unter Jerusalem. Scheußlichere Mienen hab' ich nie gesehen, als der Genuß seines Wassers sie veranlaßt. Erst am Jordan giebts erquicklichen Schatten, aber wir vermissen den deutschen Handwerksburschen, der, aus 33 Treffen des ungarischen

Feldzugs hieher verschlagen, uns zu Fuß begleitet hat. Die Beduinen reiten zurück und finden ihn umgefallen in der brennenden solfataren Ebene, wo er den Grund aufscharrte, um kühleres Lager zu finden. Der trübe Jordan schießt reißend schnell seine Windungen her, unter dem dichten Baumwuchs, der seinen engen, schroffen Thalbruch ausfüllt. Und doch liegt der See Tiberias, woher er kommt, selber schon 700 Fuß unter dem Meer. Der Ort, da wir rasten, wie es scheint, der einzige Zugang zum Fluß, zeigt die Spuren der großen Pilgerkaravane, die vor Ostern hier stattfindet. Man bricht um Mitternacht von Jericho oder der Stätte Jerichos auf, und mit Tagesanbruch stürzt Alles, tausendweis, jeden Geschlechts, Kopf an Kopf ins Wasser. Die Beduinen, natürlich eben unsere guten Freunde hier, sind hinterher, um die Nachzügler aufzulesen, und jener Engländer, welcher meinte, ein paar Stunden sei's auch noch Zeit, behielt von allen seinen Kleidern nur den Hut übrig.

Bethlehem ist nicht sichtbar hier vom Oelberg aus. Die Kirche der Geburt daselbst ist, wie die andern heiligen Orte, im Besitz verschiedener Parteien, die in ewigem Hader darob liegen. Bis hierher gehörts uns, sagte der deutsche, lateinische Mönch, von jenem Bild an den Armeniern. Den silbernen Stern dort im Boden der Nische, wo der wegführende Stern der Magier niederfiel, haben die Griechen entwendet, weil er eine lateinische Umschrift hatte, also für die Lateiner zeugte. Der Mönch erklärt uns, wie die Feier der Geburt hier gar so schön sei und rührender als Alles. In Jerusalem seien wohl hochheilige Orte, aber nirgends eine so kindliche Freude, wie hier in dieser engen Grotte. . . . Der Brunnen zu Nazareth, der einzige damals wie heute, wo Alle täglich ihr Wasser holen, ist mir in der That einer der bedeutsamsten Orte.

Fettschwänzige Schafe klettern herauf, ungeheure Eidechsen lauschen neugierig wie immer, die Granatbäume öffnen ihre Gluthaugen. Weit mehr als an Blut und Thränen erinnert der Berg jetzt ans Hohelied Salomonis. „Komm," sagt dort die Hebräerin, „früh hinaus zum Hügel, wo die Reben sprossen, die Granaten blühen und die Lilien ihren Duft geben." Die blauen Schwertlilien hier, bei uns geruchlos, duften in der That wundervoll. Sie sind dort unten an den Felsengräbern gebrochen.

Auf dem Hügel zu unserer Linken hauste einst der Molochdienst. Es ist Altar, das Feuer, Altar Molech, Adrammelech, das Feuer, der König, und zwar das böse zerstörende Feuer, dem man hier seine furchtbaren Sühnopfer brachte. In dieses Kidronthal warf man die Asche der Molochpriester und Jehovah-Propheten, wenn sie sich gegenseitig abgeschlachtet hatten als Menschenopfer für den Gott, dessen Schale eben üblen Geruch gab.

Der Oelberg ist unterhöhlt von umfassenden Katakomben, Prophetengräber genannt. „Ihr baut den Propheten Gräber?" heißt es im Neuen Testament. Unten im Kidron- oder Josaphat-Thal steht diesseits eine Reihe Denkmäler, aus dem natürlichen Fels gehauen, im barbarisirt-römischen Geschmack. Sie tragen gleichfalls die Namen aller Derer, von denen ein

Grab erwähnt ist, Absolon 2c. Wir kommen zur Quelle Siloah hinab, jenseit, die ihr stilles Becken tief unter dem Felsen der Stadt füllt, so klar, daß man von der Treppe leicht eine Stufe zu tief tritt. Ihr Abfluß ist anderswo, zur Linken, wo sie eine Anzahl grüner Gärten, Feigenbäume und Granaten erzeugt. Hier soll Jesaia zersägt worden sein für seine patriotische Ueberkraft. Jeremia hatte die Ehre, daß ein König eigenhändig seine Schriften zensirte und verbrannte. Es geht auf steilen Felsenpfaden, so daß ich oft nicht weiß, wie mein Pferd sich hinaufschwingen soll, wieder aufwärts. Die schwarzen ungeheuren Centipeden ringeln sich widerwärtig auf dem Gestein.

Die großen Steine drüben in der Stadtmauer, hinter denen die Juden wöchentlich einmal Klage halten, sollen vom Salomonischen Tempel herstammen . . . .

Wir kommen zum Jaffathor, dem Thor nach Westen, das zu seiner Linken die malerische Zitadelle, einst Davids Burg, hat. Dort von Jaffa sind wir hereingeritten, dem ganzen heimkehrenden Pilgerzug entgegen, der zu Pferd und Esel und Kameel mit Weib und Kind, alle Trachten Vorderasiens, endlos die Gebirgspfade sich herunterwand.

---

7. Jerusalem.*)

Die westliche Ansicht der Stadt und das Innere derselben entsprechen nicht den Erwartungen, welche man von diesem in der ganzen Welt mit Andacht verehrten Orte hegt. Die Straßen sind eng, schlecht gepflastert und um Ostern meist sehr schmutzig. Die Häuser sind klein und unansehnlich, und auf den Straßen drängen sich in merkwürdigem Gewirr alle Nationaltrachten einher. Der Syrer ist in seiner bunten Chabaja, einem röthlichen Sacküberwurf, mit Gold gestickt, gekleidet; der Grieche in seiner Effenditracht oder dem weibischen Rocke; der griechische Mönch zieht einher mit seinem langen Gewande und dem Barett; ähnlich die katholischen Geistlichen. Auch manche in fränkischer Tracht drängen sich durch die Straßen; der Jude geht stolz einher in seinem Kaftan und mit fanatisch funkelndem Auge. Dazu sieht man den Beduinen, das schöne Antlitz malerisch mit dem Kopftuch umwunden, mit weitem Mantel und langer Lanze auf schönem Rosse. Die fanatischen Araber erblickt man in ihren verschiedenen Trachten, und zerlumpte Derwische — Alles wogt durch einander hin und her. Aber in keiner Stadt läßt sich so, wie in Jerusalem, der Religionsfanatismus aus den sprühenden Augen und dem verächtlichen Benehmen des Einen gegen den Andern abnehmen. Der Jude, der Christ

*) Reisebilder aus dem Morgenlande, von Dr. Fr. Dieterici. II. (Berlin 1853.)

und der Muhamedaner kommen hierher, Jeder um seinem Gott zu dienen, und Jeder glaubt, die Erhabenheit seines Herrn zu verherrlichen, sei der Haß und die Verachtung der Andersdenkenden das wirksamste Mittel.

Der Wanderer fühlt sich bei seinem Einzug in einer sonderbaren Stimmung; die Welt, wie sie ihm hier in der Wirklichkeit entgegentritt, steht in schreiendem Gegensatz zu dem Gedankenbilde, das er von Jerusalem hegte. Wie ist der Haß doch dem Menschen so leicht und wie schwer wird ihm die Liebe!

Es war am grünen Donnerstag 1849, als wir das langersehnte Ziel erreichten. Nach langer beschwerlicher Reise durch die Oeden konnten wir in Jerusalem in einer protestantischen Kirche niederknieen und bei den segensreichen Worten des Bischofs Gobat unser Gemüth erheben, um Gott für seine Gnade zu danken.

Am Nachmittage ging ich hinaus nach dem Osten der Stadt, aus dem Stephansthore. An der ganzen Ostseite von Jerusalem erhebt sich der Berg, der die Mauern trägt, steil aus dem tiefen Thal Josaphat, in welchem der Bach Kidron floß, und jenseit des Baches steigt ebenfalls in großer Steilheit der Oelberg empor. Hoch überragt der Berg das Thal, und rings umkränzt von dem sanften Grün der Oliven scheint er uns zuzurufen: „Wie schön sind auf den Bergen die Füße des Friedensboten, der Heil uns bringt und zu Zion spricht: Dein Gott ist König!"

Scheuen Trittes hatten wir so eben die öde Wüste durchmessen, wo die Beduinen einhertoben, nach dem Blute des Feindes lechzend, und nun stieg ich den Berg hinan, auf dessen Blumenteppichen, beschattet vom lieblichen Grün des Oelbaumes, der Erlöser, der Herr des Friedens, so vielfach wandelte. Hierher zog Jesus sich zurück, sein kummervolles Herz vor seinem Vater auszuschütten und im inbrünstigen Gebet von Gott die Kraft zu erflehen, den dornenvollen Weg, den seine Menschenliebe ihn führte, ruhigen Schrittes zu wandeln. Nach den wilden Szenen, die wir in der Wüste erlebt hatten, nach dem fanatischen Toben der Parteien in der Stadt unter uns, redete die Stille auf diesem Berge zu uns mit sanfter, doch unwiderstehlicher Gewalt: Gott der Allmächtige, der Ewige, ist euer Vater, und ihr Menschen seid Brüder!

Dem Oelberge gerade gegenüber, nur durch das jähe Thal des Josaphat getrennt, liegt, von Mauern rings umschlossen, der Berg Moriah, auf dem ein großes, längliches Viereck von Mauern begrenzt wird. Dieser Berg, geheiligt durch das Andenken an den großartigen Gehorsam des Abraham im Glauben (1. Mos. 22) trug einst den Tempel. Alles Herrliche, was nur der sinnige Jude kannte, war hier vereinigt; der Berg Moriah erglänzte weithin mit seiner Herrlichkeit, ihm nahete sich der gläubige Jude mit scheuer Ehrfurcht. Auf Moriah (d. i. Jehovah siehet) erschallten die Feuerreden der begeisterten Propheten, um das sündige, heuchlerische Volk auf den Richterstuhl des Herrn hinzuweisen, und die Schmer-

zen der gottergebenen Gemüther zu lindern mit der Heilsverkündigung der Erlösung.

Aber die drohende Weissagung hat sich wörtlich an Denen erfüllt, welche das Heil von sich stießen. Kein Stein ist auf dem andern geblieben von jenem prachtvollen Tempel, der einst der Stolz war des Judenthums. Nur noch die Mauer des Umrisses bietet vielleicht einige elende Reste früherer Arbeit, und auf der westlichen Seite derselben sind noch die gewaltigen Steine, welche einst den Berg trugen, der das Thal zwischen dem Berge Moriah und dem östlichen Berge Zion überbrückte. An derselben Seite dieses Vierecks ist auch noch der „Klageort" der Juden. Hier beweint der Jude noch heute mit selbstischer Thräne jene Pracht seines Volkes, die auf immer dahin geschwunden ist, und vergeblich hofft er, mit seiner Klage den Messias zu erwecken!

Zwei Moscheen, die von den Muhamedanern heilig verehrt werden, stehen jetzt in dem genannten Viereck auf Moriah — die eine ist die Moschee des Omar, ein weiter viereckiger Unterbau im Quadrat, auf dem sich die weite Kuppel wölbt. Die Moschee steht frei in der Mitte der nördlichen Hälfte des Oblongums, und ist geheiligt durch die Sage von der Himmelsreise des Propheten. Der orthodoxe Muhamedaner glaubt nämlich, daß das Flügelpferd Borak den Propheten, die Perle der Schöpfung, von Mekka nach Jerusalem versetzt und von da ihn bis über den siebenten Himmel hinaus getragen habe — bis vor das Antlitz Gottes, in solche Nähe, wo selbst die Engel nicht mehr den Strahlenglanz Gottes ertragen können. Die ganze Fahrt geschah in einem Augenblick. Gläubig wallfahrtet nun der Muhamedaner zu dieser „geschichtlich" geheiligten Moschee, und wo früher Israel zu Jehovah rief, da schreien jetzt die Nachkommen Ismaels ihr Allah!

In der südlichen Hälfte auf Moriah steht die andere Moschee, el Aksa, ein länglich viereckiger Bau. Ganze Reihen von Derwischen sind zwischen beiden Moscheen in steter Bewegung, mit dumpfem Geheul ihre kurzen Gebete ausstoßend!

Das Südostende der langen Mauer, welche die Moschee umgiebt, begrenzt fast rechtwinklig gen Westen in jäher Tiefe das Thal Hinnon, jenes den Israeliten so furchtbare Greuelthal, in welchem einst den Götzen geopfert ward. Wir verfolgen mit unseren Blicken einen Theil des Thals. An dem grünen Abhange, welcher südlich das tiefe Thal umgrenzt, sieht man Gräber in die Felsen gehauen. Die dunkeln Bäume, der jähe Abhang, die Grabesstätten, der Schatten, der über dem Thale zu schweben scheint, prägen mit düstern Farben diesen Abhang dem Gedächtnisse ein. Am deutlichsten aber tritt in dem Bilde eine Stelle hervor, die sich rothgelblich unter den Oliven unsern Blicken zeigt. Dies ist Hakeldama, der Blutacker, für das Gold des Verrathes erkauft.

Je düsterer der Anblick des südlichen Abhanges, desto erfreulicher ist das Bild von dem nördlichen Thalrande. Da erhebt sich steil der Berg

Zion, rings umgrünt und bepflanzt, wie eine gebieterische Königin unter den umgebenden Bergen, das Haupt mit einem Kranz von Zinnen geschmückt. Doch tritt man näher herzu, schwindet auch hier die Herrlichkeit. Da steht nun eine Moschee des Nebi Dawud (Propheten David) mit ihrem Halbmond, und daran reihen sich eine Masse schmutziger Häuser, das Judenquartier. Wie bist du doch gefallen, erhabene Schöne! Das war der Berg, von welchem die Harfe Davids erklang, wo der gottgesegnete König heraustrat aus seinem Hause, um das Kommen und das Scheiden der Sonne zu begrüßen mit heiliger Harmonie. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem anderen, und eine Nacht thut es kund der andern. Die Sonne geht heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg. Vom Himmelsende ihr Aufgang und am Himmelsende ihr Niedergang; nichts ist geborgen vor ihrer Gluth!" — Durch die ganze Welt sind diese Himmelslieder erklungen, aber Zions Pracht ist geschwunden, Jerusalems Blüthe verwelkt!

Wir wenden in unserem Umblick das Auge von Zion ab zum dritten Berge der heiligen Stadt, Akra. Eine einförmige weiße Häusermasse mit platten Dächern streckt sich weithin, das Auge ermüdend. Nur hier und da schimmert ein grünes Fleckchen hervor, und in dunkleren Farben zeigen sich die höheren Mauern der Klöster. Die Armenier, Syrer, Kopten, Griechen und Lateiner, alle haben hier nebeneinander Stätten für ihre selbstgerechten Mönche.

Im Hintergrunde ragt ein prächtiges Gebäude hervor, mit hochgewölbten Kuppeln, eine düstere, melancholische Schönheit, — es ist die Kirche des heiligen Grabes.

Wir kehren vom Oelberg zurück, durchschreiten das Thal des Josaphat, und treten abermals durch das Stephansthor in die Stadt. An dem ausgemauerten Teiche Bethesda vorbeigehend, kommen wir in eine schmutzige Gasse, welche die Ueberlieferung als den Weg bezeichnet, den der Erlöser zur Richtstätte wandelte, und der deshalb die via dolorosa (die Schmerzensstraße) genannt wird. Ein über die Straße sich wölbender Bogen hat noch den Namen ecce homo. Wir wandern fort in der schlecht gepflasterten, viel beschmutzten Straße, bis wir zur heiligen Grabeskirche, dem Zielpunkte so vieler frommer Gemüther, gelangen.

Ich hatte absichtlich den „Sonnabend des Feuers," den großen Festtag der Griechen, gewählt. Auf dem Platze vor dem Eingange zum Heiligthume der Christenheit hatten die Krämer aus Bethlehem sich niedergelassen und boten Rosenkränze, Perlmutter mit heiligen Bildern, Steine und allerhand andere Sachen den frommen Pilgern zum Kauf an. Ein Feilschen, Schreien und Schwören durchtönte unsere Ohren. Griechen in ihrer weibischen Nationaltracht, sowie in der Effendi-Jacke, Syrer mit bunten Ueberwürfen, Levantiner in lang herabwallenden spanischen Mänteln, Alles drängte und tobte um die ausgelegten Rosenkränze, und über

dieses lebendige Bild ragte die dunkle Mauer des heiligen Gebäudes hervor, das mit gespitzten Bogenfenstern, von denen jedes ein Meisterwerk, geziert ist.

Durch das Getümmel der Käufer und Verkäufer hindurch gelangen wir endlich bis zur Thür der heiligen Kirche, die von gedrängten Schaaren fanatischer Gläubiger fast gestürmt wird. Nur durch die Hilfe zweier Konsulat-Diener (Chavasso), die mit ihren nervigen Armen die Peitsche um die Häupter der Gläubigen schwingen, gelangen wir durch die Massen hindurch. Wir steigen auf einer Treppe empor und nehmen dort in einer Nische auf der oberen Gallerie unsere Plätze ein. Noch andere Zuschauer haben sich zu dem schauderhaften Schauspiel des „griechischen Feuers" eingefunden; in einer andern Loge der Gallerie gewahrt man mehrere Konsuln, den französischen und österreichischen, auch der türkische Pascha sitzt da, im allerheiligsten Tempel der Christenheit behaglich seine Pfeife schmauchend und Kaffee schlürfend, und in seinem muhamedanischen Hochmuth an den tollen Ausbrüchen des christlichen Aberglaubens sich ergötzend.

Um uns und über uns wölbt sich eine herrliche weite Kuppel, mit Gold reichlich verziert und mit vielen Kostbarkeiten versehen, in erhabener Höhe. Eine runde Fußbodenfläche wird von der Wölbung überdacht. In der Mitte des Fußbodens dieser Rotunde steht das Allerheiligste, die Kapelle, welche das Grab des Herrn umschließen soll. Auch diese Kapelle ist im Gegensatz zu der Einfachheit und Demuth, mit welcher der Herr unter uns wandelte, mit Gold überladen; die Pforte schauet nach Osten und vor derselben stehen zwei große Kandelaber aus Silber; auf der Thür sieht man die drei Marien aus Marmor gehauen, den Erzengel Gabriel und den auferstehenden Heiland. An den beiden Seiten dieser allerheiligsten Kapelle befinden sich zwei runde Oeffnungen.

Die ganze Halle steht dicht gedrängt voller Menschen, Jeder trägt eine Kerze und ist mit einer Peitsche bewaffnet. Schon wogt die Menge ganz besonders an diese beiden Oeffnungen heran, schon ist ein Stoßen und Drängen, doch bisher hält noch eine Reihe türkischer Soldaten, die in einem weitern Kreis um das Heiligthum gezogen ist, noch einigermaßen Ordnung. Mit Kolbenstößen und Peitschenhieben, die sie mit wahrer Lust den frommen drängenden Pilgern zutheilen, bändigen sie noch die wogende Menge. Nun schlägt es Mittag 12 Uhr. Da umziehen die obersten griechischen Priester dreimal die heilige Kapelle; ihnen folgt meist der griechische oder russische Konsul. Der oberste Priester tritt dann in den allerheiligsten Raum, nachdem er vorher gezeigt, daß er keine Feuerstoffe bei sich trage. Jetzt weicht die türkische Wache zurück, und die ganze Menge drängt in stürmender Hast den beiden Seitenöffnungen der Kapelle zu. Was will die unsinnige Menge? Sie will ihre Seligkeit erreichen. Wodurch? Etwa durch gottgefälligen Wandel und wahre Frömmigkeit? Durchaus nicht, sondern durch das Anzünden einer Wachskerze an dem „heiligen Feuer."

Es herrscht in der griechischen Kirche der traurige Aberglaube, der Priester könne aus dem Grabe des Herrn ein heiliges Feuer hervorrufen, und wer an diesem Feuer eine Kerze sich anzünde, der schütze sich dadurch vor den Qualen des Fegefeuers. Die Kraft dieses Feuers sei um so intensiver, je früher man seine Kerze an dem Feuer anzünde. So harrt die thörichte Menge des Augenblicks, daß das Feuer aus der Lücke hervorkomme, und wirklich kommt das Feuer hervor, durch ein Eisennetz hindurchflammend. Kaum erscheint es, so eilt ein Jeder, so früh als möglich seine Kerze anzuzünden. Man beneidet die Vorstehenden, welche zuerst ihre Kerze anzünden können, schlägt sie mit dem Stocke und sucht ihr Feuer wieder zu verlöschen. Jene wehren sich; ein Stoßen, Schlagen, Drängen hat nun an heiliger Stätte begonnen, eine wahre Hunnenschlacht des Kantschu's zeigt sich dem empörten Auge.

Gar mancher der armen Schwachen, welche auch gekommen sind, sich eine heilige Kerze anzuzünden, stürzen nieder und über sie hinweg stürmen die rüstigeren Schaaren, so daß oft die Armen jämmerlich zerquetscht und verwundet die „geweihete" Wahlstatt verlassen oder bewußtlos fortgetragen werden. Einige Flämmchen kommen aus dem Getümmel in die andere versammelte Menge, und es verbreitet sich das Feuer mit ungemeiner Schnelligkeit; bis oben nahe der Kuppel in die kleineren Nischen wandern die Flämmchen; Weiber, Männer, Kinder haben alsbald brennende Kerzen. Man wehet sich den Dampf der heiligen Flamme mit der Hand dem Munde, die Weiber oft ihrem Busen zu, und löscht dann mit eigens dazu mitgebrachten Tüchern das Licht aus, indem selbst die Schnuppe noch mit frommer Andacht aufbewahrt wird. Andere suchen dagegen die Flamme zu erhalten, und Manche sollen in ihrem Glaubenseifer die heilige Flamme bis nach Konstantinopel gebracht haben; auch sagt man in Jerusalem, daß in Petersburg beim Beschützer der heiligen griechischen Kirche stets eine Lampe von diesem heiligen Feuer entzündet brenne. Die ganze Szene ist, wie man sich denken kann, ein Gegenstand des Spottes für die Muhamedaner.

— Betrachten wir, nachdem die wilde Menge sich verlaufen, ruhiger die heilige Grabeskirche.

Die runde Halle um das Allerheiligste wird von 18 Pfeilern gebildet, die 5 Fuß 10 Zoll breit sind, und 4 Fuß von einander abstehen. Nur im Westen stehen zwei Pfeiler 4 Fuß 6 Zoll von einander entfernt, im Osten dagegen lassen zwei Pfeiler, die dreimal so stark sind als die übrigen, einen breiten Raum von 20 Fuß zwischen sich und bieten den Eingang in die Kirche der Griechen. Auf den Pfeilern der Halle sind zwei Stockwerke von Bogengängen, und hier hat jede Sekte ihren besonderen Gebetplatz.

Die große Kirche der Griechen, zu welcher man gerade im Osten dem heiligen Grabe gegenüber durch die weiten Räume eintritt, ist die geräumigste und reichste unter denen, welche die Mittelhalle umgeben.

Mit Gold, Bildwerken, mit Marmor und Lampen ist sie geschmückt, und der Mittelhalle ähnlich mit einer Kuppel überwölbt.

Im Norden des heiligen Grabes geht man in eine Vorhalle, in der die Orgel der Katholiken ist, und dann kommt man in die katholische Kirche. In der Vorhalle dieser Kirche will man die Stelle wissen, wo Magdalena den auferstandenen Heiland für den Gärtner nahm.

Hinter der griechischen Kirche läuft abermals ein Bogengang, an dem zur Linken mehrere Kapellen angebaut sind, zunächst ein Altar der Armenier, dann folgt die Pforte und der Aufgang zum angebauten griechischen Kloster, dann eine Kapelle auf dem Orte, wo die Kriegsknechte um den ungenähten Mantel des Herrn würfelten; diese, so wie die folgende Kapelle der heiligen Helena, welche eine Treppe von 28 Stufen hinab in einer Grotte liegt und auf 4 Säulen ruht, gehört den Armeniern. Hier betete jene Heilige bei der Kreuzauffindung; noch 13 Stufen tiefer ist die Grotte der Kreuzauffindung. An das obere Ende der Treppe stellt die Ueberlieferung die Schimpfsäule, zwei Fuß hoch, einen Fuß im Durchmesser, und der Gläubige findet hier die Stelle, wo der Erlöser verspottet und mit Dornen gekrönt ward.

Geht man in dem Gange weiter, so steigt man wieder 20 Stufen hinan zur Schädelstätte, auf der auch eine Kapelle erbaut ist, in der man die Stelle der Kreuzigung zeigt. Eine Marmorplatte ist hier ausgebreitet, weil die Ueberlieferung voraussetzt, daß der Erlöser liegend an das Kreuz geheftet ward. Gen Abend schaute der Gekreuzigte und an der Nordseite stand das Kreuz des sich bekehrenden Schächers. Auf dem Vorplatze ist die Stelle, wo Johannes und Maria standen.

Selbst von dem Erdbeben, das bei des Herrn Tode nach Matth. 27 die Erde durchtobte, zeigt man den Gläubigen eine Spur; eine Grotte unter der Kapelle zeigt noch die Spaltung des Felsens, in der man sogar das Haupt Adams gefunden haben will!

Auch der Stein der Salbung, eine Marmorplatte, wird den Gläubigen gezeigt. Diese Zusammendrängung aller Stellen, die an die Kreuzigung erinnern, und dieses Haschen nach Wiederauffindung hat etwas so Erzwungenes und Unwahrscheinliches, daß es im Zusammenhange mit jener Scheinfrömmigkeit, die nur am Orte, nicht im Geiste haftet, wirklich anwidert. Auf den Protestanten, der gewohnt ist, seine Religion mehr im geistigen Sinne zu fassen, macht auch der Besuch des Allerheiligsten in der Kirche, nämlich des Grabes, nicht jenen Eindruck, den die Mönche sonst bei den Fremden voraussetzen.

Durch die enge Pforte, die gen Osten schaut, tritt man in die Grabeskapelle, deren Dunkel nur von wenigen Lampen erhellt wird. Das erste ganz mit Marmor ausgelegte Gemach heißt das „Gemach des Engels." In Marmor eingefaßt zeigt man das Stück Kalkstein, womit jener Engel, der zu Maria aus dem Grabe des Auferstandenen sprach (Matth. 28), den Schlußstein gelegt haben soll. Das zweite Gemach

weiset das Grab des Heilandes, eine Grotte in Felsen gehauen. Auf einem Steinblocke lag der Leichnam des Herrn, und diesen Block deckt eine Marmorplatte, die unter die Konfessionen getheilt wird, und über die man eine Masse schöner Lampen gehängt hat. In demselben Gemach zeigt man noch den gespaltenen Schlußstein des Grabes.

— — Wir setzen unsern wandernden Fuß weiter, nur einige Schritte sind wir durch eine schmutzige Gasse gegangen, da sehen wir in schön gezogenen Bogen noch die Ruinen des Gebäudes, welches die Grundstätte des heldenmüthigen Johanniterordens ward. Ein Vorhof weist noch in traurig verwüsteten Spuren die Reste jener glänzenden, kräftigen Zeit, die das christliche Ritterthum noch im verwesenden Staube schön und groß hinzeichnet. Aber voll von dem größten Schmutz stehen die Ruinen da. Dicht bei dem schönen Bogen der Johanniter spannt der Gerber die Haut der Thiere über einen Block, und reibt mit ungeschicktem Instrument die Haut von der Wolle herunter!

Wir durchschneiden den Bazar, auf welchem wir die Schuster in offenen Schuppen arbeiten sehen, durchmessen noch einige hügelige Gassen und stehen dann vor einer neuen, anmuthig auf einem freien Platze erbauten Kirche. Dies ist die neuerbaute englisch-protestantische Kirche, in welcher sich die neuentstandene christlich-protestantische Gemeinde versammelt, ihren einfachen, stillen Gottesdienst feiernd fern von dem unchristlichen Lärmen und Toben am heiligen Grabe. Die treuen Missionare, den vielgeprüften würdigen Bischof Gobat an der Spitze, haben aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn ihre kleine Gemeinde wird von den andern Konfessionen wie von den Juden selber angefeindet. Jerusalem ist weder Handels- noch Gewerbsstadt, daher wird der Jude, der zum Christenthum übertritt, aller Hilfe von Seiten seiner Glaubensgenossen beraubt und kann sich schwer einen neuen Erwerbszweig bilden. So liegt den Missionaren die schwere Pflicht ob, nicht blos für den geistigen, sondern auch für den leiblichen Unterhalt der Bekehrten zu sorgen.

— An der südwestlichen Mauer der Moschee des Omar, die auf der Stelle des Tempels steht, lesen mit lauter Stimme die jüdischen Männer in ihren langen Röcken, mit gelockten Haaren, langem Bart und weinenden Augen die Klagen und Prophezeiungen des Alten Testaments. Sobald sie einen Vers gelesen haben, erheben die alten Männer ein kindisches Weinen, und Frauen und Kinder stimmen in diese Jeremiade ein! Sind ihre Augen von Thränen roth, kehren sie heim in ihre schmutzigen Häuser auf Zion; der Vater, die hebräische Bibel unter dem Arm, die Knaben an der Hand, daneben die Mutter mit dem Kleinen auf dem Arm. So nehmen die Kinder von frühester Jugend den Gedanken der Erniedrigung und des Unglückes ihres Geschlechtes auf, und zu gleicher Zeit saugen sie den Hochmuth ein, der Messias werde ihnen einst reiche Entschädigung bringen für Alles, was sie verloren, und sie rächen an allen ihren Fein-

den. Ihr Haß gegen die Christen wird beständig genährt, und ihre Wuth gegen die Lehre des Heils unterhalten.

Die Türken hinwiederum sehen auf die Juden mit verachtendem Hohn; haben sie doch ihre heiligen Stätten inne und sind sie doch die wahren Kinder Abrahams und jene die verstoßenen und verachteten Betrüger. Die Christen hingegen werden mit Zorn betrachtet; sie fühlen wohl den politischen Einfluß, den die mächtigen Staaten des Westens auf den Osten üben, aber bald — meinen sie — müsse das Kreuz sich wieder vor dem Halbmond beugen.

Dreizehnter Abschnitt.

I. Bilder aus Vorderindien.

II. Bilder aus Hinterindien.

III. Bilder aus der Inselwelt.

I. Bilder aus Vorderindien.

1. Ein Besuch auf Ceylon.*)

Am 13. November gelangten wir nach einer glücklichen Fahrt über Aden im Hafen von Ponte Galle an und sahen das paradiesische Eiland vor unserm Blick entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingeborenen in allen möglichen Kostümen empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Mousselintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über den Leib unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. Die Leute der höheren Kaste zeichneten sich durch ein kurzes holländisches Jäckchen und ein großes, wie ein Unterrock aussehendes, um die Beine geschlungenes ostindisches Taschentuch aus. Der große Kamm vom feinsten Schildpatt hielt die über den Kopf sauber zurückgekämmten Haare, welche nach Weiberart in einen Zopf zusammengeflochten waren. Von Natur klein und schwach gebaut, sahen sie etwas weibisch aus. An ihre glänzende, kaffeebraune Hautfarbe gewöhnt man sich bald und findet zuletzt sogar die zarten Gesichter und die großen schwarzen Augen der eigentlichen Cinghalesen ganz hübsch. Von ihnen unterscheiden sich wesentlich die Malabaren durch eine mehr graubraune Haut-

---

*) Dr. Wilh. Hoffmeister's Briefe aus Griechenland, Aegypten, Ceylon und Indien, nebst einem Vorwort von Karl Ritter. Herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister. (Braunschweig 1847.)

farbe, stärkeren Knochenbau, platte Nase und ihr kurzes, oft zottiges Haar, welches geschoren und nie in einen Zopf geflochten wird. Sie sind meist sehr häßlich. Es waren unter der bunten Menge auch einige Gentlemen uralter portugiesischer und holländischer Abkunft. Die alterthümlichen Kostüme, in denen sie einhergingen, waren höchst sonderbar; denn sie bestanden aus einer barettähnlichen Kopfbedeckung, reichlich bis zum Ellenbogen aufgeschlagenen, goldbesetzten Jacken mit ungeheuern Knöpfen und den einfachen, die Beinkleider ersetzenden ostindischen Taschentüchern; große Ohrringe und eine Menge Fingerringe verriethen Wohlstand. Der größte Theil dieser Bevölkerung, so nackt auch die meisten, namentlich die Jüngeren, gingen, deren ganze Bekleidung aus einem um die Hüften geschlungenen Bindfaden bestand, war mit Sonnenschirmen chinesischer Fabrik von lackirtem Papier mit Bambus versehen. Wir drängten uns, von allen Seiten angestaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte holländische, vom Moose grün gewordene Thor und diesem gegenüber den Ort unserer Bestimmung, ein offenes einstöckiges, von einer luftigen Veranda umgebenes Gebäude alterthümlichen Aussehens, mit einem Hahn und der Jahreszahl 1687 über dem Eingange. Es war das Königinhaus oder Regierungsgebäude. Das Innere enthielt große mit Steinen gepflasterte Räume, von denen drei für uns bestimmt waren. Sie waren von beiden Seiten nach der innern und äußern Gallerie mit Thüren versehen, die zugleich die Stelle der Fenster vertraten, und enthielten nichts als große mit Mousselinvorhängen umgebene Bettstellen von acht Fuß im Quadrat.

Ein Blick in den Hofraum lockte uns bald aus dem offenen luftigen Quartier ins Freie. Welche Pracht von rothem und gelbem Hibiscus, welcher dichte schöne Sammetrasen, wie ich ihn seit England nirgends sah! Hier die prächtige Plumiera mit dem durchdringend süßen Geruch, dort ragten Bananen von riesiger Höhe, Papay- und Brodfruchtbäume über die Mauer. Wir stiegen eine von ewig warmer Feuchtigkeit grüne Treppe in den 20 Fuß tiefer liegenden Baumgarten, eine von unzähligen Thieren belebte Wildniß, hinab. Zwischen dem hohen Grase, das von langschwänzigen Eidechsen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit und eine Menge rothblühender Balsaminen. Dort standen Brodfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und zentnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten; der zierliche Papay mit dem regelmäßig kegelförmig karrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm und dicke Fruchttrauben darunter. Die Früchte gleichen einer kleinen Melone. Hier fanden sich Pisangbäume (Musa paradisiaca), überall in Indien Bananen genannt; ihr rohrartiger, dicker, saftiger Stamm trägt die acht Fuß langen Blätter aufrecht in die Höhe gerichtet. Wer kann sich denken, daß dieser fußdicke Stamm von 20 Fuß Höhe mit seinem üppigen Wuchse eine einjährige Pflanze ist! Die Früchte stehen in dicken, regelmäßigen Trauben an den Blattachseln; jeder Fruchtstiel enthält etwa zehn Reihen

solcher Früchte und deren wohl zwanzig bis dreißig in einer Reihe. Diese schön gelben und grünen Früchte sehen äußerst reizend aus zwischen dem frischen, großen Laube; auch sind sie hier viel köstlicher als die, welche wir in Kairo jeden Mittag halten. Die Bananen sind wohl vier Zoll lang und enthalten unter einer weichen, lederartigen Haut ein sehr mildes, fast schleimig süßes Fleisch, ganz ohne Kern und Samen. Der Brodfruchtbaum aber trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volke, allenfalls gekocht, gegessen werden; bei völliger Reife enthalten sie zwischen vielen Kernen eine äußerst scharfe Milch. Wir haben nie davon gegessen; aber gewiß sind die Lobeserhebungen vieler Reisenden, als ob Nichts der Brodfrucht gleich komme, unwahr. Die Papayfrucht gleicht einer Melone, hat auch ein ähnliches gelbes, bei voller Reife röthliches Fleisch, nur macht ein eigenthümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeschmack von Kapuzinerkressen-Samen, daß sie gegen die Menge der anderen ausgezeichneten Früchte zurücksteht. Nach der Quelle eines süßen, fast betäubenden Wohlgeruchs spähete ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig ästigen, fast über 12 Fuß hohen Baum, mit langen, schmalen Blättern und weißen, großen Oleanderblüthen für die Ursache erkannte; er war die Plumiera, ein heilig gehaltener Baum, der gewöhnlich durch eine steinerne Einfriedigung beehrt wird. Daneben fand ich einen unscheinbaren Baum, der braune Blüthentrauben und grüne, Gurken ähnliche Früchte dicht am Stamme trug. Ich biß hinein und fand konzentrirte Säure. Es war der Bilimbing.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenartige Beleuchtung, streifig, aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, roth und blau blühenden Glockenblumen umgiebt die reinlichen Wohnungen, welche, nach holländischem alterthümlichen Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Kolombo einfassen, ohne einen besondern Namen zu führen. Alte holländische Inschriften finden sich überall an halbverwitterten, mit grünem Moose überzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Effekt des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dieses Strauchwerk den Boden, um so niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krabben laufen über die Steine hin, und verfolgt verkriechen sie sich mit eiligen Seitensprüngen unter die dicken Ranken der schönen rothblühenden Geißfußwinde. Die Ananas und der Pandang gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft. Welche Lust, sich hier niederzusetzen und die prachtvollen Gruppen von Brodfrucht-, Mango- und Palmbäumen zu zeichnen! Oder soll ich erst meine Kapsel mit den prächtigen Liliengewächsen und Schlingpflanzen füllen,

oder den drei Fuß langen Eidechsen auf dem schwarzbemoosten Felsboden nachstellen, den schwarzen Teufel von Skorpion unter dem Stein hervorholen, oder lieber diese handbreiten, schwarzgeflügelten, buntäugigen Schmetterlinge fangen?

Ich verfolgte einen kleinen Bach in seinem Laufe, einen Hügel hinansteigend, den wir am Morgen hatten links liegen lassen. Ein rothgelber, mit härteren rothen Brocken vermischter Thon, wahrscheinlich aus Verwitterung entstanden, bildete den Boden rings umher. Neugierige Eingeborene gesellten sich bald zu mir, halfen mir Blumen pflücken, als sie meine Absicht merkten, und freuten sich über die gefangenen Schmetterlinge. Einer von ihnen erbot sich sogar, mich über das Wasser zu tragen, als er meine Verlegenheit sah, auf zwei dünnen Bambusstäben, die als Brücke dienten, das Gleichgewicht zu erhalten. Obwohl unsere Unterhaltung meist auf Zeichen beschränkt war, so bemerkte ich doch, daß sie „bondey“ riefen, um etwas Gutes, Wohlriechendes oder Wohlschmeckendes anzudeuten; war die Frucht giftig, oder roch die Blume unangenehm, so hieß es: „nodderkey!“ mit einer abwehrenden Bewegung. Meinen Bemühungen, Insekten zu fangen oder Eidechsen todt zu schlagen, sahen sie mitleidig zu; denn die Bevölkerung ist, die Malabaren-Eindringlinge und die persischen Muhamedaner (Moormen genannt) ausgenommen, sämmtlich buddhistisch.*)

Mit reicher Beute beladen kam ich am Abend gegen Sonnenuntergang nach Haus; es wetterleuchtete stark, und kaum hatte ich unsere luftige Behausung erreicht, so brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Die augenblickliche Ueberschwemmung rund um das Haus machte mir den Nutzen des fünf Fuß hohen Fundaments einleuchtend. Kaum war dieser Tropenguß vorüber und die Dunkelheit der Nacht stärker hereingebrochen, so leuchteten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendkonzert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Zikaden, zehn bis zwölf verschiedene Sorten, Laubfrösche, Gecko's, kleine Eulen u. s. w. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt, quäkt und quiekt, pfeift und prustet und klippert und klappert wie im Mährchen vom „bezauberten Schlosse.“ Es giebt sehr große Zikaden von wunderhübschen Farben; diese sind die Hauptruhestörer; denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfrösche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man sich bald.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Kolombo brachen wir auf zur

*) Die Sekte der Buddhisten ging von Tibet aus. Sie geben einen etwa ums Jahr 1000 v. Chr. lebenden Propheten für den Mensch gewordenen, hohen Gott Buddha, ja sogar alle Nachfolger desselben im hohen Priesterthum ebenfalls für heilige, Gott selbst vorstellende Wesen aus. Ihre chinesisch-japanischen Priester kennen wir unter dem Namen Bonzen, in Hochasien heißen sie Lama's, deren höchstes und heiligst verehrtes Oberhaupt Dalai-Lama heißt.

Elephantenjagd im Innern der Insel. Am zweiten Tage, als wir das Dorf Bobola verlassen hatten, gelangten wir an die Grenze des menschlichen Anbaues. Wir traten nun in einen dichten, massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauer und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterschiedes zwischen diesem und Allem, was wir bisher gesehen hatten. Die mächtigen Baumstämme standen dicht an einander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft drei oder vier der stärksten zusammen, die zum Theil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man blos einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, nämlich den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert, und sie allein ohne Stütze übrig geblieben. Diese riesenhaften Korkzieherbäume setzten mich anfangs in nicht geringes Erstaunen, bis ich ihre Entstehungsart erkannte. Von Blumen sah man hier nicht gar viele; es fehlte an Luft und Licht; desto größer aber und schöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk vier bis fünf Fuß tief losgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu schaffen; oft mußten sie auch über dicke, unverwüstliche Stämme und Blöcke gestürzter Bäume hinwegsetzen. Nur wenn die Abhänge gar zu schroff und das Wurzelwerk gar zu schlüpfrig war, stiegen wir ab und führten die Pferde. Zuweilen kam man auf offene Plätze, mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfaltete sich eine Menge schöner Blüthen, die von Schmetterlingen wimmelten; dann ging es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter knorriger Wurzeln und dunkle Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Thiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß man immer dicht hinter einander reiten mußte, um sich nicht zu verlieren. Sechs lange mühevolle Stunden ritten wir in so angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren. Die Wände dieser Hütten waren von dürren Blättern und Zweigen, ihre Dächer von Palmenblättern und Gras und die Dachrinnen von Baumrinde hergestellt. Vier in die Erde gerammte Pfähle mit sechs bis sieben quer darüber befestigten Stöcken bildeten die Tische; Stühle gab es nicht; dagegen waren die Wände mit weißem Baumwollenzeug behängt, und ein ähnlicher Vorhang bedeckte die Thür. Der Fußboden war etwas in die Erde vertieft und füllte sich bei fortdauerndem Regen mit Wasser. Dies waren die Komforts unsers achttägigen Aufenthalts in Galbocka — so nannte man den Platz.

Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unserm Schlupfwinkel auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir in der Regel schon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingeborenen die Nähe der Elephanten witterten, was sie mit einem besondern Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Halteplatz

blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man schon auf eine halbe englische Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lawine über den Wald hinstürzte. Das verhängnißvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zersprungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elephant in dem Augenblicke ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtliche Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der Ferne, wenn der Augenblick der Gefahr da war.

Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben, weil man bei der Vereinzelung in einem sehr koupirten felsigen Terrain, wo es von Elephanten lebte, größere Gefahr lief, als beim Nachfolgen. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetenton, und vor uns wühlte schon der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem glatten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elephantenschütze, Major Rogers, bei uns war! Er sprang mitten zwischen die Elephanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, ins Ohr, eben so rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn wie umgeblasen; die andern eilten davon, als sie ihre riesigen Gefährten krachend im Gebüsch versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte, wie zwei ferne Kanonenschüsse.

---

2. Die Brahmanenstadt Benares.*)

Benares, im Sanskrit Varnanaschi (von den zwei Flüßchen Varna und Naschi, die hier unter 25° 30′ n. Br. zum Ganges münden), die große und berühmte Brahmanenstadt, wird im Ramajana „Kasi", die glänzende, genannt. Sie ist im weiten Bogen erbaut, dessen Sehne der Ganges bildet, von großem Umfang, der uralte Sitz der Brahmanenschulen, die heiligste Stadt der Hindus. Sie zählte früher 5000 Studenten, und noch heute sollen 8000 Häuser den Priestern gehören, welche von den täglichen Spenden der Reichen und Opfern der Pilger ihren Lebensunterhalt bekommen. Noch immer haben Künste und Wissenschaften der Indier in Benares ihren Hauptsitz.

Der Hauptvorzug und was der Stadt ihren höchsten Werth verleiht, liegt aber für den Hindu in dem Tempel des Visvisha, dem heiligsten Tempel der heiligsten Stadt, dem berühmten Wallfahrtsorte. Zur Zeit der Unterjochung Indiens durch die Muhamedaner soll Visvisha, eine Inkarnation Shivas, in einen Brunnen gesprungen sein, der noch heute im Hinterbau des Tempels die Frommen zur Abwaschung einladet. Kaiser

---

*) Nach Karl Ritter, Erdkunde von Asien, IV.

Aurungzeb, um den Hindus die Ueberlegenheit des Halbmondes recht augenscheinlich zu beweisen, ließ mehrere ihrer Tempel niederreißen und errichtete an ihrer Stelle eine stolze Moschee, deren zwei Minarets 150 Fuß hoch sich erheben. Doch der niedere Tempel des Shiva*) mit seinem Dreizack ward keineswegs von dem glänzenden Halbmond der Moschee verdunkelt, und ward erst recht der heiligste Wallfahrtsort für die indische Welt. Um alle Zeremonien (ähnlich wie in der Kaaba zu Mekka) im allerheiligsten Tempel zu verrichten, braucht der Pilger 15 Tage, dann erlangt er vollkommene Reinigung von seinen Sünden. Man berechnete früher die Zahl der täglich herzuströmenden Pilger auf 10,000, zu den Zeiten der Feste (Mela) ist der Andrang ungeheuer. Die Zahl Derer, welche alltäglich an der heiligen Ganga ihre Andacht verrichten, ist durchschnittlich 50,000. Wenn man mit Sonnenaufgang an den Fluß kommt, sieht man Tausende der Hindu herzueilen; sie steigen ans Ufer des Stromes, wenden sich gegen die Sonne, schöpfen mit der Hand das heilige Wasser und begießen sich drei Mal das Haupt unter leisem Herbeten ihrer Sprüche. Viele Brahmanen sitzen in kleinen Kiosken oder auf Steinblöcken auf den Treppen hart am Strom, um die Gaben der Pilger und Frommen in Empfang zu nehmen und ihnen dafür Absolution ihrer Sünden zu ertheilen.

Von der Flußseite gesehen, gewährt Benares einen herrlichen Anblick; es scheint eine Stadt von lauter Tempeln und Palästen zu sein. Prachtvolle Treppenreihen (Ghauts) führen an den Wasserspiegel; sie sind meist aus Marmorquadern aufgeführt. Tempel, Hallen, Pagoden, Pavillons und Badeplätze wechseln in bunter Reihe und auf den freien Plätzen stehen Palmen und schattige Baumreihen. Die Häuser sind im schönen Stadttheil oft vier- bis sechsstöckig, massiv, mit Veranda's und Balkonen, Freskomalereien und Bildhauerarbeiten geziert. Die indischen Rajas, auch wenn sie ihres Landes verlustig gegangen sind, lassen es sich nicht nehmen, Klöster in Benares anzulegen und auszustatten und Gesandte daselbst zu halten, welche an ihrer Statt die Opfer und Gebete verrichten. Prinzen und reiche Nabobs beeilen sich, noch kurz vor ihrem Tode durch Vermächtnisse zu einem Prachtbau in Benares sich eine gute Stelle im Himmel zu sichern. Alle Ländereien, je näher an der Ganga heiligen Wassern, desto kostbarer sind sie. So ist das Stromufer der bebauteste, bewohnteste, besuchteste Theil des ganzen Landes geworden, und kein System zur Kultur eines Wassergebietes und zur Zivilisirung seiner Anwohner könnte erfunden werden, das erfolgreicher wäre, die Macht an seinen lebendigen Wassern zu konzentriren, als dieses — ohne die Leute zur Flußschifffahrt und zum Wasserleben zu führen, wie davon China ein Gegenstück darbietet.

Die Zahl der Tempel und Moscheen ist sehr groß, man spricht von 1000. Die gelehrten Priesterkollegien mit ihren Schulen bewahren die

---

*) Shiva heißt auch Mahadevo, „großer Gott", und unter seinen vielen bildlichen Darstellungen ist eine, wo die Ganga als kleiner weiblicher Kopf in seinen Locken erscheint.

heimische Literatur, lehren das Brahmanengesetz in Sanskrit und erläutern es, halten sich dabei ängstlich fern von aller Berührung mit den Europäern.

Wie unsere „Messen" recht eigentlich den kirchlichen Messen und den Wallfahrten ihre Entstehung verdanken, so hat das Pilgerwesen auch die Manufakturen und den Handel von Benares blühend gemacht. Es giebt Fabriken in Gold-, Silber-, Wollen- und Baumwollenwaaren; mit Diamanten, selbst mit Gangeswasser, das weit verschickt wird, treibt man lebhaften Handel. Im Monat Februar ist die Hauptmesse.

Das Innere der großen Stadt steht mit dem schönen Gangesviertel in üblem Kontrast; da sind die Straßen so eng, daß ein Palankin sich kaum durch die wogende Menge Platz machen kann. Die niedrigen Häuser sind oft bloße Erdhütten, mit Rohr oder Palmenblättern gedeckt; an Staub und Schmutz ist überall kein Mangel. Dazu die Menge von Bettlern, Aussätzigen, Lahmen, Blinden, Krüppeln, schamlosen Betrügern und Glücksrittern! Auch die weißen geheiligten Stiere rennen oft durch die Straßen, und Alles weicht ihnen ehrerbietig aus! Sie gehen frei im Tempel umher und naschen von dem geopferten Reis oder Blumenkranze. In der Vorstadt Durgakund hausen auf großen Mangobäumen auch heilige Affen, die ganz zahm sind und den Besuchern entgegenspringen in Erwartung, Näschereien zu empfangen.

Die Europäer bewohnen die Vorstadt Sikri; sie reiten gern auf Elephanten in die Stadt, da diese sich im Gedränge am leichtesten Bahn brechen. Man schätzt die Zahl sämmtlicher Häuser auf 40- bis 50,000, die der Einwohner auf 400- bis 500,000, doch wird eine Volkszählung durch die Vorurtheile der Hindu sehr erschwert.

Im Jahr 1775 kam Benares in die Hände der Engländer und ist nun Sitz ihrer Provinzialbehörde.

---

3. Eine Sutti an der Nerbudda.*)

Die Sandsteinberge Mahadoe's, welche in der Sathpurkette den Nerbuddastrom überragen, erheben sich 4000—5000 Fuß über die Meeresfläche, und in einem der höchsten Striche wurde früher, und wird vielleicht noch jetzt ein Markt gehalten, zum Vergnügen Derjenigen, welche die Selbstaufopferung einiger jungen Leute sehen wollen, die sich opfern, um ein Gelübde ihrer Mutter zu erfüllen. Wenn eine Mutter ohne Kinder ist, bringt sie allen Göttern Opfer, vornehmlich denjenigen, von welchen sie glaubt, daß sie ihr Hilfe leisten werden, und verspricht noch größere Opfer

*) Nach St. Col. Sleeman's „Rambles and recollections of an Indian official."

hinzuzufügen, im Fall ihre Bitte gewährt würde. Wenn geringere Opfer nichts helfen wollen, verspricht sie den ersten Sohn, den sie erhalten würde, dem Gott der Zerstörung, Mahadoe, opfern zu wollen. Wird sie nun wirklich mit einem Sohne erfreut, so verschweigt sie diesem ihr gethanes Gelübde, bis er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat; dann aber theilt sie ihm solches mit und gebietet ihm, es zu erfüllen. Er hält es für Pflicht, Gehorsam zu leisten, und von nun an betrachtet er sich als dem Gotte geweiht. Ohne einer lebenden Seele ein Wort von dem mitzutheilen, was ihm die Mutter gesagt hatte, zieht er ein Pilgerkleid an, besucht alle berühmten, dem Mahadoe in verschiedenen Theilen Indiens geweihten Tempel, und an dem Jahrmarkte, der auf dem Mahadoebergen abgehalten wird, stürzt er sich von einer 4000—5000 Fuß hohen Felsenwand herab.

Die englischen Beamten haben schon viel am Hofe von Nagpoor aufgeboten, um der Sitte zu steuern. Doch ist es ihnen nur theilweise gelungen. Dieser Zug von Selbstaufopferung liegt tief im indischen Volksgemüthe, und am entschiedensten tritt er bei den Frauen hervor. Ein Augenzeuge erzählt folgende charakteristische, die Eigenthümlichkeit der Hindusitten treffend schildernde Geschichte.

Wir machten eines Abends einen Ausflug nach Gopalpur, einem kleinen Dorfe am Ufer der Nerbudda. Hier sind mehrere sehr hübsche Tempel, meistens zum Andenken von Wittwen, die sich mit den Ueberresten ihrer Ehemänner verbrannt haben, und zwar auf der Stelle, wo sie sich den Flammen überlieferten. Ein solcher Tempel hat sich erst ganz kürzlich über der Asche einer der merkwürdigsten alten Frauen, die ich je gesehen, und welche sich in meiner Gegenwart im Jahre 1829 verbrannte, erhoben. Ich verhinderte die Errichtung eines Tempels, aber während meiner Abwesenheit kam er dennoch zu Stande. Da Sutti's gegenwärtig im englischen Gebiet verboten sind, und Europäer überhaupt selten Gelegenheit haben, solche zu sehen, so will ich die nähern Umstände hier anführen, und der Leser kann sich auf die Wahrheit der Erzählung völlig verlassen.

Am 29. November 1829 mischte diese alte, damals 65jährige Frau ihre Asche mit der ihres vier Tage zuvor allein verbrannten Mannes. Als ich im Jahre 1828 die Zivilverwaltung des Distrikts Dschebbelpur übernahm, hatte ich strengen Befehl gegeben, daß Niemand der Selbstverbrennung einer Wittwe Vorschub leisten solle; selbst das Herbeitragen von Holz solle als solcher Beistand angesehen werden. Am 24. November 1829 wandten sich die Oberhäupter der angesehensten und verbreitetsten Braminenfamilien des Distrikts mit der Bitte an mich, dieser alten Wittwe zu gestatten, sich mit den Ueberresten ihres Gemahls Omed Sing Opaddia, der diesen Morgen an den Ufern der Nerbudda gestorben sei, zu verbrennen. Ich drohte meinen Befehl in Ausführung zu bringen und Jeden, der Beistand leisten würde, streng zu bestrafen; zu dem Ende stellte ich eine Polizeiwache in der Nähe auf, die alte Frau blieb aber, ohne zu essen und zu trinken, am Rande des Wassers sitzen. Am nächsten Tage wurde

die Leiche ihres Gemahls in einer kleinen, nur etwa 8 Quadratfuß weiten und 3—4 Fuß tiefen Grube in Anwesenheit von mehreren Tausend Zuschauern, welche die Sutti hatten sehen wollen, verbrannt. Alle Fremden zerstreuten sich vor Abend, da keine Aussicht vorhanden schien, daß ich dem dringenden Begehren ihrer Anverwandten nachgeben würde, die keine Speise zu sich zu nehmen wagten, als bis die Wittwe sich verbrannt oder bereit erklärt hatte, mit ihnen nach Hause zurückzukehren. Ihre Söhne, Enkel und einige andere Anverwandte blieben bei ihr, während die übrigen mein Haus umringten, um in mich zu bringen, daß sie sich verbrennen dürfe. Sie widerstand allen Bitten, verweigerte alle Nahrung und blieb auf dem nackten Fels im Bette der Nerbudda sitzen, der sengenden Sonnenhitze bei Tag und der strengen Kälte der Nacht ausgesetzt, nur mit einem dünnen Stück Zeug über die Schulter. Am Tage nach der Beerdigung setzte sie, um alle Hoffnung, daß man sie von ihrem Vorhaben abbringen werde, abzuschneiden, die Dhadscha oder den groben rothen Turban auf und brach ihre Armbänder in Stücke, wodurch sie gesetzlich todt und für immer von ihrer Kaste ausgeschlossen wurde. Hätte sie jetzt noch das Leben erwählen wollen, so konnte sie nie mehr zu ihrer Familie zurückkehren. Ihre Kinder und Enkel waren noch immer bei ihr, aber alle Bitten waren umsonst, und ich überzeugte mich, daß sie sich zu Tode hungern würde, wenn ich nicht gestattete, daß sie sich verbrenne; dadurch wäre die Familie beschimpft, ihre Qual vermehrt worden, und ich selbst hätte mich der Beschuldigung ausgesetzt, meine Gewalt muthwillig gemißbraucht zu haben, denn noch hatte die Regierung nicht formell das Verbrennen der Wittwen verboten.

Am vierten Tage nach dem Tode des Mannes ritt ich Morgens zur Stelle und fand die arme alte Frau dasitzen, mit dem Dhadscha auf dem Kopf, eine Kupferplatte mit ungekochtem Reis und Blumen vor sich und eine Kokosnuß in jeder Hand. Sie sprach sehr gesammelt und sagte mir, sie sei entschlossen, ihre Asche mit der ihres verstorbenen Gemahls zu mischen, und würde geduldig meine Erlaubniß dazu abwarten, überzeugt, Gott werde ihr Kraft geben, das Leben aufrecht zu erhalten, bis diese Erlaubniß erfolgt, obgleich sie nicht essen und nicht trinken werde. Sie blickte nach der Sonne, die eben über der Nerbudda aufging, und sagte ruhig: „Meine Seele war fünf Tage lang bei der meines Gatten in der Nähe dieser Sonne, nur meine irdische Hülle ist noch übrig, und ich weiß, Du wirst bald gestatten, daß sie sich mit seiner Asche in jener Grube vermische, weil es nicht in Deinem Wesen und Deinem Brauche ist, die Qual einer armen alten Frau muthwillig zu verlängern.“ — „Gewiß nicht,“ entgegnete ich, „mein Zweck und meine Pflicht ist es, zu retten und zu erhalten, und ich komme, Dich von dieser thörichten Absicht abzubringen, Dich zu bitten, daß Du lebest und Deine Familie vor der Schmach bewahrest, als Mörderin angesehen zu werden.“ — „Ich fürchte nicht, daß man sie je dafür halten wird; sie haben, wie gute Kinder, alles Mögliche gethan, um mich zu bewegen, unter ihnen zu leben, und hätte ich eingewilligt, so wür-

den sie mich geliebt und geehrt haben. Ich übergebe sie alle Deiner Obhut und gehe zu meinem Gatten Omed Sing Opaddia, mit dessen Asche die meinige schon dreimal auf dem Scheiterhaufen sich vermischte."*)

Dies war das erste Mal in ihrem langen Leben, daß sie den Namen ihres Gatten nannte, denn in Indien spricht keine Frau, weder hoch noch niedrig, je den Namen ihres Gatten aus, und es ist oft lustig, ihre Verlegenheit zu sehen, wenn ein Europäer sie darum fragt; sie sehen sich rechts und links um nach Jemandem, der sie aus der Verlegenheit ziehe, weil sie weder gegen den Frager, noch gegen den abwesenden Ehemann Mißachtung zeigen wollen. Sie wissen, daß wenige Europäer die ihnen in dieser Beziehung obliegenden Pflichten kennen, und wenn Frauen in Gerichtshöfe oder an andere Orte hingehen, wo sie leicht nach dem Namen ihres Mannes gefragt werden können, nehmen sie gewöhnlich eines ihrer Kinder oder sonst einen Verwandten mit, der die Worte für sie ausspreche. Als die alte Dame ihren Mann nannte, was sie mit starkem Nachdruck und in überlegter Weise that, waren alle Anwesenden überzeugt, daß sie entschlossen sei, zu sterben. „Ich habe," sagte sie, „die Güte der Regierung in reichem Maße erfahren, da ich mit meiner ganzen großen Familie in Wohlstand und Gemächlichkeit auf unsern abgabenfreien Ländereien lebte, und ich bin gewiß, daß man meine Kinder nicht Hunger leiden lassen wird; mit ihnen aber habe ich es nicht mehr zu thun, mein Verkehr und meine Gemeinschaft mit ihnen sind zu Ende. Meine Seele (prau) ist bei Omed Sing Opaddia, und meine Asche muß sich hier mit der seinigen mischen." Dann blickte sie wieder nach der Sonne und sagte mit einem Ton und einer Miene, die mich ungemein ergriffen: „Ich sehe sie beide unter dem bräutlichen Baldachin." Ich bin überzeugt, daß sie in diesem Augenblick wirklich glaubte, sie sehe ihren Geist und den ihres Gatten unter dem bräutlichen Baldachin im Paradiese.

Ich versuchte, auf ihren Stolz und auf ihre Furcht einzuwirken, und sagte ihr, die Regierung würde wahrscheinlich die abgabenfreien Güter, von denen ihre Familie so lange gelebt habe, einziehen als ein Zeichen ihres Mißfallens darüber, daß die Kinder sie nicht von der Vollziehung des Opfers abgebracht hätten; die Tempel über der Asche ihrer Voraltern würden dem Erdboden gleich gemacht werden, damit sie nicht in Zukunft andere zu ähnlichen Opferungen verleiteten, und endlich würde nicht ein einziger Stein den Platz bezeichnen, wo sie sterbe, im Fall sie auf ihrem Entschluß beharre. Wolle sie aber am Leben bleiben, so solle eine glänzende Wohnung für sie unter diesen Tempeln gebaut, eine schöne Summe solle zu ihrem Unterhalt aus den abgabenfreien Ländereien ausgeschieden werden, ihre Kinder sollten täglich kommen und sie besuchen, und ich würde häufig Dasselbe thun. Sie lächelte, streckte den Arm aus und sagte: „Mein Puls hat lange aufgehört zu schlagen, mein Geist ist entwichen, und ich

*) Dies bezieht sich auf die Seelenwanderung, wie man später sehen wird.

habe nichts mehr übrig, als ein wenig Erde, das ich mit der Asche meines Gatten zu vermischen wünsche; ich werde bei dem Verbrennen nicht leiden, und wenn Du einen Beweis willst, so laß Feuer bringen, und ich will diesen Arm verzehren lassen, ohne daß es mir Schmerz verursacht.“ Ich wollte ihren Puls nicht fühlen, aber einige meiner Leute thaten es, und erklärten, er sei in der That ganz unbemerklich geworden. Um diese Zeit glaubten alle Anwesenden, es sei durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie noch Schmerz empfinden werde, und ihr Ende bestätigte sie auch in dieser Ansicht. Ueberzeugt, daß alle Versuche, ihr Leben zu retten, fruchtlos sein würden, schickte ich endlich nach den vornehmsten Mitgliedern ihrer Familie, und willigte ein, daß sie sich verbrennen dürfe, wenn sie sich dagegen verpflichteten, daß kein Mitglied ihrer Familie je wieder Dasselbe thue. Hierein willigten sie; gegen Mittag waren die Urkunden gefertigt, und ich ließ es nun der alten Frau anzeigen, welche sich darüber sehr erfreut und dankbar zeigte. Vor 3 Uhr waren die Zeremonieen des Badens vorüber und inzwischen das nöthige Holz und andere brennbare Stoffe, um ein starkes Feuer zu machen, gesammelt worden. Nach dem Bade verlangte sie ein Betelblatt und aß es; dann stand sie auf, und den einen Arm auf die Schulter ihres ältesten Sohnes, den andern auf die ihres Neffen gestützt näherte sie sich dem Feuer. Ich hatte Wachen umher aufgestellt, und Niemand durfte sich auf fünf Schritte nähern. Als sie sich erhob, wurde der Holzstoß angezündet und stand alsbald in lichten Flammen. Die Entfernung betrug etwa 200 Schritte; sie kam mit ruhigem, freudevollem Gesicht herbei, hielt einmal an, schaute aufwärts und sagte: „Warum haben sie mich fünf Tage von Dir, mein Gatte, entfernt gehalten?“ Als sie an die Wachen kam, blieben ihre Begleiter stehen, sie schritt einmal um die Grube her, hielt einen Augenblick inne, und während sie ein Gebet murmelte, warf sie einige Blumen ins Feuer. Dann schritt sie ruhig und standhaft bis an den Rand, trat mitten in die Flamme, setzte sich nieder und lehnte sich zurück, als ruhte sie auf einem Lager aus; ohne einen Schrei zu thun oder ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben, ward sie vom Feuer verzehrt. Einige Musikinstrumente spielten wie gewöhnlich, als sie sich dem Feuer näherte, nicht wie man gemeinhin glaubt, um ihr Geschrei zu ersticken, sondern um zu verhüten, daß die letzten Worte des Opfers gehört würden, denn diese gelten für prophetisch und können eine Quelle von Unruhe und Streit für die Lebenden werden.

Man hatte nicht geglaubt, daß ich nachgeben würde, und nur wenige Leute hatten sich versammelt, um dem Opfer beizuwohnen, so daß wenig oder nichts in den äußern Umständen lag, das sie zu einer außerordentlichen Anstrengung hätte reizen können, und ich bin überzeugt, daß nur der Wunsch, in der nächsten Welt wieder mit ihrem Gatten vereinigt zu werden, und die sichere Zuversicht, daß dem so sein werde, wenn sie sich selbst verbrenne, sie aufrecht erhielt. Von dem Morgen des Tages, wo er starb (Dienstag), bis Mittwoch Abends aß sie Betelblätter, aber sonst nichts

Anderes, und von Mittwoch Abend an hörte sie ganz auf zu essen, von Dienstag an hatte sie kein Wasser mehr getrunken. Sie trat in das Feuer mit demselben Tuch angethan, das sie im Bett des Flusses getragen hatte, aber es war genetzt worden in der Ansicht, daß selbst der Schatten von etwas Unreinem, der beim Gang nach dem Scheiterhaufen auf sie falle, das Weib verunreinige, wenn nicht das im heiligen Strom genetzte Kleidungsstück entgegenwirke. Ich muß der Familie die Gerechtigkeit erzeigen, daß sie Alles that, um die Wittwe von ihrem Vorhaben abzubringen, und wäre sie am Leben geblieben, sie wäre geliebt und geehrt worden als das erste weibliche Glied der Familie, denn bei keinem Volke auf der Erde werden Eltern so geehrt und geliebt und finden solchen Gehorsam, wie bei den Hindus: die Großmutter wird immer noch mehr geehrt, als die Mutter. Keiner Königin auf dem Thron können sich ihre Unterthanen mit mehr Ehrfurcht nähern, als alle Glieder der Familie dieser alten Frau, während sie dasaß auf dem nackten Fels im Bette des Flusses, nur mit einem rothen Fetzen um den Kopf und einem einfachen weißen Zeug um die Schultern. Allerdings fühlt sich eine Familie, in der eine Wittwe sich verbrennt, durch dieses Opfer sehr in ihrer eigenen und in der Achtung der Welt gehoben. Die Schwester des Radschah von Rewa war eine von den vier oder fünf Frauen, die sich mit den Ueberresten des Radschah von Udipur verbrannten, und ihr Bruder erinnerte sich in seinem ganzen Leben an nichts mit so viel Stolz und Freude, besonders da der Radschah von Udipur das Haupt der Radschputenstämme ist.

Ich fragte die alte Frau, wann sie sich zuerst entschlossen hätte, eine Sutti zu werden, und sie sagte mir: etwa vor 13 Jahren, als sie in der Nerbudda mit vielen anderen Frauen in der Familie badete, habe der Entschluß sich in ihrem Sinne festgesetzt, als sie die glänzenden Tempel am Ufer des Flusses sah, welche sich über der Asche ihrer Verwandten erhoben, die zu verschiedenen Zeiten Sutti's geworden waren. Es waren hübsche Gebäude, die mit großen Kosten aufgeführt und in gutem Stand erhalten wurden. Sie sagte mir, daß sie ihren Entschluß niemals irgend Jemandem mitgetheilt, noch auch je eine Sylbe darüber gesprochen habe, bis sie „suth! suth! suth!“ ausrief, als ihr Gatte mit dem Kopfe in ihrem Schooße verschied am Ufer der Nerbudda, wohin er sich, als alle Hoffnung auf Wiedergenesung verschwunden war, hatte bringen lassen.

Nachstehende Unterredung fand eines Morgens zwischen mir und einem Eingebornen von Dschebbelpur statt, bald nachdem die Sutti's von der Regierung verboten waren. „Welches sind die Kasten, bei denen es den Frauen nicht gestattet ist, nach dem Tode ihrer Ehemänner wieder zu heirathen?“

„Es sind die Braminen, Radschputen, Banias (Kaufleute) und Kaits (Schreiber).‘

„Warum gestattet man ihnen denn aber nicht, sich wieder zu verhei-

rathen, jetzt, wo man ihnen nicht mehr erlaubt, sich mit den Leichen ihrer Ehemänner zu verbrennen?"

„Da sie wissen, daß sie sich mit keinem zweiten Mann verbinden können, ohne ihre Kaste zu verlieren, so trägt dies wesentlich dazu bei, ihre Treue gegen den erstern zu sichern. Uebrigens wenn man allen Wittwen erlauben wollte, sich wieder zu verheirathen, welcher Unterschied bliebe dann noch zwischen uns und Leuten niederer Kaste? Wir würden bald zu den niedrigsten herabsinken."

„Und so wollt Ihr Eure Kaste aufrecht erhalten auf Kosten Eurer armen Wittwen?"

„Nein, sie sind selbst so stolz auf die Auszeichnung, wie ihre Männer."

„Und glaubt Ihr, daß sie die gute alte Sitte, sich selbst zu verbrennen, wieder hergestellt sehen möchten?"

„Einige darunter gewiß."

„Warum?"

„Weil sie im Paradies mit ihren Ehemännern wieder vereint werden und glücklich sind, frei von allen Bedrängnissen des Lebens."

„Aber Ihr solltet sie als Wittwen von allen Bedrängnissen frei halten."

„Wenn sie sich gut betragen, sind sie die geehrtesten Mitglieder der Familie ihres verstorbenen Mannes; nichts geschieht in solchen Familien, ohne sie um Rath zu fragen, weil Alle darauf stolz sind, daß das Andenken ihrer verstorbenen Söhne, Brüder und Väter so von ihren Wittwen geehrt werde. Aber Weiber fühlen, daß sie schwach sind, und würden oft lieber auf einmal sich verbrennen, als ihr ganzes Leben lang der Versuchung und dem Verdachte ausgesetzt sein."

„Und warum verbrennen sich die Männer nicht, um sich die Bedrängnisse des Lebens zu ersparen?"

„Weil sie nicht vom Himmel berufen sind, wie die Weiber."

„Und Ihr glaubt wirklich, daß die Weiber von Gott berufen sind, sich zu verbrennen?"

„Allerdings; wir Alle glauben, daß sie von Gott berufen und unterstützt werden, und daß zarte Wesen, wie die Frauen, sonst nicht freiwillig solche Qualen erdulden könnten, — sie werden von einer übernatürlichen Stärke beseelt. Als Dhuli Sukal, der Vater des Bankiers von Sehora, starb, erklärte die Frau eines Lodhi, eines Landbauers aus dem Distrikt, sie sei schon sechsmal mit ihm eine Sutti gewesen, und sie wolle jetzt zum siebenten Male mit ihm ins Paradies gehen. Nichts konnte sie davon abbringen, sich mit ihm zu verbrennen; sie war zwischen 50 und 60 Jahre alt und hatte Enkel; ihre ganze Familie suchte ihr die Sache auszureden, es müsse ein Irrthum sein, aber Alles umsonst. Sie wurde eine Sutti und verbrannte sich einen Tag nach der Bestattung des Bankiers."

„Suchte Dhuli Sukal's Familie, welche Braminen waren, sie davon abzubringen, weil sie eine Lodhi, eine sehr niedrige Kaste, war?"

„Allerdings, aber sie erklärte, bei Gott sei Alles möglich, und man glaubte allgemein, dies sei ein Ruf vom Himmel."

„Und was wurde aus der Wittwe des Bankiers?"

„Diese sagte, sie fühle keinen göttlichen Beruf, sich zu verbrennen. Dies geschah vor 20 Jahren, der Bankier war damals 30 Jahre alt."

„So hat er also im Paradies eine ziemlich alte Frau gehabt?"

„Keineswegs; wenn sie durch die irdischen Flammen gegangen sind, werden beide jung im Paradiese."

„Ihr seid ein Radschpute?"

„Ja."

„Tödten Radschputen jetzt noch in diesem Theile Indiens ihre weiblichen Kinder?"

„Nein; dieser Gebrauch hat in diesen Gegenden allenthalben aufgehört und kommt auch in Bundelkund ab, wo die Radschahs auf Verlangen der englischen Regierung ihren Unterthanen den Kindermord verboten haben. Man sieht jetzt Mädchen in den Dörfern spielen, wo man sonst kein Mädchengesicht sah und keine Mädchenstimme hörte."

„Doch murren noch Diejenigen, welche Mädchen haben, und sagen, die Regierung, welche für ihre Unterhaltung sorgte, solle nun auch für ihre Verheirathung sorgen, nicht wahr?"

„Anfangs murrten sie allerdings ein wenig, aber wie die Kinder heranwuchsen und ihnen lieb wurden, dachten sie nicht mehr daran."

Gurtscharu Baban, der Vorstand des Kollegiums zu Dschebbelpur, kam bald nach dieser Unterredung eines Vormittags zu mir; er war im Kalkuttakollegium erzogen worden und spricht und schreibt englisch vortrefflich, ist in englischer Literatur ziemlich gut belesen und ganz entschieden ein denkender Mann. Nachdem die Sache, weshalb er zu mir gekommen, besprochen war, erzählte ich ihm die Geschichte von der Verbrennung der Lodhifrau mit dem braminischen Bankier zu Sehora und fragte ihn, was er davon halte. Seine Antwort lautete dahin: „Aller Wahrscheinlichkeit nach sei die Frau in einem frühern Leben die Gattin eines Braminen gewesen; von einer solchen Versetzung sei in seiner eigenen Familie ein merkwürdiger Fall vorgekommen. Sein Urgroßvater hatte drei Frauen, welche sich alle drei mit der Leiche verbrannten. Während dies vorging, kam eine große Schlange herbei, stieg den Scheiterhaufen hinan und ward mit verbrannt; bald nachher kam eine zweite und that dasselbe. Die ganze anwesende Menge war überzeugt, daß diese Schlangen die Frauen seines Urgroßvaters in einem frühern Leben gewesen seien und nach diesem Opfer wiederum werden würden. Als die Suradh oder Leichenzeremonien nach dem vorgeschriebenen Zeitverlaufe stattfanden, wurden die Opfergaben und Gebete regelmäßig für sechs Seelen statt für vier dargebracht, und noch heutigen Tages glaubt jedes Mitglied seiner Familie, so wie jeder Hindu, der die Geschichte hört, daß diese beiden Schlangen ein volles Recht hätten, unter seine Ahnen gezählt und in allen Suradh mitgenannt zu werden."

Einige Tage nach dieser Unterredung mit dem Vorstand des Kollegiums von Dschebbelpur hatte ich einen Besuch von Bhali Sukal, dem jetzigen Haupt der Bankierfamilie von Sehora, und dem jüngsten Bruder des Braminen, mit dessen Asche die Lodhifrau sich verbrannt hatte. Ich bat ihn, mir Alles zu erzählen, was er sich von dieser eigenthümlichen Sutti erinnere, und er that dies, wie folgt: „Als mein ältester Bruder, der Vater des verstorbenen Dhuli Sukal, der so lange Zeit Steuereinnehmer in diesem Distrikt war, vor etwa 20 Jahren zu Sehora starb, erklärte eine Lodhifrau, welche eine Stunde davon in dem unserer Familie seit mehreren Generationen gehörigen Dorfe Khittoli wohnte, daß sie sich mit ihm auf dem Scheiterhaufen verbrennen wolle; sie sei schon dreimal im frühern Leben seine Gattin gewesen, habe sich bereits dreimal mit ihm verbrannt und müsse sich noch einmal mit ihm verbrennen. Sie war etwa 60 Jahre alt, und ihr eben so alter Ehemann lebte noch. Wir waren Alle erstaunt, als sie mit dieser Geschichte auftrat; es müßte dies ein Irrthum sein, da er ein Bramine und sie eine Lodhi sei. Aber sie ließ sich die Sache durchaus nicht ausreden und erklärte, in ihrem letzten Leben habe sie mit meinem Bruder in der heiligen Stadt Benares gewohnt und eines Tages einem heiligen Mann, der sie um ein Almosen bat, aus Versehen Salz statt Zucker zu seiner Nahrung gereicht. In Folge dessen habe er ihr erklärt, sie solle in ihrem nächsten Leben von ihrem Gatten geschieden werden und von geringerer Kaste sein; wenn sie aber in diesem Zustande ihre Pflicht thue, so werde sie im darauf folgenden Leben wieder mit ihm vereinigt werden. Wir sagten ihr, alles Dies müsse ein Traum sein, und die Wittwe meines Bruders bestand darauf, wenn man ihr nicht gestatte, sich zu verbrennen, so solle man auch der andern nicht erlauben, ihre Stelle einzunehmen. Wir hinderten die Wittwe an der Besteigung des Scheiterhaufens, und sie starb in einem hohen Alter erst vor zwei Jahren zu Sehora. Meines Bruders Leiche ward an diesem letzteren Orte verbrannt, die arme Lodhifrau kam und stahl eine Hand voll von der Asche, die sie in ihrem Kleide barg und mit sich nach Khittoli nahm. Hier bewog sie ihren Mann und seinen Bruder, ihr in der Rückkehr zu ihrem frühern Gatten und ihrer früheren Kaste beizustehen. Keine Seele wollte ihnen helfen, da wir den damaligen eingebornen Fürsten dahin gebracht hatten, die Sache zu verbieten; aber die drei Leute trugen den Scheiterhaufen auf ihren eigenen Köpfen zusammen, sie setzte sich darauf mit der Asche an ihrer Brust, ihr Mann und ihr Bruder setzten den Holzstoß in Brand, und sie ward von den Flammen verzehrt."

„Und was ist jetzt nach Verlauf von 20 Jahren Eure Meinung?"

„Daß sie wirklich die Frau meines Bruders gewesen war; denn am Scheiterhaufen prophezeite sie, daß mein Neffe werden würde, was mein Großvater gewesen war, ein angesehener Diener der Regierung; wie Ihr wißt, wurde er es auch bald nachher."

„Und was glaubte Euer Vater?"

„Er war so überzeugt, daß sie die Gattin seines ältesten Sohnes in einem frühern Leben gewesen sei, daß er alle Kosten der Leichenzeremonie bestritt und sie alle mit gleicher Pracht, wie bei jedem andern Glied der Familie, beobachten ließ. Ihr Grab ist noch zu Khittoli zu sehen und das meines Bruders zu Sehora."

Ich ging kurze Zeit darauf mit Bhali Sukal selbst zu diesen Gräbern und fand, daß die gesammte Bevölkerung von Sehora und Khittoli wirklich glaubte, die alte Lodhifrau sei seines Bruders Gattin in einem frühern Leben gewesen und habe sich jetzt als seine Wittwe zum vierten Male mit ihm verbrannt.

---

4. Charakter und Lebensweise der Hindus.*)

Schon das Aeußere dieses indischen Stammes ist jetzt wie vor 1000 Jahren von allen übrigen Asiaten entschieden ausgezeichnet und verschieden. Der Hindu ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Seine ganze Körperform ist wohlgestaltet, ja schön, aber mehr zierlich, schlank und geschmeidig, als stark und muskulös. Unter den höheren Kasten befinden sich vorzüglich ansehnliche, schön gebaute Männer Ihre Hände sind von besonderer Zartheit, und man kann sie nur mit den schönsten Händen unserer Damen vergleichen. Daher wäre auch das Degengefäß ihrer Schwerter für unsere Kriegsmänner viel zu klein.

Von ganz vorzüglicher Schönheit bildete die Natur das andere Geschlecht, und ein Bildhauer brauchte hier nicht lange zu suchen, um das Muster zu einer Mediceischen Venus zu finden. Besonders schön gebildet ist der Busen, und man wendet Alles an, um ihm diese reizende Form zu erhalten.

Auch der Schritt und Ausdruck des Gesichts ist bei den Hindus ausgezeichnet. Ein schönes Oval zeichnet sie merklich von den benachbarten Mongolen und allen andern asiatischen Völkerschaften aus. Die Nase ist erhaben und fein, nähert sich der Adlernase und ist nie verflacht oder breit gedrückt wie bei jenen Völkern. Eben so wenig findet man bei ihnen dicke, widrig aufgeworfene Lippen, wenn sie gleich voller sind als beim Europäer. Das dunkle Auge ist schön, aber mehr matt und schmachtend, als feurig. Das lange Haupthaar ist fein und glänzend schwarz.

Die Farbe ist bräunlichgelb, spielt aber oftmals ins Olivenfarbene; dabei ist die Haut von ausnehmender Sanftheit und seltenem Glanze.

So schön und ausgezeichnet der Hindu auch wirklich ist, so darf man doch nicht übersehen, daß sich die genannten Vorzüge nur auf die höheren Volksklassen (Kasten) beschränken. Wie sollten auch die der heißen Sonne

---

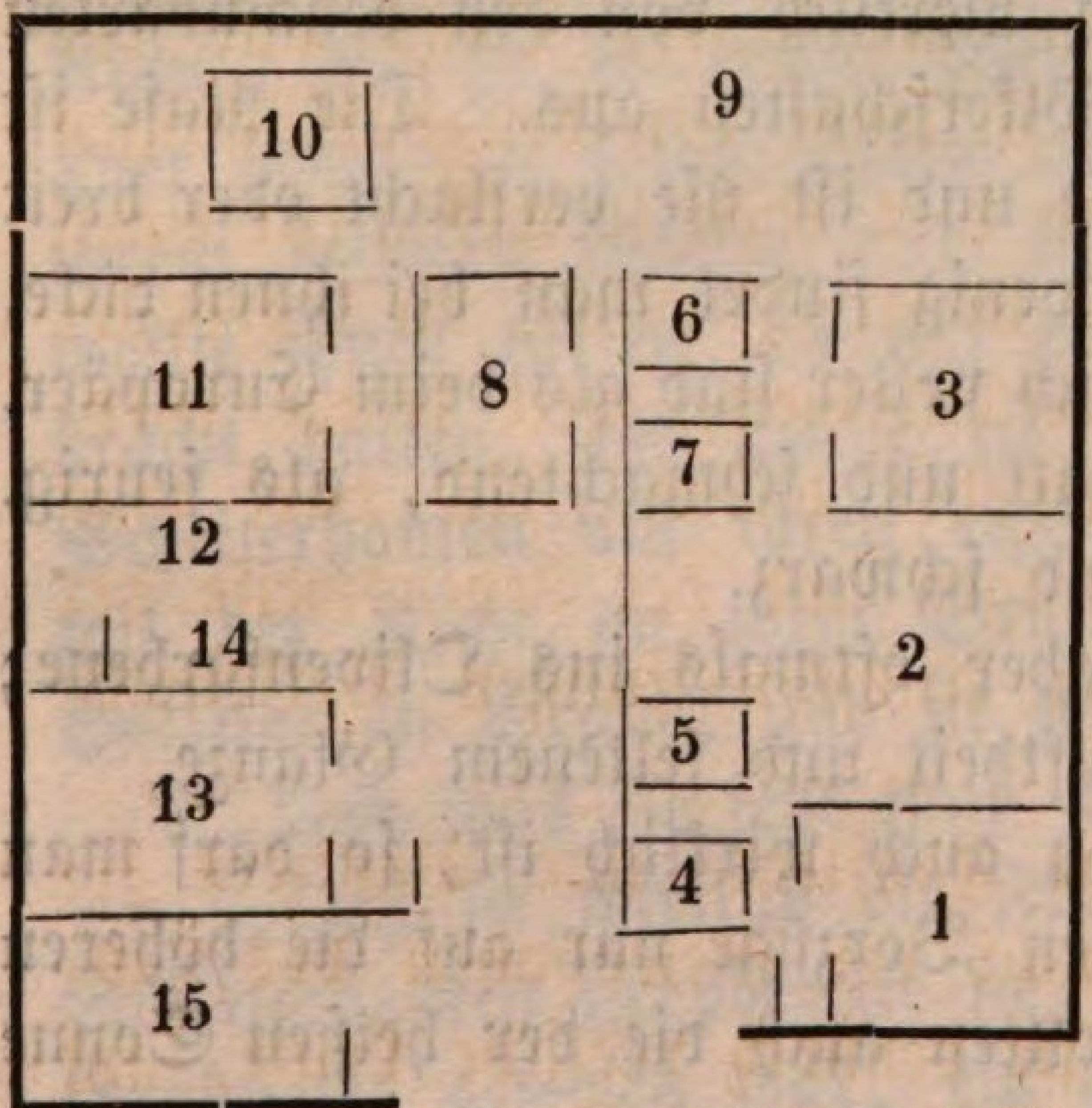
*) Vergl. Zimmermann's „Taschenbuch der Reisen," 12. Jahrgang.

stets ausgesetzten Geringeren — bei spärlicher Bedeckung, bei härterer Arbeit und steter Anstrengung, und bei schlechter Kost — nicht die Einwirkung dieser Einflüsse, die überall Gestalt und Farbe verändern, fühlen?

Die oberste Kaste der Braminen, welche sich ganz rein und unvermischt erhalten haben, enthält die hellsten Menschen; sie sind alle von einem hellgelben Teint. In der zweiten Kaste, den Tschetris oder Kriegern, giebt es schon mehrere Familien mit dunklerm Kolorit, das jedoch im Uebrigen der schönen Körperbildung keinen Eintrag thut. Am dunkelsten gefärbt und zugleich am häßlichsten ist die unterste Kaste, die der Parias (Pulias). Diese sind fast ganz schwarz, in der Form des Gesichts und der übrigen Körperbildung halb dem Neger, halb dem Mongolen ähnlich, aber noch kleiner und häßlicher, höchst unreinlich und schmutzig. Vielleicht ist dies eine ganz fremde, früher unterjochte Menschenrace, die nun theils durch den langen Druck, theils durch die Verbrechen der Vorväter so sehr herabgekommen ist, daß sie kein Bedenken trägt, sich mit andern Menschenarten zu vermischen, auch oftmals die Religion zu wechseln, was bei allen übrigen Kasten niemals stattfindet.

Von Charakter ist der Hindu ernst, zurückhaltend, nicht übereilt, genau überlegend, bevor er handelt oder ein Versprechen giebt — überhaupt ist bei ihm gewöhnlich die ruhige Vernunft Herr der Leidenschaften. Dabei ist diese Nation selbst gegen das Thier mitleidig und hat in Surate sogar ein Hospital für kranke Thiere errichtet *). Wie sehr sie sich ihrer Mit-

*) Das Hospital verdankt seine Entstehung mehreren gutherzigen Hindu-Kaufleuten, die sich anheischig machten, von ihrem großen Gewinne nicht blos dasselbe zu erbauen, sondern auch fortwährend zu erhalten. Jetzt besteht es hauptsächlich durch eine Taxe, nach der von je 100 Rupien (circa 65 Thlr.) Gewinn eine Ana ($^1/_{16}$ einer Rupie) erlegt werden muß, ferner durch Strafgelder, welche die Braminen auf jede gesagte Unwahrheit gelegt haben. Die Einkünfte betragen gegen 9000 holländ. Gulden; das Oberhaupt der Braminen führt die Oberaufsicht. Das ganze Gebäude nimmt einen Platz von etwa 400 Quadratruthen ein. Ein Reisender zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahm davon einen Grundriß. In Nr. 1 wohnt der Pförtner; in Nr. 2 leben kranke Kameele und Ochsen; in Nr. 3 kranke Affen; in Nr. 4 befand sich eine sehr alte Landschildkröte, $2^1/_2$ Fuß lang und $1^1/_2$ Fuß hoch, ein häßliches Thier, das kaum noch gehen konnte (starb einige Jahre nachher); in Nr. 5 lebten Tauben, und vor dem Taubenhause Hühner und Hähne; in Nr. 6 Kaninchen; Nr. 7 war ein Gitterwerk und Nr. 8 ein Haus von zwei Stockwerken. Auf dem Platze Nr. 9 weideten Ochsen und Pferde. Nr. 10 ist ein Tank oder Wasserbehälter. In Nr. 11 und 12 leben auch kranke Pferde und Ochsen; die tödtlich kranken sind aber in Nr. 13. Nr. 14 ist abermals ein Gitterwerk und Nr. 15 ist endlich das merkwürdige Zimmer für Insekten, Flöhe, Wanzen und Läuse. Es sollen arme Menschen eigens bezahlt werden, um sich von diesen Thieren saugen zu lassen.



bürger im Ganzen annimmt, beweist die Fürsorge für die Reisenden, die überall erbauten Tschoultries der öffentlichen Herbergen und die bei der in diesem Lande so heißen Sonne angelegten Alleen. Nirgends wird einem armen Reisenden so gutmüthig fortgeholfen, als in Hindostan. Der Oberste oder Schulze (Kotwal) eines jeden Dorfes ist verbunden, ihm Reis und Feuerung darzureichen, und ihm nach einem guten Nachtlager im Tschoultrie einen Wegweiser zu geben, der seine Sachen trägt und ihn bis zum nächsten Dorfe führt. Auf diese Weise kann ein Pilger mehrere hundert Meilen hindurch, ohne Sorge um seine Nahrung und Wohnung, ruhig fortreisen. Auch die Europäer haben sich der Mildthätigkeit und Höflichkeit der Hindus mannigfach zu erfreuen gehabt, obschon letztere die Fremden nicht lieben, und wegen des Betragens derselben und der Gewaltthätigkeiten, die sie von ihnen zu erdulden hatten, nicht lieben konnten. Der Hindu läßt alsbald seinen Haß und seine Verachtung fahren, sobald er den Einzelnen als einen guten, rechtlichen Mann kennen lernt, der sein, des Hindu, Wesen ehrt und achtet.

Die Gutherzigkeit und Milde des Hindu artet oftmals in wirkliche Schwachheit aus. Er sucht überhaupt Ruhe und will nicht aus der süßen Gewohnheit seines Daseins herausgerissen werden. Sein Charakter macht ihn mehr zum beharrlichen Dulden, als zum thatkräftigen Handeln geschickt. Darum zieht er auch sitzende Arbeiten allen übrigen vor, und vor allem Krieg und Blutvergießen hat er einen Abscheu. Er ist ein weichlicher Mensch, das wahre Gegentheil von dem Muhamedaner, der ihn unterjochte. Wie dieser seine Religion in die Ferne trägt, mit Feuer und Schwert verbreitet, im höchsten Grade fanatisch ist, so umgekehrt der Hindu im höchsten Grade tolerant, Jeden in seiner Weise belassend. Seine Geistlichen gehen nie darauf aus, Proselyten zu machen; jede Art von Sekte darf ruhig ihren Kultus beibehalten, kann sicher bei den Hindus wohnen, frei und öffentlich die Religion bekennen und lehren.

Man wirft den Hindostanern Geiz und Rachgier vor, allein welches Volk würde das nicht geworden sein bei dem ungeheuern Druck und der tausendjährigen Tyrannei? Wenn manche Reisende von den habsüchtigen Erpressungen der Großen reden, so darf man dies eben so wenig für einen Fehler des Nationalcharakters achten, als es ungerecht wäre, die Europäer im Ganzen des Geizes und der Härte zu beschuldigen, weil einige europäische Herrscher sich durch diese Laster entehrt haben. Nie darf man überhaupt eine ganze Nation nach dem Betragen und der Lebensweise der durch Reichthum und Macht zu mancherlei Ausschweifungen Verleiteten beurtheilen.

Die Banianen, die Kaste, woraus die Kaufleute und Bankiers bestehen, sind oft sehr gewandt und nehmen nach der Gewohnheit des Landes hohe Interessen, aber im Ganzen sind sie dennoch redliche Leute, auf die man sich durchaus verlassen kann.

Ein anderer Fehler, den man den Hindus vorwirft, ist die Feig-

heit. Aber auch dieser Vorwurf verliert viel von seinem Gewicht, wenn man erwägt, daß die Religion dieser Nation es mit sich bringt, alles Blutvergießen, mithin auch den Krieg, zu hassen. Betrachtet man die Kriegerkaste der Tschetris, dann sehr zahlreiche Stämme, wie die Radschputen, die Seiks, die Mahratten, die den Krieg als ein Hauptgeschäft ihres Daseins ansehen, die sich seit den ältesten Zeiten stets durch ihre Tapferkeit hervorgethan haben und noch immer gefürchtet sind, so muß man jenes Vorurtheil ganz zurücknehmen. Ja, die Mahratten haben es oft genug bewiesen, daß sie der Ueberlegenheit unserer Feuerwaffen und Taktik ungeachtet dennoch die Europäer nicht fürchten, ja sie zu besiegen gewußt haben. Wie sie in der neuesten Zeit die Engländer in die Enge getrieben und dem Untergange nahe gebracht haben, ist bekannt. Auch die Hindus, welche von den Engländern zum Kriegsdienst herangezogen werden und unter dem Namen Seapoys bekannt sind, zeigen sich bei ihrer Bildung von bewährter Anstrengung und Ausdauer, hohem Muth und Todesverachtung.

Einstmals hatten sich die Seapoys wegen rückstehender Löhnung gegen die Engländer empört, und viele waren zum Feinde übergegangen. Der Oberst Munro ließ ein Bataillon der Desertirten von europäischen Truppen einholen und sprach das Urtheil, daß mehrere von ihnen, Andern zum Beispiel, durch Kanonen erschossen werden sollten. Vier Rädelsführer hatten bereits ihre Strafe erlitten, und man band, zu ähnlicher Bestrafung, vier Andere vor die Mündung der Stücke, als vier der übrigen schuldigen Seapoys hervortraten und behaupteten, ihnen gebühre der Vorrang, sie müßten zuerst erschossen werden, da jene nur gemeine Soldaten, sie hingegen Grenadiere seien. Dies ward bewilligt, und sie gingen freudig in den Tod. Kurz darauf erfocht der Oberst mit 1000 europäischen Truppen und 3000 dieser Seapoys bei Buxar einen herrlichen Sieg über das große Heer des Nabobs Souja Doula.

Höchst sonderbar war eine fast an Wahnsinn grenzende Todesverachtung von fünf Radschputen. Als diese sich in einem Bauernhause von langen Märschen ausruhten, gerieth das Haus in Brand. Vergebens drang man in die Soldaten, das Haus zu verlassen. „Nie," antworteten sie, „haben wir das Feuer gescheut, es ist vielmehr stets vor uns geflohen." In dieser Stimmung ließen sich vier dieser Radschputen verbrennen, und der fünfte, der sich gerettet hatte, blieb lange Zeit untröstlich über seine Feigheit.

So sonderbar uns auch ein solcher Zug vorkommt, so charakterisirt er doch das ganze Wesen dieser asiatischen Menschen, denen in ihrer üppigen, großartig prächtigen Natur das Ewige und Unbegreifliche Gottes viel anschaulicher wird, bei Weitem näher steht, als uns kühlen Abendländern. Der Orientale ist fast immer in dem Gefühle etwa wie Einer in der Feldschlacht oder in einem Trauerspiele, wo alles Geschaffene in seiner Vergänglichkeit empfunden wird; ihm däucht das Leben ein Nichts,

und darum hat er es ganz und voll, darum bebt er nicht europäisch vor dem Tode zurück, sondern nimmt ihn und jede Unvermeidlichkeit gelassen hin.

Das häusliche Leben der Hindus zeigt übrigens, wie sehr sie sich durch Milde und Gutmüthigkeit vor allen andern Asiaten auszeichnen. Mit Wenigem genügsam, hat der Hindu auch blos eine Frau, nur die Rajahs (Fürsten) und Großen machen hiervon eine Ausnahme. Die Anhänglichkeit der Eheleute unter einander ist sehr groß, und die Weiber zeichnen sich durchweg als redliche, fleißige Hausfrauen aus. Die Kinder werden zur Sanftmuth erzogen, und selbst die unteren Kasten geben ihren Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Jedenfalls trägt die Ernährungsart der Hindus zur Richtung und Bildung ihres Charakters sehr viel bei. Diese an den Grenzen der Schwäche stehende Sanftheit hätten sie wohl nicht, wenn sie sich, wie ihre Nachbarn und sämmtliche Mongolen, von dem Fleische der Jagdthiere oder ihrer Heerden ernährten, oder den berauschenden Geist der Pferdemilch und den Rum ihres Zuckers genössen.

Der Hindu lebt hauptsächlich von Reis und dem Reichthum der Früchte seines Landes.

Je angesehener und ehrwürdiger die Kaste der Hindus ist, desto mäßiger und beschränkter ist ihre Nahrung. Die Braminen dürfen eigentlich durchaus nichts genießen, was Leben hatte; also nicht blos Fleisch, sondern auch Fische sind ihnen verboten. Der Reis wird theils nur in Wasser abgekocht, theils mit Butter und Milch oder auch mit einigen Kräutern und Gewürzen bereitet genossen. Indessen kann die große Mannigfaltigkeit der trefflichen Früchte Hindostans den Indier bedeutend für diese Beschränkung schadlos halten, zumal da das Klima selber zur Pflanzennahrung auffordert.

Selbst die Banianen, welche zur dritten Kaste gehören, leben fast nur von Vegetabilien. Dagegen haben die Tschetris oder die Kaste der Krieger, zu denen die Fürsten gehören, die Erlaubniß, Fleisch und Fische zu genießen, Rindfleisch ausgenommen. Begreiflich mußte sie ihre Lebensart selbst dazu nöthigen, da sie einmal mehr Kräfte und Muth bedurften, als die Uebrigen, und sich zugleich im Kriege oftmals in der Lage befanden, wo ihnen nur animalische Nahrung zu Gebote stand.

Die unterste, verachtetste Kaste, wenn man diese überhaupt noch für eine Kaste gelten lassen will, die Parias, genießen Alles, was ihnen nur einigermaßen eßbar scheint und geboten wird; selbst um das Fleisch gefallener Thiere streiten sie mit den Schakalen und Geiern.

Das Getränk der Hindus ist nur Wasser oder Milch; indessen finden hier oftmals dieselben Ausnahmen statt wie bei den Speisen. Die Vornehmen genießen Reiswasser, ja selbst Arak aus Reis und andere geistige Getränke. Es herrscht allgemein die Sitte, ja es ist Gebot, daß beim Trinken die Lippen nie das Gefäß berühren dürfen; man gießt auf eine

sehr geschickte Weise das Flüssige in den Mund. Die Parias sind auch deshalb verachtet, weil sie, wie die Fremden, namentlich wie die Europäer, alles nur Eßbare genießen und beim Trinken das Gefäß mit den Lippen berühren.

Die Wohnungen der Hindus muß man zwar, wie überall, nicht nach einerlei Art beurtheilen, sondern in mehrere Klassen bringen; allein auch selbst die des geringern Mannes sind mit Rücksicht auf das Klima nicht durchaus schlecht, obschon sehr einfach.

In den Dörfern bestehen die Häuser nur aus Pfahlwerk, mit Lehm und Stroh verbunden und gewöhnlich mit Palmblättern bedeckt. Die Häuser selbst stehen ziemlich weitläufig, haben aber größtentheils eine hölzere Einfassung oder Umzäunung.

Die Bürgerhäuser der Städte sind größtentheils aus getrockneten Backsteinen erbaut, die aber häufig die Härte gehauener Steine annehmen. Sie haben flache Dächer, sind zwar niedrig und finster, aber nicht ohne Fenster. Man will in den Wohnungen vor der Wärme, wie vor dem Lichte geschützt sein. Selbst in den angesehensten Städten wohnen eine Menge von Einwohnern in leichten Stroh- und Holzhütten, die freilich, wenn eine Feuersbrunst eintritt, sammt und sonders ein Raub der Flammen werden. Bei einer Feuersbrunst in Delhi brannten einmal 60,000 solcher Häuschen auf einmal nieder. Die besseren Häuser haben indessen zwei und mehr Geschosse, in Benares trifft man auf steinerne Häuser von sechs Stockwerken. Sie sind dort dicht neben einander gebaut, aber in seltsamem Styl, oft phantastisch bemalt. Reihen von Schnitzwerk laufen um jedes Stockwerk herum, das oft sehr dauerhaft und fest aufgeführt ist, mit viel größeren Steinmassen, als bei uns zu den Häusermauern genommen werden. Die Fenster sind außerordentlich klein, aus dem doppelten Grunde: das Hineinsehen des Nachbarn zu verhüten und die heißen Winde nicht einzulassen. Bei guten Häusern von einem Stock hat man oftmals große Fenster angebracht, allein dann ist es nothwendig, sie durch Tattys — das sind besondere Schirme, die aus den Wurzeln wohlriechender Gräser verfertigt werden und stets zur Erfrischung und Abkühlung mit Wasser benetzt sind*) — vor dem Eindringen der Hitze zu schützen.

Das Klima führte auch die offenen Säulengänge um die Häuser ein, welche sich unter dem Namen der **Veranda** fast bei jedem Hause von einiger Bedeutung finden, um kühle, von jedem Luftzug erfrischte, vor dem Regen aber schützende Vorplätze zu bilden, auf denen die Gesellschaft sich vergnügt und unterhält.

Die Straßen sind oftmals so enge, daß man sie vermittelst einer Gallerie verbinden könnte, aber von der andern Seite ist jedes Haus mit einem Garten umgeben und nimmt deshalb einen großen Raum ein.

Uebrigens sind die heutigen Städte Hindostans größtentheils von den

---

*) Das durch seine Verdampfung die Hitze bindet.

Mongolen und Sarazenen (Mohren), den Eroberen dieses Landes, erbaut, oder doch so sehr durch sie verändert, daß man sie kaum mehr für ursprünglich indische Städte ansehen darf.

Einfach wie die Wohnung ist auch der Hausrath der Hindus. Sie ruhen auf Matten und Decken, die über den Fußboden gebreitet werden, und verrichten hier alle die Geschäfte, wozu der Europäer des Stuhles und Tisches bedarf; sogar ihre Lehrstunden werden so gehalten, daß die Schüler auf der Erde mit untergeschlagenen Beinen sitzen, der Lehrer aber theils stehend, theils gleichfalls mit untergeschlagenen Beinen lehrt. Diese Matten dienen auch statt der Unterbetten und der Decken, denn unsere Federbetten kennt man im Orient nicht. Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- oder Messinggeräth, Töpfe und Schalen zum Reiskochen und eine hölzerne Keule zum Stampfen des Reises, endlich einige Körbe und hölzerne Kasten zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien — dies zusammen macht das ganze Mobiliar, selbst der nicht unvermögenden Familien, aus. Bei angesehenen Hindus sieht man leichte Bettstellen von Rohr.

Seit dem nähern Umgange mit Europäern findet man in mehreren Häusern auch einige Zimmer mit englischen Möbeln geschmückt, allein sie dienen blos zur Aufnahme europäischer Fremden.

Das indische Klima macht die Kleidung fast ganz unnütz, und so bedienen sich selbst die höheren Volksklassen einer ganz einfachen und kunstlosen. Den Stoff liefert das Land: Baumwolle und Seide. Gewöhnlich reicht ein Stück Mousselin hin zu einem breiten, um die Hüften geschlungenen Gürtel, von wo dann der übrige längere Theil, zwischen den Beinen durchgeschlagen, bis über die Kniee herabhängt. Der ärmere Hindu begnügt sich, vorzüglich in der trockenen Jahreszeit, lediglich hiermit, da hingegen von Andern, die mehr Luxus treiben wollen, ein zweites 7—8 Ellen langes Stück von ähnlichem Zeuge nachlässig und ohne bestimmte Form um den übrigen obern Körper geschlagen wird.

Das andere Geschlecht trägt aber, wie die Muhamedaner, gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibes eine kurze Weste mit Aermeln, die auf den halben Oberarm gehen; und da die Hindus auf einen schönen Busen sehr hohen Werth setzen, so haben die Vornehmen, wie auch die Tänzerinnen, denselben mit einem besonderen Futteral überzogen. Die langen Beinkleider der Frauen sind meist von Seide, oft von Silber- und Goldstoff. Um den Kopf wird ein feines Tuch gewickelt, zum Schutz gegen die Sonne. Dieser Kopfputz findet sich bei den Frauen wie bei den Männern. Die Muhamedaner unterscheiden sich durch ihren Turban.

Statt der Schuhe tragen die Mannspersonen in einigen Provinzen Sandalen, d. h. schmale Bretter mit Absätzen, welche vermittelst eines knopfförmigen Holzes zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden. Andere befestigen sie mit einem schwarzen ledernen Riemen quer über den

Fuß, und bei den angesehenen Hindus, sowie bei den Muhamedanern, sind sie von rothem oder gelbem Leder.

Ungeachtet dieser Einfachheit in der Kleidung zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte ein entschiedener Hang zum Putz. Vor Allem schmücken sich die Hindus gern mit Armringen von Elfenbein, die auch wohl mit messingenen abwechseln. Im Innern von Dekan sieht man Frauen, welche, obgleich mit Kindern auf dem Rücken belastet, 8—10 Pfund solcher Ringe an den Armen und Beinen schleppen. Oft steigen solche Ringe von dem untern Arm bis an die Schulter hinauf, so daß der eine immer größer wird als der andere, und der oberste anderthalb Fuß im Durchmesser hält. Einige Frauenzimmer tragen sogar silberne Ringe mit Glöckchen an den Beinen. Aber am sonderbarsten fällt dem Europäer der Ring auf, den die Tänzerinnen an der Nasenspitze oder durch den Nasenknorpel gezogen tragen, und der für eine große Zierde gilt.

Die Reichen, sowohl Männer als Frauen, tragen bei feierlichen Gelegenheiten Halsbänder von Smaragden, Stirnbänder von Juwelen und schwere goldene Ketten.

Das lange rabenschwarze Haar wird, um seinen Glanz zu erhöhen, mit feinem, wohlriechendem Oele gesalbt. Sowohl die Tänzerinnen, als auch die jüngern Frauen der Zenana oder des Harems, und selbst die Prinzessinnen, lassen es in einem oder mehrern Zöpfen längs des Halses herabhängen, durchflechten es auch wohl mit Goldplättchen oder mit Perlen und Juwelen. Bei Geringern wird aber das Haar nur aufgeschlagen und, in einen Knoten zusammengewickelt, auf dem Scheitel befestigt. Das Stirnhaar wird zu beiden Seiten gescheitelt, und nebenher laufen nicht nur goldene Ketten, sondern auch die schönsten Blumen durchschlingen das Haar. In verschiedenen Theilen Hindostans befestigen die Mädchen auch ganz dünne Goldplättchen an der Stirn. Ein Hauptschmuck aber besteht in den Ohrgehängen. Sowohl von den Ohrläppchen, als auch von dem Rande der Ohren hängen goldene, mit echten Steinen gezierte Ringe.

Hier und da findet man auch noch das Tätowiren oder Einbeizen verschiedener Figuren und einzelner Flecke auf die Haut, und bei den Tänzerinnen sieht man die bei uns ziemlich vergessene Mode der Schönpflästerchen.

In Hindostan ist wie in der Berberei, Aegypten, Arabien und andern Theilen des heißen Asiens das Färben der Hände und das Umziehen des Auges mit einem schwarzen Ringe in Gewohnheit. Das Rothfärben der inneren Hände und Füße, besonders aber der Nägel, geschieht vermittelst der Henna. Die zu Pulver geriebenen Blätter dieser Pflanze werden mit Wasser in einen Teig verwandelt, den man sodann auf die Theile legt, welche man färben will. Hier läßt man ihn eine Nacht liegen, da dann diese Farbe, orangeroth, sich so fest eingesogen hat, daß sie selbst nach vielen Wochen, trotz des häufigen Waschens der Morgenländer, nicht verlischt. Es ist merkwürdig, daß diese Farbe tief in die Substanz der Nägel eindringt, so daß sie hier fast gar nicht erneuert zu werden braucht.

Will man dieser Farbe eine tiefere Tinte geben, so wird nochmals der gefärbte Theil mit Oel eingerieben.

Das Färben der Augenbrauen wird durch Spießglanz bewerkstelligt, das auch die schwarze Farbe der Zähne bewirkt. So widerlich dies uns erscheint, so behauptet man doch in Indien, es diene, die Zähne gesund zu erhalten, und es ist wahr, daß bei den ältesten Frauen die Zähne noch gesund bleiben, während sie bei den Männern durch das häufige Betelkauen bald schadhaft werden.

Wir haben bereits darauf hingedeutet, wie gleicherweise die Religion als der milde Charakter der Hindus sie zu solchen Beschäftigungen auffordert, welche den Menschen ruhig ernähren und ihm die Bequemlichkeiten des Lebens ohne Gewaltmittel oder gar Blutvergießen gewähren. Ackerbau, Viehzucht und die hieraus entspringenden Erzeugnisse darf man darum in Hindostan mit Recht erwarten. Aber trotz der hohen geistigen Anlagen und der praktischen Gewohnheit seiner Bewohner haben beide Kulturzweige doch keine Fortschritte gemacht, obwohl sie schon viele Jahrhunderte lang geübt sind. Daran hat das Klima großen Antheil, welches alle Jahre dem Boden in derselben Ueppigkeit seine Früchte entlockt, welches den Heerden immer aufs Neue reichliches Futter bietet, ohne daß der Mensch nöthig hätte, auf Vermehrung der Subsistenzmittel zu sinnen. Dazu kommt die Mäßigkeit und Genügsamkeit dieses Volks, das nur so viel erstrebt, als es nothwendig braucht, und leicht befriedigt wird.

Wie überall im warmen Orient ist natürlich auch in Indien der Reis das Hauptnahrungsmittel und die Hauptgrundlage des ganzen Ackerbaues. Dieser findet aber seinen Mittelpunkt, von dem nicht blos aller Ackerbau, sondern alle Bildung überhaupt ausgegangen ist, am Ganges, dem heiligen Strome der Hindus. Dieses Segens- und Lebenswasser tritt in der Regenzeit über die Ufer, überschwemmt einen ungeheuren Landstrich und ertheilt ihm die hohe Fruchtbarkeit, die besonders im Anbau des Reises das Leben von Millionen erhält. Die Natur ist hier so freigebig mit dieser Frucht, daß sie in den meisten Provinzen von Dekan eine doppelte Ernte giebt; in einzelnen Gegenden erntet man sogar viermal des Jahres.

Die Hindus genießen den Reis auf die verschiedenste Weise in Substanz, aber auch als Trank, indem sie das Wasser vom gekochten Reis durch ein Tuch seihen. Dieser Reis-Bouillon, den sie Kange nennen, ist das Hauptgetränk, wodurch sie sich erfrischen und stärken, und das selbst als Heilmittel gegen ruhrartige Zufälle dient.

Auch beim Verfertigen des Schießpulvers bedienen sich die Hindus dieses Wassers, welches das Pulver entzündlicher macht. Die Mousselin- und Seidenweber bereiten ihren Aufzug mit diesem Wasser, denn es stärkt denselben besser und haushälterischer als der Leim des Weizenmehls.*)

Daß man aus dem Reis den Arak destillirt, ist bekannt genug. In

*) Selbst in Italien werden die Gaze und Flore mit Reiswasser gummirt.

Indien verdankt nicht bloß der Mensch dem Reis seine Nahrung, die Strohhülle (Kapsel) des Korns ist eine so schätzbare Nahrung für das Hornvieh, daß die Kühe danach reichliche Milch und vorzügliche Butter geben. Merkwürdig ist auch, daß in diesem Hülsenstroh eine Menge von Feuerstoff enthalten ist, und die Schmiede mit Hilfe desselben das Eisen schneller in Fluß bringen. Mit Kohlen vermischt, giebt sie dem Feuer eine solche Kraft, daß man hierdurch ein Drittel Zeit zum Glühen der Eisenstangen gewinnt.

Die glückliche Lage Hindostans, auf der einen Seite durch die Seeluft aufgefrischt, auf der andern durch Gebirge und Terrassen temperirt, seine vielfache Zertheilung durch Kettengebirge, nebst seiner ausgezeichneten Bewässerung durch reiche, volle Ströme, geben ihm vor den meisten Ländern Asiens den Vorzug, daß es sowohl die tropischen, indischen als europäischen Früchte erzeugt. So finden wir denn auch hier unsere Getreidearten, Weizen und Gerste, dazu die Hülsenfrüchte, Bohnen und Erbsen, nebst Hirse und Mais. Die Gerste kommt ganz vorzüglich in Allahabad, unweit Benares, fort, da es hier ansehnlich kalt ist. Jedes Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen, und 6 — 10 Fuß entfernt steht dann gewöhnlich ein schöner blühender Strauch von einer Färbepflanze. Die Ernte wird aber dadurch sehr erschwert, daß jede Kornart besonders eingesammelt werden muß. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heißen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues fähig erachten sollte. Indessen ziehen die Hindus doch mehrere Garten- und Küchengewächse, z. B. Rettige, Rüben, grüne (Veits-) Bohnen, den Amaranth u. s. w. — Alles in viereckige Beete gepflanzt. Auf den Bazars oder Märkten werden diese Erzeugnisse in niedlichen Körben feil geboten. Im Ganzen genommen ist der Hindu durchaus kein schlechter Anbauer, aber in der Gärtnerei ist er noch sehr zurück. Er versteht z. B. das Pfropfen nicht.

Zur Bewässerung der Gärten und Felder wählt man eine sehr einfache Methode und sehr einfache Maschinen. Man hat überall Brunnen gegraben, aus denen man das Wasser mittelst eines langen Hebels, an dessen längerer Seite ein lederner Eimer befestigt ist, emporhebt, mit Beihilfe eines Holzklotzes, der an der kürzern Seite des Hebels hängt, an dem sich aber noch eine Art Treppe von Bambusrohr befindet, auf der man emporsteigt und so den vollen Eimer aus dem Wasser hebt. Zum wirklichen Begießen bedient man sich dann wasserdicht geflochtener Körbe.

Ein zweiter höchst wichtiger Anbau ist die Baumwollenkultur, sowohl für die innere Industrie, als für den Handel nach Außen. Hindostan, besonders Bengalen und Koromandel, erzeugen die schönste Baumwolle der ganzen Erde und liefern die allerschönsten und feinsten Tücher. Die seidenartige, reine und langhaarige Baumwolle von Bengalen wird gänzlich auf die Mousseline und feinsten Zitze verwandt. Die Weber in Bengalen nehmen sieben Hauptarten von Baumwolle an, von denen sich die eine Art

besser zu diesem, die andere zu jenem Zeuge schickt. Die richtige Auswahl erfordert eine frühe, langjährige Uebung und wird nur dadurch gewonnen, daß die Kinder gehalten sind, das Handwerk oder die Kunst der Eltern fortzusetzen.

Ein drittes für den Handel sehr einträgliches Produkt ist der Pfeffer, von welchem Gewürz die Hindus viele tausend Zentner in den Handel liefern, obwohl die Engländer auf Koromandel sich zum großen Theile dieses Industriezweiges bemächtigt haben.

Der Mohnbau, ein so schädliches Produkt er auch liefert (das Opium), ist sehr einträglich, und der Anbau von Oelpflanzen, obschon die Kokospalme in ihrer Nuß das trefflichste Oel*) darbietet, sehr ausgebildet.

Die Oelpresse, deren sich die Hindus bedienen, giebt einen neuen Beweis für die Simplizität ihrer Gewerbe überhaupt. Sie ist eine Art von Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk, und statt der Pferde dienen hier Ochsen. An einem mörserförmigen großen Holzgefäß, das sehr fest in die Erde gerammelt oder auch an dem Stamme eines Baumes befestigt ist, läuft horizontal ein breites, starkes Brett in einer Hohlkehle an jenem Gefäß so eingefügt, daß es sich umdrehen läßt, da an dem andern schmälern Ende zwei Ochsen angespannt werden. Ueber diesem Brette steigt ein krummer Querbalken schief in die Höhe, und daran ist ein starker Stößel befestigt, der senkrecht in das Mörsergefäß hinabgeht. Dies wird nun mit dem zu zerquetschenden Samen angefüllt, welchen ein Mann, der auf dem kurzen Ende des Brettes zunächst bei dem Mörser steht, stets unter die Stampfe schiebt, während ein zweiter Mann auf dem entgegengesetzten langen Ende des Brettes sitzt, die Ochsen antreibt und selbst mit umgetrieben wird.

Bevor wir zu den Handwerken kommen, müssen wir noch Einiges über die dortige Viehzucht bemerken. Zwar war der Hindu nicht Nomade, allein da für ihn das Hornvieh einen dreifachen Werth hat, indem es ihm sowohl durch seine Milch, wie auch als Zugvieh statt des Pferdes dient, und endlich selbst ein Gegenstand religiöser Verehrung ist: so ist für ihn die Viehzucht von höchster Wichtigkeit. Man sieht in Hindostan Heerden von vielen Tausenden starker Zugochsen beisammen. Das Land hat größtentheils reiche Weiden, so daß der Unterhalt der Heerden leicht fällt und keine großen Heuschläge wegen des warmen Winters nöthig sind. Die Weiden sind Gemeinweiden und haben daher keine Einfriedigung; Jeder sucht so viel Rinder, Schafe und Ziegen darauf zu treiben, als sein Besitzstand erlaubt. An künstliche Wiesen und Grasarten denkt man hier nicht, darum bleibt das Vieh auch im Ganzen genommen mager. Die Hirten sind aus den untersten Volksklassen.

Die Art des Butterns weicht darin von der unsrigen ab, daß man die Milch zuvor halb gerinnen läßt und sie sodann mit einem Quirl von

*) Das Kokosöl ist zum Genuß zu scharf, aber zum Brennen vorzüglich.

Bambusrohr in einem irdenen Gefäß vermittelst eines Zugriemens umquirlt. Da aber die Milch zuvor noch gekocht wird, so bekommt die Butter einen räucherigen Geschmack.

Jährlich sind zwei bestimmte Zeiten zum Pflügen: die eine, wenn im Juni der Regen anfängt, die zweite, wenn er im November aufhört. Die Erntezeit fällt für die höher gelegenen Gegenden in den März und April, vorzüglich in Rücksicht auf Weizen und Gerste. Das Ausdreschen ist ein Austreten und geschieht sofort auf dem Felde, auf ebenen Stellen, die zu einer Tenne geglättet sind. Die Ernte selbst gewährt ein sonderbares Schauspiel. Mehrere hundert Menschen laufen unordentlich durcheinander, fast völlig nackt, den Kopf mit schmutzigen Tüchern umwunden, in der Morgenkälte zitternd. Hier schneiden Einige mit einer kurzen Sichel Flachs oder Korn, Andere sammeln Senf ein — denn es werden auf einem Acker immer zwei Früchte auf einmal gesäet — während wiederum Andere die Bündel zur Dreschtenne tragen. Eingefahren wird das Getreide nie, sondern nach Hause getragen. Auch von dem ausgedroschenen Stroh wird nie mehr auf einmal genommen, als geschnitten ist, und das ist immer nur wenig.

Die Dörfer sind einem Zemindar oder Grundherrn unterthan, auf den, der Wichtigkeit nach, der Putwari oder Faktor folgt. Dieser führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zemindar; er mißt die Aecker aus und nimmt die Pachtgelder in Münze oder Getreide ein, auch entscheidet er in Abwesenheit des Zemindars kleine Streitigkeiten. Seine Besoldung empfängt er von dem Pächter: von jedem Hundert, das dieser an den Grundherrn zahlt, einen bestimmten Theil.

Nach dem Putwari folgt der Getreidereiniger, der im Verhältniß des geernteten Getreides bezahlt wird.

Auch in dem kleinsten Dorfe müssen Schmiede und Zimmerleute wohnen, desgleichen ein Barbier, ein Töpfer und ein Lederarbeiter (Schuster), der zu der alleruntersten Klasse gehört. Fällt ein Stück Vieh, so gehört ihm die Haut.

Die schlechte Polizei auf dem Lande macht auch eine Art von Polizeidienern, Chokidars genannt, nothwendig. Sie geben der Obrigkeit Nachricht von den Unruhen und verhaften die Verbrecher. Als Besoldung erhalten sie von jedem Morgen drei Garben und ein Drittel-Morgen Land. Diese Polizeidiener sind besonders da nöthig, wo sich Europäer aufhalten. Durch letztere kommt nämlich mehr Geld und Geldeswerth in Umlauf, und der Reiz zum Stehlen ist daher größer. Die hiesigen Diebe besitzen eine solche Gewandtheit, daß sie öfters dem Schlafenden das Kissen unter dem Kopfe wegstehlen.

Noch sind die Wäscher und Schüsselmacher bemerkenswerth. Für jedes Dorf ist eine bestimmte Anzahl von Waschmännern vorgeschrieben, die von jedem Pfluge jährlich 2 Groschen unseres Geldes in Getreide erhalten. Scheint diese Summe auch gering, so bedenke man, daß eine Hindufamilie auf dem Lande nicht den zehnten Theil der Kleidungsstücke eines Europäers

bedarf, daß die Kinder bis zum zwölften Jahre fast nackt gehen, und daß ein Hindu mäßig ist.

Was die Schüsseln betrifft, so braucht man in dem heißen Bengalen blos Ein Pisangblatt und keine eigenen Handwerker; in den kälteren Theilen Hindostans aber sieht man sich genöthigt, mehrere Blätter zu einer Schüssel oder einem Teller zusammenzusetzen. Der Barhi (Schüsselmacher) nimmt hierzu 3 — 6 Pflanzenarten und erhält für jedes Hundert seiner Teller 2 Anas = 3 Groschen. Die Teller müssen so billig sein, da der Hindu sie nur ein Mal gebraucht.

Sehr oft besitzt das Dorf auch einen eigenen Dorfpoeten, einen Bhaut. Er besingt die Thaten einzelner Gemeindeabtheilungen, dichtet Hochzeits- und Geburtslieder, und wenn zwei Bhauts vorhanden sind, besingt der eine die Vorzüge der Braut, der andere die des Bräutigams. Nach der Hochzeit und bei der Geburt eines Kindes erhält der Bhaut einen Ochsen oder ein Stück Zeug.

Die allernothwendigste Person ist aber der Geistliche, der Dorf-Bramine. Ist die Ernte geendigt, so läßt der Bauer den Braminen kommen, um durch Gebete und Zeremonieen für die Ernte öffentlich zu danken. Der Geistliche verbrennt hierbei gereinigte Butter von Büffelmilch und spricht über den Getreidehaufen mit lauter Stimme gewisse Gebete, worin die Anwesenden einstimmen. Der Bramine erhält dafür ein Maaß Getreide. Da alle Pächter den Geistlichen einladen, so hat er bei jeder Ernte keine unbeträchtliche Einnahme. Hierzu kommen noch andere Einkünfte, z. B. bei der Heirath 5 Prozent von dem Vermögen (Aussteuer) der Braut; können die Eltern keine Aussteuer geben, so zahlt der Bräutigam nach seinem Vermögen.

Wenn man mit Achtsamkeit die ganze Einrichtung dieses Dorflebens betrachtet, so kann man den weisen Anordnungen nur Achtung zollen. Sie zeigen uns die Hindus als eine Nation, welche den hohen Werth der Grundlage jedes Staates, nämlich *den Werth des Ackerbaues und der ackerbauenden Volksklasse*, richtig ins Auge gefaßt hat.

Die Handwerker bilden eine besondere Kaste mit vielen Abtheilungen. Zu der ersten gehört der Goldschmied. Dieser geht nebst seinem Lehrburschen zu Demjenigen, welcher seiner bedarf, ins Haus. Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topfe; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalges; eine Zange, Feile und ein Hammer nebst kleinem Ambos sind sein ganzer Apparat. Den Tiegel verfertigt er an Ort und Stelle aus Thon, gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, wodurch das Gefäß mehr Zähigkeit erhält und in der Gluth nicht springt. Versteht es der Hindu auch nicht, dem Golde mehrere Farben mitzutheilen, so muß man doch bei den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Filigranarbeit bewundern. Für 12 Sous arbeiten Meister und Lehrling den ganzen Tag.

Die Werkstatt des Schmiedes ist auf ähnliche Weise wandelbar; der Ambos besteht aus einem Stein, vor dem der Meister mit verschränkten Beinen arbeitet, während der Geselle oder Lehrbursche durch zwei grob

gemachte Blasebälge das Feuer anbläst, welches vor einem aufrechten, zum Schutz dienenden Stein angemacht ist.

Die Holzsäger, Zimmermeister und Tischler verdienen unsere Bewunderung durchaus nicht. Sie arbeiten zwar ebenfalls mit sehr wenigen und sehr einfachen Instrumenten, allein sie bedürfen auch einer weit längern Frist als unsere Handwerker. Was bei uns in drei Tagen beendigt wird, erfordert eben so viel Monate. Der Holzsäger setzt das zu zersägende Holz lothrecht zwischen zwei Balken und zerlegt es von oben herab in Bretter, begreiflich eine sehr langwierige Arbeit.

Merkwürdiger ist dagegen das schnelle Verfahren des Schusters. Da diese Handwerker, weil sie Kuhhäute verarbeiten, von den übrigen Hindus sehr verachtet werden und daher zu den niedrigsten Abtheilungen der vierten Kaste gehören, ja sogar in einem eigenen Stadtviertel wohnen müssen, so sind sie sehr dürftig. Sie haben daher nie einen Vorrath von Leder; man muß jedes Paar Schuhe zum Voraus bezahlen, und nur mit diesem Gelde kauft der Schuster die Ziege oder den Hund, wovon er das Leder gebrauchen will. Er nimmt aber nicht wie bei uns das Maß, sondern es genügt ihm, den Fuß in die Hand zu nehmen und hier und da zu befühlen. Hierauf bereitet er die Haut sofort durch sehr starke Beize, bearbeitet mit mehreren Schneide- und Schabinstrumenten das Ganze, nähet aber die Sohlen nur mit Baumwollenfäden an. Schon am folgenden Tage hat man ein Paar gut passende und sauber gemachte Schuhe; aber sie halten auch nur ein paar Tage. Das fast ganz frische Leder und die Baumwollenfäden bewirken, daß sie weder einem Anstoß noch der Nässe widerstehen, und bei einer Tanzpartie nimmt der Europäer gleich einige Paar Schuhe mit.

Am bewundernswürdigsten sind die W e b e r. Ihr Werkstuhl ist äußerst einfach; auch schlagen sie ihre ganze Werkstatt nicht nur in jeder Stube, sondern selbst unter jedem Baume im freien Felde auf und legen sie dann gewöhnlich Abends wieder auseinander. Der Stuhl besteht aus zwei Walzen, welche auf vier in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Zwei Stöcke laufen quer durch die Kette des Aufzuges der Fäden und werden oben von zwei Stricken an den Baum, in dessen Schatten der Weber arbeitet, befestigt, unten hingegen an zwei anderen Stricken, welche an die großen Zehen des Arbeiters gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette aus einander und den Einschlag dazwischen bringt. Und doch werden mit diesem unvollkommenen Instrumente die vielartigsten Zeuge von der bewundernswürdigsten Feinheit gemacht.

Die Weber werden als arme Leute ebenfalls wie andere Arbeiter vier oder sechs Monate vorausbezahlt. Die Bestellungen geschehen durch einen Mäkler und müssen früh geschehen, damit die Schiffsladungen zur gehörigen Zeit, welche von den Monsuns*) abhängt, abgehen können.

---

*) Ein regelmäßiger Wind im Stillen Ozean, von Süd-Ost nach Nord-West.

Den Handel führen die Banianen oder ihre Mäkler auf eine für uns sehr befremdende Weise. Fast wie jene Negervölker des innern Afrika, welche sich gegenseitig nicht verstehen, geschehen auch in Hindostan die größten Verkäufe beinahe stillschweigend. Käufer und Verkäufer setzen sich, nachdem die Waaren genau untersucht worden, mit verschränkten Beinen einander gegenüber, reichen sich die Hände und machen die Gebote durch Darreichung einzelner Finger, von denen jeder eine gewisse Summe anzeigt, nur zuweilen wird ein Wort ausgestoßen. Ist aber die Forderung oder das Gebot außerordentlich hoch oder niedrig, dann springen sie mit großem Geschrei in die Höhe, setzen sich indeß bald wieder, um von Neuem in dem stummen Handel fortzufahren. Gewöhnlich ist hierbei eine Decke über die Hände der beiden Handelnden gebreitet, welche Methode auch bei dem Einhandeln der Diamanten in den Minen stattfindet. Ein hiermit unbekannter Europäer ist erstaunt, wie auf diese Weise in wenigen Minuten, ohne fast irgend einen Laut vernommen zu haben, Kontrakte von vielen Tausend Pfund Sterling abgeschlossen und große Ballen der kostbarsten Waaren hinweggeführt werden.

---

5. Das Kastenwesen in Hindostan.

Da die Kastenabtheilung zu tief in alle Lebensverhältnisse des Hindu eingreift, so ist gar keine Charakteristik dieses Volks möglich ohne Kenntniß dieser merkwürdigen Einrichtung.

Kaste ist ein portugiesisches Wort; bei den Hindus selbst wird eine solche Volksabtheilung Giadi (Dschadi) oder auch Varna genannt. Dieses Zerspalten und Trennen der Menschen einer und derselben Nation, von ein und derselben Religion und Sitte — und zwar ein so bestimmtes Trennen, daß der einen Abtheilung nicht nur die angewiesenen Geschäfte erblich gehören, sondern daß sie zugleich sich entehrt halten müßte, wenn eine andere sich dieselben anmaßte — theilen die Hindus mit den Aegyptern, aber so vielfach bis ins Kleinste hin ist bei den letzteren das Kastenwesen doch nicht ausgebildet worden. Hindostans Kasten waren bereits vor Jahrtausenden eben so tief in der Verfassung des Volks gegründet als jetzt; die ägyptische wie die indische Verfassung mögen vielleicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sein. Für beide Völker bleibt es indeß ehrenvoll, daß sie den *geistigen Kräften* den obersten Platz einräumen.

Brama, den man genau von Brahm, den Weltenschöpfer, unterscheiden muß, von dem er selbst das Dasein erhielt, ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Munde die *Braminen* hervorgehen, aus seinen Schultern die Ksatriya oder *Tschetri*, aus seinem Leibe die Vaisiya oder *Waischis*, und endlich aus seinen Füßen die Soudra oder *Schuder*.

Der edelste Theil des Brama gab mithin der weisesten Kaste den Ursprung; der körperlich stärkste erzeugte die Krieger, die Vertheidiger des

Vaterlandes; die Hauptstütze für die Subsistenz der menschlichen Gesellschaft, die Landbauer und der Handelsstand, ging aus den Stützen des Leibes und dessen Ernährungssitze hervor, und endlich die vierte, geringste, die der Handwerker und Diener, aus dem untersten Theile, den Füßen.

Die gut überdachte Allegorie wird auch in den Gesetzen des Menu, eines Sohnes des Brama, sehr passend erläutert. Hier heißt es unter Anderm: „Den Braminen wird aufgegeben, den Vedam (die älteste heilige Schrift der Gesetze) zu studiren, und ihn wie die Religion überhaupt zu lehren, zum Fasten zu ermuntern, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und Almosen zu nehmen, wenn sie arm sind.

Die Krieger, Ksatirya, sollen die übrigen Stände beschützen, den Vedam lesen, die sinnlichen Lüste meiden, Almosen geben und opfern.

Die Vaisiya sollen die Heerden hüten, das Land bauen, den Handel betreiben, auf Zinsen leihen, opfern, die Schrift lesen.

Die Soudra sollen Diener sein der Andern, aber sich nicht selbst herabsetzen. Zu ihnen gehören alle Handwerker, und alle Handarbeit, die den Andern nicht zugetheilt ist, ist ihre Beschäftigung."

Dies sind die vier Hauptabtheilungen der Kasten. Bevor wir zu den Unterabtheilungen kommen, mögen folgende Bemerkungen vorangehen.

Die Religion der Hindus gebietet nicht blos Enthaltung vom Blutvergießen, sondern zum großen Theil auch Enthaltung vom Fleischessen, namentlich des Kuhfleisches, da das Rind ein heiliges Thier ist. Indessen ist gewissen Stämmen unter den Hindus das Fleischessen erlaubt, andern aber auf das Strengste verboten. Hieraus entsteht eine wichtige Abtheilung unter den Kasten selbst, nämlich in:

A. solche, die kein Fleisch genießen (18 an der Zahl).

B. solche, die Fleisch essen dürfen (70 an der Zahl).

Dieser Unterschied geht durch alle Kasten hindurch, selbst die der Braminen nicht ausgenommen.

Unter A. ist wieder eine Abtheilung von 5 Kasten, welche ihre Todten nicht verbrennen, wie das sonst gewöhnlich ist. Unter B. ist wieder eine eigene Abtheilung, welche darin besteht, daß die Wittwen von 35 Kasten sich wieder verheirathen dürfen, was sonst nicht Sitte ist.

Die Gesetze, welche allen Kasten auferlegt sind, sind diese: Sie müssen alle ein oberstes göttliches Wesen anerkennen, und dasselbe unter dem dreifachen Symbol: der Sonne, des Feuers und des Wassers, verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen und eine Bestrafung des Lasters fürchten. Ferner dürfen Diejenigen, welche zu einer Kaste gehören, nicht in die andere heirathen, oder überhaupt in eine andere übergehen, sondern müssen treu und fest in der ihrigen beharren.

Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat jede Kaste, und von dieser wieder jede Unterabtheilung, besondere Vorschriften, und zwar die oberste Kaste die strengsten.

Es giebt geistliche und weltliche Braminen, im Ganzen aber vier Hauptstufen, der Art, daß jeder in der seinigen, wo er geboren ist, bleiben muß. Um in die erste oder geringste Klasse einzutreten, muß ein geborener Bramine 7 Jahre alt sein. Es wird ihm dann der Kopf geschoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupt, und er erhält die Ordensschärpe. Die Tonsur ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen, die Schärpe aber, das Gesetz zu studiren und zu lehren, letzteres aber erst dann, wenn er zu den höheren Graden aufgerückt ist. In dem ersten Grade ist ihm geboten, keinen Betel zu kauen, enthaltsam zu sein, den Bart nicht zu scheeren, sich täglich zu baden, fleißig das Gesetz zu studiren, sich der priesterlichen Handlungen zu enthalten und von Almosen zu leben.

Erst im zweiten Grade wird der Jüngling ehefähig erklärt. Er muß dann mehrere Opfer bringen, von Blumen, Weihrauch und Reis; er muß die geheiligten Charaktere des göttlichen Namens auf Stirn, Brust und Arme schreiben; er muß sich bei der höchsten Strafe der Ausstoßung aus der Kaste des Weines und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleisches und der Fische enthalten. Wie aber schon erwähnt, giebt es einige Klassen von Braminen, die Fleisch essen dürfen, nämlich Fisch, Hammelfleisch und Wildpret, aber kein Hühnerfleisch.

Will nun der junge Mann in dieser Klasse beharren, so darf er heirathen, seine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünscht er aber zu den höheren Priesterwürden zu gelangen, zu den Geheimnissen der Religion selbst, dann muß er erstlich aus einer angesehenen Familie stammen, die Ehe ist ihm verboten, ferner muß er zwölf Jahre lang in einer Klosteruniversität studiren. Durch den schwersten Eid wird er verpflichtet, die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren, und er muß sich fünf Jahre zum Stillschweigen, sogar bei den religiösen Feierlichkeiten, verbindlich machen — er darf dann nur durch Zeichen reden. Nun lebt er aber nicht mehr von Almosen, sondern wird vom Kloster erhalten.

Aus dieser Klasse werden nach jenen zwölfjährigen Studien genommen: die Pagoden oder Tempeldiener, und wenn talentvolle Geister sich auszeichnen, die Guru, d. i. die Doktoren der Wissenschaften, Gesetze und Geheimnisse.

Der dritte Grad, welcher nur mit dem 40. Jahre anhebt, legt noch strengere Entbehrungen auf. Der Vanaprast, d. i. Eremit, muß von aller Welt entfernt als Büßender leben. Zwar dürfen die Vanaprasten ihre Frauen in die Einöde mitnehmen, aber das genauere Zusammenleben mit ihnen ist verboten, die strengste Keuschheit ihnen befohlen. Sie leben nur von Garten- und Baumfrüchten, dürfen durchaus kein Thier tödten, müssen auf platter Erde schlafen und dürfen sich selbst in der Regenzeit nur durch ein Dach von oben schützen. Auch reinigen, baden und kämmen sie sich nicht; auf der Brust und den Armen sind sie entweder mit drei horizontalen Strichen oder mit diesem Zeichen ठ bezeichnet, je nachdem sie sich dem

Vishnu oder Shiva gewidmet haben. Ihre Regeln gehen auf das Aeußere und auf das Innere. Die Regeln für letzteres bestehen hauptsächlich in der Betrachtung Gottes und der Wahrheit, in der Bewahrung des Seelenfriedens und der Reinigkeit des Herzens. In einem klassischen Werke der Braminen heißt es von den Vanaprasten:

Alle Blendwerke der Welt,
Die nur täuschen die Sinne,
Hält von sich entfernt,
Wer nach wahrer Weisheit strebt,
Nach Wahrheit und Glückseligkeit,
Nur dieser ist reich und selig.

Uebrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterlichen Handlungen verrichten.

Endlich bietet die vierte Stufe oder Klasse der Braminen bei den Hindus das Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dies sind die Bikhschu oder Saniassi; das Erste sagt: „der Almosen bittet,“ das Zweite: „der Alles verläßt.“ Nur erst im 72. Jahre kann der Bramine zu diesem Grade gelangen, und er muß dann vor einem Guru (Gesetzlehrer) seiner Frau, seinen Kindern, wie seinem Vermögen gänzlich entsagen, um letztere damit zu unterhalten. Er trägt dann ein Tigerfell über die Schultern, zu Ehren des Shiva, läßt die Nägel stets fortwachsen, scheert weder Haupt noch Bart, trägt keine geheiligten Zeichen, sondern bestreut sich blos nach dem dreimaligen täglichen Bade Stirn und Brust mit der Asche von Kuhmist. Er nimmt Almosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; beim Eintritt in ein Haus fällt man ihm zu Füßen, so heilig wird er gehalten. Er besucht nie eine Pagode, opfert auch nicht, beschäftigt sich nicht mehr mit der Betrachtung des Sichtbaren, sondern blos noch mit dem unsichtbaren Gotte und dessen unendlichem Wesen.

Da man sich überzeugt hält, ein Saniassi steige gleich nach dem Tode in den wahren Himmel, ohne je zur Erde zurückzukehren (wie es bei den Seelen der andern Menschen der Fall ist, die durch Thierkörper wandern), so beweint man seinen Tod nicht, denn er ist ja der höchsten Seligkeit theilhaftig. Man begräbt ihn sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz angefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Kokusnuß, und vertheilt die Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an die Umstehenden.

Die Vorrechte der Braminenkaste sind sehr groß. Schon die Idee des göttlichen Ursprungs von dem Haupte des Brama flößt die höchste Verehrung ein und macht die Person unverletzlich. Einen Braminen zu tödten, ist ein fast ganz unverzeihliches Verbrechen, und nur dadurch kann es gebüßt werden, daß der Mörder zwölf Jahre hindurch pilgert, in der Hirnschale des Erschlagenen Almosen sammelt, Speise und Trank nur aus diesem Geschirr genießt. Ein Bramine kann selbst wegen eines Verbrechens nie Todesstrafe leiden; indeß hat man doch Beispiele, daß die Für-

sten einen solchen Verbrecher haben in einem Sack ersäufen lassen, um wenigstens kein heiliges Blut zu vergießen. Die Todesschuldigen werden der Augen beraubt, aber am Leben gelassen. Die eigentliche schwerste Strafe ist das Ausstoßen aus der Kaste.

Da sich die Braminen in den Sprachen und Wissenschaften auszeichnen, so dienen sie den dortigen Regenten sehr häufig als Minister und Sekretäre. Stehen sie als solche auch unter dem Fürsten, so dürfen sie doch wegen des höhern Ranges ihrer Kaste nicht mit dem Fürsten speisen, ja der Fürst darf seinen Braminensekretär nicht einmal anrühren, und wenn er ihm einen Brief geben will, so muß er selbigen in die Hände des Sekretärs fallen lassen. Die wirkliche Berührung, geschähe sie auch nur vermittelst eines Tuches, das Beide berühren, würde den Braminen verunreinigen, und er sähe sich gezwungen, Waschungen und dergleichen Zeremonien vorzunehmen, um wieder rein zu werden. Der großen Heiligkeit und der wissenschaftlichen Kultur dieser Kaste ungeachtet giebt es doch unter den Braminen oftmals Leute von sehr großer Unwissenheit und vielen Untugenden, und es ereignet sich oft, daß sie zur Strafe gezogen werden müssen.

Wie die erste Kaste, so zerfällt auch die zweite, die der Tschetris oder auch Rajahs (Radschahs), aus welcher die Regenten, Könige und Krieger hervorgehen, in mehrere Unterabtheilungen. Die erste Abtheilung soll bis auf Wenige an der Küste von Koromandel erloschen sein. Die zweite, die „Fürstenkinder,“ ist noch jetzt die wichtigste, da nur aus ihr die Könige Hindostans abstammen. Die Rajahs, zu denen auch die Nayren gehören, als geborene Krieger und Herrscher, werden in den Schulen der Braminen erzogen und besonders in den Gesetzen und Regierungsgeschäften unterwiesen. Sie tragen zwar ebenfalls eine Schnur, wie die Braminen, allein blos erlaubter Weise, nicht von Rechtswegen, und diese Schnur (Orden) soll ihnen zum Erinnerungszeichen dienen, daß sie als Regenten und Kriegsobersten stets gerecht und weise zu handeln verbunden sind.

Auch die dritte Abtheilung oder Unterkaste, die der Marattier (woraus wahrscheinlich die Mahratten entstanden), ist lediglich dem Kriegsdienste gewidmet. Uebrigens ist es der gesammten Kaste ebenfalls erlaubt, Handel, aber nur im Großen, zu treiben, dagegen ist das Lesen des Vedams verboten. Doch darf sich der Tschetri aus diesem heiligen Buche vorlesen lassen. An die Ehe ist keiner gebunden — mit Rücksicht auf das unstäte Soldatenleben.

Die dritte Hauptkaste, die der Waischis, enthält außer den Land- und Gartenbautreibenden, den Viehzüchtern, auch die Kaufleute und Wechsler, Banianen oder Vanianen genannt. Sie ist die nützlichste und gehört auch in Indien zu den geachtetsten Klassen. Bei ihr sind die Sitten noch am wenigsten verdorben, haben sich die bürgerlichen Einrichtungen und alten Gebräuche am ungestörtesten erhalten, namentlich in Malabar, wo die fremden Eroberer, Mongolen und Europäer, nicht so tief eingedrungen sind.

Der Hauptzweig dieser Kaste, nämlich die Landbauer, entrichten ihre Abgaben in Naturalien. Sie zahlen ihren Rajahs (Fürsten) 30 Maß Frucht oder Reis vom Hundert, welche hohe Abgabe dadurch erklärlich wird, daß sie nur als Pächter, die Rajahs aber als die wahren Eigenthümer des Landes anzusehen sind. Die Waischis bestehen bei dieser Abgabe ganz bequem, sobald sie nur von ihren unabhängigen Rajahs regiert werden; dagegen leiden sie unter der Willkürherrschaft der Fremden, und nicht blos die Muhamedaner, sondern auch die Europäer haben sich große Härte zu Schulden kommen lassen. Doch schreitet jetzt unter der gerechten englischen Regierung der Zustand des Volkes immer mehr zum Bessern.

Die vierte Kaste, die der Soudras oder Schuders, mußte an Abtheilungen die reichste sein, da sie alle die vielartigen Handwerker und Künstler, bis auf die Tänzerinnen herab, ja selbst die Zauberer und Wahrsager (Versprecher) und die niederen Mönche in sich faßt, und jede dieser verschiedenen Handirung unter einer eigenen Gilde steht. Eine Hauptabtheilung dieser Kaste ist die in die rechte und linke Hand, und jede Hand hat wieder eine Menge Unterabtheilungen, von denen einzelne besondere Auszeichnungen haben. Die, welche zu der linken Hand gehören, dürfen ihre Prozessionen nicht innerhalb der von der andern Hand bewohnten Quartiere halten, und wenn auch beide Abtheilungen einmal zusammen kommen, so ist es doch der linken Hand untersagt, ein weißes Pferd zu reiten, oder einen weißen Sonnenschirm zu tragen. Daß zwischen beiden Abtheilungen durchaus keine Heirathen stattfinden dürfen, versteht sich nach dem Gesagten von selbst.

Es soll über 20 Stufen unter der Schuderkaste geben. Nach den Handwerkern folgen die Oelarbeiter, aber auch diese theilen sich wieder nach den verschiedenen Arten von Oel, z. B. in Kokosölmänner, Kajaputölmänner u. s. w. Folgendes wäre etwa eine Uebersicht der bemerkbarsten Unterabtheilungen bei den Schuders: Maler, Kleinhändler, Färber, Wäscher, Schneider, Kammerdiener, Haushofmeister, Destillirer (Arak), Töpfer, Baumwollenspinner, Korb= und Koffermacher, Teichgräber, Fischer, Schiffbauer, Schwertfeger, Landsoldaten (gemeine), Bettelmönche (gemeine), Schlangenbeschwörer, Sänger und Musiker, wie auch die unteren Klassen der öffentlichen Tänzerinnen (Bajaderen).

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß die Schuster, da sie zugleich Gerber sind, zu den niedrigsten Abtheilungen dieser Kaste gehören; sie werden daher auch, gleich den Schlächtern, zum Hinrichten der Missethäter gebraucht.

Selbst aber diese so sehr von den übrigen Hindus herabgewürdigten Unterkasten werden dennoch nicht als gänzlich unrein verabscheut, gehören noch zu den vier Kasten und beobachten die Gesetze und Religionsgebräuche der Hindus.

Dagegen giebt es eine andere Volksabtheilung bei den Hindus, welche durchaus zu keiner Kaste zu zählen ist, da sie von den Hindusitten ganz

abweichend lebt, jede Art von Speise genießt, auch sich allen Reinigungen und Bädern entzieht. Die hierzu gehörigen Menschen führen verschiedene Namen: Parias, Pulias, Purier, Thiva u. s. w.; die beiden ersten sind die gewöhnlichsten. Diese unglücklichen, von allen vier Kasten tief verabscheuten Menschen leben gänzlich nach ihrer Willkür, oder auch wie es ihre elende Lage zuläßt. Selbst das Gesetzbuch des Menu sondert sie auf das Traurigste von allen übrigen Hindus ab: „Niemand, der seine Pflicht erfüllt, soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen Lebensmittel giebt, reiche sie ihnen in Scherben, aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider sollen die Mäntel der Verstorbenen sein; ihre Teller zerbrochene Töpfe, ihre Zierrath verrostetes Eisen. Sie sollen stets von einem Orte zum andern wandern, auch zur Nachtzeit nicht in den Städten bleiben.“

Sie wohnen in eigenen kleinen Dörfern, deren Hütten so niedrig sind, daß kein Mensch hinein kommen kann. Man fürchtet sogar ihren Athem. Redet ein Paria zu einem andern Hindu, so muß er die Hand vor den Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, so muß er sich zur Seite kehren, bis der Andere vorübergegangen ist.

Bekommt ein Paria einen Braminen zu Gesicht, dann muß jener Unglückliche sofort die Flucht ergreifen, denn der Bramine würde sonst unrein. Noch viel weniger dürfen die Parias einen Tempel besuchen, oder opfern und beten. Auch in das Haus eines andern Hindu darf kein Paria eintreten; ist man seiner benöthigt, dann läßt man ihn durch eine Seitenthür hineingehen, wobei er aber stets die Augen zu Boden schlagen muß. Denn sähe er sich etwa umher, so hält man alle Möbeln und Geräthe für verunreinigt und schlägt sie in Stücke.

Dennoch sind diese so tief verachteten Menschen sehr nützlich. Sie dienen den Hindus als Pferde- und Ackerknechte, bei den Europäern aber als Köche, Lastträger und Soldaten. Hierbei ist es merkwürdig, daß ein kastenfähiger Hindu im Soldatendienst oft unter einem Paria steht, ja selbst von ihm gezüchtigt wird, ohne daß er sich dadurch für geschändet halten darf.

Uebrigens sind den Parias die schmutzigsten Arbeiten vorbehalten, z. B. das Reinigen der Kloaken, das Abstreifen des todten Viehes u. s. w. Auch stimmt ihre Lebensweise damit überein. Sie genießen Alles, was den kastenfähigen Hindus verboten ist, alle Arten von Fleisch, Rindfleisch nicht ausgenommen, ja sie verzehren selbst das Fleisch von gefallenem Vieh und Aas aller Art. Wenn sie starke Getränke bekommen können, berauschen sie sich.

Noch tiefer als die Parias stehen die Pulias. Diese wohnen von allen übrigen Menschen entfernt, in sumpfigen Niederungen oder unzugänglichen Gebirgsklüften; nähert man sich ihnen, so entfliehen sie mit großem Geschrei, denn sie wissen, daß es ihnen zum Verbrechen angerechnet wird, andern Menschen ins Antlitz zu sehen. Sie sind nackt, von Schmutz ganz entstellt, von Farbe fast schwarz. Oft heulen sie vor Hunger in ihren Höhlen und Lagern; dann wirft man ihnen Reis und andere Speise hin,

wie den Thieren. Sie werden besonders auf Malabar von den kriegerischen Nayren zum Feldbau gedungen, aber werden so wenig geschont, daß es einem Nayr frei steht, die Güte seines neuen Säbels oder Pistols an einem Pulia zu versuchen.

---

6. Die Bedienten der Europäer in Indien.*)

Die Bedientenwelt erfordert eine ganz eigenthümliche Behandlung um der Kastenvorurtheile willen. Im Hause meines Gastfreundes, Herrn Torrens, übersah ich zum ersten Male ein solches Etablissement, und trotz der wichtigen Stellung des Herrn erschienen mir vierzig Dienstboten für eine Familie, die mit Einschluß eines dreijährigen Kindes aus drei Personen bestand, etwas viel; der Maßstab ist jedoch der allgemeine und unumgänglich nöthig durch die Theilung der Arbeit. Der Hindu kann unmöglich einen Teller reinigen oder nur berühren, auf dem einmal Rindfleisch gelegen hat, und zum Aufwarten bei Tafel gehören also Muhamedaner. Der Kammerdiener ist soweit gut, aber rindslederne Stiefel kann er unmöglich reinigen, also bedarf es noch eines vorurtheilsfreien Subjekts, das weder diese noch andere unreine Arbeit zu thun verschmäht, und mit Hunden, wenn solche im Hause gehalten werden, giebt sich weder ein ordentlicher Hindu, noch ein Muhamedaner ab, sondern ein ganz verachteter Paria muß dazu gehalten werden. Für jedes Pferd gehört ein Knecht und zwei Grasschneider; außer dem religiösen Vorurtheil kommt nun auch noch ein falsches Ehrgefühl hinzu, das dem Hausdiener verbietet, ein Packet von einigem Umfang zu tragen; die „Chuprassans" sind ohnehin nur vorhanden, um mit silbernen Stäben an den Thüren und auf den Wagen der Vornehmen Parade zu machen. Ein Anderer ist nur zum Wassertragen da, und der Schneider, den man im Hause hält, sowie der Wäscher ohne hin nur zu ihrem besondern Geschäft. Wer die Huka oder Wasserpfeife raucht, bedarf dazu eines eigenen Pfeifenstopfers, und nun kommt erst der ganze weibliche Troß, so daß die 40 Personen in einem anständigen Hause bald voll sind!

In einer zahlreichen Familie hat jeder Erwachsene seinen Kammerdiener, respektive Zofe, und einen eigenen Aufwärter bei Tisch. Auf meiner Palankinreise, wo ich unmöglich Leute mitnehmen konnte, ließ man mich in den gastfreiesten Häusern nicht selten Hunger leiden, weil es keinem der zahlreichen Aufwärter der Familie einfällt, für den Gast bei Tische zu sorgen. In Kalkutta hatte ich ein solches Individuum, das mich zu allen Diners nach Landesart begleitete; dort hatte ich außerdem einen Kammerdiener und drei Leute für ein Pferd, also fünf Diener, natürlich

*) Graf Görz, Reise um die Welt (Stuttgart, Cotta, 1854). III.

ganz abgesehen von den vielerlei Diensten, die durch die andern Leute meines Gastfreundes für mich versehen wurden. Will ein Europäer sich behelfen, etwa auf der Reise, so wird er bald die völlige Gleichgültigkeit der Leute gegen Alles gewahr, was nicht ursprünglich ihres Amtes ist, und bis jetzt ist es noch nicht gelungen, die Vorurtheilsfreiheit der Bedienten von Madras nach Bengalen zu verpflanzen. Jedenfalls sind diese Horden billig zu ernähren; sie bekommen 4—8 Rupien *) monatlich, und leben davon man weiß nicht wie, und sind obendrein stets reinlich gekleidet. Der Herr giebt meist nur Turban und Gürtel mit seinen Wappenfarben. Die Tracht ist allgemein weiß, nur die Bedienten im Gubernialpalast tragen schöne rothe Livreen mit Gold, jedoch im nationalen Schnitt. Kein Hindubedienter in Nord-Indien spricht ein Wort Englisch.

---

7. Die Jahreszeiten in Bengalen.

Gegen den November, zur Zeit, wo die nordöstlichen Monsuns eintreten, endigt die Regenzeit auf den Küsten von Koromandel. Dann wird das Wetter schön, der Himmel klar und rein, ein milder Thau befruchtet die Erde, und in der Nacht begünstigt eine angenehme Frische den Schlaf. Reiche Ernten, fette Weiden, unabsehbare Reisfelder decken die Ebenen. Ungeheuere Wasserbehälter, majestätische Flüsse machen diese schönen Felder fruchtbar. Allenthalben sieht man Städte, Dörfer, neugeweißte, von Palmen, Tamarinden und Bananenbäumen umgebene Pagoden; aber dies so begünstigte Land wird von kleinen Tyrannen und ihren Agenten auf alle Weise ausgesogen. Die Häuser sind aus Lehm gebaut und mit einem Dache von Bambusrohr und Palmblättern bedeckt, auf welches die Frauen gern mit Kalk rohe Figuren malen. Jedes Dorf hat gewöhnlich eine von einem Braminen geleitete Schule, wo der Lehrer, meist auf einem Haufen von Matten sitzend, seine Schüler lesen und schreiben lehrt und sie in den Pflichten des Menschen unterweist. Unter dem Schatten der Palmen werden die reichen, in Europa so geschätzten Stoffe bereitet und jene zierlichen Töpferwaaren verfertigt, die wir nie werden nachahmen können.

Der Monat November ist dem Acker- und Gartenbau und der Jagd der Vögel gewidmet, die sich in Unzahl auf den Feldern einfinden und die Saaten verzehren. Der Thau, welcher im Monat Dezember fällt, bringt das Gras zum Keimen; dann wehen die Monsuns mit stärkerer Gewalt und führen eine Masse von Wolken herbei. Jetzt macht sich die Kälte fühlbar, und gegen das Ende des Monats drängen sich ganze Familien mit der Sichel in der Hand auf die Felder, um die Ernte nach Hause zu bringen. Gegen Mitte Januars lassen die Monsuns nach,

*) 1 Rupie = 1 Gulden Konventionsmünze.

und die Witterung wird milder. Dies ist die Zeit der Reisen und der großen Jagden. Nun kommt der Februar, der Lieblingsmonat der Indier, denn es ist die Zeit der Vergnügungen und der ländlichen Feste. Die Tage sind äußerst mild, die Nächte frisch, die Blumen sprossen hervor, und die Früchte reifen. Auch die Religion hat die schönen Tage des Februar geheiligt. Tausende von Pilgern begeben sich an die Ufer des Godavery und flehen um den Schutz der Gottheit, indem sie sich in die Wellen des Flusses stürzen. Das geringe Dorf Kotahpilly verwandelt sich in eine blühende Stadt, wo Käufer und Verkäufer, Schaulustige und Fromme sich sammeln. Da sind Wasserfahrten, Nationaltänze, indische Dramen, Jongleurs und Spiele aller Art zu sehen. An den Ufern des benachbarten See's erheben sich mitten unter Mangobäumen Zelte von verschiedener Form und Größe; sie ruhen auf Rädern und werden durch Elephanten und Kameele gezogen. Sie sind so groß, daß mehrere Familien darin wohnen können, und ihr Inneres sehr geräumige Gesellschafts- und Speisesäle darbietet.

Indessen nimmt die Hitze zu, und die kalte Jahreszeit geht zu Ende. Im März ist die Temperatur noch nicht drückend, die Nächte sind erträglich; aber die Wasserbehälter trocknen aus, die Erde bekommt Risse, der Rasen wird matt und gelb. Dies ist die Zeit, wo man die Häuser weiß anstreicht, Schiffe baut und Holz schlägt, Salz und Palmenwein bereitet, und wo der Handel auf der Küste Koromandel am blühendsten ist. Im Monat April wird die Hitze schon heftig, das Thermometer steigt auf 24–25° R., der Himmel ist Tag und Nacht rein, und der Mond glänzt in herrlicher Klarheit. Aber jetzt muß man sich auch vor den hungrigen Schakals hüten, die in Schaaren die Wohnungen heulend umwandern. Je senkrechter die Sonne ihre Strahlen schießt, desto kraftvoller widersteht die Manilla, desto mehr breitet die Ceder ihre Blätter aus, und erfüllt der Mango die Luft mit den Wohlgerüchen seiner Blüthen.

Aber was den Menschen betrifft, so bemächtigt sich eine unaussprechliche Mattigkeit aller Glieder. Zelte werden vor jedem Hause aufgeschlagen, die Thüren geoffnet, um einen Luftzug herzustellen, und trotz dem fühlt man kaum ein frisches Lüftchen. Bösartige Insekten durchzischen die Luft, hängen sich an die Wände oder kriechen auf den Teppichen umher; nur durch tausend Vorsichtsmaßregeln kann man sich ihren Stichen entziehen. Um diese Zeit arbeiten die Eingeborenen nicht, sondern bringen ihre Zeit mit Rauchen zu. Der Monat Mai ist noch wärmer, obschon die Nordwestwinde wehen. Gegen Süden häufen sich Wolken an, Blitze durchzucken die Luft, schreckliche Donner rollen, der Wind bläst mit Heftigkeit, die Atmosphäre ist schwer, der Himmel färbt sich schwarz; – aber nicht immer regnet es, und selten gewährt die Gottheit solche Gunst. Anfangs sind die Winde frisch, dann warm, man glaubt sich in einem glühenden Ofen zu befinden, macht keine Besuche, keine Geschäfte mehr, Jeder schließt sich ein. Die Thiere sinken vor Ermattung nieder, die Büffel

stürzen sich in die Sümpfe, die Vögel flattern mühsam und schwer; das Thermometer steht auf 30 Grad und darüber. In Süd-Indien sind wenigstens die Abende minder heiß, wegen der Nähe des Meeres; allein in Nord-Indien ist keine Erholung. Die Hitze des Juni ist dieselbe wie im Mai, die glühenden Winde werden durch nichts gemildert, die Brunnen vertrocknen und manchmal entzünden sich ganze Wälder. Indessen müssen sich doch die Ackerbauer beeilen, den Boden zur Aussaat in Bereitschaft zu setzen, und gegen Ende des Monats erfrischt ein kleiner Regen die Atmosphäre: eine neue Jahreszeit kündigt sich an.

Im Anfang des Juli beginnen endlich die Südwestwinde; die große Hitze ist vorüber. Abends häufen sich Wolken an, einige Blitze zucken, der Donner rollt von ferne, leicht bläst ein frischer Wind, und die Erde ist in Dampf eingehüllt. Mit den Blitzen mehrt sich der Regen und stürzt bald gleich einer Sündfluth in Strömen herab. Glücklicherweise dauert dies nicht lange, der Regen mindert sich, und in einigen Tagen ist das Wasser vollständig abgelaufen. Wenn aber kein Regen fällt, dann wird das Land von den furchtbarsten Geißeln, Pest und Hungersnoth, heimgesucht. Darum betrachten auch die Hindus den Regen als eine Gottheit. Im August dieselbe Abwechselung von Regen und Wind, die Temperatur ist frisch und erträglich. Die Bäche, die Flüsse, die Ströme treten durch den Regen geschwellt aus ihrem Bette und ergießen ihre unreinen Wellen in die Ebenen; es ist durchaus dasselbe Schauspiel, wie in Aegypten das Austreten des Nils. Weit und breit sieht man nichts als ein ungeheures Meer, in dessen Mitte sich Städte, Dörfer und einige Bäume erheben. Nur durch kleine Fahrzeuge, Dhonies genannt, welche sehr flach gebaut sind, wird die Verbindung unterhalten. Fährt man auf solchen Schiffchen den Godavery hinab, so fliegt man an Wäldern, Dörfern und Pagoden wie an einem Schattenspiel vorüber. So sehr diese Ueberschwemmungen befruchtend wirken, wenn sie nur einige Tage dauern, so verursachen sie doch die größten Unfälle, wenn sie einen Monat, ja sechs Wochen anhalten. Dann dringt das Wasser in die Häuser, zerstört ganze Dörfer und entwurzelt selbst Wälder. Wenn aber das Wasser zurückläuft, so läßt es auf dem Boden einen bräunlichen, äußerst fruchtbaren Schlamm zurück; die Saat sprießt empor, die Stengel des Reises und Indigo's erscheinen, Alles verspricht eine reichliche Ernte.

Der Monat September bringt endlich mehr Ruhe; der Baumwollenbaum und der Kambo schlagen kräftig aus, zahllose Papageien lassen sich auf den Bäumen in den Gärten nieder, und des Nachts erfüllen grüne Fliegen, durch die Flamme angelockt, das Zimmer und schwirren ohne Unterlaß um die Ohren.

Im Anfang Oktobers weht ein leichter Nordwind, die Temperatur ändert sich merklich, und die Luft wird frischer. Gegen Mitte des Monats, sonderlich beim Vollmond, tritt der Nordwest-Monsun ein, die

Wolken erscheinen wieder am Horizonte und lassen einen schwachen Regen fallen, dem bald eine Stromfluth folgt, so heftig wie die erste im Jahre.

8. Der Tag eines reichen Engländers in Kalkutta.

Um 4 Uhr des Morgens wird der Herr von seinem Palankinträger geweckt, dessen Gurgelstimme dicht am Kopfkissen seines Gebieters ruft: „Sahib, Sahib (Herr, Herr), es ist 4 Uhr." „Wenn der Ball vom gestrigen Abende nicht die Kräfte erschöpft hat, oder wenn er die Sorge für seine Gesundheit nicht der Süßigkeit des Schlafes vorzieht, steht der Herr auf. Schon strahlt die Sonne in voller Pracht. Ein arabisches Pferd wird bestiegen, das trabt leicht im Sande hin, den noch der Morgenthau benetzt. Etwa eine halbe Meile wird geritten bis zu dem Orte, wo die Nabobs sich versammeln, um ihre Gedanken auszutauschen. Man spricht über die Vorzüge der Bordeauxweine, über das letzte Duell, über das letzte Diner; man kann über tausenderlei Dinge reden hören, nur erwarte man von der Unterhaltung keinen Geist, keine Lebendigkeit, Anmuth, Neuheit. Das Leben in Indien giebt der Seele eine sehr materielle Richtung und verwandelt alle Thätigkeiten des Geistes wie des Körpers in sinnliche Vergnügungen. Manchmal finden sich zwei Offiziere, von Eifersucht, Ehrgeiz oder verletzter Eitelkeit getrieben, unter dem sogenannten „großen Baume" ein, einem Feigenbaume, der, dem Zweikampf geweiht, schon Manchen verbluten gesehen hat. Es wird 6 Uhr, und Alles zerstreut sich.

Spazieren zu gehen, sich in freier Luft zu bewegen, einen Ritt zu machen, wird unmöglich. Die glühende Sonnenkugel hat sich hinter den großen Palästen von Chouringhie gezeigt, ihre Strahlen, die sie wie feurige Pfeile quer über den Platz schießt, scheuchen alle Spaziergänger vor sich her. Man flieht vor dieser unerbittlichen Feindin, die Milz und Leber der Europäer schwärzt und aufschwellt, und die alle Jahre ganze Bataillone von Invaliden nach England sendet. Der arme reiche Engländer stößt seinem Pferde die Sporen in die Seite, und ganz von Schweiß bedeckt langt er wieder in seiner Wohnung an, wo ihn sein Hindudiener erwartet, ihm aus dem Sattel hilft und das keuchende Roß in den Stall führt. Große seidene Vorhänge, ein Fächer — von einer Hand, die an solche Arbeit gewöhnt ist, in Bewegung gesetzt —, ein dunkles, kühles Gemach: das bildet den Zufluchtsort, in den sich der unglückliche Brite flüchtet. Elastische Kissen seufzen unter seiner Last; er fällt fast ohnmächtig auf sie hin und schläft oder schlummert vielmehr bis halb 9 Uhr, unlustig, irgend einen Gedanken zu fassen.

Um halb 9 Uhr nimmt er ein Bad, und ein Bad ist in diesem Lande der größte Genuß. Man knetet und salbt seine Glieder, die von der Hitze gelähmt sind, ehe er sie noch in Bewegung gesetzt hat. Das Frühstück,

aus Pillau, Brodschnitten und Thee bestehend, wird um halb 10 Uhr aufgetragen. Nun steht der Palankin in Bereitschaft. Der hinduisirte Engländer läßt sich in sein Bureau tragen; hier angekommen, entledigt er sich bald der lästigen Tuchkleidung und zieht Pantalons und Jacke von Mousselin an; dann befiehlt er seinem Hindubedienten, den „Punkah," einen großen beweglichen Fächer, über seinem Kopfe in Bewegung zu setzen, und nun beginnt er seine Geschäfte, um das Geld zu gewinnen, das ihm die Regierung für seine Gesundheit und sein Leben zu gewinnen erlaubt. Es schlägt 2 Uhr, und das zweite Frühstück unterbricht die Langeweile seines Geschäfts. Diese Mahlzeit ist die genußreichste: sie bildet den Augenblick, wo man sich glücklich fühlt, den Arbeitstisch, die Rechenbücher und Zahlbretter verlassen zu können, um weißes Ale und Eiswein von Bordeaux zu schlürfen, von den Früchten Indiens, die eine prächtige Tafel bedecken, zu naschen und die hindostanischen Ragouts zu kosten, die so zahlreich und ausgesucht sind, daß sie ein förmliches Mittagsessen bilden.

Wer nichts zu thun hat, bringt die Zeit hin, so gut es gehen will; der Beamte verfügt sich wieder an sein Geschäft, der Gesellschaftslose macht Besuche, spielt Billard, schlendert in den Bazars umher oder plaudert mit Damen. Ist die erste Einfassung, mit der alle Wohnungen umgeben sind, geschlossen, so erkennt man daraus, daß man nicht zum Besuche vorgelassen wird, und daß die Frau vom Hause Niemanden sehen will. Findet man die Thür offen, so geht man hinein; das Kabriolet rollt unter den dunkeln Säulengang des Hauses, oder die Schritte der Palankinträger hallen am Gewölbe wider. Läßt es der Portier geschehen, so erreicht man ungehindert den innersten Raum des Hauses. Hier wird man von einem Kammerdiener empfangen, dessen feierlich und stolz dahinschreitende Gestalt den Weg zeigt, dann von einem andern Bedienten, der den Besuch des „Barkin-Sahib" (fremden Herrn) ankündigt, während im Gehen die elfenbeinernen Ringe, woran sein Dolch hängt, erklirren. Man gelangt in ein stockfinsteres Gemach, wo man die weiche, markige Stimme der Herrin des Hauses nach dem Namen des Besuchers fragen hört. Der Hindu spricht ihn, so gut es gehen will, aus, indem er ein paar Vokale ausläßt und dafür eine Partie Konsonanten einschiebt. Endlich sitzt man dem orientalischen Idole gegenüber, das von dem entlegensten Winkel des Abendlandes herübergekommen ist, um den Divan der Bajaderen und Sultaninnen einzunehmen.

Die junge Engländerin ruht im Hintergrunde eines Gemaches, das kaum die zarteste Dämmerung unter den tausend Falten eines unaufhörlich in Bewegung gesetzten Punkahs zu erhellen vermag. Man muß sich unterhalten; glücklicher Zufall, wenn ein neuer Roman, die Ankunft oder der Schiffbruch eines Schiffes, oder ein Feldzug Stoff genug zu Rede und Antwort bieten. In Ermangelung eines solchen Stoffes werden Nachbarn und Freunde, Bekannte und Unbekannte durchgehechelt und in all ihrem Thun und Lassen einer strengen Kritik unterworfen. Während dieser

Gespräche arbeitet die elfenbeinerne Nadel, von einer weißen Hand geführt, die durch das zurückgezogene und unthätige Leben noch mehr gebleicht ist, mit der Zunge um die Wette und durchsticht Spitzen oder Mousseline mit derselben Schnelligkeit, wie die Zunge den guten Namen der Nachbarin. Man trennt sich, vollkommen mit einander zufrieden, während die Nachbarin von der Veranda ihres Hauses über Alles, was in den nahen Häusern vorgeht, genaue Kontrole hält.

Gegen 6 Uhr verliert der Tyrann des hindostanischen Himmels und Bodens, die Sonne, ihre Kraft, die Schatten verlängern sich, ihre letzten Strahlen zittern endlich in safrangelben Tinten am westlichen Horizont. Nun aber beginnt ein Gerassel der Räder und ein Tumult, wie man ihn kaum in einer andern Stadt des Erdkreises hören mag. Der tiefen Ruhe eines heißen Tages folgt das wildeste Getümmel und die geräuschvollste Thätigkeit des Abends; tausend Wagen mit zwei oder vier Rädern, mit einem oder mit sechs Pferden rasseln durch die großen Straßen von Palästen dieser großen Stadt. Der kleine peguanische Klepper galoppirt neben dem arabischen Renner, der mit seinem Schritt weiter ausgreift, als jener mit seinem Galopp. Damen in der offenen Karosse und Reiter im reichsten Anzuge wollen gesehen werden oder sich sehen lassen. Selbst Jene, deren Gesundheit, Alter oder Charakter sie vor Gedanken solcher Eitelkeit bewahren, müssen sich in das lärmende Getümmel mischen, das sich auf der einzigen Promenade von Kalkutta, wo man frische Luft schöpfen kann, zusammengedrängt. Die Spaziergänge sind da mit Sand bestreut. Endlich ruft aber die Stunde des Mittagessens die Spaziergänger nach Hause, und die kurz vorher noch mit glänzenden Equipagen erfüllten Straßen stehen öde; kaum sieht man noch einzelne Spaziergänger, die Freunde der kühlen Nachtluft oder auch sittenloser Leichtfertigkeit sind. Indeß hat man sich zu Tisch gesetzt, aber die Magen, zerrüttet durch die glühende Atmosphäre und den häufigen Genuß gebrannter Wasser, sind fast außer Stande, der in Ueberfluß prangenden Mahlzeit die gebührende Ehre zu erweisen. Niemand langt nach den Fleischspeisen, welche die Tafel bedecken; die Hammelskeule sammt den Bergen von Fischen bleibt meistens unberührt.

Vor dem Nachtische werden die Haukahs (lange Pfeifen) von Silber und Perlmutter von den Bedienten mit großem Geräusch hereingebracht, und Rauchgewölke verdichten die Luft; die ganze Unterhaltung beschränkt sich jetzt darauf, große aromatische Dampfwolken aus der Pfeife in die Luft zu blasen. Diese riesenhaften Instrumente werden sodann von dem Speisesaal in den Salon hinübergeschafft, und der Lärm, der hierdurch entsteht, betäubt die Töne des Piano und die Worte der Damen, die sich im Gesellschaftszimmer hören lassen.

Wer zum ersten Mal aus Europa nach Kalkutta gekommen ist, starrt gewiß mit Verwunderung diese Gemächer an, die mit solchem Reichthum und so ausgesuchtem Geschmack ausgestattet und mit bleichen Frauen, die von Diamanten funkeln, erfüllt sind, während rauchende Automaten um-

hersitzen und ein oder zwei Sklaven mit bloßen Füßen, ungeheure Fächer in der Hand haltend, Kühlung zuwehen, oder die Schnur des Punkah in Bewegung setzen.

Hat es halb 11 Uhr geschlagen, so zieht man sich zurück, und so wird der Tag beschlossen, um am folgenden Morgen in ähnlicher Weise zu beginnen.

II. Bilder aus Hinterindien.

1. Die Malayen*).

Noch ehe sich die Malayen in Malakka niederließen, hatten sie schon einen großen Theil der Insel Sumatra inne, dann setzten sie sich auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen und mehreren australischen Inselgruppen fest, und auf den entferntesten Inseln Australiens finden sich noch jetzt Malayenstämme, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung die größte Aehnlichkeit mit den Malayen von Malakka haben. Sie bildeten vor Zeiten eine große Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte; sie trieben ausgebreiteten Handel mit zahlreichen eigenen Schiffen und schickten, wie einst die Phönizier und Hellenen, Kolonisten in die entlegensten Gegenden. Viele Schiffe aus China, Kochinchina, Siam und Hindostan belebten die Häfen der Malayen auf Malakka. Wie die germanischen Völker in Europa hatten sie eine Lehnsverfassung, aber diese hat den Grund zu ihrer Schwäche und ihrem Verfalle gegeben. Je mehr die Macht der großen Vasallen zunahm, desto mehr entzogen sich diese der Oberherrschaft des Sultans, desto mehr nahm innere Zwietracht und Widersetzlichkeit zu. Der große Adel machte den kleinen Adel von sich abhängig, aber beide — die Oranglai — drückten das Volk, das aus lauter Sklaven bestand. Die innere Kraft der malayischen Nation war schon zerrüttet, als die Niederländer und Briten in die indischen Gewässer kamen und ihrer Herrschaft völlig ein Ende machten.

Die Malayen gehören zu einer eigenthümlichen Menschenrace. Sie sind stark, nervig, haben eine dunkelbraune Farbe, langes, glänzendschwarzes Haar, eine große, aber abgeplattete Nase und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, ungezähmte Wildheit, Raub- und Mordsucht charakterisiren die Malayen in Asien; jedoch die Stämme auf den Inseln der Südsee sind größtentheils sanfter, gutmüthiger, gesellig, offen und redlich, und zeichnen sich durch die schönsten regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malayen bekennen sich meistentheils zur muhamedanischen Religion, lieben den Handel, den Krieg, Raub und Plünderung, sind reiselustig und Freunde kühner Unternehmungen.

*) Nach Dr. G. Finlayson.

Man hat sie die Normannen Asiens genannt, und mit vollem Recht. Kühn und unternehmend in ihren Seefahrten, verachten sie die Künste des zivilisirten Lebens. Fast ihr ganzes Leben bringen sie auf dem Wasser zu, oft in jämmerlich kleinen Kähnen, in denen sie sich kaum zur Ruhe ausstrecken können, und doch findet man in diesen Sampans oft einen Mann, seine Frau und ein paar Kinder, deren Erhaltung lediglich von dem glücklichen Erfolg ihrer Fischerei abhängt. Sie haben ganz die Sorglosigkeit für die Zukunft, wie sie dem unkultivirten, rohen Leben eigen ist; wenn sie ihre Mahlzeit gehalten haben, legen sie sich in die Sonne, und wird ihnen diese zu heiß, in den Schatten eines Mangobaumes, bis der Hunger sie von Neuem zur Thätigkeit ruft. Selten haben sie einige Lumpen, um sich vor dem brennenden Strahl der Mittagssonne oder vor dem schädlichen Thau der Nacht zu schützen; die an den Küsten hausenden sind durchaus wilde Fischer, denen alle Milde, Freudigkeit und Behaglichkeit des Lebens fremd ist. In der Lenkung der Boote sind die Weiber eben so geschickt, als die Männer, und wo es eine kühne Unternehmung gilt, nicht die Letzten.

Das ganze Geräth dieses Volkes besteht in zwei Kochtöpfen, einem irdenen Wasserkrug und einer Matte, die ihnen als Dach gegen den Regen dient, bei gutem Wetter aber als Bett. In den zahlreichen Buchten und Einfahrten, welche Malakka und Singapore umgeben, lebt eine Menge von malayischen Familien auf diese Weise; aber auf einer Stelle bleiben sie nicht lange. Unaufhörlich schwärmen sie von Ort zu Ort, um den Fischfang zu betreiben; was sie über ihr augenblickliches Bedürfniß fangen und erhaschen können, vertauschen sie an die ansässigen Einwohner gegen Reis, Sago, Betel und Tuch.

Auffallend ist die Aehnlichkeit eines solchen Lebens mit dem Leben jener Völker, die allein durch die Jagd bestehen, wie die Botokuden und andere Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Wie jene an ihrer, so hält der Malaye fest an seiner Lebensweise, dem wilden Fischerleben; durch das Beispiel Derer, die ihn umgeben, sieht er sich nicht veranlaßt, diese Lebensweise zu verlassen. So hartnäckig ist der Mensch im wilden Zustande, und so langsam und unmerklich sind die Schritte seiner Erhebung!

Nachlässig, träge und sorglos in den Augenblicken der Ruhe, fast thierisch dahin brütend, zeigen doch die Malayen zur Stunde der Gefahr und der Unternehmung den vermessensten und unerschrockensten Muth. Weder die Freuden noch die Uebel des Lebens empfinden sie mit dem ruhigen Sinn und der Mäßigung anderer Menschen. Sie sind stets bewaffnet, fortwährend im Kriege unter sich, oder damit beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Gesetz genöthigt, welches jedem Schiffskapitän verbietet, einen Malayen als Matrosen zu nehmen; denn man hat gesehen, daß Einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und bereits Mehrere getödtet hatten,

ehe man ihnen Einhalt thun konnte. Malayenschiffe, mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen. Alle freien Malayen lassen sich nie ohne Dolch sehen; die auf Sumatra und Manilla sind in Verfertigung von Waffen sehr geschickt. Der häufige Genuß des Opiums mag bei ihnen viel zu ihrer an Wuth grenzenden Heftigkeit beitragen. Mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen, als für die Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Bei ihnen dauert das Zeitalter des Faustrechts fort und fort.

Die in den nächsten Umgebungen von Malakka und Singapore angesiedelten Malayen haben einen Schritt aus diesem rohen Zustande herausgethan; diese haben feste Wohnsitze, tragen Kleider und bebauen kleine Stücke Land. Sie umgeben ihre Häuser und Hütten mit hölzernen Zäunen, um die wilden Thiere abzuhalten, die oft ihre Felder verheeren; sie bauen Reis, Pisang, Yams, Betel, etwas Korn und einige Küchengewächse. Sie besitzen aber nur wenig Kenntnisse in den mechanischen Künsten und Wissenschaften. Die Holländer gebrauchen sie oft als Holzhauer in den Wäldern und zum Ackern auf ihren Ländereien; übrigens findet sich unter ihnen weder ein Zimmermann, noch ein Maurer, kein Hufschmied, noch Schneider oder Schuster. Im Innern von Sumatra sind die Malayen in einem weit bessern Zustande; dort leben sie vom Ackerbau und treiben Gewerbe.

---

2. Der Siamese und sein Fluß Menam.*)

Ein mehrere Monate hindurch überschwemmtes Thal reizte schwerlich den Menschen, sich dort willkürlich anzusiedeln. Höchstens konnte er aus Noth sich in diese feuchte, durch ungeheure Heere blutsaugender Sumpfthiere widrige Gegend hinabziehen. Nur das Schicksal, sich aus einem freiern, höhern, benachbarten Lande gewaltsam vertrieben zu sehen, ließ ihn hier vor seinen Ueberwindern einen Zufluchtsort suchen. Tobte nun der Asiate auf den um Siam gelagerten Hochflächen und Bergeshöhen in beständiger Fehde, so mußte das sumpfige Siam ein natürlicher Zufluchtsort werden für alle Flüchtlinge, Besiegte, Vertriebene, nicht blos einer Nation, sondern aller Nationen. So entstand ein eigenes, jüngeres Volk, ein Gemisch aus verschiedenen Nachbarvölkern, das, wenn es gleich Spuren seiner bunten Ahnenherrschaft an sich trug, doch ein neues Ganze erzeugte.

Hiermit stimmen auch die Sagen der Vorzeit und die, so weit sie reichen, ältesten schriftlichen Nachrichten der Siamesen zusammen. Sie bestätigen nämlich, daß durch die Kriege und Verheerungen in Laos, Kochin-

*) Vergl. Zimmermann's „Taschenbuch der Reisen," 11. Jahrgang.

china, Tunkin und China, in Ost und Nordost, so im Westen durch die der Peguaner und Birmanen und endlich im Süden der wilden Malayen, Siam nach und nach eine beträchtliche Masse Menschen, Flüchtlinge jener Nationen, erhielt, die das Land anbauten, so weit die dem Klima angehörige Trägheit es zuließ, und die üppige Vegetation die menschliche Nachhilfe nöthig machte. Vorzüglich aber mußten längs den fischreichen Gewässern, die mit ihrem Reichthum mühelose Nahrung spenden, namentlich längs den beiden Ufern des großen Menam, Ortschaften und Städte sich bilden, während die entfernteren Gegenden unbenutzt den wilden Thieren zum Aufenthalt verblieben.

Einige jener Urwälder hatten noch im 17. Jahrhundert und zu Anfang des 18. einzelne Kolonien in Siam; allein nach und nach sind sie fast alle dem Ganzen einverleibt worden, mit Beihilfe der despotischen Regenten, die Alles aufboten, den Geist der Landsmannschaften zu unterdrücken. Die Chinesen haben aber ihre nationale Selbstständigkeit behauptet und zeichnen sich durch ihr stets unveränderliches Aeußere, nicht minder aber auch durch ihre große Betriebsamkeit und Gewandtheit im Handel aus.

Die Mehrzahl des Volkes der Siamesen entspricht der Farbe nach dem Klima. Das Grünlichgelbe des Hindostaners ist hier schon weit dunkler, beinahe schwärzlich; dennoch schimmert auf den Wangen zuweilen etwas Röthliches durch. Das Haar ist schwarz, doch nicht wollig, sondern lang und straff. Die Zähne werden geschwärzt. Das Gesicht ist breit, besonders um die Backenknochen; die Stirn aber läuft spitz zu, fast wie das Kinn. Das Weiße im Auge fällt ins Gelbe. Die schon von Natur langen Ohren werden, wie bei den vielen andern Völkern der heißen Zone, Schönheitshalber noch länger gezerrt, durch schwere Ohrgehänge herabgezogen und dabei die Ohrlöcher so erweitert, daß man beinahe die Hand durchbringt, ein Fall, der auch im benachbarten Laos gewöhnlich ist.

Die Siamesen sind reinlich. Sie baden sich häufig, ja in einem Tage mehrere Male. Theils steigen sie in das Wasser, theils lassen sie sich nur mit Wasser übergießen. Sie salben sich dann und bestreichen den Körper mit wohlriechenden Dingen, Ambra, Bisam u. dgl., vornehmlich die Lippen, wodurch diese noch blässer werden, als sie von Natur schon sind.

Die jährlichen Ueberschwemmungen ihres Flusses machen es nothwendig, die Wohnungen hoch über die Erde zu erheben. Ihre Häuser ruhen daher auf starken Bambuspfählen, 13 Fuß hoch; denn so hoch setzen die austretenden Flüsse oftmals das flache Land unter Wasser. Eine Treppe, wie die auf unsern Windmühlen, führt zum Hause hinauf. Bei den Ställen für die Pferde und übrigen Hausthiere, welche ebenfalls hoch von der Erde erhoben, ist die Leiter mit Hürden durchflochten, um den Tritt der Thiere zu sichern.

Die Wohnungen selbst sind einfach, wie die Kleidung. Die Häuser haben nur ein Stockwerk. Dächer und Wände bestehen aus Flechtwerk

nnd Hürden von Bambusrohr. Die Frauen haben indeß eigene Stuben oder Abtheilungen. Im Innern herrscht wie am Körper große Reinlichkeit. In den Zimmern der Vornehmen ist der Fußboden mit feinen Matten bedeckt, über welche oft noch Teppiche gebreitet werden, die Wände sind mit feinem Mousselin behangen.

Die Meubles entsprechen den Wohnungen: Stühle von Rohrmatten, bei den Reichen einige Kissen; Tische nur aus einem großen Brette, und statt der Betten ebenfalls nur ein Brett als Kopfkissen; höchstens bei den Vornehmeren findet eine größere Bequemlichkeit statt. Die Paläste der Könige und die Pagoden (Tempel) zeichnen sich blos durch ihren Umfang aus, stehen aber in der Bauart noch auf sehr niederer Stufe. Die in Siam angesiedelten Europäer, Muhamedaner und Chinesen bauen ihre Häuser von Ziegelsteinen.

Werfen wir nun einen Blick auf das ganze Menamland, so zeigt sich, daß derselbe Strom, welcher in seinen Sümpfen und Morästen gleich den Lagunen des Adriatischen Meeres von Venedig den Menschen eine Zuflucht gewährte, zugleich ein Ganges und Nil für die Bewohner ist. Alle diese Länder, Ava, Pegu, Siam, Laos, Kambodja und Kochinchina, sind eigentlich große Thäler, die sich von Norden nach Süden erstrecken. Jeder aus weiter Ferne (dem Thibetanischen Hochlande) herabströmende Fluß wird zur Segensquelle für das Thal, das er durchströmt. Oft steht das Land umher drei Monate lang unter Wasser, und man befindet sich zu dieser Zeit auf einer großen Wasserfläche, die nur mit leichten Fahrzeugen zu beschiffen ist. Kaum ziehen sich aber die Gewässer zurück, so sprießt aus dem zurückbleibenden Schlamm unter dem lothrecht niederfallenden Sonnenstrahl eine unermeßliche Vegetation hervor, wovon der Europäer sich schwer einen Begriff zu bilden vermag. Die Reisfelder z. B. gewähren in Siam, und wenn sie unbearbeitet bleiben, lediglich durch die in den Schlamm gefallenen Körner eine zweifache Ernte. Der König von Siam nennt sich charakteristisch „Großherr des Reises.“

Wie Aegypten, ist das Land nur längs des „Großen Flusses“ angebaut und bevölkert. Hierher drängte sich die ganze Menschenmasse. Das ganze übrige Land ist Wald und Wildniß; aber eine großartig-üppige Wildniß, in aller Fülle und Fruchtbarkeit des tropischen Klimas. Die herrlichsten und nahrhaftesten Palmen, die Kokos-, Sago-, Wein- und Kohlpalme, das unverwüstliche Bauholz des Tiekbaumes, die schönsten Färbehölzer, die schmackhafteste Frucht der Erde, der Apfel des herrlichen Mangustanbaumes, die Pisangs, Yams, der mit vegetabilischem Rahm gefüllte Durion, die Pfeffer- und anderen Gewürzbäume — das Alles wächst hier in höchster Vollkommenheit: hier ist das Paradies aller tropischen Früchte. Die Thierwelt aber zeigt sich in furchtbarer Größe. Die Schlammniederungen des Menam wimmeln von Krokodilen, auf die der Mensch Jagd machen muß, wenn sie ihn nicht vertreiben sollen. Rudel der stärksten Elephanten dringen verheerend in die Reis-

felder ein; in dem schlammigen Boden wälzt sich das Nashorn und der wilde Büffel. Durch die dichten Wälder schleicht der Königstiger, und wehe dem Menschen, den er überrascht. Selbst Heerden von Affen schaaren sich zusammen und dringen wie eine kriegerische Räuberbande auf den Menschen ein. In den Wipfeln der Bäume flattern die prächtigen Papageien, wilde Pfauen, ein Heer von Schreiern und Sängern. Wenn man auf dem Menam hinaufschifft, hört man das Geschwirre der Grillen und Gezirpe der Zikaden wohl eine Meile weit aus dem Walde herüber. Aber ohne Bewaffnung und Begleitung wagt sich kein Reisender von dem Flusse weg, denn der Mensch hat hier noch nicht die Natur besiegt, die in ihrer Kraftfülle seiner Macht trotzt.

Beides, die große Fruchtbarkeit des Bodens, wie die große Hitze der Luft, läßt indessen die menschliche Kraft schwer aufkommen; der Siamese ist träge und schlaff; die Natur arbeitet für ihn, und was sollte ihn bewegen, sich anzustrengen, wenn noch überdies seine Despoten die Früchte seines Fleißes ihm rauben? Nur im Baue seiner Flußkähne hat er sein Talent bewiesen, selbst Kunstsinn entwickelt. Ein Volk, das sich sechs Monate des Jahres unter Wasser gesetzt sieht, das fast ganz durch den Hauptstrom lebt, hat freilich Reiz genug, seine natürliche Faulheit zu überwinden, um ein Werkzeug zu Stande zu bringen, das ihn der Vortheile des Landes ohne große Mühe versichert.

Die Fahrzeuge, „Balonen" genannt, bestehen eigentlich blos aus Einem Baum. Oft hält ein solcher Stamm 16—20 Klaftern in der Länge; was für erstaunliche Bäume setzt dies voraus! Aber die Breite beträgt nur so viel, daß zwei Personen auf einem querliegenden Brette Platz haben, um mit geschränkten Beinen zu sitzen. Die größten Balonen erfordern 120, ja 150 Ruderer. Vorder- und Hintertheil des Fahrzeuges ragen sehr hoch empor. Die Ruder, „Pagaien" genannt, sind nur kurz; ihr und der Menschen gesammtes Gewicht drückt dennoch das Fahrzeug ziemlich tief ins Wasser. An jedem Ende desselben hat nur Ein Pagaier Platz; der Steuermann am Hintertheil des Schiffs. In der Mitte befindet sich ein sehr erhabenes, bedecktes Gerüst, worin der Herr der Balone seinen Sitz hat. Je vornehmer dieser ist, desto größer ist gewöhnlich das Fahrzeug, und desto reicher sind die Zierrathen von Schnitzwerk. Oft haben die Balonen die Gestalt eines Drachen, woran der Kopf, Hals und Schwanz nicht blos zierlich ausgeschnitzt, sondern auch vergoldet sind.

Die vornehmen Frauen haben ihre eigenen Balonen, deren Ruderer gleichfalls vom andern Geschlechte sind, denn dieses wird auch hier, wie bei allen rohen, trägen Völkern, zu den härtesten Arbeiten angehalten.

Das siamesische Land zieht sich an seinem Strome bis zum 17. Grad nördlicher Breite hinauf. Hier im Norden wird der Menam durch verschiedene kleinere Flüsse der chinesischen Grenzgebirge wasserreich; weiter südlich, im eigentlichen Siam, theilt er sich in viele Arme und bildet große Inseln, die sich erst gegen die Hauptstadt, Juthia oder Siam, zu verlieren,

wo dann die Arme wieder zu Einem Hauptstrom sich vereinigen, der nach einem Laufe von 20 Seemeilen das Meer erreicht, nachdem er kurz vorher in zwei Aeste sich gespalten hat, wovon der größere östliche den Namen Menam führt. Auf seinem Wege nach Juthia finden sich abermals mehrere nicht kleine Inseln, die größte ist unweit des Forts und der Stadt Bankok, des Schlüssels der ganzen Fahrt, des Reiches und des Stapelplatzes für den ostindischen Handel, der zu den wichtigsten Handelsorten der Erde theils schon jetzt gehört, theils aber in der nächsten Zukunft gehören wird.

---

3. Ein Aufenthalt in Bankok.

Nachdem wir bei dem Könige von Siam barfuß in Audienz gewesen waren, denn Niemand darf vor der geheiligten Person Seiner Majestät in Stiefeln oder Schuhen auftreten, führte man uns in die Ställe der weißen Elephanten, welche, da sie bei den Siamesen außerordentlich verehrt werden, in dem innern Umfang des Palastes von Bankok sich befinden, ganz nahe bei den Gemächern des Königs, der ihnen jeden Tag einen Besuch abstattete. Solcher weißer Elephanten besitzt jetzt der König zehn, und es ist sehr selten, daß man so viele zugleich hat: ihre gegenwärtige Anzahl wird für eine höchst glückliche Vorbedeutung gehalten. Ein weißer Elephant wird bei den Siamesen für unschätzbar angesehen, und alle Mühe wird angewendet, um einen solchen sich zu verschaffen, wenn er einmal zufällig entdeckt wird. Die Unterthanen Seiner Siamesischen Majestät können sich kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie einen solchen ausfindig machen; sie sind, wie überhaupt alle Elephanten, Privateigenthum des Königs. Die weißen Thiere in den Ställen des Palastes werden mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, und jeder weiße Elephant hat eigene Aufwärter. Frisches Gras liegt im Ueberfluß neben ihnen, und sie stehen auf reinlich gehaltenen Brettern; ein weißes Tuch ist vor ihnen ausgebreitet, und während wir da waren, wurden sie mit klein geschnittenem Zuckerrohr und mit Pisang gefüttert. Schon Strabo sagt, in vielen Theilen von Indien habe man die größte Ehrfurcht vor weißen Elephanten und erzeige ihnen alle mögliche Ehre. Dies ist noch heutzutage in Siam der Fall. Wer einen entdeckt, wird als der glücklichste unter allen Sterblichen betrachtet. Es ist ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit, daß es unter Posaunen- und Trompetenschall im ganzen Reiche bekannt gemacht und dem Historiographen von Siam, der zu dem Hofstaate des Königs gehört, befohlen wird, es in die Reichsannalen mit preiswürdigen Worten einzutragen. Der glückliche Entdecker eines weißen Elephanten wird mit einer silbernen Krone und mit einem so großen Strich Landes beschenkt, als man die Stimme des Elephanten hören kann. Er und seine Familie bis

zum dritten Glied sind von allen Frohnen für den König und von allen übrigen Arten der Dankbarkeit frei, und seine Ländereien von allen Steuern. Nach der Behauptung der siamesischen Talapoinen können die bösen Geister den weißen Elephanten keinen Schaden zufügen.

Wir gingen weiter, um einen Tempel zu besuchen, der sich in der Nähe des Audienzsaales befand. Der Vorhof desselben ist geräumig und reinlich und enthält außer dem Tempel noch ein kleines, hübsches Gebäude, in welchem die heiligen Bücher der Siamesen niedergelegt sind. Bei jedem Hauptthore des Tempels stehen gigantische irdische Bilder von grotesker Form mit Keulen in den Händen, und an jeder Ecke eherne Figuren, die ein phantastisches Thier vorstellen. Außerdem sah man noch andere Figuren von Thon, die aber nur dem Geschmack der Siamesen, deren Götterlehre noch nicht recht ergründet ist, zusagen können. Der Tempel hat eine pyramidalische Form und ist hoch hinauf mit kleinen Figuren in chinesischem Styl bedeckt. Der Charakter dieser Zierrathen ist gerade wie bei den Gemälden der chinesischen Dschunken; sie sind nämlich zwar sehr mühsam gearbeitet, aber grotesk und geschmacklos; jedoch war der allgemeine Eindruck, den sie hier auf das Auge machten, nicht unangenehm, wenn man nämlich aus einer gewissen Entfernung nur das Ganze betrachtete, ohne das Einzelne zu berücksichtigen, Ich machte die Bemerkung, daß die Siamesen anstatt der Kuppel, welche bei den Buddhisten von Ceylon die einzige Form ihrer Grabmäler ist, die Pyramide als charakteristisches Zeichen ihrer dem religiösen Kultus gewidmeten Gebäude angenommen haben. Die Ursache dieser Verschiedenheit in einer so eng mit ihrer Religion zusammenhängenden Sache liegt wahrscheinlich in dem verschiedenen Charakter beider Nationen. Derselbe Grund gilt auch bei dem Unterschiede, den man an ihren beiderseitigen Buddhabildern bemerkt. Der Siamese scheint sich ein Ideal der Schönheit gebildet zu haben, welches von dem der Europäer ganz verschieden ist.

Der bürgerliche Zustand von Siam ist ein sehr betrübender; es giebt nur zwei Klassen von Menschen, Sklaven des Königs, die nur für ihn arbeiten, und sogenannte freie Leute, die aber auch sechs Monate für das Staatsoberhaupt arbeiten müssen. Der härteste Despotismus drückt Alles nieder. Der König kann sich vermählen, mit wem er will, selbst mit seinen Schwestern und Töchtern. Die bürgerlichen Gesetze sind streng und grausam.

Bankok, an der Mündung des Menamflusses, ist die bedeutendste Stadt von Siam geworden; vorher war dieser Ort von wenigem Belang und nur durch die Trefflichkeit seiner Früchte berühmt, die in großer Menge in die ehemalige Hauptstadt Juthia geschickt wurden. Der Palast des jetzigen Königs liegt am linken Ufer des Flusses und ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben. Nicht nur der König, sondern auch einige von seinen Ministern wohnen in diesem Raume. Ganz in der Nähe des Palastes haust in Hütten aus Palmblättern die zahlreiche Hofdienerschaft.

Die Stadt hängt mit dem Schlosse oder Palaste zusammen und erstreckt sich weit hin auf beiden Ufern des Flusses; am bedeutendsten ist sie auf dem linken Ufer, und der volkreichste und wohlhabendste Theil derselben liegt gerade dem Hause des siamesischen Staatskanzlers (Praklang) gegenüber, aber etwas niedriger. Alle Schiffe, die nach Bankok kommen, werden streng untersucht und müssen einen Zoll erlegen. Die Stadt ist ganz aus Holz gebaut, und nur die Paläste des Königs und die Wohnungen einiger Minister bestehen aus Backsteinmauern. Die Milde des Klima's, die Wohlfeilheit des Baumaterials und die wenigen Effekten, welche die Eingebornen gewöhnlich besitzen, machen sie gegen die Zerstörungen des Feuers gleichgültig, und mit der größten Ruhe sehen sie dem Wüthen dieses Elementes zu.

Ihrer Lebensweise nach kann man die Bewohner von Bankok Wassergeschöpfe nennen. Die Häuser sind vom Flusse selten mehr als hundert Ellen entfernt, und bei weitem der größere Theil derselben schwimmt auf Bambusflößen, die dicht am Ufer befestigt sind. Damit die Häuser nicht leicht üeberschwemmt werden, sind sie auf Pfosten, die in den Boden eingerammt sind, erbaut und erheben sich so etwas über das Ufer — eine Vorsicht, welche sowohl der tägliche Wechsel von Ebbe und Fluth, als auch die jährlichen periodischen Ueberschwemmungen nöthig machen. An jedem Hause, es sei ein schwimmendes oder nicht, ist ein kleines Boot zum Gebrauch der Familie befestigt, denn man bewegt sich hier von einem Orte zum andern fast gar nicht anders, als zu Wasser; von dem beständigen Rudern sind die Arme bei Männern und Frauen sehr muskulös.

Die wenigen Straßen, deren sich Bankok zu rühmen hat, kann man nur bei trockenem Wetter zu Fuße passiren; die vorzüglichsten Kaufläden und die bedeutendsten Handlungen befinden sich jedoch längs des Flusses in den genannten schwimmenden Häusern, die fast ausschließlich von Chinesen bewohnt werden, welche sich des Handels wegen in Bankok aufhalten; wenn man sie betrachtet, wie sie unaufhörlich in ihren Booten auf dem Flusse sich auf- und niederbewegen, muß man ihre Regsamkeit und Geschäftigkeit bewundern, und solche Gruppen in Kähnen dahinschwimmender chinesischer Krämer und Handelsleute bieten eine sehr malerische und belebte Szene dar. Allenthalben in Bankok haben sich Chinesen eingenistet, um Handel zu treiben mit Getreide, Obst, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Zimmt, Bambus, Tunkinholz, Kalambak und Färbehölzern. In vielen der erwähnten schwimmenden Buden werden Hühner, Tauben, Gänse, Enten und gekochter Reis, mit Zimmt und Zucker bestreut, von siamesischen und chinesischen Viktualienhändlern feil geboten. Reis ist des Volkes hauptsächliche Nahrung; in den sumpfigen Niederungen um Bankok, die sich meilenweit ins Land erstrecken, sind ungeheuere Reisfelder, die von den Talapoinen an einem gewissen Festtage alljährlich eingesegnet werden, auf daß sie mit Buddha's Hilfe dem Volke Brod spenden.

Im Aeußern der Häuser herrscht die größte Gleichförmigkeit; nur hier

und da bringt eine hübsche Spitzsäule oder sonstige Zierde Mannigfaltigkeit in das Ganze; alle diese einstöckigen Wohnhäuser sind meistens mit Palmblättern, bisweilen auch mit Ziegeln gedeckt; sie sind in einige kleine Gemächer getheilt, und das mittlere derselben ist stets den schützenden Hausgöttern gewidmet. An vielen Wohnhäusern erblickt man Geländer, die mit lackirten Wasserkrügen und Blumentöpfen geschmückt sind. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht die größte Lebhaftigkeit auf dem Flusse, und an dieses Wasserleben sind Bankoks Bewohner so gewöhnt, daß sie die Unbequemlichkeit desselben fast gar nicht empfinden.

Die Chinesen sind hier nicht nur die vorzüglichsten Kaufleute, sondern auch die besten Künstler und Handwerker; viele von ihnen sind Zinngießer, Grobschmiede und Gerber; ihre Manufakturen von Zinngefäßen sind sehr bedeutend, und ihre Arbeiten der Art gewähren den Kaufläden ein sehr hübsches Ansehen, da sie hellglänzend polirt sind und oft recht niedliche Formen haben. Auch die Lederbereitung ist in Bankok sehr bedeutend, nicht für den Gebrauch von Schuhen und Stiefeln, die man hier fast gar nicht kennt, sondern zur Ueberziehung der Matratzen und Polster und zur Ausfuhr nach China. Nach dem Gerben wird das Leder mit der Rinde einer Mimosenart roth gefärbt. Die Häute, welche man braucht, sind von Hirschen, Rehen, Ochsen und Büffeln; Leoparden- und Tigerfelle werden nebst dem Pelzwerk zugerichtet und nach China ausgeführt. Es giebt in Bankok auch zwei Fabriken von gußeisernen Töpfen; das Verfahren bei der Verfertigung derselben ist einfach, die Waare billig und der Verbrauch sehr groß.

Von der Ausübung dieser und anderer Gewerbe haben die Chinesen einen guten Gewinn, weshalb sie auch viel besser leben können als die Eingebornen, und in der That leben die chinesischen Handelsleute auf größerem Fuße als die Minister des Königs; sie halten reichliche Mahlzeiten und auf ihre Tische kommen mancherlei Fleischsorten und Gemüse, schwimmend in einem See von Fett. Geräucherte Schinken und Wildpret sind auch für sie Leckerbissen. Ein Chinese giebt auf diese Art in einer Woche mehr Geld für seine Tafel aus, als ein Siamese in zwei oder drei Monaten; nur sein größerer Fleiß macht ihm dies möglich.

In Bezug auf animalische Nahrung beruhigt der Siamese sein Gewissen leicht; der Vorschrift des Gesetzes glauben sie schon genug gethan zu haben, wenn sie die Thiere nicht selbst schlachten; sie tragen kein Bedenken, auf dem Markte Fische und Geflügel lebendig zu kaufen, und zwar unter der Bedingung, daß der Verkäufer seine Waare vorher schlachte, ehe er sie überliefert, zufrieden damit, daß das Verbrechen auf dem Fisch- oder Hühnerhändler haften bleibt. Bisweilen geht aber ihre Buddhistische Frömmigkeit so weit, daß sie eine Anzahl lebendiger Fische kaufen, um ihnen wieder die Freiheit zu schenken, und der jetzige König hat oft auf diese Weise alle an einem Tage gefangenen Fische losgelassen. Aber dennoch wird die Erlaubniß zu fischen vom König an den Meistbietenden verkauft und aus dieser Quelle von ihm eine bedeutende Revenue gewonnen.

Die öffentlichen Gebäude gewähren der Stadt Bankok nur wenig Zierde, einige mit Sorgfalt gebaute Buddhatempel ausgenommen. Die Paläste der königlichen Beamten sind nur von unbedeutender Größe, in chinesischem Styl gebaut und mit einer Reihe von drei oder vier immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt; bisweilen endigen sie sich in eine kleine Spitzsäule und sind überhaupt mehr durch ihre Sonderbarkeit als durch ihre Schönheit merkwürdig. Der königliche Palast ist mit Ziegeln von Zinn gedeckt.

Einige von den Tempeln nehmen einen großen Raum ein; sie befinden sich auf den höchsten und schönsten Plätzen der Stadt und sind von Backsteinmauern oder Bambushecken umgeben. Thüren und Fenster sind gewöhnlich sehr eng, und sowohl das Aeußere als das Innere dieser Tempel ist mit einem Ueberflusse sonderbarer Zierrathen überladen; an vielfacher Vergoldung ließ man es nicht fehlen, und der Fußboden jedes Tempels ist mit Matten bedeckt. Die fabelhaften Sagen der indischen Mythologie sind auf den inneren Wänden abgebildet. Die wildeste Phantasie scheint die Hand der siamesischen Künstler geführt zu haben; bisweilen jedoch sind menschliche Leidenschaften und Neigungen vielleicht mehr durch Zufall, als aus Absicht mit einem Geist und einer Wahrheit dargestellt, die besserer Gegenstände würdig wären. Obgleich aber eine große Nachfrage nach Gemälden dieser Art ist, so bleibt es doch auffallend und bemerkenswerth, daß diese göttliche Kunst bei ihnen nicht nur immer noch in ihrer Kindheit, sondern daß sie auch in ihren meisten Leistungen ihre völlige Unfähigkeit beurkundet, einen höhern Schwung annehmen zu können.

Hier in Bankok sah ich zum ersten Male obszöne Gemälde in einem Buddhatempel; auf Ceylon würde man so etwas nicht dulden. Wie allenthalben sind auch hier die Vorhöfe und die inneren Tempelräume mit Buddhabildern angefüllt, die von frommen Wallfahrern mit mancherlei Zierrathen behangen werden. Hier und da zeigt sich auch das Bild eines verstorbenen Königs, kenntlich durch die schmale konische Kappe, die eigenthümliche Physiognomie und die reiche Tracht. Die Buddhabilder haben oft etwas Tatarisches, vorzüglich in der Bildung des Auges. Ueber ihnen hängen Sonnenschirme von Tuch oder Papier.

Um die Bevölkerung von Bankok genau angeben zu können, haben wir nicht Data genug; die Chinesen bilden wenigstens die Hälfte derselben; die Uebrigen sind Siamesen, eingeborene Christen von hier und von Kambodja, Birmanen, Peguer, Malayen und Ansiedler von Laos, einer Nordprovinz von Siam, welche an die Provinz Yünnan grenzt. Diese Alle bewohnen verschiedene Theile der Stadt und vermischen sich nicht mit einander.

III. Bilder aus der Inselwelt.*)

Borneo.

1. Ausflug zu den abhängigen Dayaks und den Antimonium-Minen.

Da ich gern mit den Dayaks Bekanntschaft gemacht hätte, war Kapitain Brooke**), der Bruder von James Brooke, so gefällig, mir einen Ausflug nach einer ihrer Behausungen vorzuschlagen; nur, meinte er, müsse ich das Bergklettern gut gewohnt sein. Die Dayaks lieben nämlich die Ebene nicht, sondern bauen ihre Hütten auf die Spitzen der Berge, je höher, desto lieber. In früheren Zeiten thaten sie es der Sicherheit wegen; jetzt, unter der ruhigen Regierung Rajah Brooke's, thun sie es aus alter Gewohnheit.

Unser Ausflug galt dem Berge Serambo (etwa 1500 Fuß hoch), auf welchem ungefähr 80 Familien unter einem Häuptlinge leben.

Am 20. Dezember um 11 Uhr Nachts traten wir unsere kleine Reise auf dem Flusse Sarawak an. Die Nacht war finster und regnerisch. Doch unser Prauh***) war gut gedeckt, hell erleuchtet und durch Vorhänge in Gemächer getheilt, in deren einem ich ein weiches Lager unter einem Moskito-Netze fand. Die Fluth half unserer Fahrt, und als ich des Morgens erwachte, landeten wir gerade in Siniawan, einem chinesischen Kampon, aus zwei Reihen Hütten bestehend, die eine kleine Straße bilden. Ich sah hier, daß der Chinese den Schmutz nicht minder liebt, als der Malaye, der sein Haus auf Pfähle setzt, über dem Schmutze lebt, während der Chinese ihn vor seiner Thür hat.

Kapitain Brooke hatte Küche, Diener und Lebensmittel vorausgesandt, und bald war das leckere Mahl bereitet. Außer Herrn Brooke und mir waren noch zwei Europäer von der Gesellschaft. Nach dem Frühstücke ging es an die Fußpartie. Ein munterer Trupp Dayaks, denen unsere Ankunft schon Tags zuvor bekannt geworden war, umringte uns; Jeder wollte etwas zu tragen haben, um ein wenig Tabak zu verdienen. Wir hatten über zwanzig im Gefolge, von welchen Manche blos eine kleine Kochpfanne trugen. Nichtsdestoweniger ließ Kapitain Brooke reiche Spenden von Tabak und Kupfermünzen unter sie vertheilen.

Der Weg führte bis an den Fuß des Berges durch ausgebreitete, gut kultivirte Reispflanzungen. Der Berg selbst erhob sich steil und schroff aus der Ebene.

---

*) Ida Pfeiffer, zweite Weltreise (Wien 1856).

**) Der muthvolle Engländer James Brooke half dem Rajah (spr. Radschah) Muda Hassinn, der ihm zum Dank den Distrikt Sarawak abtrat und ihn zum Rajah ernannte. Sein Name ward auch den wilden Dayaks bekannt und ehrwürdig. Bei der Anwesenheit der Frau Pfeiffer war er nach England gereist.

***) Prauh ist ein malayisches Boot von 20 bis 80 Fuß Länge und 6 bis 8 Fuß Breite. Dieser flachen Boote bedienen sich gern die Piraten.

Ich hatte schon viel von den steilen und schlechten Wegen auf Borneo gehört, dennoch war meine Verwunderung groß, als ich den wahrhaft lebensgefährlichen Pfad sah, der auf die Spitze des Berges führte. Ueber Pfützen, Sumpfstellen, Bäche oder Abgründe lagen zwei Bambusstämmchen oder ein rundes dünnes Bäumchen; an schroffen Felskegeln, die man erklimmen mußte, lehnten ebenfalls nur einzelne schmale Baumstämmchen, hie und da ein wenig eingekerbt, um dem Fuße einen Halt zu geben. An den gefährlichsten Stellen war wohl ein Geländer angebracht, aber von so zarter Beschaffenheit, daß man unvermeidlich gefallen wäre, hätte man sich im Ernste darauf gestützt. Ich mußte meine Augen beständig auf den Pfad richten, und konnte den mich umgebenden Naturschönheiten nicht die geringste Aufmerksamkeit schenken. Nur auf den Haltpunkten, die von Zeit zu Zeit gemacht wurden, fand ich Muße, die üppigen Wälder, durch welche unser Weg führte, die schönen Schlingpflanzen und Orchideen zu betrachten. Die Palmen sind auf Borneo umfangreicher, als irgendwo, besonders die Sagopalmen.

Auf einer Höhe von 1200 Fuß fanden wir den ersten Wohnplatz der Dayaks, eine große Hütte von 50 Fuß Länge und Breite, deren ganze Einrichtung aus einer Menge von Schlafstellen bestand, die rings an den Wänden angebracht waren. Es ist nämlich unter einigen der Dayak'schen Stämme Sitte, daß die Jünglinge einige hundert Schritte von dem elterlichen Dorfe entfernt in einer gemeinschaftlichen Hütte unter der Aufsicht des Häuptlings schlafen. Diese Hütte dient zugleich zum Tummel- und Festplatz und zur Aufbewahrung der Kriegstrophäen, die in den abgeschnittenen Köpfen der Feinde bestehen. Mit wahrem Grausen sah ich hier 36 Schädel an einander gereiht und gleich einer Guirlande aufgehangen. Die Augenhöhlen waren mit weißen länglichen Muscheln ausgefüllt. Unter Rajah Brooke's Regierung hat zwar das Kopfabschneiden in dem Bezirke von Sarawak sein Ende gefunden, aber die Eingebornen verehren noch immer diese Schädel-Denkmale einer blutigen Vergangenheit, die in ihren Augen aber sehr ruhmvoll ist.

Wir setzten unsere Wanderung fort zu dem nahen Wohnplatze der Familien. Hier standen zwei große Hütten auf Pfähle gebaut, jede über 150 Fuß lang, einander gegenüber. Als Aufgänge dienten schmale eingekerbte Baumstämme, die Nachts gewöhnlich weggenommen werden. Jede Hütte hatte einen geräumigen, gedeckten Vorplatz, von welchem Thüren zu den Kammern der Familien führten. Die meisten Familien haben ein, manche zwei Kämmerchen; diese enthalten Schlaf- und Feuerstellen und einiges Kochgeschirr. Das eigentliche Leben ist auf dem Vorplatze; hier wird gearbeitet, hier tummeln sich die Kinder umher, hier ruhen die alten Leute. Alles scheint Eine Familie zu bilden. Die Weiber flechten Matten und Körbe, die Männer schnitzen zierliche Büchschen für Tabak, Kalk und Gambir, so wie auch sehr schöne Hefte zu ihren Parangs (kurzen Schwertern). Auf den Vorplätzen giebt es ebenfalls Feuerstellen, die aber weniger

zum Kochen als zur Beleuchtung dienen. Ueber diesen Feuerstellen wurden noch vor wenigen Jahren die frischen Menschenköpfe getrocknet und geräuchert, worauf man sie unter großen Zeremonien nach dem Ehrenplatze, der Hütte des Häuptlings, trug.

Die Dayaks wohnen gleich den Malayen über einer Pfütze, in der sich Schweine, Hunde und Hühner umhertreiben. Da sie nicht den muhamedanischen Glauben angenommen haben, ist ihnen das Halten von Schweinen unverwehrt. Sie sind eben so wenig mit Schönheit begabt, als die Malayen; ihre Nasenflügel sind breit, der Mund groß, die Lippen blaß und aufgedunsen, die Zahnkiefer hervorstehend. Die Zähne feilen sie gleich den Malayen ab und färben sie schwarz. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist im Allgemeinen gelassen und gutmüthig, mitunter etwas dumm, was von ihrer Gewohnheit herrührt, den Mund immer offen zu haben. Ihre Hautfarbe ist lichtbraun, Haare und Augen sind schwarz. Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber lang, straff, herabhängend und ungeflochten.

Die Bekleidung der Dayaks ist die allereinfachste. Die ganze Garderobe der Männer besteht in einem handbreiten Streifen von Bast, den sie um die Mitte des Leibes geschlagen haben. Gewöhnlich gehen sie auch ohne Kopfbedeckung, selten daß sie ein Stück Bast um den Kopf binden. Sie haben ein großes Wohlgefallen an Glasperlen und Messingringen und behängen sich damit Hals und Arme. An der einen Seite tragen sie stets ihren Parang, an der anderen das Siri-Körbchen, worin die bekannte Mischung von Arekanuß, Betelblatt und gebranntem Muschelkalke zum Kauen sich befindet.*)

Die Weiber kleiden sich in ein knapp anliegendes Röckchen von Zeug, und um den Leib tragen sie einen Gürtel von vielen Messingreifen und schwarz geputzten Bambusringen. Dieser Gürtel ist zwei bis acht Zoll breit, je nach der Wohlhabenheit der Besitzerin, und oft 15 Pfund schwer.

Wir brachten bei diesem Völkchen den Rest des Tages und die Nacht zu. Abends bewirthete Kapitain Brooke die Leute mit Branntwein, den sie sehr lieben, und forderte sie auf, uns dagegen mit Tänzen zu unterhalten. Sie schienen nicht sehr geneigt, unserem Wunsche zu willfahren, und es kostete Mühe, sie dazu zu bewegen. Ihr Tanz ist ruhig und gelassen, und giebt, gleich jenen Hindostans, weniger den Füßen als den Händen und Armen zu thun. Er wird entweder von einem Manne allein, oder von einem Manne und einem Weibe aufgeführt. Das Weib macht dieselben Bewegungen wie der Mann, schlägt aber die Augen so tief zu Boden, daß man glauben sollte, sie seien geschlossen. Die Musik bestand aus zwei Trommeln und einem Gong. Die übrigen Dayaks saßen still, fast bewegungslos da. Ernst und Ruhe scheint in ihrem Charakter zu liegen. Nirgends wurde ich weniger von Neugierde belästigt, als hier.

*) Auch Gambir, eine braune, gummiartige Substanz, von der strauchartigen Uncaria Gambir gewonnen, wird gern gekauet.

Den folgenden Morgen ging es an die Rückreise. War das Aufsteigen schon schwierig, so war es das Hinuntersteigen noch mehr, namentlich da ein stark anhaltender Regen in der Nacht die Pfade glatt und schlüpfrig gemacht hatte. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als die Schuhe auszuziehen, und mit bloßen Füßen über Stock und Stein, durch Disteln und Dornen meine Wanderung bis in das Thal zu machen.

Zu Siniawan wurde wieder gefrühstückt; dann fuhren wir fünf Meilen den Fluß Sarawak stromaufwärts, gingen weiter drei Meilen in einem engen Thale zu Fuß und befanden uns mitten im Antimonium-Erz.

Das Erz liegt hier so reich auf der Oberfläche der Erde, daß man gar keine Minen zu graben braucht. Es wird ganz einfach mit Brecheisen und Hämmern in Stücke geschlagen, in Körbe geladen und durch Menschen bis an den Fluß getragen. Ein Chinese trägt mittelst einer Stange, an deren jedem Ende ein Korb hängt, zwei Pikul*) und läuft mit dieser Last noch ziemlich rasch fort. Das Erz soll 90 Prozent liefern.

Von diesem Antimoniumlager begaben wir uns nach einem Sommerhause Rajah Brooke's, mit welchem eine kleine Meierei verbunden ist. Herr Brooke hält hier einige Dutzend Kühe und läßt täglich Butter machen, die nebst der Milch in seine Küche geliefert wird.

Kühe und Pferde findet man auf Borneo nur bei den Europäern; erstere arten sehr bald aus, geben wenig und schlechte Milch, die Kälber sterben häufig; die Pferde werden nicht so alt, wie in ihrem Vaterlande, und pflanzen sich nicht fort. Dagegen sah ich beim Rajah Brooke einen herrlichen Nasenaffen, zwei große Orang-Utangs und einen Honigbären, die blos auf Borneo vorkommen.

2. Besuch bei den unabhängigen Dayaks.

Am 17. Januar schiffte ich mich unter heftigem Regen zum zweiten Male ein und zwar dies Mal allein mit einem malayischen Führer, den mir Kapitain Brooke mitgab. Die See war sehr stürmisch und erst am dritten Tage gelangten wir in die Mündung des Flusses Sakaran. Hier begünstigten uns Wind und Fluth, und wir legten die 69 Meilen nach dem Fort in 9 Stunden zurück.

Kommandant Lee empfing mich sehr zuvorkommend in dem hölzernen Fort, welches Rajah Brooke erst vor Kurzem hier an der Grenze seines Landes bauen ließ. Das Fort ist von niedrigen Erdwällen umgeben und hat eine Besatzung von 30 eingebornen Soldaten. Heer Lee und ein Beamter sind die einzigen Europäer.

Der Fluß Sakaran ist etwas bedeutender als der Sarawak, theilt sich jedoch schon 30 Meilen von der Mündung in zwei Arme, an dessen kleinerem, Luppar genannt, das Fort liegt. Die Ufer sind abwechselnd mit Nipa-Palmen, Laubwäldern, Jungle-Gras und mit Reispflanzungen bedeckt.

*) 1 Pikul = 125 Pfund leicht Gewicht.

Auch hier, wie bei dem Sarawak, tritt das Wasser an vielen Stellen tief ins Land, eine Eigenthümlichkeit der meisten Flüsse auf Borneo; ihre Ufer sind so niedrig, daß Alles meilenweit unter Wasser steht und sich Sümpfe und Moräste bilden.

Herr Lee war von meiner Ankunft unterrichtet, und hatte diese Nachricht den Eingebornen mitgetheilt, die von allen Seiten herbeiströmten, mich zu sehen, da eine weiße Frau noch nie hierher gedrungen war. Vom Morgen bis zum Abend mußte ich so gefällig sein, mich betrachten zu lassen. Die Besucher, Malayen und Dayaks, benahmen sich übrigens sehr bescheiden, ihre Neugierde war nicht belästigend, sie reichten mir die Hand, setzten sich nieder und begafften mich stillschweigend. Einige der Dayakerinnen hatten kurze Oberleibchen an, die sie jedoch bei dem Eintritt ins Zimmer ganz ungenirt ablegten.

Den folgenden Tag erwiederte ich einige Besuche; dann machte ich mich auf, einen unabhängigen Dayaker-Stamm in der Nähe von Sakaran zu besuchen. Hier fand ich eine große Hütte von wenigstens 200 Fuß Länge. In der Veranda war so viel Kram ausgelegt, daß ich diese Dayaks für Kaufleute gehalten hätte, wenn es solche unter ihnen gäbe. Da lagen Stoffe von Zeug oder Bast, herrliche Matten, schön geflochtene Körbe von allen Größen und Formen und von ausnehmend geschickter Arbeit; dort standen Vasen, hingen Parangs, Trommeln, Gongs; alle ihre Reichthümer waren zur Schau ausgestellt, der großen Vorräthe von bereitetem Bambus und Nipa, sowie der aufgestellten Säcke von Reis nicht zu vergessen.

Diese Dayaks tragen viel mehr Schmuck, als jene auf dem Berge Serambo. Die Männer hatten den Hals bis an die Brust mit Glasperlen, Zähnen des Honigbären und Muscheln behängt; die Arme bis an die Ellenbogen, die Füße bis an die Hälfte der Waden mit Messingreifen umgeben. Das Werthvollste für sie schien ein Hals- und Armband von Menschenzähnen zu sein. Die Ohren waren durchstochen und mit Messingringen geschmückt. Auf dem Kopfe trugen Manche ein Käppchen von rothem Stoff, mit Perlen, Muscheln und Messingplättchen und mit einer hohen Feder des schönen Argusvogels verziert. Andere hatten ein Stück Bastzeug kranzartig um den Kopf geschlungen.

Herr Lee ersuchte den Häuptling, den Schwerttanz aufführen zu lassen. Zwei Parangs wurden zu diesem Zwecke kreuzweis auf den Boden gelegt. Die Tänzer waren zwei festlich geschmückte Jünglinge. Sie hatten rothe, schmale Tücher, mit Goldbörtchen besetzt, um den Kopf geschlungen und ein langes Stück buntes Zeug gleich einem Shawl über die Achsel geworfen. Der Tanz war äußerst zierlich und anständig. Hier hatten nicht nur die Arme und Hände, sondern auch die Füße zu thun. Die beiden Tänzer machten hübsche Stellungen und vollführten kunstvolle Bewegungen. Erst tanzten sie einige Minuten um die Schwerter, dann schienen sie sie erheben zu wollen, sprangen aber jedes Mal, wie von Entsetzen erfaßt, zurück, bis sie dieselben endlich wirklich erhoben und in der geübtesten Weise

kreuzten, gleich den bestgeschulten Fechtern. Die Musik bestand aus zwei Trommeln und einem Gong.

Denselben Tag besuchte ich noch einen zweiten Stamm weiter stromaufwärts. Ich fand Alles so wie beim ersteren; nur sah ich hier zwei erst kürzlich abgeschnittene Menschenköpfe. Der Rauch hatte sie kohlschwarz gefärbt, das Fleisch war halb eingetrocknet, die Haut unversehrt. Lippen und Ohren waren ganz zusammengeschrumpft; erstere standen weit von einander, so daß sich das Gebiß in seiner ganzen Häßlichkeit zeigte. Die Dayaks nahmen die Köpfe aus dem Geflecht, um sie mir genau zu zeigen — ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

Sie hauen die Köpfe so knapp am Rumpfe ab, daß man nur auf eine äußerst geübte Hand schließen kann. Das Gehirn wird am Hintertheil des Kopfes herausgenommen.

Als sie die Köpfe in die Hand nahmen, spieen sie ihnen ins Gesicht, die Knaben gaben ihnen Püffe und spieen auf die Erde. Die sonst ruhigen und friedlichen Gesichter nahmen bei dieser Gelegenheit einen starken Ausdruck von Wildheit an.

Vierzehnter Abschnitt.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.

II. China.

III. Japan.

I. Aus dem Mongolenlande und Tibet.*)

1. Die Hochebene.

Die Mongolei bietet im Allgemeinen einen traurigen und wilden Anblick dar, und vergeblich schaut das Auge nach einem Wechsel in der Landschaft aus. Die Einförmigkeit der Steppe wird nur unterbrochen durch Schluchten, tiefe Erdspalten oder unfruchtbare Felsenhügel. Gegen Norden hin, im Lande der Khalkas, ist die Natur schon belebter; die Berge sind mit Hochwald bestanden und die Wiesengründe von Flüssen und Bächen durchzogen; aber im Winter ist alles Land weit und breit mit einer Schneedecke belegt. In der Nähe der Großen Mauer schleicht die chinesische Zivilisation wie die Schlange in der Wüste; dort erheben sich Städte, im „Graslande"**) gewinnt man schon Ernten, und der Hirt muß nach Norden hin zurückweichen. Der größte Theil der Mongolei besteht aus san-

*) Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree. (Leipzig 1855.)

**) So nennt man in China die mongolische Steppe.

digen, vollkommen baumlosen Ebenen, kaum gedeiht auch nur spärlich kurzes, sprödes Gras; dazu gesellen sich dornige Kriechpflanzen, hin und wieder einige Strecken von magerem Haidekraut: dies ist der Pflanzenwuchs der wasserarmen Gobi. In weiten Abständen findet man Brunnen, zum Gebrauch der Karawanen gegraben. Die Mongolei hat nur zwei Jahreszeiten, nämlich neun Monate Winter und drei Monate Sommer. Manchmal wird die Hitze übermäßig, namentlich auf den Sandsteppen, doch hält sie nur einige Tage an. Die Nächte sind fast immer kalt. In jenen Landstrichen, wo die Chinesen Ackerbau treiben, fallen fast sämmtliche Arbeiten in den Zeitraum von etwa hundert Tagen. Der Boden wird, nachdem er einigermaßen aufgethauet ist, in aller Eile umgepflügt und sogleich besäet; Alles wächst ungemein rasch, und gleich nach der Ernte tritt der scharfe Winter ein.

Die ungemein strenge Kälte rührt hauptsächlich von drei Ursachen her: von der hohen Lage des Landes, dem mit Salpeter geschwängerten Boden und der Abwesenheit all' und jeden Ackerbaues mit Ausnahme der kleinen Strecken, welche die Chinesen unter den Pflug gebracht haben. In diesen letzteren ist die Temperatur merklich milder geworden, die Wärme nimmt zu, je weiter der Anbau vorrückt, und einige Getreidearten, welche anfangs der Kälte wegen nicht gedeihen wollten, geben schon jetzt guten Ertrag.

In der weiten Einöde schwärmen viele wilde Thiere umher: Hasen, Fasanen, Adler, „gelbe Ziegen", d. h. Antilopen, „graue Eichhörnchen" — wohl ein Erdhase, wie jener in den russischen Steppen oder wie Arctomys ludoviciana, der sogenannte Prairiehund in Nordamerika —; Füchse und Wölfe sind ungemein häufig. Es ist bemerkenswerth, daß die Wölfe in der Mongolei lieber Menschen als Thiere angreifen; sie laufen nicht selten um Schafheerden herum, lassen dieselben in Ruhe und suchen Gelegenheit, um über den Hirten herzufallen. In der Nähe der Großen Mauer brechen sie manchmal in die chinesisch-mongolischen Dörfer ein, lassen das Vieh unangetastet und dringen in die Wohnungen, um Menschen zu zerreißen; sie packen ihre Opfer allemal am Halse. — Ferner hat die Mongolei Hirsche, wilde Böcke, Dschiggetaïs, Yaks, braune und schwarze Bären, Luchse, Unzen und Tiger. Die Mongolen reisen stets wohlbewaffnet mit Bogen, Lanze und Flinte.

---

2. Der Mongole.

Der Mongole hat ein plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine nach hinten zurücktretende Stirn, kleine, schräg geschlitzte, gelbliche Augen, schwarzes, straffes Haar, dünnen, spär-

lichen Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs ist von mittlerer Größe. Er trägt hohe Lederstiefeln, einen weiten Schafpelz, und sieht daher kleiner aus, als er wirklich ist. Sein Gang ist langsam und schwerfällig (durch das von Jugend auf geübte Sitzen zu Pferde haben sie sogenannte Säbelbeine bekommen, deren Form nun stehend geworden ist); seine Sprache ist hart, scharf und mit abscheulichen Aspirationen überhäuft. Im Gegensatz zu dieser äußerlich unvortheilhaften Erscheinung hat der Mongole einen milden, äußerst gutmüthigen Charakter; äußerste Fröhlichkeit wechseln bei ihm mit tiefem Trübsinn. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes (vom schlauen Chinesen wird er oft genug betrogen und ausgebeutet); aber er ist heftig, stürmisch und muthig, sobald Fanatismus oder Rachsucht ihn in Wallung bringen. Er ist unbefangen und leichtgläubig, wie ein Kind, und liebt deshalb auch leidenschaftlich Erzählungen, Sagen und Mährchen.

Im Nordwesten vermischen sich die Mongolen vielfach mit Muselmanen und im Süden mit den Si-fan oder Ost-Tibetanern. Das zahlreichste Mongolenvolk sind die Khalkas, welche den ganzen Norden der großen Region inne haben. An Berühmtheit und Wohlstand stehen sie oben an. Ihr Gebiet erstreckt sich von Westen nach Osten 500 Stunden weit, und von Norden nach Süden 200 Stunden. Es zerfällt in vier große Provinzen (deren jede unter einem besonderen Herrscher steht) mit 84 Bannern (chinesisch „Ky," mongolisch „Boschkhon"), wovon jedes wieder seinen besonderen Fürsten hat. Der Oberherr über Alle ist der Guison Tamba — ein Oberlama, der lebendige Buddha*) aller Khalkas-Mongolen.

Die südlichen Mongolen haben keinen gemeinschaftlichen Namen, werden vielmehr nach den einzelnen Fürstenthümern benannt, deren Zahl 25 ist. Die bedeutendsten sind die Ortus. Durch die Nachbarschaft der Chinesen sind sie in mancher Hinsicht verfeinert worden.

Im Südwesten finden wir die Mongolen von Kuku-Noor, d. h. vom Blauen See (chinesisch Tsing-haï). Auf den Landkarten wird ihr Gebiet zu groß angegeben, denn es begreift nur das Land, welches den See umgiebt. Ihre Stämme sind schon vielfach mit Si-fans vermischt.

Im Nordwesten hausen die Torgot-Tartaren, die vormals in der Gegend von Karakorum lebten, das zu Dschingis-Khans Zeiten Hauptstadt des Reiches war. In Sprache, Tracht und Sitten unterscheiden sie sich durchaus nicht von den übrigen Mongolen.

In der Mongolei bilden sämmtliche Familien, welche mit dem Herrscher verwandt sind, den Adel, wenn man so sagen darf: die Patrizierkaste. Diesem Adel gehört aller Grund und Boden. Die Edelleute, „Taitsi,"

*) Buddha, der menschgewordene Gott, wandert von einem Oberpriester in den anderen, so daß er nie ausstirbt. Es giebt eine ziemlich große Anzahl solcher „Schaberens" oder lebendiger Buddha's; sie stehen jedes Mal an der Spitze bedeutender Klöster.

tragen einen blauen Knopf auf ihrer Mütze; aus ihnen wählt der Herrscher seine Minister, gewöhnlich drei an der Zahl, die einen rothen Knopf (Glaskugel) tragen und „Tutselaktßi" heißen. Die mongolischen Fürsten sind zwar von China abhängig; sie halten sich für verpflichtet, dem „Sohne des Himmels und Gebieter der Erde" alljährlich ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, doch steht ein für alle Male fest, daß der Groß-Khan nicht das Recht hat, irgend eine dieser mongolischen Herrscherfamilien zu beseitigen, wenn er auch unter Umständen den Häuptling absetzen kann. Die mongolischen Fürsten bezahlen ihren Tribut in Vieh, erhalten dagegen vom Pekinger Hofe Geschenke in seidenen Tüchern, Pelzkleidern und anderen Luxusartikeln. Die zahlreichen Klöster mit ihren Tausenden von Lamas werden von der chinesischen Regierung besonders begünstigt, weil sie recht wohl berechnet, wenn die Geistlichkeit auf ihrer Seite ist, darf auch das Volk nicht murren.

Alle Mongolen, die nicht von fürstlichen (adeligen) Familien sind oder zum geistlichen Stande gehören, sind Sklaven, von ihren Gebietern unbedingt abhängig. Sie müssen denselben Gefälle zahlen und das Vieh hüten; aber es steht ihnen frei, sich eigene Heerden zu halten. Uebrigens trägt die Sklaverei durchaus kein hartes Gepräge. Die Adelsfamilien sind in nichts von den Sklavenfamilien verschieden; beide hausen unter Zelten, beide sind nomadische Viehzüchter. Der Edelmann lebt nicht in Pracht und Ueppigkeit, giebt also dem Armen keinen Anstoß. Wenn der Sklave in des Herrn Zelt eintritt, bietet dieser ihm Thee und Milch; beide rauchen Tabak mit einander und wechseln gegenseitig ihre Pfeifen. Die jungen Sklaven und jungen Barone haben alle Spiele und Lustbarkeiten gemein; der Stärkere ringt den Schwächeren zu Boden, gleichviel, wer er sei. Sehr oft sind Sklavenfamilien reiche Heerdenbesitzer und viel wohlhabender als ihre Herren, die denn auch an einem solchen Verhältniß nicht den geringsten Anstoß nehmen. Uebrigens hat der mongolische Adel das Recht über Leben und Tod, und manche Häuptlinge wissen ihre Stellung zu allerlei Erpressungen zu benutzen, indem sie z. B. ihrem Untergebenen das schlechteste Vieh zum Hüten geben und sich dann die besten Stücke zurücknehmen.

3. Einkehr in einem Mongolenzelte.

Soweit das Auge reicht, gewahrt man nur Wiesensteppe; manchmal ist sie durch Seen und Flüsse unterbrochen, oder gewaltige Berge ragen über sie empor, meist aber sieht man unendliche Ebenen. In diesen grünen Einöden, wo der Horizont so weit entfernt liegt, glaubt man sich auf einen Ozean versetzt. Der Anblick dieser mongolischen Wiesenfluren erregt in

der menschlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wohl aber ein aus beiden gemischtes Gefühl, eine melancholische, religiöse Stimmung.

Zuweilen gelangt man in Landstriche, wo die Ebene sehr belebt erscheint, wenn nämlich Wasser und Weide der besten Art viele Menschen herbeigezogen hat. Dann erheben sich überall Zelte von verschiedener Größe; sie sehen aus wie Luftballons, die eben vom Gase aufgeschwellt sind und in die Höhe steigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und sammeln Argols*) ein, welche sie dann am Zelt in einen Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein, oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchspeisen; die Männer tummeln feurige Rosse und treiben die Heerden von einem Weideplatz zum andern. Aber dieses belebte Bild verwandelt sich oft in allerkürzester Zeit, und wo eben noch das lauteste Treiben herrschte, wird plötzlich Alles leer und öde; denn Zelte, Menschen und Heerden sind auf Ein Mal verschwunden. Man sieht in der Einöde nur noch Aschenhaufen, schwarze Stätten, auf welchen ein Herd stand, dann und wann Knochen, um welche die Raubvögel streiten. Das ist Alles, woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort sein Zelt aufgeschlagen hatte. Die Heerden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer gab das Zeichen zum Aufbruch, die Hirten brachen die Zelte ab und legten sie zusammen, um sie an einer andern futterreichen Stelle wieder aufzuschlagen.

Wir ritten abermals durch eine prächtige Wiesengegend, die noch zum Rothen Banner**) gehörte, und machten Abends in einem Thalgrunde Rast. Es schien zur Zeit stark bewohnt zu sein; denn kaum waren wir abgestiegen, als auch schon viele Tataren uns umringten u. hilfreich an die Hand gingen. Sie halfen beim Abladen des Gepäcks, beim Aufschlagen des Zeltes, und luden uns ein, bei ihnen Thee zu trinken. Das lehnten wir für heute ab, weil es schon spät war, machten aber am nächsten Morgen unseren Gegenbesuch. Denn die Einladungen waren so freundlich und dringend, daß wir uns entschlossen, einen Tag bei diesen guten Menschen zu verweilen; ohnehin mußten wir allerlei ausbessern und Ort und Wetter waren günstig. Während Sandadschiamba (der Diener der beiden Missionäre) unser Leinwandhaus bewachte, gingen wir zu unsern Freunden. Dabei mußten wir wohl aufpassen, daß unsere Beine nicht zu Schaden kamen, denn Schaaren großer Hunde liefen bellend gegen uns an. Doch genügte ein kleiner Stab, um sie abzuwehren. Diesen Beschützer mußten wir an der Thürschwelle ablegen, weil die Höflichkeit es erfordert. Denn wer mit einem Stock oder einer Peitsche ins Zelt träte, der würde der ganzen Familie eine schwere Beleidigung zufügen; es wäre das so viel, als wenn man sagte: Ihr seid Hunde!

---

*) Getrockneter Kuhdünger, der das Feuermaterial bildet.

**) Im Tschakar (wörtlich Grenzland), das in acht Banner zerfällt, das weiße, blaue, rothe und gelbe, das weißliche, bläuliche, röthliche und gelbliche.

Wer sich bei den Mongolen einführt, tritt ganz einfach und freimüthig auf; von den vielen lästigen Umständlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chinesen ist auch nicht eine Spur vorhanden. Man geht ins Zelt und wünscht allen Anwesenden Glück und Frieden, indem man die Worte Amor oder Mendu spricht. Darauf setzt man sich zur Rechten des Familienvaters, der allemal seinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt Jeder aus dem Gürtel seine kleine Schnupftabaksdose, die herumgereicht wird; dabei wechselt man einige höfliche Worte. Man fragt z. B. ob die Weide gut sei, die Heerden sich wohlbefinden, die Mutterpferde gut fohlen, ob Friede ringsum sei u. dgl. m., Alles in ernster, würdiger Weise. Dann naht sich die Frau und reicht dem Fremden schweigend die Hand. Darauf zieht man aus der Busentasche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole stets bei sich führt, und reicht es der Frau. Sie bringt es sehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien stellt man den Gästen auch ein Tischchen hin mit Butter, Hafermehl, gerösteter Hirse und Käseschnitten, jedes in einem besonderen lackirten Kästchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem seinen Gästen eine noch größere Güte thun will, stellt auf den Heerd in heiße Asche ein mit mongolischem Wein (Kuhmiß) gefülltes Fläschchen aus gebranntem Thon. Dieser „Wein" besteht aus Molken, die man hat gähren lassen und dann unvollkommen destillirt. Man muß Mongole sein, um einem solchen Getränke Geschmack abzugewinnen; es schmeckt fade und hat einen abscheulichen Geruch.

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden bis zu halber Mannshöhe eine walzenförmige Gestalt. Auf diesem 8 bis 10 Fuß im Durchmesser haltenden Zylinder erhebt sich ein abgestumpfter Kegel. Das Gezimmer für ein solches Zelt besteht im unteren Theile aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die sich wie ein Netz verengen und erweitern lassen. Von dem kegelförmigen Umkreise laufen Stangen in die Höhe, die oben ebenso zusammenstoßen, wie das Fischbein am Gestell eines Regenschirms. Dieses Gerüst wird mit grober Leinwand und zwar je nach Umständen mit Einer Lage oder mit mehreren überspannt. Die Thür ist eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner ziemlich hoher Querbalken bildet die Schwelle: wer ins Zelt hinein will, muß zu gleicher Zeit den Fuß hochheben und den Kopf bücken. Oben im Kegel ist gleichfalls eine Oeffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann sie vermittelst eines Stückes Filz nach Belieben schließen, denn es ist ein Seil angebracht, dessen Zugende an der Thür befestigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abtheilungen. Die Seite links vom Eingange ist den Männern vorbehalten und dorthin müssen sich auch die Fremden begeben; ein Mann, welcher auf die rechte Seite träte, würde eine große Ungeschicklichkeit begehen. Denn diese rechte Seite gehört den Frauen, und dort liegt und steht auch alles Zeltgeräth, z. B. ein großes Gefäß von gebranntem Thon, in welchem Wasser aufbewahrt

wird, ausgehöhlte Holzstämme von verschiedener Größe und Dicke, die als Gelten und Eimer benutzt werden; man bewahrt darin Milch und was daraus gewonnen wird auf. Mitten im Zelte steht ein großer Dreifuß und auf demselben ein großer eiserner Kessel, den man fortnehmen kann; er hat die Gestalt einer Glocke. Hinter dem Heerde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee; es ist das seltsamste Geräth, das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden desselben sind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem Kupfer geziert. Ein derartiges kleines Bett findet man fast in jedem Zelte; es scheint ein unumgänglich nothwendiges Stück Möbel zu sein. Aber es ist uns aufgefallen, daß wir auf unserer ganzen Reise keins fanden, das in neuerer Zeit gemacht worden wäre. Es erbt von einem Geschlecht auf das andere.

Neben dem Kanapee, nach der Abtheilung für die Männer hin, steht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Form; in demselben werden die vielen Siebensachen aufbewahrt, mit welchen dieses einfache kindliche Volk sich herauszuputzen pflegt. Er dient zugleich als Altar für ein kleines Idol, das den Buddha darstellt. Der Gott ist aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in sitzender Figur, mit übereinander geschlagenen Beinen und bis an den Hals mit einer gelbseidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Gestalt unserer kleinen Liqueurgläser, sind der Reihe nach vor dem Buddha aufgestellt; in diesen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Wasser, Butter, Mehl. Den Schmuck dieser kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte tibetanische Bücher. Diese Gebetbücher darf nur ein Lama, ein Mann mit geschorenem Haupte, der in ehelosem Stande lebt, berühren; ein „schwarzer" Mann, der sie mit seinen unreinen weltlichen Händen aufschlagen wollte, beginge gleichsam eine Tempelschändung. — An den verschiedenen Pfählen und Stangen sind Bockshörner angebracht und damit ist die Möblirung eines Mongolenzeltes vollendet. An diesen Hörnern hängt man Rind- und Schöpsenfleisch auf, Blasen mit Butter gefüllt, Pfeile, Bogen und Luntengewehre; fast jede mongolische Familie besitzt eine Feuerwaffe.

Die Gerüche, welche man in einem Mongolenzelte einathmet, sind abscheulich und für Jeden, der noch nicht daran gewöhnt ist, beinahe unerträglich. Die scharfe Ausdünstung will Einem das Herz aus dem Leibe drücken; sie rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenstände, deren sich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichsam durchdrungen sind. Wegen ihrer Unsauberkeit heißen diese Leute bei den Chinesen „Stink-Tataren" (Tsao-Ta-Dze) und alle Welt weiß, daß auch die Chinesen nicht vom Besten riechen und es mit der Sauberkeit nicht genau nehmen!

Das Hauswesen und die Sorge für die Familie ist Obliegenheit der Frau. Sie melkt die Kühe und besorgt die Milch, holt Wasser, das oft sehr weit ab vom Zelte ist, sammelt Argols, trocknet sie und stapelt sie

auf; auch verfertigt sie Kleider, gerbt Felle, kämmt und spinnt Wolle, und die Kinder helfen ihr nur, so lange sie klein sind. Der Mann dagegen hat nur wenig Beschäftigung; er treibt die Heerden auf gute Weideplätze und setzt den entlaufenen Thieren nach. Um seinem Fürsten ein Geschenk zu machen, reitet er auch wohl auf die Jagd, um Rehe, Hirsche oder Fasanen zu bekommen; aber zum Vergnügen thut er es niemals. Wenn sie nicht reiten, verbringen die Mongolen ihre Tage im Müßiggang, liegen im Zelt umher, rauchen, schlafen oder trinken Thee mit Milch. Wird es dem Manne zu langweilig, nimmt er seine Peitsche vom Bockshorn über der Zeltthür, besteigt ein Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem ersten Besten, den er ansichtig wird, entgegen und spricht in den Zelten vor — lediglich zur Unterhaltung.

4. Om ma ni pat-me hum, das buddhistische Gebet.*)

„Om ma ni pat-me hum" ist die verbreitetste und beliebteste unter allen buddhistischen Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen und bedeutet wörtlich: „Heil dir, köstlich blühende Seerose". Indeß haben die Tibetaner, die diese Formel ebenfalls in ihre Sprache aufnahmen, einen umfassenderen, mystischeren und mit ihrem Glauben mehr übereinstimmenden Sinn damit verbunden. Für sie ist sie das Symbol der Seelenwanderung.

Man spricht dieses Gebet, indem man einen Rosenkranz von hundertundzwanzig Kügelchen herbetet, welcher aus hartem Holz, getrockneten Früchten, Kernen u. dergl. gemacht ist, bisweilen aus Fischgräten oder selbst aus kleinen Menschenknochen besteht. Alle Anhänger Buddha's, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Lamas (Geistliche) und schwarze Menschen (Laien), tragen diesen Rosenkranz am Halse in Form eines Halsbandes oder, um den Arm geschlungen, in Form eines Armbandes.

Ueberall in der ganzen Tatarei, noch mehr aber in Tibet, findet man diese Formel als Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und an den Portalen der Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten oder anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen; manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja, man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet „Om ma ni pat-me hum" bedeckt.

*) Nouv. Ann. des Voy.

In den Einöden werden die Bäume ihrer Rinde beraubt, um dieses Gebet auf das bloßgelegte Holz aufzunehmen. Die Wege sind mit Steinen eingefaßt, auf denen man Spuren dieser halberloschenen Inschrift findet; die Felsen sind damit bedeckt und bieten sie in gigantischen Zügen dem Auge des Reisenden dar. Auf den Berggipfeln und in den Thälern trifft man bei jedem Schritt große Denkmäler, aus rohen aufgehäuften Steinen bestehend; jeder Stein trägt auf allen Seiten diese symbolischen Worte. Häufig sieht man solche Monumente mit Baumzweigen bekränzt, an welchen Tausende von Schulterknochen oder anderen Gebeinen, ganz bedeckt mit diesem Gebete, herabhängen. Bisweilen findet man auch, statt der Baumzweige, Hirschköpfe mit ihren langen, ästigen Geweihen, Köpfe von Ochsen oder ungeheueren Steinböcken mit ihren sichelförmig zurückgebogenen oder spiralförmig gewundenen Hörnern. Die Stirn dieser Köpfe, der Haut beraubt und gebleicht, ist immer ganz und gar mit Schrift bedeckt, und diese enthält nichts als jenes Gebet.

Man schreibt es auf getrocknete Menschenschädel, auf Ueberreste von menschlichen Skeletten, die man an der Seite der Landstraßen aufhäuft.

Es findet sich namentlich rings um die Peripherie des Tehu-kor oder Gebetrades. Die Vorliebe der Buddhisten für Alles, was umlaufende Bewegung, beständigen Aus- und Rückgang darstellt, scheint der Grund zur Erfindung des Gebetrades gewesen zu sein. Es veranschaulicht in dem einfachen und richtigen Bilde seiner kreisförmigen Bewegung das Gesetz der Wanderung aller Wesen — diesen ersten und tiefwurzelndsten Grundsatz ihres Glaubens — gerade so, wie sie dieses Gesetz sich denken.

Es giebt tragbare Gebeträder, welche man in der Hand unaufhörlich sich drehen läßt; es giebt größere, die auf einer Achse ruhen, und noch andere in wahrhaft großartigen Formen, die mittelst einer Kurbel zu drehen sind. Man sieht sie am Rande der Ströme aufgestellt, wo sie mittelst ineinandergreifender Räder gedreht werden, oder an der Spitze der Häuser angebracht, um vom Winde bewegt zu werden; noch andere stehen auf dem Feuerherde und erhalten ihre Bewegung durch den Rauch. Jedes Haus hat sein Gebetrad, welches im Vorhof steht, und kein Gast unterläßt bei seinem Eintritt, es in eine starke Rotation zu setzen, in der Hoffnung, daß es ihm sowohl als dem von ihm besuchten Hause Glück bringen werde.

Jedermann kennt das Gebet „Om ma ni pat-me hum“; das Kind lernt diese sechs einsylbigen Wörter herstammeln, eben so sind es die letzten Töne von den zitternden Lippen des Sterbenden; der Wanderer murmelt sie auf seinem Wege, der Schäfer singt sie bei seinen Heerden, Mädchen und Frauen führen sie immer im Munde; in den Städten und an den Versammlungsorten der Lamapriester erschallen ihre Echo's mitten durch den Tumult des Verkehrs. Im Augenblick der Gefahr sind sie der Schreckensruf, welchen man vernimmt, und im Kriege bleibt der Soldat

bei dem eben getödteten Feinde stehen, um siegestrunken durch diese Worte seinen Triumph zu feiern.

Die umherschweifenden Stämme der Mongolei und freien Tatarei, die Horden, welche nördlich von der Kette des Bokte-oola (der heilige Berg) ein wanderndes Leben führen; die wilden, menschenfressenden Buddha-Verehrer, welche südlich davon ihr ganzes Leben hindurch unaufhörlich den berühmten Berg Sumici umkreisen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften murmeln beständig die mystischen Worte.

Das ganze Zentral-Asien ist mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die sich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddha-Berge begeben oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man sie ihren langsamen, schweigenden Marsch in der Wüste mit dem Gesang der mystischen Formel begleiten. Vom japanischen Meere bis zu den Gränzen Persiens ist dieses Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feste belebt, das Symbol aller Glaubensformeln und die beständige Hymne aller religiösen Zeremonien bildet.

Die buddhistische Religion mit ihren gigantischen Gestaltungen ist über einen großen Theil der Welt verbreitet, und überall ist dieses Gebet das Vehikel des Lebens, der Nerv aller Bewegungen.

II. China.

1. Ein Aufenthalt in Peking.*)

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Peking fühlten wir die Unbequemlichkeit unserer europäischen Kleidung bei den kalten chinesischen Wohnhäusern sehr und eilten darum, uns in chinesische Gewänder zu stecken; mit Hilfe unserer Bekannten kauften wir die Stoffe und Pelze für die Hauskleider wie für die Paradekleider zum Ausgehen ein, was keine geringe Summe, nämlich über 500 Silberrubel, ausmachte; und doch waren wir nur zur Nothdurft anständig gekleidet und standen hinsichtlich der Kostspieligkeit des Anzuges jedem bemittelten Chinesen nach. Und dabei war unsere Garderobe noch sehr unvollständig. Man macht sich gar keine Vorstellung, wie viel Ober- und Unterabtheilungen in der chinesischen Garderobe stattfinden; jede Jahreszeit führt einen Wechsel des Kostüms mit sich, und diese durch die Gewohnheit befestigten Wechsel werden von anständigen Chinesen so heilig beobachtet, als die Gesetze der Mode von unsern Damen und „Löwen," nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mode keinen Einfluß hat, und der Schnitt am Kleide des Großvaters kein anderer ist als der am Kleide des Enkels. Nur die Façon der Mützen und Schuhe wechselt

*) Aus den Mittheilungen eines Russen. Otet. Sap. Januar 1842. (Vergl. „Ausland," 1842, Nr. 52.)

fast jährlich. Man darf indeß nicht glauben, daß es eine Sache der Liebhaberei ist, bei dem Wechsel der Jahreszeit auch die Kleider zu wechseln; die bestimmte Zeit tritt ein, und ein kaiserlicher Befehl verkündet dem Volke, daß von dem und dem Tage an die Frühjahrsmützen mit den Sommermützen, oder die Sommermützen mit den Herbstmützen vertauscht werden sollen; wer kann nun noch sagen, daß sich die weise chinesische Regierung nicht um die Köpfe ihrer Unterthanen bekümmert?

Die chinesische Kleidung hatte ihre nicht geringen Unbequemlichkeiten; was man anfaßte, Alles war theuer, und die Nothwendigkeit, anständige Bekanntschaften zu unterhalten und doch auch mit der Wissenschaft und dem Leben der Chinesen bekannt zu werden, nöthigte auch zu einer anständigen Kleidung. Dabei muß ich bemerken, daß mein Wuchs im Vergleich mit dem der Chinesen ziemlich groß war, und es ganz besondere Mühe kostete, Kleider für meine Größe zu erhalten. In China wird der Stoff für jedes Kleidungsstück besonders gewoben, und so viel man nun auch Stücke herbeibrachte, der Schneider besah sie, maß, sprach sein Verwerfungsurthei „bugoi“ (es reicht nicht) und legte sie bei Seite. Endlich ist der Stoff ausgesucht, der Schneider mißt die Größe vom Kopf bis zur Ferse und merkt sich das Maß. Nach drei Tagen bringt er die Kleider; wir bezahlen ihm eine Kleinigkeit für seine Mühe, so wie das Dreifache für seine Zuthat, und unsere Verwandlung beginnt. Zuerst wurde mit dem Kopfe angefangen; ein schmieriger, zerlumpter, nach Knoblauch duftender Bader erschien mit einer ungeheuern Tasse heißen Wassers und begann ohne alle Zeremonie uns den Kopf einzureiben. Dann zog er aus einem leinenen Säckchen ein kurzes Scheermesser und fing nun an, uns im Kreise umher die Haare abzuscheeren, so daß sie nur am Wirbel für den Zopf stehen blieben. Als ich von seinem etwas stumpfen Instrument befreit war und mich im Spiegel betrachtete, wußte ich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte; ich kam mir so einfältig vor, und mich übermannte eine solche Trübseligkeit, daß ich mich unwillkürlich von dem Spiegel abwandte und gute Lust hatte, mich in einen finstern Winkel zu verstecken.

Unsere Hauskleidung bestand aus leinenen genähten Strümpfen mit gestopften Sohlen, aus schwarzen Schuhen von chinesischem Atlas mit weißer Sohle von mehr als einem Zoll Dicke, aus seidenen Kniestücken, die am Knieband befestigt waren, aus einem Ueberrock von Hammelpelz mit seidenem Ueberzug und einem grauen Kreppgürtel zugebunden, einem Biberkragen, der besonders umgelegt wird, und einer runden, kleinen schwarzen Atlasmütze mit einem rothen seidenen Knopf und einer dicken nach hinten hinabhängenden Trobdel. Die chinesischen Hammelpelze sind, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, ausgezeichnet leicht und zart, und die Wolle manchmal gegen vier Zoll lang; sie sind dabei so vortrefflich gegerbt, daß die innere Seite fein ist wie Papier und durchaus keinen Geruch hat. Ein solcher Pelz kostet aber auch ohne allen Ueberzug 80 Gulden Konv.-Münze.

Zum Ausgehen zogen wir an: erstens ein Winterkleid, d. h. einen blauen Kreppcrock mit seidenem Futter von derselben Farbe, einen Rock von Eichhornfellen mit Schlitzen hinten und vorn, und bedeckt mit einem blauseidenen, mit Biber besetzten Stoff; dazu kam noch ein besonderer Biberkragen, ein kurzes Oberkleid mit breiten kleinen Aermeln; über den mit einem violetten Seidenstoff bedeckten Eichhornpelz kam ein seidener Gürtel, der an den Enden mit schwarzem Atlas besetzt war, und womit man den Rock zusammenband. An diesem Gürtel hängen unwandelbar sieben bis acht seidene Beutelchen mit verschiedenen Gegenständen; in dem einen befindet sich eine europäische Uhr, in dem andern eine steinerne chinesische Dose mit einem beinernen Löffelchen und ganz zu Staub gestoßenem Schnupftabak; in dem dritten sind die beißenden Sachen, an denen die Chinesen nach dem Essen kauen; im vierten Geld u. s. w. Unter diesen Beutelchen hängt auch ein Futteral mit einem Messer und zwei beinernen Stäbchen, welche die Stelle der Gabel vertreten. Zu dem Winterkostüm gehören endlich noch Mützen von violettem Atlas mit ponceaurother seidener Quaste und einer ganz schwarz gefärbten Zobelverbrämung, Schuhe aus schwarzem Atlas mit zwei Zoll dicken und mit weißer Leinwand besetzten Filzsohlen, die nicht, wie man bei uns glaubt, an den Zehen aufwärts gebogen sind. Dies ist das vollständigste Winterkostüm eines anständigen Chinesen für die ersten Wintermonate. Sowie aber die Kälte stärker eintritt, wird der Eichhornpelz mit einem Fuchspelz vertauscht, und der Oberrock besteht aus Zobel- oder Biberpelz und wird mit dem Fell auswärts getragen. — Außer der Winterkleidung ließen wir uns auch Kleider für die übrigen Jahreszeiten machen; ich will aber die lieben Leser nicht mit einer genaueren Aufzählung aller einzelnen Theile ermüden, um so weniger, als Façon und Farbe fast immer dieselben sind, und die Kleider sich nur dadurch unterscheiden, daß die einen aus kurzwolligem, die andern aus langwolligem Pelz bestehen; die einen wattirt sind, die andern aus einfachem Tuch oder aus Seide mit Unterfutter von Kamelot, oder Seide ohne Unterfutter, Flor u. dgl. bestehen.

So kleidete ich mich also wie ein echter Chinese. Die erste Zeit meines Aufenthalts war sehr langweilig. Stellt Euch einen Menschen vor, der mit einem Male in eine so volkreiche Stadt, in einen Schwarm von Menschen geschleudert wird, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise ihm ganz fremd sind, deren Sprache ihm ganz unverständlich ist, — und Ihr werdet meine trübselige Lage erkennen. So allein mitten unter dieser Menschenmenge sollte ich zehn meiner besten Lebensjahre in Peking zubringen? Ich fragte mich oft, welchen Nutzen für meine Kenntnisse ich aus dieser meiner Reise ziehen könne, und ob der Erfolg auch das gebrachte Opfer aufwiege? Doch ich war einmal da und mußte aushalten. Um inzwischen so viel als möglich aus meiner unangenehmen Lage hinauszukommen, und bei der mir verliehenen Gabe der Sprache nicht stumm zu bleiben, suchte ich mir vor allen Dingen einen Lehrer des Chinesischen auf,

und ich fand denselben auch bald in der Person eines entlassenen chinesischen Beamten, Tun-sjan-scheu. Es war ein Mann von 60 Jahren, übrigens munter und frisch, und sehr belesen. Er erschien mit aller Gravität eines chinesischen Pädagogen, setzte sich ohne Zeremonie auf den Ehrenplatz, rauchte seine Pfeife und sah mich und seine anderen Schüler mit einem durchdringenden Blicke an, ob wir auch wohl tauglich sein möchten. Nachdem wir seinen inspizirenden Blick ruhig ausgehalten hatten, baten wir ihn, mit uns zu speisen. Dies ist nicht als ein Zeichen besonderer Höflichkeit anzusehen, sondern eine unerläßliche Bedingung der Bekanntschaft mit einem chinesischen Lehrer: ohne Mittagsmahl kann hier keine Lektion beginnen. Erst am folgenden Tage nach dem Mittagsmahl fingen die Lektionen an; unser Lehrer begann sie damit, daß er eine ziemliche Menge Tusche einrieb, dann nahm er einen kleinen, in ein Rohr gesteckten Pinsel, tauchte ihn in die zubereitete Tusche und begann nun mit unnachahmlicher Leichtigkeit und erstaunlicher Reinheit Chinesisch zu schreiben. Als er die erste Zeile beendigt hatte, las er das Geschriebene laut vor und forderte uns dann auf, jedes Wort ihm nachzusprechen. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen, wie schwer das ungewohnte Ohr die Klänge dieser Sprache auffaßt, und wie wir Alles, was unser geduldiger Lehrmeister uns wiederholte, unter gewaltigen Gesichtsverzerrungen ihm nachsprachen. Das Interessanteste aber war, daß wir unsere Lektionen anfingen, ohne ein einziges chinesisches Wort zu verstehen, und daß unser Lehrer kein Wort Russisch verstand, so daß er uns die Bedeutung der chinesischen Worte in chinesischer Sprache erklärte. Mit allem Eifer und im Schweiße seines Angesichts arbeitete unser Chinese, wir hörten ihm mit nicht minderm Eifer zu, schlugen jeden Augenblick das französisch-chinesische Lexikon nach, überzeugten uns aber endlich, daß wir für den Anfang nothwendig zu einem Manne unsere Zuflucht nehmen müßten, der Russisch verstände. Das Haupthinderniß für uns war die für einen Europäer außerordentlich mühsame Aussprache, indem ein und derselbe Laut, je nachdem er einfach, hoch oder tief, oder abgestoßen ausgesprochen wird, eine eigene Bedeutung hat. In dem ersten Halbjahre machten wir kaum einen Fortschritt, und erst nach zwei Jahren fingen wir an, in die Geheimnisse dieses Labyrinths, das man die chinesische Sprache nennt, einzudringen, aber erst nach vier Jahren konnten wir uns frei mit Chinesen unterreden. — Wir hatten indeß große Lust, Peking zu sehen, und sobald wir in vollkommen chinesische Kleidung gehüllt waren, fuhren wir alsbald in gemietheten Karriolen durch die Straßen der Hauptstadt. Zuerst lenkten wir die Fahrt nach dem kaiserlichen Palaste, wo der Kaiser in den Wintermonaten verweilt, während er den Frühling, Sommer und Herbst in einem Palaste drei Stunden von Peking zubringt. Der Winterpalast nimmt einen außerordentlichen Raum ein und besteht aus einer Menge besonderer, einstöckiger, aus Backsteinen aufgeführter Häuser, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. In dem einen wohnt der Kaiser, in dem an-

dern macht er seine Geschäfte ab, in einem dritten ist die Kaiserin, in einem vierten sind die anderen dem Kaiser gehörenden Frauen, in anderen seine Kinder, die verwittwete Kaiserin, die Frauen des verstorbenen Kaisers, die Eunuchen und das weibliche Hofgesinde. Jede dieser Abtheilungen ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben, deren Grenzen nur die Hofleute überschreiten dürfen. Im Kreise um diese Mauer zieht sich eine Einfriedigung, innerhalb deren sich viele Privatbuden befinden, und wo Jeder gehen und fahren darf. Die Paläste selbst konnten wir nicht sehen, und nur das gelbe Dach aus glasirten Ziegeln blickte über die Mauer herüber. Die Straßen in der Nähe des Palastes sind eben so wenig wie in ganz Peking gepflastert.

Ohne auch nur im Geringsten unsere Neugier befriedigt zu haben, fuhren wir vom Palast aus durch die Straße Sy-vi-lu, welche, wie alle Hauptstraßen, durch ihre Breite und Regelmäßigkeit sich auszeichnet. Mitten in jeder Hauptstraße von Peking ist ein etwa drei Fuß hoher Erdaufwurf für leichte Fuhrwerke und Fußgänger; schwer beladene oder mit fünf oder sieben Maulthieren bespannte Wagen müssen auf der schmalen Straße zur Seite der Erhöhung fahren. Nur zur Zeit starker Regen, durch welchen die Straße zwischen der Erhöhung und den Häusern mit einem undurchdringlichen Koth sich füllt, dürfen auch schwere Wagen auf dem Damme fahren. Dieser ist ziemlich breit und würde für die Equipagen sehr bequem sein, wären nicht an den Seiten fortlaufende Zelte und Buden aufgeschlagen, welche die Straßen dermaßen einengen, daß kaum zwei Wagen neben einander fahren können. Wenn aber der Kaiser ausfährt, was einige Male im Jahre geschieht, so werden alle diese Zelte und Buden abgebrochen, der hohe Weg wird geebnet und mit gelbem Sande überschüttet, so daß der Beherrscher des chinesischen Reiches nie Etwas von den Unannehmlichkeiten schlechter Wege in den Straßen seiner Hauptstadt erfährt.

Bei der ungeheuern Bevölkerung Pekings sind die Straßen den ganzen Tag hindurch mit zwei ununterbrochenen Reihen von Wagen bedeckt, welche sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegen. Es ist eine wahre Noth, wenn ein zu Fuß gehender Chinese einem fahrenden Bekannten begegnet; der Letztere muß nach den mit der strengsten Pünklichkeit einzuhaltenden Gesetzen chinesischer Höflichkeit anhalten, aussteigen, trotz Wetter und Schmutz sagen: Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — und ihn dann einladen, sich zu ihm in die Equipage zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß der Fußgänger verbunden ist, diese Fragen zurückzugeben und seinen Bekannten zu bitten, den Weg fortzusetzen. Der Fahrende will nicht einsitzen, ohne abzuwarten, bis der Fußgänger weiter geht, und dieser will warten, bis jener sich wieder in den Wagen gesetzt hat. Die Zeremonie dauert manchmal eine halbe Stunde, und während dieser ganzen Zeit müssen die hinteren Wagen warten, weil gar keine Möglichkeit da ist, den anhaltenden Wagen zu umfahren. Wenn der Aufenthalt durch das Zusammentreffen von Beamten veranlaßt wird, so warten die Chinesen ge-

duldig, aber zuweilen reißt auch dem Geduldigen die Geduld, wie wir das gleich bei unserer ersten Ausfahrt erfuhren. Ein zerlumpter, gemeiner Mensch in einem schmierigen, leinenen Kittel fuhr auf einem halbzerbrochenen Wagen daher, an den ein magerer Esel gespannt war; er machte Halt, als er einem ähnlich gekleideten Bekannten begegnete, und hielt alle hinter ihm Fahrenden 15 Minuten lang auf. Da verloren die Chinesen doch die Geduld und forderten ihn mit lautem Geschrei auf, den Höflichkeitsbezeigungen ein Ende zu machen.

Nachdem wir drei Stunden lang durch die Straßen von Peking gefahren waren, hatten wir einen ziemlich vollständigen Begriff von dem Aeußern der Stadt bekommen. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit, die Seitenstraßen aber so eng, daß zwei sich begegnende Karriolen einander nicht ausweichen können, weshalb ein Kutscher erst immer in die Straße hineinrufen muß, ob ihm nicht Jemand entgegen komme. Jede Seitenstraße hatte vormals bei der Kreuzung mit andern Seitenstraßen ein Thor, von denen viele noch jetzt erhalten sind; diese Thore wurden damals von Wächtern, die in der Nähe in kleinen Wachthäusern wohnten, des Nachts geschlossen, und es bedurfte einer besondern Erlaubniß, um das Thor passiren zu können. Jetzt hat diese Strenge aufgehört; die Wächter rufen nur noch die bei Nacht Hindurchgehenden an, und selbst dies geschieht jetzt selten. Bei der Gewohnheit der Chinesen, sich mit hohen Mauern zu umgeben, sind die Straßen Pekings äußerst einförmig; allenthalben dehnen sich hohe, aus halbgebrannten, grauen Backsteinen aufgeführte Einschließungsmauern aus, allenthalben blicken hinter diesen Mauern spitzige, ausgeschweifte Dächer hervor, die durch Form und Farbe wieder ganz eintönig sind. Nur der kaiserliche Palast ist mit verglasten grünen Ziegeln, die übrigen Wohnungen sind aber sämmtlich mit grauen, halbgebrannten gedeckt. Außer dem kaiserlichen Palaste finden sich etwa noch sieben bis acht fürstliche Paläste; alles Uebrige ermüdet durch seine Staubfarbe den Blick, und das Auge könnte durchaus auf Nichts ruhen, wenn nicht die auf den Straßen befindlichen Kaufläden die ertödtende Einförmigkeit belebten. Vor dem Eingang in eine jede Bude hängen schwarz lackirte Tafeln, die mit dicken goldenen Buchstaben beschrieben sind. Unter den Buden ist indeß durchaus kein äußerer Unterschied, und nur diejenigen, in denen Süßigkeiten verkauft werden, zeichnen sich durch ihren Luxus aus. Die ganze vordere Wand dieser Buden ist fast ohne Ausnahme bis zum Dach vergoldet und mit Drachen und verschiedenen anderen Bildern geziert. Die Pracht dieser Läden ist um so auffallender, als daneben eine halb eingestürzte Ringmauer, oder ein dem Einsturz drohendes Häuschen steht.

Oeffentliche Plätze und Gärten giebt es in Peking nicht; unter den Gebäuden sind nur die verschwenderisch mit Zinnober bemalten Tempel bemerkenswerth. Man hätte in der That Unrecht, den Chinesen Bigotterie vorzuwerfen: ihre Tempel stehen fortdauernd leer, und nur hier und da hält es ein Beamter, der eine neue, versteht sich einträgliche Stelle bekom-

men hat, für seine Pflicht, alle Tempel der Stadt zu besuchen. Dabei benimmt er sich folgendermaßen: Beim Eintritt in den Tempel trägt er ein Bündel Kerzen, die aus Baumrinde von wohlriechendem Holz gemacht sind, zündet diese vor dem Götzenbild an und macht einige Verbeugungen bis auf die Erde; während dieser Zeit schlägt der Priester mit einem hölzernen Schlägel auf eine metallne Schale. Hat der Pilger auf solche Weise seine Andacht verrichtet, so wirft er einiges Geld hin, geht dann in den zweiten Tempel, hierauf in den dritten u. s. f. Selbst die gemeinen Leute gehen nur bei besonderen Veranlassungen in den Tempel; wenn z. B. eine große Trockenheit eintritt, sammeln sich alsbald Schaaren von Bauern in dem Tempel, um von Gott Regen zu erbitten, und zünden dabei nicht blos Kerzen an und machen tiefe Verbeugungen vor dem Götzenbilde, sondern sie bringen auch Opfer dar, die aus verschiedenen Broden bestehen. Ein wahres, nicht auf Interesse berechnetes, die Seele des Betenden erhebendes Gebet kennt der Chinese gar nicht. Allerdings sind in jedem Monate einige bestimmte Tage, in denen die Tempel von dem Volke besucht werden, aber dann strömt man nicht des Gebetes, sondern des Handels willen dahin. Auf den Höfen der Tempel werden Waaren ausgestellt, namentlich Galanteriewaaren, und die Besuchenden spazieren von Mittag bis zum Abend unter den Reihen der Verkäufer herum und handeln mit den Kaufleuten, die gewöhnlich unmäßige Preise fordern. Für einen Nephrit z. B., einen Stein von grasgrüner Farbe, der bei den Chinesen besonders geachtet ist, und den man zu Ringen, Tabaksdosen, Armbändern u. s. w. verwendet, verlangte ein Kaufmann 250 Lan (der Lan etwas über 4 Gulden) und überließ ihn mir zu 26! Hier zeigen auch die Gaukler ihre Künste; der Eine geht auf den Händen, der Andere wirft Messer u. dgl. Gegen Abend verödet der Hof des Tempels, es wird wieder still bis zum folgenden Jahrmarkt, und nur die Priester brennen dreimal am Tage eine Kerze vor jedem größern Götzenbilde an, wobei sie sich jedesmal auf die Erde werfen. Wenn es dem Priester nicht zu Sinne steht, diese beschwerliche Pflicht zu erfüllen, so schickt er einen seiner Schüler, der die Kerzen anzündet und sich verbeugt; und hat der Schüler nicht Lust, so thut es auch wohl ein gewöhnlicher Tagelöhner.

Wenn auch die Tempel fast immer leer stehen, so sind dagegen die Gasthäuser vom Morgen bis zum Abend mit Menschen angefüllt, obgleich in jeder Straße sich deren einige finden. Im Aeußern zeichnen sie sich durch Nichts von den Kaufläden aus; auch bei ihnen geht eine Thür auf die Straße hinaus, und an der Seite der Thür sind Tafeln mit goldenen Inschriften aufgehängt. Das Innere dieser Anstalten ist nach dem Range der Besucher eingerichtet, für welche das Gasthaus bestimmt ist. Für das gemeine Volk sind in einem ungeheuern Raume Tische und Schemel aufgestellt, für reiche Besucher sind besondere Zimmer bestimmt, die gewöhnlich von einer ganzen Gesellschaft gemiethet werden, die sich darin einquartiert. Die reiche chinesische Jugend verschwendet namentlich ungeheure

Summen in Wirthshäusern, und hält es für eine Ehre, an eine Mahlzeit 200 Gulden zu wenden. Das „Verzehren" muß man hier ganz wörtlich nehmen, da das Weintrinken ganz wegfällt, und der Hauptgenuß im Essen besteht. Aber was essen sie denn? Allerlei theure Sachen, z. B. gebratenes Eis, wovon man einen kleinen Teller mit 6 Lan (24 Gulden) bezahlt. Er wird in folgender Weise zubereitet: Der Koch nimmt kleine Stückchen Eis; auf einem aus Stäbchen gemachten Sieb taucht er es in einen ziemlich flüssigen, aus Zucker, Eiern und scharfen Sachen gemischten Teig und stößt es dann rasch in eine mit siedendem Schweinefett gefüllte Pfanne. Die ganze Kunst des Kochs besteht nur darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch bringt, als das Eis in den Teighäutchen geschmolzen ist. Einen besonders angenehmen Geschmack darf man nicht erwarten; bringt man es in den Mund, so verbrennt man sich, zerbeißt man es, so ist es kalt. Der hohe Preis der Schüssel kommt daher, daß sehr wenig Köche sie gehörig zu bereiten verstehen. Im Ganzen genommen sind die chinesischen Gerichte für den Europäer unangenehm, denn sie bereiten Alles ohne Salz und verschwemmen es in einem Ueberfluß von Schweinefett; wenige Gerichte sind ohne Ingwer und Knoblauch; nur die Braten sind sehr schmackhaft.

Die Ursache der unmäßigen Anzahl Traiteurs liegt in der Gewohnheit der Chinesen, einander nicht zu Hause, sondern in diesen öffentlichen Anstalten zu bewirthen; nur Verwandte und genaue Bekannte laden zum Mittags- und Abendessen im Hause ein. Bei den Traiteurs sammelt sich die Jugend, und die Alten speisen da nach dem Theater; Theater und Gastmahl beim Traiteur gehören zu den Vergnügungen, welche unwandelbar auf einander folgen müssen. Die theatralischen Vorstellungen beginnen um 11 Uhr Morgens und dauern bis 6 Uhr Abends. Im Laufe des Spiels kommen hübsche Knaben, welche die Rollen von Weibern spielen, in die Logen der Reichen und bestimmen ihnen einen Traiteur, wohin sie zu kommen versprechen, um mit ihnen zu Abend zu essen. Während des Abendessens wählen diese Knaben die Speisen aus, verlangen gewöhnlich die theuersten Sachen, weil sie zuvor mit dem Traiteur über eine Belohnung verhandelt haben. Alle diese Knaben sind sehr reich und mit Geschmack gekleidet, gewandt im Umgange, behend und witzig.

Weder in den Theatern, noch in den Speisehäusern, noch in den Tempeln zur Zeit der Jahrmärkte sieht man Frauen, aber auf den Straßen begegnet man ihnen sehr häufig. Frauen der gemeinen Klasse gehen zu Fuß, wer aber nur etwas wohlhabend und angesehen ist, fährt in Karriolen; Frauen und Töchter von Fürsten lassen sich in Sänften tragen. Frauen wie Mädchen erscheinen auf den Straßen mit offenem Gesicht und ungekünstelten Haaren, welche sie mit schönen künstlichen Blumen verzieren. Selbst die zerlumpteste, schmutzigste alte Köchin hat, wenn sie nur vor die Thür geht, um etwas Knoblauch oder Kohl zu kaufen, unfehlbar irgend eine wo möglich rothe Blume in ihrem grauen Haare stecken. Die Klei-

dung der Frauen zeichnet sich durch helle Farben aus, und besteht bei den Mandschurinnen hauptsächlich aus einem langen Oberrock mit ungeheuern weiten Aermeln. Dieser Rock bedeckt die Taille ganz, aber die Chinesen kümmern sich wenig um diesen Nachtheil, da sie die Schlankheit der Frauen in engen Schultern und einer flachen Brust suchen, weshalb die Frauen auch die Brust mit einem breiten Gürtel zubinden, der die Stelle unserer europäischen Korsette vertritt. Die Kleidung der eigentlichen Chinesinnen besteht aus rothen oder grünen Hosen, die mit verschiedenfarbiger Seide gestickt sind, aus einigen gleichfalls gestickten Jacken und einem reich gestickten Ueberrock. Noch mehr unterscheiden sich die Chinesinnen von den Mandschurinnen durch die Füße; letztere verderben ihre Füße nicht durch starkes Einwickeln und tragen Pantoffeln wie die Männer, nur ihre Strümpfe werden aus hellfarbigen Stoffen gemacht mit Fußsohlen, die nicht weniger als 4 Zoll dick sind. Die Chinesen dagegen binden vom fünften Jahre an ihre Füße mit breiten Bändern ein, so daß 4 Zehen hinab gebogen werden, und die große Zehe darüber gebogen wird. Die Nägel dringen dadurch in das Fleisch ein und verursachen fast immer Wunden. Die unglücklichen Frauen leiden fast ihr ganzes Leben lang an dieser barbarischen Sitte; nicht eine kann auf dem ganzen Fuße stehen, und alle gehen blos auf den Fersen. Ihr Gang ist deshalb sehr unschön, und sie schwanken immer von einer Seite zur andern. Man stelle sich einen Fuß mit abgehauenen Zehen, mit unmäßig hohem Oberbein, einem Pferdefuße nicht unähnlich, vor, in ein farbiges, mit Seide ausgenähtes Pantöffelchen mit einer ganz dünnen Sohle gesteckt, so hat man einen Begriff von dem Fuß einer chinesischen Schönen. Versucht aber einmal, einem Chinesen die Dummheit dieser Sitte zu beweisen, er lacht euch gerade ins Gesicht und ist fest überzeugt, daß die Schönheit dieses kleinen Füßchens mit Nichts zu vergleichen ist. Vergebens wendete der kluge Kaiser Kan-si alle Kräfte an, China aus seinem tausendjährigen Schlafe zu wecken, und wollte auch diese barbarische Gewohnheit ausrotten, indem er den mit dem Tode bedrohte, der die Füße seiner Töchter durch Einschnüren verunstalten würde. Die furchtbare Maßregel konnte die Kraft der Gewohnheit nicht brechen, und der Kaiser war genöthigt, sein Gesetz unausgeführt zu lassen, und blos zu verordnen, daß die Frauen und Nebenweiber des Kaisers und selbst der Fürsten nur aus den Töchtern der Mandschuren*) genommen werden sollten.

Das Ausgehen einer reichen Mandschurin oder Chinesin geschieht immer mit ziemlichem Prunk. Voran zieht ein Reiter; hinter ihm führt ein Kutscher das an einen zweirädrigen Karren gespannte Maulthier am Zügel; Dach und Seiten des Wagens sind mit blauem Tuch verhängt, in

*) Bei einem innern Regentenkriege Chinas wurden die mongolischen Mandschus im Amurlande zu Hilfe gerufen, die ihr eigenes Oberhaupt Kang-hi zum Kaiser machten, 1662, und seitdem über China herrschten.

welchem auf jeder Seite Stücke von schwarzem Sammet und Glas eingenäht sind; links und rechts vom Wagen gehen zwei Leute, welche denselben halten, um das Umfallen bei Unebenheiten zu verhindern; hinter dem Wagen kommt wieder ein Reiter. Man steigt von vorn in die und von da aus der Equipage, weshalb auch jedesmal der Kutscher das Maulthier ausspannt; die an den Seiten gehenden Leute führen die Karriole bis hart an die Treppe, lassen die Stangen auf die Stufen der Treppe nieder und wenden dann sogleich der Equipage den Rücken, indem sie nach chinesischer Sitte der Herrin nicht ins Gesicht schauen dürfen. Dann steigt die gewöhnlich vorn sitzende Dienerin auf den Boden herab, stellt ein Schemelchen hin und hilft ihrer Gebieterin aussteigen. Bei der Abfahrt wiederholt sich dies, d. h. zuerst setzt sich die Frau und die Dienerin hinein, dann spannt der Kutscher das Maulthier vor, und die Kortège folgt in der obigen Ordnung. Die Pracht bei der Ausfahrt des Mannes besteht in der großen Anzahl Reiter, welche die Karriole begleiten. Diese Anzahl steigt oft auf zwanzig und darüber. Aber worin besteht das Gefolge? Die zwei oder drei Vordersten sind noch ziemlich gekleidet, die Andern aber haben Lumpen an und schleppen sich auf dürren, lahmen Maulthieren fort; der Hochmuth gestattet aber dem Chinesen nie, beim Ausfahren die Zahl seiner Diener zu beschränken, obwohl die Unterhaltung dieser müssigen Schaar sehr hoch zu stehen kommt.

Die Straßenbewegung in Peking beginnt mit Anbruch des Tages, d. h. im Sommer um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens. Zuerst erscheinen in den Straßen die Beamten, die mit Akten in den Palast gehen, und dann die Kleinhändler mit Eßwaaren. Der Lärm und die Bewegung nimmt allmählig zu, und gegen 7 Uhr Morgens sind alle Straßen mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt. Der Chinese, wenn er Morgens aufsteht, wäscht sich auf besondere Weise: er taucht ein ganz kleines Handtuch in warmes Wasser, das man ihm in einer kupfernen Schale bringt, und reibt sich Kopf und Hände damit. Nach dem Waschen trinkt er Thee, ohne vorher irgend religiöse Gebräuche vorzunehmen; nach einer oder anderthalb Stunden, nämlich um 9 Uhr, setzt er sich zum Mittagsmahl nieder, und geht dann seinen Geschäften nach. Um 2 Uhr kommen die Beamten aus dem Bureau und gehen dann ins Theater oder machen Besuche. Um 5 Uhr kommen sie nach Hause zurück, um zu Abend zu speisen, und um 9 oder 10 Uhr legt man sich schlafen. Um diese Zeit herrscht auf den verödeten Straßen bereits völlige Stille, und nur da und dort brennt das trübe Licht der Papierlaternen, die an niederen Säulen befestigt sind. Bei Nacht finden keine Aufsichten und Patrouillen statt; die Wächter schlafen ruhig in ihren Wachtstuben, und nur zuweilen, wenn sie gerade einmal aufwachen, rufen sie einem verspäteten Fußgänger zu: Na-erl? (Wohin gehst du?) — Der Wanderer antwortet: Zjä-ka! (Nach Hause!) und setzt ruhig seinen Weg fort. Räubereien und Gewaltthaten kommen nie auf der Straße vor; aber Diebe schlüpfen nicht selten in die

Fenster der reichen Häuser hinein und bestehlen die Unvorsichtigen auf eine sehr geschickte Weise.

Bekanntlich sind die Chinesen die ärgsten Memmen auf der Welt, und entschließen sich nie, mit den Waffen Jemanden anzufallen, oder auch nur sich zu vertheidigen, so lange noch irgend eine Möglichkeit da ist, sich davon zu machen. Aber es kommt doch auch vor, daß selbst diese Schafsnaturen in eine rasende Stimmung gerathen, und dann sind sie zu Allem fähig. So waren wir in den ersten Zeiten unseres Aufenthalts in Peking Zeugen eines Straßenauftritts. Zwei gemeine Chinesen, die auf einen Dritten durch irgend Etwas erbittert waren, geriethen in eine unbeschreibliche Wuth und begannen auf den Unglücklichen mit dicken Prügeln loszudreschen. Der arme Mensch, welcher einige harte Schläge auf den Kopf erhalten hatte, fiel besinnungslos zu Boden, aber seine erbitterten Feinde fuhren nur um so mehr fort, ihre Bosheit an ihm auszulassen. In einem Augenblick sammelte sich eine ungeheure Menge Zuschauer um sie und war bemüht, dem unmenschlichen Dreinschlagen durch Schreien ein Ende zu machen; aber Keiner entschloß sich, die Leute mit Gewalt zu trennen. Nach einigen Minuten erschienen „die Wächter der guten Ordnung,“ d. h. die Polizeidiener, aber auch diese scheuten sich vor dem furchtbaren Anblick, den funkelnden Blicken und wohl noch mehr vor den dicken Prügeln der Erbitterten, und warteten, bis diese ihre Wuth gesättigt hatten und mit dem Schlagen aufhörten. Dann erst wagten sie einzuschreiten, banden den beiden Uebelthätern, ohne den geringsten Widerstand zu erfahren, die Hände und führten sie vor die Behörde.

2. Ein chinesisches Gastmahl. *)

Minqua, bei dem wir eingeladen waren, ist einer der reichsten Hong-Kaufleute **). Am 2. März erhielten wir die chinesisch auf rothes Papier geschriebene Einladung, und am 4. um 6 Uhr des Abends begaben wir uns in das Haus, wo die beiden Brüder Minqua uns empfingen. Der englische Kaufmann Dent stellte uns vor; wir waren acht Offiziere der Fregatte, außerdem noch der Konsul Durand und fünf andere Personen. Die beiden Minqua, sowie die von ihnen eingeladenen chinesischen Freunde waren in großem Kostüm. Ihre langen Gewänder von blaubrochirter

*) Episode aus der Reise der Artemise. „Journal de la Marine,“ Dezemberheft 1840.

**) So heißen die chinesischen Kaufleute in Kanton, die von der Regierung eigens dazu bestimmt sind, mit den fremden Nationen zu verkehren, und darum in besonderen abgeschlossenen Etablissements (Faktoreien) wohnen, die gleichfalls Hongs heißen. Hier haben auch die Fremden Zutritt.

Seide hatten das prächtige Drachenzeichen aufgestickt; ein kegelförmiger Strohhut mit einer Quaste von Seidenplüsch bedeckte den Kopf. Bei ihrer Jugend und vortheilhaften Gestalt stand ihnen dies Kostüm recht gut und hatte trotz dem spitzigen Hut und dem langen Zopf etwas Würdevolles.

Wir wurden in einen langen, durch Laternen von jeder Form und Farbe, die in Form von Lüstren am Plafond hingen, beleuchteten Saal geführt, dessen Ameublement in eine Reihe kleiner Theetische bestand, an deren jedem zwei Lehnstühle von Bambus standen. Ich nahm einen Schluck Thee, um das wunderbare Getränk in seiner Reinheit zu genießen, konnte ihm aber, obgleich das Parfum vortrefflich war, keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen; bei dem Mangel an Zucker schien er mir scharf und trocken. Die andern Gäste theilten meinen Geschmack.

Nach einigen Minuten kam Herr Dent mit einer Liste, rief fünf der Eingeladenen zu sich und verließ mit ihnen den Saal; er kam dann noch zweimal, um die letzten Abtheilungen von Fünfen zu rufen, und so fanden wir uns allesammt in dem Speisesaal versammelt, wo unsere Gastwirthe uns erwarteten. Auch dieser Saal war mit Laternen, die voll glänzender Zeichnungen und mit seidenen Quasten behängt waren, beleuchtet und in der That in jeder Beziehung reich ausgeschmückt. Ungeheure Rahmen mit farbigen Gläsern bildeten statt der Mauer den Hintergrund des Zimmers, das auf der andern Seite mit Papierrollen behängt war, auf denen eine Menge moralischer Sentenzen in chinesischer Schrift geschrieben standen *). Ein prächtiger Teppich bedeckte den Boden, und alle aus grün gefirnißtem Holze gefertigten Stühle waren mit Decken von blauem Tuch überzogen, auf welchen Blumen mit Seide eingestickt waren. Anrichtetische waren im Saale umhergestellt und sollten dazu dienen, um Platten und Teller darauf zu stellen und um die Braten zu zerschneiden; endlich in der Mitte waren drei Tische im Triangel aufgestellt, aber ganz von einander getrennt. An jedem derselben sollten fünf Gäste Platz nehmen mit einem der Herren des Hauses, der die Honneurs machte. Es ist zu bemerken, daß diese Aufstellung im Triangel nicht blos Modesache ist, sondern durch die Nothwendigkeit geboten wird, denn die großen Gastmähler bei den Chinesen sind stets von Tänzen oder Darstellungen von Jongleurs begleitet; damit nun Jedermann gut sehen könne, ohne von der Stelle zu rücken, müssen die Tische so aufgestellt sein, daß die eine Seite leer bleibt. Dies war denn auch hier der Fall. Ein Freund der Minqua machte die Honneurs an dem Tische, wo ich aß. Jeder hatte vor sich eine Untertasse von Porzellan, zwei kleine Stäbchen von Ebenholz, unten mit Silber verziert, und in einem dreieckigen, rothen und weißen Papier einen Zahnstocher aus dem Flügelglied einer Fledermaus, endlich eine ganz kleine Tasse zum Trinken

*) Auch auf den Aushängeschildern der Buden steht häufig ein Sinnspruch, z. B. „Plaudern und langes Sitzen verhindert das Geschäft.“

des Kamschu und eine kleine Untertasse voll schwarzer Sauce aus Asseln (cloportes). Ein Dutzend Schüsseln aus blaubeblümtem Porzellan mit delikat zubereiteten, uns aber ganz unbekannten Speisen bedeckten einen großen Theil des Tisches; der nicht besetzte Theil desselben, der nur das Auge reizen und unberührt bleiben sollte, war mit einer Menge von Schüsseln voll Blumen und Früchte, so wie mit Kuchen bedeckt, die mit Orangenkernen so künstlich und in so bizarren Formen bespickt waren, daß man vergebens nach einem Namen für diese verdeckten Platten suchte.

Nun begann das Mahl; zuerst hatte ich meine liebe Noth mit den Stäbchen, endlich aber gelang es, aus einem wunderlichen Gemische, worin ich Gurkenschnitte, Würste u. dgl. erkannte, einige Brocken herauszufischen; es war nicht schlecht, obgleich in dem Ragout sich getrocknete und geräucherte Haienflossen befanden. Ich kostete sodann etwas Gebratenes, das aus Schwalben gemacht sein sollte; auch dies war sehr gut, nur fand ich einen starken, ekelerregenden Geschmack wieder, den ich schon bei der ersten Schüssel bemerkt hatte. Auch die berühmten Vogelnester waren etwas fad, und der fatale Geschmack, der mir den Magen umdrehte, verfolgte mich allenthalben, so daß mein Widerwille gegen das Essen sich fortwährend steigerte. Eine infernalische, der europäischen Küche unbekannte Zuthat befand sich in allen, übrigens vortrefflich zubereiteten Speisen. Ich fragte, was es sein könne — es war Ricinusöl. Noch etwas plagte mich fortwährend. Jeden Augenblick mußte ich meinem Nachbar, dem Chinesen, auf die Gesundheiten, die er ausbrachte, Bescheid thun und die kleine Tasse mit Kamschu leeren; es ist dies eine Art süßsaurer weißer Wein, aus gegohrenem Reis und andern Ingredienzen bereitet, und wird warm genossen. Ich hätte viel darum gegeben, einige Gläser Wasser trinken zu können, aber Brod und Wasser sind an einem chinesischen Tische verbotene Dinge. Die Etikette nöthigte mich, auf die Gesundheiten Bescheid zu thun und dann die Tasse umzustürzen, zum Zeichen, daß nichts mehr darin sei. Der verzweifelte Mundschenk aber mit seiner unerbittlichen Kanne kam jeden Augenblick wieder, um sie zu füllen.

3. Die chinesische Kultur.*)

China bietet das Bild einer rein materiellen Kultur, die sich mit dem äußern Leben, so gut es gehen will, abfindet, ohne alles ideale Streben, somit ohne allen wahren lebendigen Fortschritt. Religion, Kunst und Wissenschaft bleiben im Materiellen stecken, selbst die Lehre eines Konfutse (etwa 500 Jahr v. Chr.) war keineswegs eine für hohe Ideen begei-

*) Journal des voyages en Chine en 1843, 44, 45, 46 par M. Jules Itier. Vgl. Magazin der Lit. d. Ausl. 1853, Nr. 138.

sternde Religion, sondern eine praktische Sammlung moralischer Regeln, zu Nutz und Frommen des Lebens in beschränktem Kreise. Kein Streben nach bürgerlicher Freiheit; wie die Sprüche des Konfuzius mechanisch nachgebetet wurden, so ward auch die bürgerliche Ordnung ein mechanisches Uhrwerk, und von der Regierung den Unterthanen ihr Wissen und Denken zugemessen. Das materielle Leben entwickelt wohl den Verstand, aber es macht ihn spitzfindig abgefeimt, wenn die ideale Seite des Lebens abstirbt. Man trifft unter den chinesischen Gelehrten scharfsinnige Freidenker, aber nirgends wirkliche Philosophie, im großen Ganzen aber den krassesten Aberglauben und Unglauben.

Eine Hauptursache der Versumpfung chinesischer Kultur liegt in der Abgeschlossenheit dieses großen Reichs. China ist ein sehr fruchtbares, an Erzeugnissen aller Art ungemein reiches Land, aber dennoch kann sich nie ein Land zum eigenen Vortheil von der übrigen Welt abschließen. Nicht Einem Volke, und zählte es auch 400 Millionen, ist es gegeben, Alles zu erfinden, Alles zu vervollkommnen. Im Menschenleben ist die Geselligkeit nicht allein eine Quelle der Freude und des Glücks, sondern auch gebieterische Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht. Kein Volk hat mehr Erfindungen gemacht, als die Chinesen, aber es ist ein Gesetz, daß eine Erfindung durch die Welt gehen muß, um sich zu vervollkommnen. Abgeschlossen auf der Landseite durch seine berühmte Mauer und durch Wüsteneien, abgeschlossen auf der Meerseite durch tyrannische Verordnungen oder stupide Vorurtheile, hat China einen großen Theil seiner Erfindungen in ihrem ursprünglichen Zustande behalten, ja manche wieder eingebüßt. Der Kompaß, den uns die Araber im Mittelalter aus China zuführten, war hier schon 1700 Jahre vor Christus bekannt. Schießpulver und andere brennbare Zusammensetzungen zu glänzendem Feuerwerk waren ihnen längst bekannt, als das Schießpulver in Europa auf das Kulturleben umgestaltend einwirkte; aber die chinesischen Feuergewehre sind Kinderspielzeuge geblieben, die vor europäischer Artillerie aus einander stieben, und sie müssen ihre Gewehre den europäischen nachbilden. Sie haben sich von jeher auf das Schneiden und Poliren von Steinen und Metallen verstanden, aber zu großen Maschinen, wie sie das europäische Fabrikwesen kennt, haben sie es nicht gebracht. Ihre mechanischen Mittel beschränken sich auf den Hebel, die Rolle, den Wellbaum und auf das einfache gezahnte Rad. Erst kürzlich haben sie den Europäern die Schraube entlehnt. In der Optik haben sie niemals die Konstruktion eines Fernglases oder Teleskopes begreifen können. Ihre Mathematik beschränkt sich auf das Rechnen und die ersten Elemente der Meßkunst.

Die Bereitung des Porzellans erreichte bei den Chinesen einen so hohen Grad von Vollkommenheit, daß man in Europa die größte Mühe hatte, sie nur einigermaßen nachzuahmen. Sie hatten da längst die Theilung der Arbeit, wie wir sie jetzt in unsern Fabriken anwenden. In ihren Porzellanfabriken zeichnet z. B. Dieser eine Blume, Jener einen Vogel, der

Eine trägt nur die blaue Farbe auf, der Andere die rothe. Und doch gestehen sie selbst, daß heutzutage ihre Arbeiter nicht mehr so vorzügliche Porzellanwaaren liefern, als es vor mehreren Jahrhunderten der Fall war.

Es ist bewundernswerth, was der Chinese mit geringen Mitteln zu leisten versteht. Aus dem Bambus verfertigt er tausenderlei Sachen, sogar ein feines Papier; das chinesische Baumwollenzeug, der Nanking, ist in der ganzen Welt berühmt; der geblümte Atlas, auf einem einfachen Webstuhle bereitet, ist sammt den chinesischen Krêpes noch heute musterhaft. Aber die europäische Kultur wird sie auch bald hierin überflügelt haben, und das Geheimniß ihrer Tusche und trefflichen Farben ihnen ablauschen.

Die Chinesen sind der Bilder- oder Symbolschrift treu geblieben, mit welcher alle Völker begonnen haben, weil ein Bild für den bezeichneten Gegenstand das Einfachste schien, so lange man noch wenig zu bezeichnen hatte. Aber sobald ein Volk sich aus dem Zustande der Rohheit herausgearbeitet hat, muß es zu den phonetischen oder Laut-Zeichen übergehen und ein Alphabet haben, das mit einer geringen Anzahl von Zeichen alle möglichen Sprachlaute darstellt. Die Chinesen haben das Ueberlieferte zäh festgehalten und nichts weiter gethan, als daß sie neue Zeichen erfanden für die neuen Ideen, die ihnen zuströmten, womit ihr Vorrath von Schriftzeichen so anwuchs, daß das Behalten derselben immer schwieriger wurde.*) Es lernt zwar auch das Volk schreiben und rechnen, aber Jeder nur so viel, als er zu seinem Geschäfte braucht. Ein Bedienter des Herrn Itier, seines Handwerks ein Schuster, konnte die Schilder der Kaufleute nur insoweit lesen, als sie auf das Schuhmachergewerbe Bezug hatten.

Die Chinesen sind ein passives Kulturvolk; es fehlt ihnen die Energie, jene unruhige Kühnheit, welche „die Race Japhets" auszeichnet. Zur lebenskräftigen Zivilisation gehört nicht blos Verstand, sondern auch Kraft. Der Chinese ist verständig, aber es fehlt ihm das energische Temperament, welches erforderlich ist, damit der Verstand Frucht bringe und dem Druck der Tyrannei nicht unterliege. Der Chinese ist nicht so weich, wie sein Nachbar, der Hindu, aber er ist doch viel zu weich, kräftigeren Stämmen Asiens gegenüber. Darum wurde das Reich der Mitte mehrere Male von

*) An sich sind die Wortzeichen einfach, aber ihre Menge muß dennoch die Uebersicht erschweren. So bedeutet das Zeichen 人 den „Mann;" fügt man zwei Punkte oder Augen hinzu, so erhält man das Schriftzeichen für „Feuer" 火. Das Zeichen für Schaf (Jang im Chinesischen) sieht so aus 羊. Das oberste Zeichen mag der Rest des Kopfes, die beiden Querstriche den Körper und der unterste Strich den Erdboden bedeutet haben. Durch häufigen Gebrauch lernte man es sich bequem machen und beschränkte sich auf die nothwendigsten Striche. Auch die hebräischen Buchstaben entstanden auf ähnliche Weise, aber die Bilder sanken eben zu Buchstaben herab, was in China, wo man conservativ war, unterblieb.

einer Handvoll Tataren erobert, darum erträgt es die Tyrannei, darum hat es sich durch argwöhnische und gebieterische Herren von andern Nationen abschließen lassen, obwohl sie ein echtes Handelsvolk sind.

---

4. Chinesische Kulturbilder.*)

1.

Die Chinesen als Handelsvolk.

Uralt ist auch der chinesische Handel. Während Fremde die Häfen des himmlischen Reichs besuchten, fuhren chinesische Kaufleute mit ihren Dschunken in den Indischen Ozean und handelten auch in Arabien und Aegypten. Noch heute kommen ihre Schiffe nach den Inseln des östlichen Archipelagus, nach Malakka, Bengalen, Kochinchina und Japan. Am Landhandel haben sich die Chinesen lebhaft betheiligt, und es leidet keinen Zweifel, daß eben des Handels wegen chinesische Kolonien in der Mongolei sich ansiedelten. Gegenwärtig wird auswärtiger Landhandel auf der Nord- und Westgrenze getrieben. Die Chinesen kaufen besonders mongolische Pferde, Nephrit (Nierenstein), Moschus und Shawls aus Khotan und Tibet, Pelzwerk aus Sibirien, Tuche, Seife, Leder, Gold- und Silberdraht aus Rußland. Aus dem nordwestlichen Kan-su und über die Kleine Bucharei sind in alten Zeiten chinesische Seidenwaaren nach Europa gekommen; aber der Transport ist schwierig und der Landhandel deshalb bei Weitem nicht so wichtig als der Seehandel. Für den europäischen Verkehr war bekanntlich bis vor Kurzem allein der Hafen von Kanton geöffnet. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahm China für seinen Thee nur Silber, keine Waaren. Erst seit Anbeginn des laufenden Jahrhunderts werden Baumwollenwaaren, Tuche, verarbeitete Metalle, Uhren u. dgl. eingeführt. Indien liefert Gewürze, Kampfer, Elfenbein und insbesondere eine große Menge Opium, dessen Gebrauch in China unglaublich um sich gegriffen hat. Die Hauptausfuhren China's bestehen in Thee und Rohseide. China hat nöthig zu verkaufen, nicht zu kaufen. Es nimmt Opium und Baumwolle, weil es an beiden nicht so viel liefert, um die Nachfrage zu decken; die übrigen Einfuhrartikel nimmt es nur, um dem Absatz seiner eigenen Waaren förderlich zu sein.

Die Regierung hat niemals den Handel mit den Europäern begünstigt; auch könnte China des Verkehrs mit dem Auslande um so leichter entbehren, als in der That sein Binnenhandel ungeheuer ausgedehnt ist.

---

*) Wanderungen durch das chinesische Reich, von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree (Leipzig 1855).

Derselbe beschäftigt Fahrzeuge jeder Größe, die zu Hunderttausenden auf den Strömen, Flüssen, Seen und Kanälen schwimmen. Er umfaßt hauptsächlich Getreide, Salz, Metalle und viele andere Natur- und Kunstprodukte, welche die verschiedenen Provinzen mit einander austauschen. China hat eine so gewaltige Ausdehnung, ist so reich, so mannigfach gegliedert, daß der innere Handel Alle, die sich mit Kaufen und Verkaufen befassen wollen, vollauf beschäftigt.

Wer die drei Binnenstädte Hanyang, Utschang-fu und Han-keu gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem Umfange des Handelsbetriebes machen. Namentlich in Han-keu, dem „Mund der Handelsniederlage," ist Alles ein Waarenlager und Verkaufsladen, und das Menschengewühl so stark, daß man nur mit Mühe sich hindurchwindet. Die Stadt hat aber auch eine günstige Lage, die sie zum Hauptstapelplatz für alle 18 Provinzen macht. Sie liegt so recht im Herzen von China, wird vom Blauen Strome umflossen und steht vermittelst desselben in direkter Verbindung mit dem Westen und Osten. Große Handelsdschunken gelangen nach Süden hin in den Puyang-See und in den Thung-ting-See, die gleichsam Binnenmeere bilden. In diese Seebecken fallen viele kleine aber schiffbare Flüsse, auf welchen die Waaren aus Han-keu nach den Südprovinzen befördert werden. Nach Norden zu hat man dem Mangel natürlicher Verbindungswege durch ein wunderbar künstliches Kanalsystem abgeholfen. Dasselbe verbindet alle Seen und schiffbaren Flüsse unter einander, und man kann alle Provinzen durchreisen, ohne nöthig zu haben, sein Fahrzeug zu verlassen.

Der Chinese hat ein wahres Genie für den Handelsbetrieb. Er ist im höchsten Grade geldgierig und gewinnsüchtig, er liebt die Spekulation und wuchert gern, sein ganzes Wesen ist pfiffig und verschlagen; er ist abgefeimt, versteht die Wechselfälle eines Handelsgeschäfts vortrefflich zu erwägen. Der echte Chinese sitzt mit Vergnügen vom Morgen bis zum Abend in seinem Laden und harrt geduldig der Kunden; wenn seine Bude leer ist, rechnet er, wie viel Profit er gemacht und noch machen wird. Er bringt den Handels- und Schachergeist mit auf die Welt, es ist sein Wesen, sein Naturtrieb. Der erste Gegenstand, welcher das Kind reizt, ist die Sapeke (ein kleines rundes Stück, aus einem Gemisch von Kupfer und Zinn, die einzige legale Münze); sprechen lernen und zählen lernen sind beim Kinde gleichbedeutend; sobald es den Pinsel halten kann, fängt es an, Zahlen zu schreiben, und sobald es sprechen und laufen kann, treibt es auch sogleich Handel, kauft und verkauft. Wer in China einem Kinde den Auftrag giebt, etwas einzukaufen, darf dabei ganz getrost sein, denn das Kind läßt sich nicht betrügen. Selbst die Spiele der kleinen Chinesen sind von diesem Handelsgeiste gleichsam durchschwängert; sie halten offene Bude oder ein Pfandhaus und gewöhnen sich von Kindesbeinen die Handels- und Schacherausdrücke an.

Die „Thien" (Sapeken) haben in der Mitte ein viereckiges Loch,

damit man sie auf eine Schnur ziehen kann; ein Strang von tausend Sapeken kommt etwa einer Unze Silber gleich. Bei größeren Käufen giebt man Gold und Silber, die wie jede andere Waare gewogen werden, weshalb in den Städten jeder Chinese eine kleine Geldwage in der Tasche hat. Im ganzen Reiche laufen auch Bankbillets um, zahlbar auf den Inhaber; sie werden von den größeren Handelshäusern ausgestellt und in allen Hauptstädten angenommen.

Die Sapeke ist für den Kleinverkehr von unberechenbarem Vortheil; sie macht es möglich, daß auch mit den winzigsten Gegenstande Handel getrieben werden kann. Der Chinese kauft ein Schnittchen von einer Birne, einer Nuß, ein Dutzend gerösteter Bohnen, einen Becher Melonenkerne, eine Tasse Thee, eine Pfeife Tabak — Alles für eine Sapeke. Wer nicht Geld genug hat, eine Orange zu bezahlen, kauft eine halbe. So sind in China eine Menge kleiner Industrien entstanden, von welchen Millionen Menschen leben. Mit **200** Sapeken Kapital macht der Chinese schon eine Handelsspekulation. Mit einer Sapeke lassen sich aber auch die Bettler abfinden, deren Zahl Legion ist.

2.

Pauperismus und Kindermord in China.

Arme Leute hat es zu allen Zeiten gegeben und es wird deren stets geben; aber schwerlich hat jemals in irgend einem andern Lande ein solches Elend geherrscht, wie im himmlischen Reiche. Es vergeht kein Jahr, wo nicht auf dem einen oder andern Punkte eine erschreckliche Menge von Menschen vor Hunger oder vor Kälte umkommt. Sobald in Folge von Ueberschwemmung oder Dürre oder sonst durch ein Mißgeschick die Ernte in einer Provinz schlecht ausfällt, sind gleich zwei Drittheile einer Provinz der Hungersnoth preisgegeben. Dann streifen große Banden, förmliche Bettlerheere, Männer, Weiber und Kinder, im Lande umher und fordern in Stadt und Dorf Lebensmittel. Manche sinken vor Erschöpfung nieder und sterben im freien Felde, wo ihre Leichname liegen bleiben. Man geht gleichgültig daran vorüber und achtet kaum darauf, denn man ist an dergleichen gräßlichen Szenen schon gewöhnt. Höchstens aus Egoismus findet man sich in einigen Gegenden bewogen, solche Todte zu beerdigen, die keine Freunde und Verwandte haben. Man glaubt nämlich, die Seelen der Abgeschiedenen verwandeln sich in böse Geister, welche die Lebendigen quälen, aber den verschonen, der zur Beerdigung der Leiche beiträgt.

Die Wohlhabenden stiften keine Vereine, um den Armen ihr Elend zu erleichtern. Dagegen bilden die Armen Kommanditgesellschaften, um die Reichen auszubeuten. Jeder Theilhaber bringt dem Vereine eine wirkliche oder künstliche Körperschwäche oder Krankheit als Kapital zu, das man zu verwerthen sucht. Diese Bettler-Armee zerfällt in Rotten und Bataillone,

und hat als Oberhaupt einen „König der Bettler," welchen der Staat gesetzlich anerkennt. Er muß für seine zerlumpten Untergebenen haften, und an ihn hält man sich, wenn das Unwesen so arg wird, daß es die öffentliche Ruhe gefährdet. Der Bettlerkönig in Peking ist gewissermaßen eine Macht; er darf an bestimmten Tagen seine Schaaren ins Feld führen, und es ist ihnen dann gestattet, in der Umgegend der Hauptstadt um Almosen zu bitten. Sie sind einem verheerenden Insektenschwarme vergleichbar, und suchen die Leute einzuschüchtern. Der König läßt dann die Vorsteher der Dorfschaften und Gemeinden zusammenberufen und erklärt, daß er gegen Empfang einer gewissen Summe sich anheischig mache, seine Leute zurückzuziehen. Nach langem Hin= und Herstreiten einigt man sich, das Dorf zahlt seine Ranzion und die Bettler suchen einen andern Landstrich auf, um dasselbe Spiel von Neuem zu beginnen. Manchmal fällt die Beute sehr ergiebig aus; Alles, was eingeht, wird dem König abgeliefert, welcher die Vertheilung besorgt.

In Folge des Pauperismus kommt der Kindermord in China sehr häufig vor. Wenn die neugebornen Kinder den Eltern Unbequemlichkeit verursachen, werden sie ertränkt oder erstickt; namentlich trifft dies Schicksal die Mädchen. Ein Knabe kann arbeiten, sobald er heranwächst, und kann seinen Eltern behilflich sein, wenn sie alt werden. Ein Mädchen ist der Familie zur Last; der chinesischen Sitte gemäß wird es gleichsam eingeschlossen gehalten bis zum Tage der Hochzeit, und da es keine Arbeit treibt, welche Geld einbringt, entschädigt es die Eltern nicht für die Kosten, die es verursacht. Doch weiß man da, wo der Baumwollenbau und die Seidenzucht den Mädchen eine lohnende Beschäftigung gewähren, auch ihr Leben zu schützen.

In großen Städten giebt es geräumige Gerüste, in welche die Kinder geworfen werden, die man nicht anderweitig begraben läßt. Die Behörde trägt Sorge, daß ungelöschter Kalk hinzugethan wird. In Peking ziehen alltäglich vor Sonnenaufgang fünf von einem Ochsen gezogenen Karren durch die fünf Stadttheile und man erkennt an bestimmten Zeichen, welche der Fuhrmann giebt, seine Ankunft. Wer todte oder lebendige Kinder los sein will, übergiebt sie ihm. Die Leichen werden in gemeinschaftliche Grube gelegt und mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Die lebendigen liefert der Fuhrmann in Yü=yng=lang, d. i. im Tempel der Neugeborenen ab, in welchem Ammen auf Staatskosten unterhalten werden. Dergleichen Aufnahmehäuser für Kinder findet man in allen großen Städten.

3.

Eine chinesische Heerschau.

Im letzten Jahre unseres Aufenthaltes in China besorgten wir eine kleine Mission in einer südlichen Provinz. Wir hatten eine Kapelle und ein Haus mit einem kleinen Garten; das Ganze war von hohen Bäumen,

Bambusgesträuch und einer hohen Steinmauer umgeben. Dort lebten wir mit zwei Chinesen. Der Eine, etwa 30 Jahr alt, war Katechist, lehrte die Kinder christliche Gesänge und besorgte den Haushalt. Außerdem war er seines Zeichens ein Schneider; im Uebrigen ein sanfter, wackerer Mensch, der wenig überflüssige Worte sprach und mit Eifer medizinische Bücher las. Der Andere, 60 Jahre alt, fegte die Kapelle und hatte die Besorgung des Gartens, war Koch und sehr freigebig mit Thee und Tabak gegen Jedermann. In früheren Jahren lag er dem Schmiedehandwerk ob, und die Leute nannten ihn nur den Schmeid Siao. Diese zwei Biedermänner kamen einst und fragten uns um Rath. Aus Peking war ein außerordentlicher Truppeninspektor angekommen mit der Meldung, daß demnächst eine große Musterung und Heerschau abgehalten werden solle. Nun fragten sie, ob wir damit einverstanden seien, daß sie sich dabei betheiligten. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß der Schmied und der Schneider kaiserlich chinesische Soldaten seien, und daß Jeder, der nicht erscheine, dafür 500 Bambushiebe erhalte, außerdem noch eine Geldstrafe erlegen müsse. Der Schneider-Katechist gestand ein, daß er in seinem Leben noch kein Gewehr abgefeuert und mit dem Schießen überhaupt nichts zu thun habe.

Am Tage der Heerschau frühstückten unsere beiden Kriegshelden, leerten eine Schale Wein, setzten einen Strohhut auf und zogen einen schwarzen mit breiten rothen Streifen besetzten Rock an. Auf diesem befand sich vorn und hinten ein weißes Stück Zeug, auf welchem das Schriftzeichen P i n g stand, d. i. S o l d a t. Auch wir Missionäre begaben uns als Zuschauer zur Musterung, die auf einer sandigen Ebene vor der Stadt abgehalten wurde. Die Krieger kamen in kleinen Rotten heranmarschirt, mit Flinten, Bogen, Lanzen, Säbeln, Dreizacken und sogar mit Sägen an einem langen Stiele, mit Schilden aus Bambusgeflecht und mit einigen Feldschlangen, denen die Schultern zweier Soldaten als Laffeten dienten. In diesem bunten Gewirr fiel uns aber doch eine Uebereinstimmung auf; Jeder hatte einen Fächer und eine Tabakspfeife, Viele trugen auch einen Schirm unter dem Arme. An einem Ende des Platzes erhob sich ein Brettergerüst, überschattet von einem gewaltigen rothen Schirme, und mit Fahnen, Wimpeln und Laternen geschmückt; wozu diese letzteren dienen sollten, wurde uns nicht recht klar, denn es war heller Sonnenschein. Auf dem Gerüste befanden sich der Inspektor und die höchsten Zivil- u. Militärmandarinen. Sie hatten es sich bequem gemacht, in Lehnsesseln Platz genommen, tranken Thee und rauchten Tabak; ein Diener ging mit brennender Lunte umher, nicht um Kanonen abzufeuern, sondern um Pfeifen anzuzünden. An verschiedenen Stellen hatte man detachirte Forts gebaut, aus Bambusstäben und bemaltem Papier. Die Uebung begann; das Zeichen wurde durch Abfeuern einer Feldschlange gegeben; die Richter auf dem Gerüst hielten sich mit beiden Händen die Ohren zu. Auf dem einen Fort wurde eine gelbe Flagge aufgezogen, die Kesselpauken erdröhnten, die Soldaten liefen durcheinander, schrieen, drängten sich um die Fahnen ihrer Rotte

und versuchten sich einigermaßen zu ordnen; doch gelang das nur sehr dürftig. Darauf ein Scheingefecht mit allerlei Schwenkungen.

Man kann sich kaum etwas Komischeres denken, als solch eine chinesische Heerschau. Die Soldaten laufen vorwärts, gehen zurück, springen, hüpfen, verkriechen sich hinter den Schild, als wollten sie den Feind erspähen; stehen rasch auf, hauen von rechts nach links um sich, und rennen von dannen mit dem Rufe: Sieg! Sieg! Es kommt Einem vor, als sähe man eine Seiltänzerbande.

So lange diese Art Scheingefecht dauert, schwenken zwei an jedem Ende des Gerüstes aufgestellte Offiziere eine Fahne, und deuten durch mehr oder weniger rasche Bewegungen an, wie hitzig es hergehe. Sobald die Fahne gesenkt wird, ruhen auch die Kämpfer aus, und jede Rotte begiebt sich an ihren Standplatz.

Nach dieser großen Schlacht mußten ausgewählte Kompagnien manövriren. Sie waren recht gut eingeübt, doch erschien uns auch ihr Auftreten sehr komisch. Die englische Artillerie hat ein leichtes Spiel mit Leuten gehabt, deren Soldatengeschicklichkeit hauptsächlich darin besteht, daß sie allerlei Kapriolen machen und lange auf einem Beine stehen können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Die Füsiliere und Bogenschützen zielten nach der Scheibe und trafen nicht übel, trotzdem daß die chinesischen Flinten keinen Kolben haben, sondern nur einen Handgriff*), wie die Pistolen; man setzt sie nicht an der Schulter, sondern oberhalb der Hüfte an. Man faßt das Ziel ins Auge und läßt den Haken mit brennender Lunte fallen. Den Feldschlangen fehlen die Laffeten; die menschlichen Unterlagen gewähren aber einen seltsamen Anblick, wenn Feuer gegeben wird. Sie suchen Ruhe und Seelengröße zu behaupten, verziehen aber doch das Gesicht im kritischen Moment. Ihre Ohren sind jedoch, auf vorsorglichen Befehl kaiserlicher Regierung, tüchtig mit Baumwolle verstopft.

Die Heerschau wurde mit einem allgemeinen Sturme gegen die detachirten Forts beschlossen. Uns blieb die Taktik völlig unverständlich; wir begriffen nicht, was die seltsamen Märsche und Bewegungen eigentlich bedeuten sollten. Aber an Geschrei war kein Mangel. Endlich wurden die Fahnen nicht mehr geschwenkt, die Mandarinen auf dem Gerüste erhoben sich und riefen: Sieg! und die gesammte Soldateska wiederholte diesen Ruf dreimal aus voller Kehle.

„*) Ich besitze die Ausrüstungsgegenstände eines chinesischen Soldaten: Bogen und Pfeile sind vorzüglich, die Schwerter, zwei in einer Scheide, von schlechtem Eisen und das Gewehr eine ganz erbärmliche Luntenflinte mit plumpem, schwerem Lauf und einem langen Draht statt des Ladestockes; man sagt, sie wagten nicht, das Gewehr an den Backen zu bringen, und ich gestehe, daß ich meinem Ordonnanzstück ein solches Zutrauen auch nicht schenken möchte. Dazu kommt der Schild von spanischem Rohr, der mit der abscheulichen Fratze eines Tigerkopfes den Feinden Schrecken einflößen soll, und die Montur mit dem Worte „Muth" auf Brust und Rücken; Alles mehr darauf berechnet, den Gegner durch solche Schrecknisse vom Kampfe abzuhalten, als ihm selber Widerstand zu leisten." (Graf Görz, Reise um die Welt, 3ter Band.)

Unsere beiden Christen, der Schneider und der Schmied, kehrten mit Staub und Ruhm bedeckt heim. Sie wußten auf unsere Fragen wenig zu antworten, weil sie selber nichts von der Sache verstanden; sie meinten, dasselbe sei reichlich mit zwei Dritteln der übrigen Mannschaft der Fall. Die Zahl der Mandschu-Soldaten mag etwa 60,000 betragen; sie sind stets unter den Waffen und besser eingeübt, als die 500,000 Mann Chinesen, denen es ein Leichtes wäre, die Mandschudynastie aus dem Lande zu treiben, wenn kriegerischer Geist sie beseelte.

4.

Komplimente.

Nie darf man sicher sein, ob das, was ein Chinese sagt, wirklich seine Meinung sei. Es ist Alles Firniß, Schein, Künstelei geworden in ihrer verzwickten Kultur. Das Heulen und Weinen bei Leichenbegängnissen ist gezwungen und gemacht, nicht minder die übertriebenen Betheuerungen von Zuneigung und Hochachtung Leuten gegenüber, die man haßt. Ein Chinese hat mehrere Landsleute zu einer Zeremonie zu sich gebeten; er veranlaßt sie, noch zum Essen zu bleiben, aber Alle, dem Zeremoniell getreu, refüsiren. Er läuft von Einem zum Andern, ohne Erfolg; endlich wendet er sich an einen seiner Vettern und bittet ihn, wenn er denn doch nicht bei ihm essen wolle, wenigstens ein Glas Wein zu trinken. — „Ein Glas Wein? Meinetwegen, das kostet nicht viel Zeit.“ Der Herr des Hauses befiehlt mit lauter Stimme, doch ohne sich eigentlich an Jemand zu wenden, daß man den Wein warm mache und ein paar Eier dazu backe. In der Erwartung, daß diese Befehle ausgeführt werden, zündet man die Pfeife an und raucht, plaudert dann und raucht weiter. Der Vetter, der vielleicht wirklich Eile hat, fragt endlich seinen liebenswürdigen Verwandten, ob es wohl noch lange dauere, bis der Wein warm sei. — „Wein?“ bricht nun dieser ganz verwundert aus, „Wein? Haben wir denn welchen hier? Weißt Du nicht, daß ich nie Wein trinke, daß er meinem Unterleibe schädlich ist?“ — „In diesem Falle hättest Du mich sollen gehen lassen. Warum so in mich dringen?“ Nun erhebt sich der Herr des Hauses und stellt sich mit Unwillen vor den Herrn Vetter. „In Wahrheit,“ sagt er, „ich möchte wissen, aus welchem Lande Du kommst. Wie? ich erweise Dir die Artigkeit, Dich einzuladen, ein Glas Wein mit mir zu trinken, und Du erweisest sie mir nicht, es auszuschlagen? Wo hast Du denn die Manieren gelernt? Wohl bei den Mongolen, nicht wahr?“ Und der arme Vetter bittet beschämt um Verzeihung wegen seiner Unhöflichkeit.

Das Zeremoniell schreibt in vielen Fällen vor, die Freunde einzuladen, aber die Freunde müssen regelmäßig die Einladung ablehnen. Ebenso unhöflich wäre es freilich, abzulehnen, wo die Etikette die Annahme fordert. Wer einen Besuch abstatten will, sendet einige Stunden vorher durch seinen Diener ein Billet; dieses, ein Bogen rothen Papiers, ist aber mehr

oder minder groß, wird so oder so viel Mal doppelt gefaltet, je nach der Würde und dem Respekt, den man bezeigen will. Um in die Höflichkeit etwas Großartiges zu legen, werden die Schriftzüge groß hingemalt; man macht sie kleiner gegenüber solchen Personen, denen man wirklich Ergebenheit und Achtung erweisen will. Der Hausherr tritt zuerst auf die rechte Seite des Besuchenden; nach dem Empfange geht er zur linken und sagt: „Ich bitte Dich, vorauszugehen.“ Dann begleitet er ihn in der Weise, daß er ein wenig hinter ihm zurückbleibt.

Ist eine Gesellschaft geladen, findet man im Empfangssaale die Sitze bereits in zwei geraden Reihen einer vor dem andern aufgestellt. Beim Eintreten macht man eine Reverenz, d. h. man verbeugt sich an der Seite des Besuchenden, aber einen Schritt hinter ihm, so tief, daß die in einander gelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen ist die Südseite die respektvollere; im Norden ist es umgekehrt; man giebt also je nach der Provinz dem Besucher die Ehrenseite. Durch eine sinnreiche Höflichkeit kann man mit zwei Worten den Stand der Dinge ändern, und wenn man Jenen auf die Südseite gestellt hat, sagen: Pe-li; das ist hier die Zeremonie des Nordens, was so viel sagen will, als: ich hoffe, Du wirst mir die geringere Stellung anweisen, wenn ich mich nach Süden stelle. Aber der Hausherr giebt das nicht zu, sondern entgegnet: Nan-li, das ist die Zeremonie des Südens, und Du befindest Dich an der geeigneten Stelle.

Bei den Hochzeitszeremonien spielt die Familie der Braut eine sehr bescheidene Rolle. Wenn z. B. der Vater des Bräutigams nach dem Namen des Mädchens fragt, antwortet der Vater desselben: „Ich habe mit Hochachtung die Beweise der Güte empfangen, welche Du für mich hast. Du thust meiner Tochter die Ehre an, daß sie Gemahlin Deines Sohnes werden soll; aus dieser Wahl erkenne ich, daß Du *meine arme, kalte Familie* höher achtest, als sie verdient. *Meine Tochter ist ein plumpes Geschöpf ohne Geist*, und mir hat es an Talent gefehlt, sie gut zu erziehen; indessen wird es mir zum Ruhme gereichen, wenn ich Dir in dieser Angelegenheit Gehorsam bezeige. Du wirst auf einem besondern Papier den Namen meiner Tochter nebst dem Tage ihrer Geburt finden, sodann auch den Namen ihrer Mutter.“

Das Zeremoniell greift bei keinem Volke so tief ins Leben ein, wie bei den Chinesen, darum wird es aber auch schon im Elementarunterricht als ein Hauptlehrfach der Jugend beigebracht.

5.

Wider die Natur.

Auch der Natur sucht der Chinese die Fesseln anzulegen, in denen er selber mit seiner ganzen Kultur erstarrt ist. Nicht nur, daß er Bart- und Hauptthaar abrasirt, und von letzterem nur so viel übrig läßt, um den

charakteristischen Zopf zu bilden, auf dessen Pflege er die größte Sorgfalt verwendet, auch die Augenbrauen werden nach hergebrachter Form beschnitten und rasirt. Den Katzen aber verkrüppelt man gern die Schwänze, damit diese nichts haben, was dem Zopf ähnlich sieht. In den chinesischen Kunstgärtchen richtet sich der Fleiß des Gärtners vor Allem dahin, die Natur nach beliebten Schablonen zu formen, und nicht etwa nur die Felspartien, sondern auch die Bäume und sonstigen Gewächse, welche regelrecht nach den bekannten Modellen eines Drachen, Einhorns oder sonst eines Thieres beschnitten und verstümmelt werden. Ja, fast das ganze weibliche Geschlecht achtet weder Schmerzen noch Entbehrungen, damit der Fuß die pferdefußähnliche Gestalt bekomme, die seit Jahrtausenden für schön gilt.

Frau Ida Pfeiffer erzählt (Eine Frauenfahrt um die Welt. II.): „Obwohl ich viel über die kleinen Füße der Chinesinnen gelesen hatte, überrasche mich doch deren Anblicke im höchsten Grade. Durch Vermittelung einer Missionärsfrau gelang es mir, solch ein Füßchen in natura zu sehen. Die vier Zehen waren unter die Fußsohle gebogen, an dieselbe fest gepreßt und schienen mit ihr verwachsen; nur die große Zehe ließ man ungestört auswachsen. Der Vordertheil des Fußes war mit starken, breiten Bändern so zusammengeschnürt, daß er, statt in die Breite und Länge, in die Höhe ging und sich mit dem Rohre des Fußes vereinte; an der Stelle des Knöchels bildete sich daher ein dicker Klumpen, der sich an das Bein anschloß. Der Untertheil hatte kaum vier Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite. Der Fuß wird stets in weißes Linnen oder in Seide gewickelt, mit starken breiten Seidenbändern umwunden und in niedliche Schuhe mit sehr hohen Absätzen gesteckt."

„Zu meiner Verwunderung trippelten diese verstümmelten Geschöpfe, trotz uns breitfüßigen Wesen, ziemlich schnell einher, nur mit dem Unterschiede, daß sie dabei gleich Gänsen wackelten; sie stiegen sogar Trepp' auf Trepp' ab ohne Hilfe eines Stockes."

„Von dieser chinesischen Verschönerung sind nur die Mädchen der ärmsten Klasse, das ist jener, die in Booten wohnt, ausgenommen; in den vornehmen Familien trifft alle das Loos, in den geringeren gewöhnlich die erstgeborne Tochter. — Der Werth der Bräute wird nach der Kleinheit der Füße bestimmt."

6.

Der Reisbau.

Reis und Thee sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Chinesen. Den Reis essen sie meist in Wasser gekocht mit zwei dünnen Stäbchen, welche sie so geschickt zu gebrauchen wissen, daß sie selbst einzelne Körner damit zum Munde führen. Der Morgenreis, etwa um 10 Uhr Vormittags, und der Abendreis, um 5 Uhr Nachmittags, bilden die Haupt-

mahlzeiten. Die ganze große chinesische Armee, alle Regierungsbeamte erhalten ihre Bezahlung zur Hälfte in Reis. Aber auch der dem Kaiser zu entrichtende Tribut besteht in Reis, der alljährlich auf Tausenden von Dschunken ihm zugeführt werden muß.*) Die Regierung handelt mit Reis, der Reishandel ist gewissermaßen die Grundlage alles Handels im chinesischen Reiche.

Der Reisbau gedeiht aber nur im Süden des Hoangho und ganz besonders im Delta und dem ozeanischen Küstenstriche. Die vielen Kanäle erleichtern die Bewässerung, ist doch das ganze chinesische Niederland noch halb ozeanisch. Solche Felder aber, welche höher als Flüsse und Kanäle liegen, werden durch die im Lande überall üblichen Schöpfräder bewässert.

Die Uebervölkerung gestattet dem Boden keine Ruhe. Selbst im Winter muß er Gemüse tragen; im Frühling, nach stattgehabter Ueberschwemmung, werden dann mit einem leichten, durch Büffel gezogenen Pfluge die Aecker durchfurcht und die schon auf einem anderen stark gedüngten Acker gezogenen jungen Pflanzen hineingesetzt, jede 10—12 Zoll von einander entfernt. Die Bewässerung wird öfter wiederholt, und in den südlichen Provinzen eine doppelte Ernte erzeugt.

Durch den Reisbau ist das chinesische Niederland der am meisten bevölkerte Theil des ganzen Reichs, der Sitz großer, volkreicher Städte, der Mittelpunkt des Handels und industriellen Verkehrs. Es ist gleichsam der Magen des ungeheuren Reichs, „die Blume der Mitte", wie die Chinesen zierlich es nennen. Der Werth von Grund und Boden ist hier zu einer Höhe gestiegen und der Mensch zu einem Sklaven der Scholle geworden, wie sonst nirgend auf der Erde.**)

7.

Der Theebau.

Die Theestaude — zur Gattung des Lorbeerbaumes gehörig, aus der auch die prächtige Camelia ist — hat in China und Japan ihre Heimath; im südlichen China, zwischen 23° und 31° nördl. Breite, wird sie künstlich gezogen. Die weiße Blüthe, der Kirschblüthe ähnlich, ist schwach wohlriechend; der Theesamen reift im September. Nachdem er in der Sonne getrocknet worden, mischt man ihn mit feuchtem Sand und bewahrt ihn in Körben auf, die mit Stroh zugedeckt werden. Im März wird der Boden für die Anpflanzung hergerichtet, gewöhnlich unter Bambusbüschen und Maulbeerbäumen, um die jungen Schößlinge vor den drohenden Sonnenstrahlen zu schützen. Man gräbt 2 Fuß von einander runde, 3 Fuß im

*) Außerdem bilden noch Thee, Seide und Kattun Naturalabgaben. Die ganze Einnahme in baarem Gelde, die dem kaiserlichen Schatz alljährlich zukommt, wird nur auf 25 Millionen Thaler gerechnet.

**) Vergl. Ritter, Erdkunde von Asien. III. Band.

Umfang haltende und 1 Fuß tiefe Löcher aus, mischt die herausgenommene Erde mit Humus und füllt dann die Löcher wieder aus. In jedes Loch kommen 60 bis 70 Samenkörner, die dann einen Zoll hoch mit Erde bedeckt werden; bei trockenem Wetter begießt man sie mit Wasser, in welchem man Reis ausgewaschen hat. Zwei Jahre wächst die Theestaude mit dem wilden Grase fort, im dritten Sommer aber jätet man das Gras aus und hüllt die Staude in Seidenwurmmist. Zu diesem Geschäft gehört eine Gewandtheit, die man nur durch Uebung lernt. Im vierten Jahre endlich kann man Thee ernten.*)

Die Pflanzungen werden an den Bergabhängen angelegt, damit das Regenwasser ablaufe; muß man aber die Staude auf ebenem Grunde anpflanzen, dann werden, damit das Wasser ablaufe, tiefe Rinnen gezogen, denn bei übermäßiger Feuchtigkeit verdirbt die Pflanze. Die Abhänge, an denen Pflanzungen angelegt werden, müssen die Richtung nach Süden haben; die Nordabhänge sind weit ungünstiger, und darum erntet man auch auf einem und demselben Berge Thee von verschiedener Güte. Zwischen die Bäumchen pflanzt man nicht selten Buschwerk, um die Pflanze im Herbste vor dem Reif, im Sommer vor der Sonne zu schützen. Gewöhnlich hält man drei Mal des Jahres Ernte, und von der Zeit des Einsammelns hängt die Güte des Thees ab. Die erste Ernte geschieht im März, wenn die Blätter anfangen zu treiben und noch ganz zart sind; sie liefert den besten und theuersten, den sogenannten Kaiserthee. Man pflückt aber nicht viel und geht sehr ökonomisch damit zu Werke. Dieser Thee soll ausschließlich für den kaiserlichen Hof bestimmt sein. Die Arbeiter, welche ihn bereiten, müssen sich schon einige Wochen zuvor einer strengen Diät unterwerfen, damit ihre Ausdünstung dem zarten Duft der jungen Blätter keinen Abbruch thue. Die Hände, welche die Theeblätter pflücken und sortiren, müssen sorgfältig gewaschen und dann noch mit Handschuhen überzogen werden. Schon vor Sonnenaufgang geht es an die delikate Arbeit.

Die abgenommenen Blätter werden kurze Zeit in siedendes Wasser geworfen, damit der giftige narkotische Stoff im Thee entweiche; man legt sie dann, wenn sie abgetropft sind, in flache, eiserne, erhitzte Pfannen, in denen sie umgerührt werden, dann auf einen Rolltisch, wo sie ausgebreitet und noch feucht mit den Händen zusammengerollt werden. Die aufsteigenden Dünste werden stets fleißig mit einem Fächer vertrieben. Soll der Thee schwarz werden, schwenkt man die Theeblätter in Drahtsieben über kochendem Wasser und rollt sie dann auf heißen Blechen. Durch diese Behandlung mag der schwarze Thee etwas von der nervenreizenden Kraft des grünen einbüßen, aber eben deshalb vorzuziehen sein, um so mehr, da man schlechten, farblosen Blättern auch wohl durch Zusatz von Berlinerblau die grüne Farbe giebt.

*) Im siebenten Jahre erreicht der Baum die Höhe von 6—7 Fuß, die Blätter werden zähe, doch benutzt man sie bis zum 10. Jahre.

Die feineren Sorten werden durch Zusatz von den Blüthen der Olea fragrans, des Jasmin, der Camellia sasangua, vielleicht auch der Theerose, noch wohlriechender gemacht, und unter dem Namen „Blumenthee", auch wohl „Kaiserthee" genannt, sorgfältig verpackt und versandt. Denn jeder starke Geruch von Eßwaaren, Kaffee und Gewürz benimmt dem Thee den eigenthümlichen Duft; auch das Salzwasser des Meeres soll ihm schaden, weshalb der nach Kiachta an die russischen Kaufleute versandte sogenannte Karawanenthee in so gutem Rufe steht. Rußland empfängt für seine Fabrikate metallene Waaren, wollene Gewebe und Tuche, baumwollene und leinene Zeuge, Leder und Pelzwerk, ausschließlich Thee; es ist den russischen Kaufleuten, die in Kiachta Handel treiben, verboten, für ihre Waaren baares Geld zu nehmen. Ehe aber der Thee vom Süden nach Kiachta gelangt, hat er einen Weg von 5000 Werst, theils auf den Flüssen und Kanälen, theils auf den Schultern von Menschen zu machen. Der Austausch mag sich per Jahr auf den Werth von 12 Millionen Silberrubel belaufen. Rußland versorgt auf diese Weise die eigenen Länder und die Bewohner Westasiens mit Thee.

Die Tataren und Mongolen verbrauchen den sogenannten Ziegelthee, der in ziegelförmigen Tafeln hart zusammengepreßt ist, und aus schlechten Blättern des alten Theebaums, oder aus den Blättern eines eigenen Strauches, mit etwas Thee vermischt, zubereitet wird. Auch im Asiatischen Rußland wird dieser Thee verbraucht, und als Mahlzeit mit Milch und Butter gekocht genossen.

Für die Europäer sind Kanton und Schanghai die Hauptstapelplätze für den Theehandel; der Chinese giebt uns seinen Thee, und wir bringen ihm das Gift des Opiums dafür. In Kanton hat jedes Handlungshaus sein eigenes Theezimmer und zum Kosten der verschiedenen Sorten einen besonderen „Theeschmecker" angestellt. Vom schwarzen Thee ist Bohea der geringste, dann Congo, dann Souchong und Towchong, der beste aber Pekoe. Man zählt über 40 Arten.

Im Jahre 1851 gingen nach England 68 Millionen Pfund, nach Nordamerika 43 Millionen, nach Australien 4 Millionen, nach Bremen und Hamburg 4½ Millionen Pfund Thee, und doch ist die ganze Menge Thee, welche China an's Ausland liefert, gering im Verhältniß zu derjenigen, welche es selber konsumirt.

---

5. Hochachtung der Chinesen vor dem Ackerbau und der Seidenkultur.*)

Ein von den Chinesen sehr geehrtes und ihre alte Hochachtung für den Ackerbau beweisendes Fest ist dasjenige, welches stattfindet, wenn die

*) Nach „China und die Chinesen" von John Francis Davis.

Sonne den 15. Grad des Wassermannes erreicht. Der Gouverneur jeder Hauptstadt begiebt sich in Prozession nach dem östlichen Thore, um „den Frühling zu empfangen," den ein Zug mit einer großen Thonfigur darstellt, die einem Büffel ähnlich sieht, welchen die Chinesen „Wasserochs," wegen seiner Neigung für schlammige Gewässer, nennen, und der verwendet wird, um ihre Pflüge durch die Reisfelder zu ziehen. Den Zug begleiten Tragbahren, auf denen sich phantastisch gekleidete und mit Blumen geschmückte Kinder befinden, die mythologische Figuren darstellen, und das Ganze ist von einer Musikbande begleitet. Sobald Alle das Haus des Gouverneurs erreicht haben, hält derselbe in seiner Eigenschaft als Priester des Frühlings eine Rede, worin er die Sorge für den Ackerbau empfiehlt; darauf, wenn er den thönernen Büffel dreimal mit der Peitsche geschlagen hat, fällt das Volk darüber her und bricht das Bild entzwei, das in seinem Innern noch eine Menge kleiner Thonfiguren birgt, um die nun die Menge sich reißt und rauft. Diese Zeremonie hat einige Aehnlichkeit mit der Prozession des Apisochsen der alten Aegypter, die auf gleiche Weise mit den Arbeiten des Feldbaues und den Hoffnungen auf ein fruchtbares Jahr verknüpft war.

In derselben Zeit ehrt auch der Kaiser den Ackerbau durch die Zeremonie des Pflügens. Begleitet von einigen Prinzen und den ersten Ministern des Reichs begiebt er sich nach dem eigens für diesen Zweck bestimmten Felde in dem abgeschlossenen Raume, der den „Tempel der Erde" umgiebt, wo Alles durch dazu angestellte ordentliche Pflüger gehörig vorbereitet worden ist. Nachdem der Kaiser von dem auf diesem Felde gewonnenen Getreide den Göttern geopfert hat, pflügt er einige Furchen, worauf ihm die Prinzen und Minister der Reihe nach folgen. Darauf werden „die fünf Getreidearten" gesäet, und sobald der Kaiser die Vollendung der Arbeit durch die gegenwärtigen Feldarbeiter angesehen hat, wird das Feld der Aufsicht eines Beamten übergeben, dessen Geschäft es ist, den Ertrag davon einzusammeln und für die Opfer aufzubewahren.

Die nämliche Aufmunterung und das Beispiel, welches der Kaiser in Person der Produktion der Hauptnahrungsmittel gewährt, wird von der Kaiserin dem Anbau des Maulbeerbaums und der Pflege der Seidenwürmer gegeben, da diese die hauptsächlichsten Kleiderstoffe liefern, deren Anfertigung größtentheils Sache der Frauen ist. Im neunten Monat des Jahres begiebt sich die Kaiserin mit ihren ersten Damen zum Erfinder des Seidenbaues, demselben ein Opfer darzubringen. Nach Beendigung dieser Zeremonie wird eine Quantität Maulbeerblätter gesammelt, die zur Ernährung des kaiserlichen Depots von Seidenwürmern bestimmt sind. Hierauf werden andere mit der Seidenbereitung verknüpfte Geschäfte vorgenommen, z. B. das Erhitzen der Kokons im Wasser, das Abwinden des Gespinnstes u. s. f., und so schließt die Zeremonie. — Von den sechszehn an das Volk gerichteten „heiligen Gesetzen" bezieht sich das vierte ausschließlich auf die vorerwähnten Gegenstände. „Besorgt," heißt es daselbst,

„eure Landgüter und Maulbeerbäume, damit ihr genügende Nahrung und Kleidung erhalten mögt." Ein Kaiser der vorigen Dynastie ließ ausdrücklich zur Erklärung der beiden Industriezweige ein Werk verfassen, das den Titel führt: „Keng-tschi-tu" (Erklärung des Ackerbaues und der Weberei). Es besteht aus vielen Holzschnitten, welche die verschiedenen Prozesse bei der Erzeugung von Reis und Seide darstellen, und mit einer Beschreibung in Worten begleitet sind. Die großen Vorzüge, welche die chinesischen Regenten dieser inländischen Industrie vor dem Handel, besonders dem ausländischen, geben, scheint von dem Gefühl diktirt zu werden, daß die Herrschaft des Handels der Vergänglichkeit unterworfen ist, während Staaten, die nur von sich selbst abhängen, der Zeit trotzen können.

---

6. Das Opium.

Die verderblichste Gewohnheit, der sich die Chinesen hingeben, ist der Gebrauch des Opiums, oder einer Zubereitung dieses Arzneimittels, die sie Tschandu nennen. Folgendes ist die Art, wie sie es zum Rauchen zurecht machen. Zwei Opiumbeutel werden aufgeschnitten und ihr Inhalt in eine eiserne Pfanne geschüttet, die man auf ein langsames Feuer setzt. Ein Mann rührt mit einem Stück Holz darin herum, bis das Ganze geschmolzen ist, dann wird es getheilt und in zwei Pfannen geschüttet; diese werden über dem Feuer gedrehet und erhitzt, bis alle Feuchtigkeit absorbirt ist; das Opium kann dann in einzelnen Schnitten abgelöst werden. Nun wird die Haut, die von den Beuteln abgezogen worden ist, in Wasser gesotten, bis alles Opium sich von ihr gelöst hat; das Wasser wird dann geseiht und über die Opiumschnitte ausgegossen. Dann werden Körbe in Bereitschaft gesetzt, deren Böden mit mehreren Schichten gewöhnlichen chinesischen Papieres belegt sind, und nachdem man sie mit den Opiumschnitten gefüllt, setzt man sie abermals auf Pfannen, läßt siedendes Wasser hineinlaufen und das aufgelöste Opium durchsickern. Das Opiumwasser wird wiederum gesotten, bis es sich zu der geeigneten Festigkeit verdichtet. Während des Siedens steht ein Mann mit einem Bund Federn daneben, womit er die Pfannen am obern Rande benetzt und feucht erhält, um das Anbrennen zu verhüten, wie er auch damit allen Schmutz wegnimmt, der etwa in die Höhe steigt. Wenn das Präparat so dicht geworden ist, daß es zwei oder drei Fuß weit aus der Pfanne gezogen werden kann, ohne zu brechen, so hat es genug gekocht. Die Pfannen werden vom Feuer abgenommen, auf den Boden gestellt, und der Tschandu wird mit Fächern gekühlt; ist er ganz kalt, wird er in zinnerne Büchsen geschüttet und dem Handel übergeben. Fast immer wird er aber dadurch verfälscht, daß man aufgelösten Kandiszucker in das Opiumwasser schüttet, bevor es gesotten

wird. Die Fabrikanten von unerlaubtem Tschandu mischen doppelt so viel Zucker darunter, als in der Opiumpächterei geschieht.

Der Chinese will sich auch das geringste Atom des „kostbaren" Opiums nicht entgehen lassen. In allen Tschanduläden hält der Kaufmann ein Tuch in seiner Nähe, um seine Finger, Messer oder irgend einen mit Tschandu in Berührung gekommenen Gegenstand daran abzuwischen; dieses Tuch wird so lange gebraucht, bis es wohl gesättigt ist, und dann wird es für einige Zents verkauft. Die Lumpen werden in Wasser getaucht, das nun geseiht und gesotten wird, bis man den darin enthaltenen Tschandu gewinnt, in welchen dann junge Zuckerrohrblätter ganz klein zerhackt geworfen werden; nachdem die Masse wohl umgerührt ist, wird sie zu Pillen geformt, gekauft und gegessen. Dieses Präparat wird „Mudbeth" genannt.

Tschandu ist ein tödtliches Gift, wovon der vierte Theil vom Gewicht eines Dollars einen Mann binnen einer Stunde tödten kann. Das beste Gegenmittel gegen die Vergiftung ist Oel, namentlich Kokosnußöl, das augenblickliches Erbrechen verursachen muß. Ist der Tschandu in Arak oder Wasser aufgelöst worden, so wird das Oel nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen, und der Patient muß dann durch mechanischen Reiz zum Erbrechen gebracht werden.

Der Tschandu wird geraucht. Der Raucher nimmt eine Pfeife, an deren Kopf ein konvexes Stück Zinn angebracht ist, das ein ganz kleines Loch in der Mitte hat, das kleinste Körnchen Tschandu wird in das Loch gelegt, der Raucher, nachdem er eine liegende Stellung genommen, hält den Tschandu an die Flamme eines Lämpchens, saugt den Dampf ein, und in wenigen Sekunden ist der Tschandu verbrannt, dessen Asche in den Kopf der Pfeife fällt. Wenn eine Pfeife eine Zeit lang gebraucht ist, wird der zinnerne Deckel des Kopfes abgenommen und der Abfall ausgeschüttet. Aber auch dieser — Tye-Tschandu genannt — wird noch benutzt; die Kaufleute verkaufen ihn an die ärmere Klasse, zu 25 bis 40 Zents den Tyle.

Ein eingefleischter Raucher wird einen halben Tyle oder noch mehr auf Ein Mal verbrauchen, er fällt dann zurück und verschläft die Wirkung. Es ist aber merkwürdig, daß ein Opiumraucher nicht lange schlafen kann, beim Erwachen wird er, abgemattet, zu seiner Pfeife zurückkehren, bis der Schlaf von Neuem seine Augenlider schließt. Die Träume und Phantasien bei einem solchen Schlafe sind sehr wonnevoll. Der unmäßige Gebrauch dieses verhängnißvollen Artikels zerstört in wenigen Jahren alle Kräfte eines Mannes und macht ihn zu jeder Arbeit unfähig. Man erkennt die Opiumraucher leicht an ihrem abgemagerten, von Leiden verzehrten Gesichte.

Obgleich eine ungeheure Quantität von unprivilegirtem Tschandu aus dem malayischen Gebiet und der Provinz Wellesley nach der Insel geschmuggelt wird, muß der Pächter doch noch einen bedeutenden Gewinn haben, da er der Regierung 2600 Dollars monatlich Abgabe zahlt. Er

hält sich fünf Kleinhändler oder Kommis, welche die Rechnungen führen und die Waare im Einzelnen verkaufen; ferner sechs Tukangs oder Arbeiter, einen Koch, zwei Wasserführer und acht Einnehmer.

II. Japan.

1. Das Inselreich Japan.

(Eine Federzeichnung vom Herausgeber.)

Wie es den Engländern gelungen ist, den Chinesen fünf Freihäfen (Kanton, Amoy, Fuchowfu, Ningpo und Shanghai) abzuzwingen und so die Kette, womit auch von der Seeseite her das Reich verschlossen gehalten werden sollte, zu sprengen: so gebührt neuerdings den Vereinigten Staaten Nordamerikas das Verdienst, die Sprödigkeit der Japanesen gebrochen zu haben. Laut Vertrag vom 31. März 1854 können fortan die amerikanischen Schiffe in die Häfen von Simoda und Hakodadi einlaufen.

Simoda ist eine kleine Stadt von ungefähr 3000 Einwohnern, an der gleichnamigen Bucht gelegen, unter 34° 39′ 49″ nördl. Breite und 138° 57′ 30″ östl. Länge von Greenwich. Der Hafen, durch eine kleine Auszackung des Landes in der Richtung von Nordost nach Südwest gebildet, ist den Südwestwinden offen, welche das Ankern oft sehr schwierig machen, dagegen vor Nord- und Ostwinden vollkommen geschützt. Simoda liegt an der südöstlichen Spitze der Halbinsel Idzu, an der östlichen Seite der Insel Niphon, südlich von der Stadt Jeddo.

Hakodadi liegt an der Südseite der Insel Jesso und wird als einer der prächtigsten Häfen der Welt gelobt; nördl. Breite 41° 49′ 23″, östl. Länge 140° 17′ 45″.

Das Kaiserreich Japan wird von drei größeren Inseln gebildet: Niphon, Sikok, Kiusiu, und einer Menge von kleineren Eilanden, von denen die bedeutendsten im Norden Jesso und im Süden die Liu-kiu-Gruppe sind. Alle diese Inseln gehören zu jenem vulkanischen Gürtel, der sich von Kamtschatka und den Kurilen nach Süden hinab zu den Molucken und nach Westen über zahlreiche Inseln des Indischen Archipelagus, die Philippinen, Java, Sumatra, zu den Küsten Arakans und den Andamanen und Nikobaren im Bengalischen Meerbusen erstreckt.

Die Hauptinsel der Japaner, Niphon (auf 4081 □Meilen geschätzt), wird ihrer ganzen Länge nach von einer Bergkette durchschnitten, welche durch den vorherrschenden Basalt und die trachitischen Gebilde auf ihren vulkanischen Ursprung hinweist, aber auch noch viele jetzt thätige Vulkane enthält, von denen der Fusi-Yama der bedeutendste (vielleicht gegen 12,000 Fuß hoch) ist. Seine imposante Pyramide ist den größten Theil des Jah-

res mit Schnee bedeckt; der letzte Ausbruch fand im Jahre 1707 statt, und seitdem ist ein Stillstand eingetreten. Hinwiederum ist ein anderer Vulkan, der Wuzendaken, auf der Insel Sinabara, seit dem heftigen Ausbruche von 1792 der Schrecken der Nachbarn geworden. Im genannten Jahre stürzte plötzlich der Gipfel des Berges ein, während ein Theil seiner Abhänge in die Luft geschleudert ward, und aus einem neuemporgetriebenen Krater ein Strom heißen Wassers sprudelte, der, die Ebenen überfluthend, Häuser und Bäume mit sich fortriß. In Simoda und Jeddo waren kurz nach der Anwesenheit der Amerikaner (in Simoda am 23. Dezember 1854) sehr heftige Erdbeben. Die russische Fregatte „Diana," welche in der Bai von Simoda Anker geworfen hatte, kam in große Gefahr, da unmittelbar nach dem Erdstoß die See hoch aufwallte und in eine strudelnde Bewegung gerieth, so daß sich die Fregatte während eines Zeitraums von einer halben Stunde 43 Mal wie ein Kreisel herumdrehte. Niemand an Bord konnte auf seinen Füßen stehen; die Ankertaue und Ankerketten zerrissen wie Spinnfäden.

Das Japanische Meer ist sturmvoll, doch das Klima der Inseln selber gemäßigt, ziemlich regelmäßig und durchaus gesund. In Folge der nördlichen und nordwestlichen Winde, die von dem schnee- und eisreichen asiatischen Festlande wehen, ist das Klima der Nordwestküsten natürlich kälter, als die entsprechenden Breitegrade im mittleren Europa. Es kommt schon am 32° nördlicher Breite (der Südspitze Spaniens parallel) Eis vor, und auf der Insel Dschousima, 34° 12′ nördl. Breite, gedeiht der Reis nicht mehr, im Norden von Jesso, 45° nördl. Breite, tritt auch der Weizenbau zurück. Dagegen schützt wieder die ganz Niphon durchschneidende Bergkette die südöstliche Küste, welche sich eines milden Klimas und großer Fruchtbarkeit erfreut. Die Ebenen nordöstlich von Jeddo bis an den 38. Breitengrad sind so fruchtbar, daß sie die Kornkammern von Japan genannt werden; fast auf der ganzen Südostküste von Niphon, Sikok und Kiusiu trägt der Reis zwei Ernten.

Wer im Frühjahr in die Bai von Jeddo segelt, kann schon im März und April die Camelia japonica, deren Büsche bis zur Baumgröße von 25 bis 30 Fuß aufwachsen, in voller Blüthe finden. Auf günstig gelegenen sonnigen Ebenen wächst das Bambusrohr, die Palme, der Bananenbaum, auch an Orangen ist kein Mangel, aber der japanische Theestrauch soll an Güte dem chinesischen nachstehen.

Die Japaner sind tüchtige Ackerbauer und eifrige Gärtner, und wissen selbst dem vielfach steinigen Boden ihrer Berge ergiebige Ernten abzugewinnen. Es fehlt bei der natürlichen Gestaltung ihrer Inseln an langen Flußthälern; doch sie verstehen auch ihre kurzen Flüsse und Bäche gut für eine regelrechte Bewässerung auszubeuten. Die steilsten Bergabhänge, in Terrassen abgetheilt, werden angebaut, und selbst der harte Fels wird durch darauf geworfenen Humus zum Acker gemacht. Sogar in den bevölkertsten Städten muß der Japanese ein grünes Stück Land um und bei sich

haben und das kleinste Haus hat sein Gärtchen. Freilich sind die Leute bei der großen Bevölkerung, die in Folge der Absperrung des Landes keinen Abzug finden konnte, wie in China zur größten Oekonomie gezwungen. Reis und Fische bilden die Hauptnahrung; der Gartenbau liefert Erbsen, Karotten, Zuckerwurzeln, Rettige, Salat, Melonen, Gurken, auch Bataten und Kartoffeln. Büffel, Ochsen und Kühe werden nur zum Lasttragen verwendet, da religiöse Skrupel dem Japanesen den Genuß des Rindfleisches verbieten. Auch der Genuß der Milch ist unbekannt. Die Pferde sind von kleiner, kräftiger Race; Esel, Maulthiere, Elephanten und Kameele fehlen. Schweine und Schafe sind in geringer Zahl vorhanden, der Hunde und Katzen aber ist Legion, auch — wie in China — an Ratten und Mäusen kein Mangel. Vogelfang durch Leimruthen ist sehr beliebt, die Jagd auf Enten, Feldhühner, Fasanen, Schnepfen sehr ergiebig. In den steinigen, gering bevölkerten nordöstlichen Landstrichen Niphons leben Hasen und Wildschweine, Affen und Füchse. Die Literatur der Japanesen weiß von manchen Schelmstücken Reineke's zu erzählen, und der Volksglaube hält dafür, daß auch die bösen Dämonen sich in die Fuchsgestalt hüllen. Der Natursinn ist bei weitem mehr ausgebildet, als bei den Chinesen, obwohl auch diese keineswegs so prosaisch sind, als man gemeinhin glaubt. Jede Blume, jeder Baum, jedes Thier fast hat von einem begeisterten Japanesen eine dichterische Verherrlichung gefunden. Ueber die schöne Nachtfliege, welche für ein heimtückisches, in allen Künsten der Verstellung wohl bewandertes Wesen gehalten wird, ist in unzähligen Reimen gesungen. Ihre übereinander geschichteten Flügel glitzern in allen Farben und sind mit himmelblauen und goldenen Streifen überzogen.*)

Die Rinde des vielfach geästeten Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) wird von den Japanesen nicht blos zur Bereitung des Papiers benutzt, sie liefert ihnen auch Stoff für Lunten und Stricke, für Zeuge und Kleider. Ganz vorzüglich gedeiht der Firnißbaum, besonders in der Landschaft Jamato, wo der Dairi Hof hält. Das Wort „Firniß," ursprünglich „Frusi," ward von Japan aus in alle Länder verbreitet. Der Baum giebt einen milchartigen Saft, womit Geräthe, Tische und Tafelgeschirre überzogen werden. Die Seidenzucht ist seit den ältesten Zeiten in Japan heimisch, doch die Seide nur von mittlerer Güte. Desgleichen ist die Baumwollenweberei sehr unvollkommen, allein in der Fabrikation lackirter Waaren und namentlich in der Bearbeitung von Metallen sind die Japanesen Meister. Der Bergbau steht in hoher Blüthe und bringt eine nicht unbedeutende Menge edler Metalle, mehr Gold als Silber. Das japani-

*) Wegen ihrer Schönheit — so erzählt die japanische Fabel — hatten sich einst alle Nachtvögel in sie verliebt und stellten ihre Anträge. „Bringet erst Licht herbei!" antwortete die Listige, „denn der Schönheit geziemt es, sich in vollem Glanze zu zeigen." Da flogen sie alle hinweg die in Finsterniß geborenen und erzogenen Freier, die das Licht nicht gesehen haben und keinen Gebrauch davon zu machen wissen.

sche Kupfer ist bekanntlich das beste der Welt Was sie von europäischen Instrumenten sehen, erregt stets das größte Interesse der Japanesen, und man findet in ihren Werkstätten bereits Uhren, Barometer und Thermometer. Nur auf die Baukunst verwenden sie keinen Fleiß. Ihre Gebäude sind meist leicht aus Bambus und Holz auf einem niedrigen Fundamente von Stein aufgeführt, und wegen der häufigen Erdbeben gewöhnlich nur ein Stock hoch. Ein großer leerer Raum im Innern wird durch bewegliche Wände nach Belieben in größere oder kleinere Zimmer verwandelt. Feuerbecken und das Herdfeuer ersetzen die Oefen und Kamine; der Rauch muß aus der Thür oder aus der in der Mitte des Daches befindlichen Oeffnung seinen Ausgang nehmen. Die Reicheren haben ihre Häuser auch wohl mit Kupferblech oder schweren Ziegeln gedeckt, die Aermeren mit Schindeln, die sie mit Steinen (wegen der öfteren Stürme) beschweren. Diese Dächer, wie auch die um das Haus laufenden Gallerien, die von einem zweiten Dach geschützt sind, erinnern an die Bergländer der Schweiz und Deutschland.

Der Japanese sitzt auf Matten, die den Boden einnehmen und über welche auch noch Teppiche gebreitet werden; er ißt mit Hülfe kleiner Stäbchen in echt orientalischer Stellung, nämlich mit übereinander geschlagenen Füßen. Schränke mit vielen Schubfächern und Schirme, die er vor sich setzt, wenn er schlafen will, bilden das einzige Stubengeräth. Die Wände sind mit geblümtem Gold- und Silberpapier, bei Reicheren auch wohl mit fein geschnitztem Holzwerk überzogen und mit Porzellan verziert. Feuersbrünste sind bei so leichter Bauart sehr häufig, weshalb man auf dem Giebelende der Häuser ein Wasserfaß aufgestellt sieht; auch vor den Häusern werden Wasserkübel placirt. In den verschiedenen Stadttheilen sind Standquartiere für die Löschmannschaften eingerichtet, eben so ist an allen Straßenecken ein Brett aufgehängt, auf welches bei ausbrechendem Feuer der in jeder Straße angestellte Wächter mit einem kurzen eisernen Stocke das Lärmzeichen giebt.

Um ihre Vorräthe zu sichern, haben Bauern und Kaufleute besondere aus Steinen erbaute Vorrathshäuser, die mit Ziegeln gedeckt sind. Recht zierlich sehen die Verandas und Vorhallen mit hölzernen Säulen vor den Stadthäusern aus. Glasfenster trifft man nirgends; geöltes Papier versieht die Stelle des Glases. Des Abends werden die Zimmer durch hölzerne, mit geöltem Papier verklebte Laternen beleuchtet, worin ein flacher, mit Fett gefüllter Napf aufgehängt ist, der einen Papierdocht speist.

Ein bis ins Kleinste durchgeführtes Beamten- und Polizeisystem regelt das Staats- und Gemeindeleben. Sogar das Bewässern der Felder wird von besonders dazu angestellten Beamten sorgfältig überwacht; sie geben einem Jeden nach Verhältniß der Ausdehnung der Felder eine bestimmte Quantität Wasser aus dem Kanale. Alle Beamten sind von Spionen umgeben und zum Theil selbst Spione. Um das System, nach welchem Einer für die Handlungen des Andern verantwortlich gemacht wird, durch-

zuführen, ist das Haupt der Familie zugleich der Aufseher des Hauses; je fünf Häuser haben wieder einen besonderen Vorstand, der seinerseits an den Vorsteher der Straße (Kachnia) zu berichten hat, was vorfällt, und dieser hat wiederum seinen Bericht dem Ottom oder Bezirksvorsteher zu machen, welcher denselben an den Magistrat abliefert. So bewacht eine Hälfte der Nation die andere. Bei manchen Vergehungen trifft die Strafe nicht blos den Verbrecher, sondern dessen ganze Familie.

Die Verfassung erinnert vielfach an das europäische Vasallenthum des Mittelalters. Alle geistliche und weltliche Gewalt war ursprünglich in der Person des Dairi als „Nachfolgers der Götter" und „Eigenthümers des Volkes" vereinigt. Als jedoch im 17. Jahrhundert bei einer Empörung des Thronerben der Kronfeldherr diesen besiegte und die ganze Macht sich selber zueignete, ward der Dairi zu einer bloßen Figur, und der Siogun oder weltliche Kaiser der eigentliche Regent. In Miako bewohnt der Dairi mit einem großen Hofstaat ein besonderes Stadtviertel, und sein Amt besteht mit darin, die Ehrentitel zu bewilligen und die Bezahlung dafür in Empfang zu nehmen. Außerdem muß die Stadt und ihr Gebiet für einen der Würde angemessenen Unterhalt Sorge tragen. Seine zwölf Frauen werden aus den schönsten und vornehmsten Töchtern des Landes gewählt; die Nachfolge ist zwar erblich, doch entscheiden in der Regel die Minister die Wahl in aller Stille, und machen dann mit großem Pomp die Wahl des neuen Dairi bekannt.

Der Siogun residirt in Jeddo, ist jedoch auch nicht ganz unabhängig, da ihm der Staatsrath (aus fünf Fürsten zusammengesetzt) zur Seite steht. Die Provinzen, unter erbliche Fürsten gestellt, zerfallen wieder in kleinere Vasallenthume. Um jede Versuchung zu Aufruhr und Empörung von vornherein zu hindern, wird darauf gehalten, daß die Herrscher der benachbarten Fürstenthümer nicht zu gleicher Zeit auf ihrem Posten sind; sie müssen alljährlich eine bestimmte Zeit in Jeddo unter den Augen des Regenten zubringen, auch wird dafür gesorgt, daß sie keine Reichthümer sammeln. Die Erhaltung der Höfe, die Besoldung der Truppen ist ihre Sache; sendet ihnen der Siogun ein geringes Geschenk, so müssen sie es mit großen Gegengeschenken erwidern.

Wie dem Siogun ein Staatsrath beigeordnet ist, so diesem ein Senat, der aus funfzehn Gliedern des hohen Adels besteht und sein Gutachten über die Vorschläge des Staatsrathes abgiebt. Als vollziehende Behörde ist ein Staatsministerium vorhanden, das die Gesetze ausführt und in sieben Sektionen sich gliedert, deren jede von einem Minister und einem Ministerialrath geleitet wird.

Ueber die Befolgung der Gesetze, die in jedem Dorf und jeder Stadt laut vorgelesen und dann an einem bestimmten Orte angeschlagen werden, wird streng gewacht, und selbst die Würdenträger finden keine Gnade, wenn sie gefehlt haben. Da die Todesstrafe auch Konfiskation des Vermögens nach sich zieht, so benutzt der Fürsten- und Adelstand sein Vorrecht des

Hara-kiri, d. i. glücklichen Dahinscheidens, indem sich der in Ungnade Gefallene mit einem Messer den Bauch aufschlitzt. Auch in Duellen findet das Hara-kiri statt. Glaubt ein Vornehmer von einem Andern tödtlich beleidigt zu sein, so schneidet er sich auch wohl den Leib auf und läßt dies den Andern wissen, worauf derselbe ein Gleiches thun muß, wenn er nicht entehrt sein will.

Obwohl kein öffentliches Kastenwesen herrscht, sind doch die acht Klassen der Gesellschaft meist erblich. Zur ersten Klasse gehören die Fürsten, zur zweiten die Edeln (sie verrichten Kriegsdienste und besetzen die höheren Beamtenstellen), zur dritten die Priester, zur vierten und fünften die Soldaten als Vasallen der Edeln, zur sechsten die Großhändler, zur siebenten die kleinen Kaufleute, zur achten die Bauern, Handwerker und Tagelöhner. Den Ausschuß — eine quasi neunte Klasse — bilden die Lederarbeiter und Gerber.

Die Edeln und Krieger haben das Recht, zwei Schwerter zu tragen, ein größeres, das fast senkrecht im Leibgürtel steckt, und ein kleineres dolchartiges. Die Großhändler, um die Erlaubniß, das kürzere Schwert tragen zu dürfen, zu erlangen, müssen dafür eine bestimmte Summe erlegen. Auch die Beinkleider sind Zeichen hoher Würde, außerdem nur bei Kriegern und auf Reisen gewöhnlich. Die Hauptkleidung ist eine Art Kaftan, je nach dem Stande der Person von Seide, Baumwolle oder Hanf. Die Männer ziehen nach Umständen bis sechs solcher Röcke übereinander, die Frauen das Doppelte und Dreifache dieser Zahl. Der weite, am Oberarm offene Aermel ist vorn zusammengenäht und dient als Tasche. Die Schuhe sind einfache hölzerne Leisten bei schlechtem Wetter, oder mit Stroh geflochtene Sandalen. Die Hüte sind von Stroh oder Leder, auch von Holz und Pappe und gewöhnlich lackirt, werden aber vorzugsweise nur vom Militär getragen. Auch die Männer tragen Sonnenschirm und Fächer, Pfeife und Tabaksbeutel; im Gürtel steckt ein Schreibzeug mit der Brieftasche, die Papier, Geld und Arzneimittel enthält. Arme Leute gehen im Sommer fast ganz nackt. Da die Fischer und Seeleute an den Küsten fortwährend der Sonne und Luft ausgesetzt sind, hat ihre Körperfarbe einen bräunlichen Teint angenommen. Die Bewohner der Städte und die Vornehmern haben ihre weißere Hautfarbe bewahrt.

Kopf und Bart sind bei den Männern stets geschoren, und nur ein Haarbüschel bleibt, der auf dem Scheitel zusammengebunden wird. Geistliche, Aerzte und geschiedene Frauen tragen ein völlig geschorenes Haupt. Die Mädchen und Frauen verwenden auf den Haarputz die größte Sorgfalt; nur eine kleine Stelle auf der Mitte des Scheitels wird kahl geschoren, das Haar von allen Seiten nach dieser Mitte hinaufgestrichen und dann in einen leichten, vollen Knoten geschlungen. Goldene und silberne Nadeln werden hindurchgesteckt, auch wohl eine Menge kleiner, schön polirter Stückchen Schildpatt diademartig im Kreise aufgesteckt. Das Haar der Japanerinnen ist meist schwarz und sehr weich.

Die neugebornen Kinder werden gleich nach der Geburt gebadet, und bleiben so lange nackt, bis ihnen nach einem Monat im Tempel der Name gegeben wird; dann empfangen sie erst ein Kleid. Die Kinderzucht ist streng und der Elementarunterricht unter dem ganzen Volke verbreitet. Die Kinder der Vornehmeren erhalten noch besondere Lektionen über das Zeremoniell, eingeschlossen die Fälle, wo es die Ehre erfordert, sich den Bauch aufzuschlitzen. Es zeugt übrigens von der höheren Kultur der Japanesen, daß sie auch die Mädchen nicht nur in den Fertigkeiten der Haushaltung, sondern auch in Kenntniß der Literatur unterrichten. Die Soldaten vertreiben sich die Langeweile des Postenstehens mit Lektüre und Räthselaufgeben; Witzspielen und Sinnsprüchen sind Alle ergeben, die einigermaßen auf Bildung Ansprüche machen.

Es ist im Vergleich mit den Chinesen im japanischen Volke bei Weitem mehr Energie, Thatkraft, Muth und Tapferkeit. Wie bei den Engländern die Mischung des britischen, sächsischen und normannischen Blutes eine sehr käftige Race hervorgebracht; so ist auch bei den Japanesen die Verschmelzung verschiedener Nationalitäten das Mittel geworden, die Race vor physischem und moralischem Siechthum zu bewahren. Wahrscheinlich sind die Japanesen ein Mischlingsvolk aus mongolischen und malayischen Stämmen; unverkennbar wohnen noch kleine gedrungene und größere schlankere Leiber als verschieden geartete Landsleute nebeneinander. Einen gemeinschaftlichen Ursprung mit den Chinesen weisen die Japaner jedoch mit Abscheu zurück. Kämpfer hat die freilich nicht bewiesene Behauptung aufgestellt, daß sie von den alten Babyloniern abstammten, die über Korea bis nach Nipon hinüber ausgewandert seien. Nach alten Ueberlieferungen der Japanesen selbst soll aber ihr Land ursprünglich von Papuas bewohnt gewesen, dann aber durch Männer von den Kurilen (Ainos) eingenommen sein; doch hätten auch Einwanderungen von Hindus stattgefunden. Im Norden der Insel Jesso tritt ganz deutlich die Race der kleinen Ainos hervor, während z. B. im Innern von Kiusiu die Gesichter mit platter Nase, vorstehenden Backenknochen und ein wenig schief gestellten Augenwinkeln auf mongolische Abstammung hinweisen.

Der Engländer Adams, aus Gillingham in Kent gebürtig, der sich der ersten Expedition der Holländer nach Japan anschloß und dessen Berichte in einem Werke aufbewahrt sind, das unlängst von der Hakluyt-Gesellschaft herausgegeben wurde*), sagt u. A. von den Japanesen: „Sie haben viel Verstand und ertragen Schmerzen, Mühen und Kummer mit unglaublicher Geduld. Sie setzen ihren Stolz darein, weder in Worten, noch in Handlungen, sei es Furcht, sei es Betrübniß zu verrathen, und machen Niemanden, wer es auch sei, zum Mitwisser ihrer Sorgen. Ihre

*) Memorials of the Empire of Japan, edited with notes by Thomas Rundall. London: published by the Hakluit-Society. Der Verfasser dieses Werks war ein Zeitgenosse Shakespeares.

Ruhmsucht ist außerordentlich; zugleich sind sie im Punkt der Ehre überaus empfindlich und lassen die kleinste Beleidigung nicht ungerächt. Armuth thut bei ihnen dem Adel des Blutes keinen Eintrag. In Würde und Galanterie thun sie es den Spaniern gleich. Im Umgange sind sie meist verbindlich und voller Komplimente. Sie würden lieber ein Glied ihres Körpers verlieren, als eine Förmlichkeit auslassen, wenn sie einen Freund begrüßen. Gegen die Fremden sind sie nicht minder höflich und in allen Beziehungen zu denselben pünktlich und wortgetreu."

Diese Schilderung paßt noch heute, selbst bis zu dem letzten Punkte. Denn als es den Portugiesen geglückt war, in Japan festen Fuß zu fassen, als die Jesuiten und Mönche der verschiedenen Orden die christliche Religion immer weiter ausbreiteten und selbst Fürsten zu ihrer Lehre sich bekannten: wies der Kaiser die Beschwerden und Anklagen der buddhistischen Priester zurück mit den Worten: „Wo fünfunddreißig Konfessionen geduldet werden, kann auch noch die sechsunddreißigste bestehen." Das Volk freuete sich des Fortschritts und der geistigen Anregung, welche ihm von den Europäern zu Theil wurde; aber der Neid der Portugiesen, Spanier und Holländer und die Unduldsamkeit und der Stolz der christlichen Priester, die sich mit ihrem geistlichen Einfluß nicht begnügen wollten, verdarben wieder Alles. Der Bürgerkrieg, der zu Ende des sechszehnten bis in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts hinein in Japan wüthete, kostete sämmtlichen Portugiesen das Leben, und seit 1640 schloß sich Japan gänzlich von der ferneren Berührung mit den Fremden ab. Die Holländer, welche das Feuer geschürt hatten, erreichten nur mit größter Anstrengung, daß ihnen gestattet wurde, im Hafen von Nangkasaki auf einem künstlich aufgeworfenen Damm (Insel Desima) eine Faktorei zu halten. Die holländische Kompagnie ward auf elf Personen*) beschränkt, und diese hielt man unter so strenger Aufsicht, daß ihr Leben wie eine Gefangenschaft war und noch ist.

---

2. Wanderskizzen auf einer Fahrt von New-York nach China und Japan.

Gesammelt von W. Heine.

In der Bai von Jeddo, an Bord der Dampffregatte Susquehanna, 11. Juli 1853.

Nachdem wir auf der Susquehanna, begleitet von der Mississippi, der Saratoga und dem Plymouth, am 2. Juli aus dem Hafen von Napa

*) Der Chef der Faktorei, ein Magazindirektor, ein Buchhalter, ein Arzt, fünf Kommis und zwei Magazinwächter. Die Dienstboten mußten Japaner sein und mit Sonnenuntergang die Insel verlassen.

abgesegelt waren, erwarteten wir am 8. mit Tagesanbruch in Sicht von Nipon zu kommen, weshalb ich mich schon von Tagesanbruch an auf dem Deck aufhielt. Ein dichter Nebel lag auf der See, und die Sonne machte sich nur langsam Bahn. Die Susquehanna, mit der Saratoga im Schlepptau, fuhr voraus, die Mississippi mit dem Plymouth folgte. Manchmal ward eine japanische Dschunke sichtbar, sobald sie uns aber gewahr wurde, machte sie sich schleunig davon. Diese Fahrzeuge sind von der Größe von 80 bis 100 Tonnen, von ziemlich guter Bauart, führen gewöhnlich ein sehr großes Segel aus Baumwollenstoff, manchmal aber außer diesem noch zwei kleinere an besonderen Masten, eines im Stern, das andere im Vordertheil, und segeln ziemlich gut. Sie sind, im Gegensatz zu den chinesischen und den Lin-Kiu-Dschunken, nicht bunt gemalt, sondern mit einer einfachen Holzfarbe überstrichen, und haben nur einige kupferne Verzierungen, die durch die Einwirkung des Seewassers ganz grün geworden sind.

Gegen 6 Uhr kamen wir zwischen einer Gruppe kleiner zerstreuter Inselchen, südwestlich von der Bai von Jeddo; gegen 9 Uhr sahen wir über dem Nebel die Gebirgsspitzen von Nipon, und zugleich ward der Befehl gegeben: „Klar gemacht zum Gefecht!“ Das nahm denn eben nicht viel Zeit weg, denn mit Ausnahme, daß die alten Schüsse aus den Kanonen gezogen und diese frisch geladen wurden, die Mannschaft scharfe Patronen ausgetheilt erhielt, ist an Bord eines Kriegsschiffes in der Regel Alles bereit, augenblicklich ein Gefecht zu beginnen.

Die Gebirge, welche wir sahen, waren von schöner, pittoresker Form, gegen die Küste in steile Felswände abfallend. Die Höhen sind zum Theil bewaldet, wo jedoch ein weniger steiler Abhang, oder ein Tafelland es irgend möglich macht, ziehen sich schöne Felder oder Wiesen entlang. Gegen 10 Uhr ward über den Gipfeln der näher liegenden Berge, deren Höhe wohl 6000 bis 7000 Fuß betragen konnte, der Gipfel des großen Vulkans Fusi-Yama in einer Entfernung von 30 bis 40 engl. Meilen sichtbar. Er bildet, gleich allen Vulkanen, einen abgestumpften Kegel, dessen Seiten sich in einem Winkel von 40 bis 50° erheben. Wir bemerkten einige lichte Stellen und Streifen, konnten jedoch wegen der dunstigen Atmosphäre nicht unterscheiden, ob es Schnee oder sehr heller Sand war.

Gegen 2 Uhr gelangten wir an den Eingang der äußern Bai von Jeddo. Die nächsten Höhen sind von mäßig ansteigendem Hügelland gebildet, hinter dem sich jedoch höhere Gebirge erheben. Diese Hügel enden sich an mehreren Stellen in malerisch geformten Klippen, mit üppiger Vegetation und einzelnen Gruppen von schönen großen Kiefern bedeckt; an anderen Stellen laufen sie in kleine Ebenen und Wiesenthäler aus, in denen manche Städte und Dörfer gelegen sind. Wo Feldbau irgend möglich ist, sind schöne grüne Reisfelder, die mit den dazwischen zerstreuten felsigen Kuppen und kleinen Gehölzen einen sehr lieblichen Anblick gewähren. Erhöht wird der Reiz der Landschaft durch einen zarten grauen Duft,

der sich darüber lagert, und den Eindruck ruhiger und massenhafter macht, womit die tiefblaue See im Vordergrund schön harmonirt.

In dem Maße, als wir uns der Küste näherten, vermehrte sich auch die Anzahl der Dschunken, und seit wir in die Bai getreten, war das Wasser im buchstäblichen Sinn von ihnen und einer Unmasse kleiner Fischerboote bedeckt. Anfangs gingen uns alle sorgfältig aus dem Wege; als aber eine kleine Fischerbarke, die sich nicht schnell genug davon machen konnte, dicht an uns vorüber kam, und die andern sahen, daß wir sie ganz unbeachtet und ruhig ließen, faßten die Leute ein Herz und ließen uns an sich vorbei paradiren, mit neugierigem Staunen auf die wunderlichen Seeriesen schauend, die ohne Segel und noch dazu dem Wind entgegen fuhren. Um 4 Uhr kamen wir an eine Stelle, wo die bis dahin 30 bis 40 Meilen breite Bai sich bis auf 10 bis 12 Meilen verengert. Dies ist der Eingang in die eigentliche oder innere Bucht, die sich noch 30 bis 35 Meilen weiter erstreckt, und an deren oberem Ende Jeddo liegt.

An dem westlichen Vorsprung dieser Stelle liegt eine ziemlich große Stadt, und die Seiten der Hügel sind an mehreren Punkten mit Batterien versehen. Als wir etwa noch drei Meilen von dieser Landspitze waren, stieg aus einer der Batterien ein leichtes Rauchwölkchen auf, worauf dann der Knall folgte; allein statt die erwartete Kugel ins Wasser schlagen zu sehen, platzte nach kurzer Zeit gerade über der Batterie in der Luft entweder eine Bombe, oder eine große Rakete. Es war dies folglich nur ein Signal, das sich dreimal wiederholte, und von andern Hügeln in großer Entfernung beantwortet ward.

Ohne sich daran zu kehren, liefen die Schiffe weiter, und gingen nach kurzer Zeit in einer Entfernung von anderthalb Meilen vom Lande vor Anker, in Schlachtordnung und so, daß jedes Schiff einer der Landbatterien seine Breitseite zeigte. Nicht lange dauerte es, so kamen vom Lande zahlreiche Boote von ziemlicher Größe, deren jedes sechs bis acht Ruder, mit zwei Mann an jedem Ruder, führte, die dieselben, nach Art der Chinesen, nicht von vorne nach hinten, sondern gegen die Bootsseiten in drehender Bewegung, wie ein Fisch seinen Schwanz und Flossen, handhabten. In diesen Booten befanden sich einige Obrigkeitspersonen, die an Bord zu kommen wünschten. Nach einigem Unterhandeln ward dem ersten dieser Beamten mit seinem holländischen Dolmetscher Zutritt gestattet; da es jedoch nicht der höchste Befehlshaber des Ortes war, so unterhandelte nur der Flaggen-Lieutenant mit ihm. Es wurde ihm mit kurzen Worten der Zweck unseres Hierseins erklärt, zugleich aber der Oberbeamte des Ortes eingeladen, an Bord zu kommen.

Mittlerweile hatte sich die Zahl der Barken vermehrt, und man machte Miene, gleich wie bei frühern Gelegenheiten, unsere Schiffe dicht mit Booten einzuschließen. Der Kommodore ließ den Leuten kurz bedeuten, daß sie weggehen sollten, da solch seerechtwidriges Verfahren nicht von ihm gestattet werden würde. Die Bursche sahen sehr verblüfft aus, als jedoch

die Aufforderung in drohender Weise wiederholt ward, sendeten sie die Boote heim, und baten blos, daß bis auf Weiteres Niemand ans Land gehen möge, da sie sonst schwerer Verantwortung ausgesetzt sein würden. Das ward ihnen denn versprochen, und wesentlich beruhigt gingen sie ans Land zurück.

Am anderen Morgen sehr zeitig kam der Oberbefehlshaber der hier stationirten Truppen, begleitet von einer Art von Präfekten oder Oberbürgermeister, an Bord. Diese wurden wegen ihres höheren Ranges vom Flaggenkapitän empfangen, ihnen der Inhalt unserer Mission mitgetheilt, und zugleich gesagt, daß die Flotte die Bai hinauf bis Jeddo gehen würde, um dort das Sendschreiben der amerikanischen Regierung an die gehörige Autorität gelangen zu lassen. Die beiden Beamten wollten Vorstellungen machen, als aber darauf nicht geachtet ward, baten sie um vier Tage Zeit, einen Bericht nach Jeddo zu schicken, was auch insoweit angenommen ward, daß bis zum 12. Mittags die Schiffe in ihrer jetzigen Stellung verbleiben sollten.

Was die Leute selbst betrifft, so waren wir Alle höchst angenehm überrascht von ihrem höflichen und anständigen Betragen. Die Personen der höheren Stände hatten nur einen leichten Anflug der hinterasiatischen Gesichtsbildung, und selbst bei den niederen Klassen der Fischer und Bootsleute war dieser Zug nicht in unangenehmer Weise vorherrschend. Das einzige Auffallende war, daß der Unterkörper etwas zu kurz im Verhältniß zum Oberkörper war, was durch die tief getragenen Schärpen oder Gürtel noch mehr in die Augen fiel. Die Kleidung war ziemlich so, wie ich sie bereits in Liu-Kiu an Bord der japanischen Dschunke gesehen hatte, d. h. ein weites, kaftanähnliches Gewand mit weiten Hängeärmeln, deren unteres Ende zugenäht war, an den Hüften von einem Gürtel gehalten, in dem ein sehr langes, zweihändiges Schwert und ein kürzeres staken, welche jedoch in dieser Tragweise die Eigenthümer sehr zu belästigen schienen, da sie beständig daran herumschoben. Die Unterkleider waren aus dünnem durchsichtigen Stoff, und bestanden aus einer kurzen Tunika von lichter Farbe, dergleichen Hosen, die am Knöchel gebunden waren, bis wohin ein aus dunklem Stoff genähter Strumpf, mit der großen Zehe gesondert, reichte. Die Sandalen waren aus Reisstroh, und zwischen der großen Zehe gingen zwei aus Stroh zierlich geflochtene Bänder über den Fuß nach der rechten u. linken Seite des Schuhes. Die Haare waren ebenfalls größtentheils geschoren und die übrig gebliebenen auf dem Wirbel in ein kurzes Zöpfchen geflochten, das bis auf den obern Stirnrand platt niedergelegt war. Auf diesen Kopfputz war viel Sorgfalt verwendet, und das Haar sehr sauber gekämmt und geölt. Bärte habe ich keine gesehen und bei den Zivilbeamten keine Kopfbedeckungen, mit Ausnahme des Fächers, mit welchem sie sich gegen die Sonnenstrahlen schützen. Die Soldaten hatten breite lackirte Hüte, die sehr flach mit ganz vorzüglichem Lack überzogen waren. Die höheren Beamten trugen schwarze Oberkleider, auf

den Schultern, dem Rücken, der Brust und dem Saum des Kleides mit wappenartigen Verzierungen in farbiger Seide gestickt. Ebenso befand sich auf den Hüten der Offiziere eine Art kleines, entweder bunt gemaltes, oder goldenes Wappen. Die Bootsleute waren kräftige, wohlgebaute Leute, die fast alle, mit Ausnahme eines Stücks Baumwollenzeug um die Lenden, unbekleidet waren; als sie sich jedoch unsern Schiffen näherten, zogen sie kurze bunte Gewänder an, die, je nach dem Eigenthümer des Bootes, von verschiedener Farbe waren. Im Stern des Bootes stand der Steuermann, und neben ihm, rechts und links, staken zwei Flaggen, deren eine das Wappen des Eigenthümers zeigte, die andere durchgängig aus einem schwarzen Streifen zwischen zwei weißen bestand, wie wir später erfuhren, die kaiserlichen Farben.

Funfzehnter Abschnitt.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina. Die Kaaba zu Mekka. Medina mit dem Grabe Muhameds. — 2. Das Kameel, als Schiff der Wüste. — 3. Die Beduinen. — 4. Ein beduinisches Gedicht.

1. Die Heiligthümer von Mekka und Medina.*)

Die Kaaba zu Mekka.

Bevor ich die religiösen Zeremonien beschreibe, die ich selbst mitmachte, will ich erst eine Darstellung der Moschee und ihres Heiligthums zu geben versuchen.

In einem engen von kahlen Bergen eingeschlossenen Thale liegt die ganz offene, unregelmäßig gebaute Stadt Mekka, die heilige Stadt, die Geburtsstätte des Propheten, der allgemeine Wallfahrtsort aller Moslemim, den jeder Gläubige wenigstens Ein Mal in seinem Leben besucht haben muß, wenn er ruhig sterben will. In der südlichen Hälfte der Stadt, wo das Thal am breitesten ist, erhebt sich das Beith-Ullah (Haus Gottes) oder die große Moschee von Mekka mit der weltberühmten Kaaba, welche dem Tempel erst seine Wichtigkeit verleiht, da es in andern Städten des Orients nicht blos eben so große Moscheen giebt, sondern auch viele, welche ihn an Schönheit weit übertreffen.

Das Ganze bildet ein längliches Viereck in der Richtung von Nordosten nach Südwesten; es ist 250 Schritte lang und 200 Schritte breit.**) Die nördliche Seite wird von einer vierfachen Säulenreihe gebildet, die übrigen bestehen aus dreifachen Kolonnaden, welche oben durch Gewölbe verbunden sind, von denen je vier eine kleine Kuppel tragen. Die Zahl sämmtlicher Kuppeln ist 152. Der ganzen Länge nach hängen von den

*) Nach den „Travels in Arabia etc." von Burckhardt (London 1829). Vergl. Sommers „Taschenbuch der Reisen," IX. 1831.

**) Nach Burton's Messung hat sie 257 Schritte in der Länge und 210 Schritte in der Breite.

Bogengewölben überall Lampen herab, von denen einige jeden Abend, alle zusammen aber nur während des Ramadan (der Fastenzeit) angezündet werden. Die Säulen sind über 20 Fuß hoch und 1½—1¾ Fuß dick; die meisten sind von gewöhnlichem Baustein*), wie er bei Mekka gefunden wird, die übrigen von weißem Marmor, Granit oder Porphyr. Auch die Form und Bearbeitnng der Säulen ist sehr verschieden. Sowohl bei der Erbauung als der öfteren Erweiterung der Moschee wurden diese Säulen aus verschiedenen Orten zusammengeschleppt, von den Trümmern römischer oder griechischer Tempel in Aegypten, Syrien u. s. w. Die Moschee ist nebst der Kaaba selbst im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört, beschädigt, wieder aufgebaut und ausgebessert worden, daß man sich über die Ungleichheit in der Bauart nicht wundern darf.

Von den ringsum sich hinziehenden Säulengängen führen sieben gepflasterte Wege nach der in der Mitte des Ganzen stehenden Kaaba oder dem heiligen Hause. Diese Wege sind 9 Zoll über dem Erdboden erhöhet, mit feinem Kies oder Sand bestreut, und von einer Breite, daß vier bis sechs Personen neben einander gehen können. Die von diesen Wegen eingeschlossenen Zwischenränme sind hier und da mit Gras bewachsen, das seine Nahrung von dem Wasser des Zemzem, des heiligen Brunnens, erhält, welches aus den in langen Reihen hier überall aufgestellten Krügen tropft. Der Boden der Moschee ist niedriger als die benachbarten Straßen der Stadt, so daß man von der Nordseite acht bis zehn, von der Südseite drei bis vier Stufen hinabsteigen muß.

Die Kaaba ist ein kleines massives Gebäude von 18 Schritt Länge**), 14 Schritt Breite und 35—40 Fuß Höhe. Sie steht nicht genau in der Mitte der Moschee, was davon herrührt, daß letztere später erbaut und nachher zu verschiedenen Zeiten planlos erweitert worden ist. Die Muhamedaner glauben, daß Abraham (Ibrahim) der erste Erbauer der Kaaba gewesen sei, und daß sein Sohn Ismael ihm dabei die Steine zugelangt hat, welche durch ein Wunder der göttlichen Allmacht gleich viereckig zugehauen aus der Erde zum Vorschein kamen. Man sieht noch jetzt an der Nordseite der Kaaba, nahe beim Thor und dicht an der Mauer, eine kleine mit Marmor ausgelegte Vertiefung im Erdboden, welche El Madschen heißt, und den Ort bezeichnet, wo Abraham und Ismael den Kalk und Mörtel zubereiteten. Nahe dabei lag der Stein, welcher dem Abraham zum Fußgestell bei der Arbeit diente und, ebenfalls durch ein göttliches Wunder, in dem Verhältniß, als das Gebäude höher ward, aus dem Erdboden nachrückte. An dieser Stelle müssen die Pilger ein vorgeschriebenes Gebet verrichten.

**) Der „gemeine Stein" der Gebirge Mekka's ist ein schöner grauer Granit, welcher auch das Material für die Kaaba lieferte.

**) Burton's Messungen ergaben 22 Schritte oder 55 Fuß Länge und 18 Schritte oder 45 Fuß Breite; die Höhe schien größer als die Länge.

In ihrem gegenwärtigen Zustande ist die Kaaba ein neues Gebäude zu nennen, da sie erst im Jahre 1627 n. Chr. errichtet wurde. Damals hatte eine Ueberschwemmung drei Seiten eingerissen, und bei der Wiedererbauung mußte auch die vierte neu aufgebaut werden. Doch fragte man vorher die Ulema (Priester) um ihren Rath, ob es erlaubt sei, das heilige Haus zu zerstören, ohne der Gottlosigkeit schuldig zu werden. Die Antwort fiel bejahend aus.

Da das Dach der Kaaba ganz flach ist, so sieht sie von Weitem wie ein Würfel (Cubus) aus. Das einzige Thor, welches in das Innere führt, und nur zwei- oder dreimal im Jahre geöffnet wird, befindet sich an der Nordseite, aber 7 Fuß über dem Boden, so daß eine hölzerne Treppe angesetzt werden muß, um hineinsteigen zu können. Es ist im Jahre 1633 aus Konstantinopel hergebracht worden, ganz mit Silber überzogen und mit Gold verziert. Auf die Schwelle werden alle Abende kleine brennende Wachslichter und Rauchpfannen gesetzt, die mit Moschus, Aloeholz und andern wohlriechenden Substanzen gefüllt werden.*)

In der nordöstlichen Ecke der Kaaba befindet sich, nicht weit von der Thür, etwa 4 oder 5 Fuß über dem Boden, der berühmte schwarze Stein. Die Muhamedaner glauben, daß dieser Stein vom Himmel gekommen, und dem Abraham als ein besonderes Zeichen göttlicher Gnade durch den Engel Gabriel übergeben worden sei. Sie sagen, er wäre ursprünglich rein und durchsichtig gewesen, durch die Berührung eines unreinen Weibes aber schwarz und undurchsichtig geworden. Er hat die Gestalt eines unregelmäßigen Ovals, etwa 7 Zoll im Durchmesser, und eine wellenförmige Oberfläche, da er aus ungefähr einem Dutzend kleinerer Steine von verschiedener Gestalt und Größe zusammengesetzt ist, die glatt polirt und durch ein Cement mit einander verbunden sind. Durch die Millionen von Küssen und Berührungen die der Stein erhalten hat, ist er ganz abgerieben, so daß es schwer hält, seine Beschaffenheit genau zu bestimmen. Vielleicht ist es Lava**), die verschiedene Steinarten in sich aufgenommen hat. Die Farbe des Steines ist jetzt ein dunkeles Rothbraun, das sich dem Schwarzen nähert. Das Cement, welches den Stein ringsum einfaßt, sieht aus wie eine Mischung von Pech und Sand, und über diese Einfassung geht noch ein silberner Reif***), der mit gleichfalls silbernen Nägeln befestigt ist.

An der westlichen Seite der Kaaba, etwa 2 Fuß unterhalb des Daches, sieht man das berühmte Myzab oder die Rinne, durch welche sich das

---

*) Pilgrime und bigotte Andächtige sammeln die Wachstropfen, die Asche des Aloe-Holzes und den Staub von der Thürschwelle der Kaaba, und reiben sich damit entweder ihre Stirnen ein oder bewahren diese Dinge als Reliquien. Diese abergläubischen Gebräuche werden übrigens von den Ulemas streng getadelt.

**) Chladni hat erwiesen, daß es ein Meteorstein ist; dann hat die Sage Recht, die ihn vom Himmel kommen läßt. Burton bestätigt, daß es ein Aërolith ist.

***) Das Band ist jetzt ein massiver Bogen von Gold oder vergoldetem Silber.

Regenwasser vom Dache auf den Erdboden herabstürzt. Sie ist etwa 4 Fuß lang und 6 Zoll breit und, wie man sagt, von reinem Golde. An der Oeffnung hängt der sogenannte Bart des Myzab, ein vergoldeter Rand, über den das Wasser herabfließt. Das Pflaster unter dem Myzab ist von bunter Mosaik. Hier soll Ismail, Ibrahims Sohn, und seine Mutter Hedscher (Hagar) begraben liegen. Eine halbkreisförmige Mauer umschließt diesen Raum, der Hedscher Ismail heißt und als zur Kaaba gehörig betrachtet wird, so daß die Pilger, welche hier beten, dasselbe Verdienst haben, als ob sie im Innern der Kaaba gebetet hätten.

Alle vier Außenflächen der Kaaba sind mit einem schwarzseidenen Stoffe bekleidet, welcher Kisua heißt, und alljährlich zur Zeit der Wallfahrten erneuert wird. Er kommt aus Kairo, und wird daselbst auf Kosten des Großherrn fabrizirt. Es sind verschiedene Gebete hineingewoben, welche man aber, da sie von gleicher Farbe sind, wie der Stoff selbst, nur mit großer Mühe lesen kann. Etwas über die Mitte läuft rund um das ganze Gebäude eine andere Inschrift aus Goldfäden. Derjenige Theil der Kisua, welcher die Thüre bedeckt, ist reich mit Silber gestickt. Für den schwarzen Stein sind Oeffnungen gelassen, so daß derselbe bei dem Umgange bequem berührt werden kann. Wenn das alte Kisua abgenommen wird, bleibt die Kaaba 14 Tage lang ohne alle Bekleidung, und man sagt alsdann: El Kaaba Yehrem, d. h. Kaaba hat das Pilgerkleid angezogen. Bei der Abnahme geht es wild her. Einheimische und Fremde, Alt und Jung drängen und raufen sich, um nur einige Fetzen davon zu erhaschen. Die Pilger sammeln sogar den Staub, der unter der Bekleidung an den Mauern liegt, und verkaufen ihn nach ihrer Rückkehr als ein Heiligthum.

Die dunkle Farbe der Kisua giebt der Kaaba, die ganz frei in der Mitte des ungeheuren Vierecks steht, beim ersten Anblick etwas sehr Eigenthümliches und Imposantes. Da die Bekleidung nirgends dicht anliegt, so wird sie durch das leiseste Lüftchen in wellenförmige Bewegung gesetzt. Die frommen Pilger halten dies für ein Zeichen von der Gegenwart der die Kaaba beschützenden siebzigtausend Engel, deren Fittige, wie sie sagen, diese Bewegungen hervorbringen. Wenn die Posaune des letzten Gerichts ertönt, werden sie die Kaaba in das Paradies tragen.

Unter den übrigen kleineren Gebäuden, welche die Kaaba innerhalb des großen Vierecks umgeben, ist noch dasjenige bemerkenswerth, in welchem sich der berühmte heilige Brunnen Zemzem, befindet. Es ist erst im Jahre 1694 erbaut worden und hat an der Nordseite eine Thür, welche in ein schönes, mit Marmor von verschiedenen Farben verziertes Gemach führt. An dasselbe stößt ein kleineres mit besonderm Eingang und einem Behälter, der stets voll Wasser ist. Die Pilger bestreben sich, davon zu trinken, indem sie, wenn sie nicht hineingelangen können, die Hand mit dem Becher durch eine mit Eisenstäben vergitterte Oeffnung stecken. Die Oeffnung des Brunnens ist mit einer 5 Fuß hohen und 10 Fuß im Durchmesser haltenden Mauer umgeben. Auf dieser stehen die das Wasser mit

ledernen Eimern herausschöpfenden Leute. Ein eisernes Geländer schützt sie vor dem Hineinfallen. Vom frühesten Morgen an, schon vor Tagesanbruch, bis gegen Mitternacht ist dieses Brunnengebäude stets mit Menschen angefüllt. Jedermann hat zwar die Erlaubniß, sich selbst Wasser heraufzuziehen, aber gewöhnlich wird dieses Geschäft von eigens dazu angestellten und von der Moschee bezahlten Personen verrichtet, die von den Pilgern ein kleines Geschenk dafür erwarten, obwohl sie nichts fordern dürfen. Sehr fromme Pilger legen es sich als eine Buße auf, täglich mehrere Stunden unentgeltlich Wasser zu schöpfen.

Vor dem Einfalle der Wahabis (Wechabiten) gehörte dieser heilige Brunnen dem Scherif von Mekka, und das Wasser wurde, als Gegenstand eines Monopols, zu sehr hohen Preisen verkauft. Die Türken betrachten es als ein Wunder, daß das Wasser nie abnimmt, wie viel auch davon ausgeschöpft wird. Aber in der Tiefe ist das Wasser fließend, wird also von einem unterirdischen Bach herbeigeführt. Es fühlt sich hart an und sieht zuweilen milchicht aus; aber der Geschmack ist angenehm und nicht salzig, wie bei den anderen Brunnen der Stadt. Wenn es frisch heraufkommt, ist es laulicht und gleicht in dieser Hinsicht vielem andern Quellwasser im Hedschas.*)

Der Brunnen Zemzem versorgt die ganze Stadt mit Wasser, und es giebt kaum eine Familie, die sich nicht täglich einen Krug voll holte. Es wird aber nur zum Trinken und zu den religiösen Abwaschungen gebraucht; zum Kochen oder einem andern häuslichen Gebrauch es zu verwenden, würde für gottlos gelten. Fast jedem Pilger wird, wenn er zum Abendgebet in der Moschee erscheint, ein Krug voll von den beim Brunnen angestellten Leuten hingesetzt. Die reicheren Pilger bezahlen auch wohl das Wasser für die ärmeren, damit diese nicht Mangel daran leiden. Es wird als ein untrügliches Heilmittel für alle Krankheiten angesehen, und die recht frommen Muhamedaner glauben, je mehr sie davon trinken, desto gesunder werden sie bleiben, und desto gottgefälliger wird ihr Gebet sein. Wie weit der Aberglaube in dieser Hinsicht gehen kann, mag folgendes Beispiel zeigen.

Ein Mann, der mit mir in demselben Hause wohnte und das Wechselfieber hatte, erschien jeden Abend beim Brunnen und verschlang so viel Wasser, daß er fast ohnmächtig wurde. Hierauf lag er einige Stunden ausgestreckt auf dem Pflaster bei der Kaaba und fing dann von Neuem an zu trinken. Als er endlich durch dieses tolle Verfahren sich an den Rand des Grabes gebracht sah, so behauptete er dennoch steif und fest, sein elender Zustand rühre nur davon her, daß er nicht vermögend sei, genug zu trinken.

Viele Pilger halten es nicht für hinlänglich, das Wasser blos zu trinken, sondern sie ziehen sich in der Vorhalle des Brunnengebäudes aus und lassen sich eimerweise damit begießen, indem sie glauben, daß das Herz

---

*) Hedschas heißt die Landschaft, in welcher Mekka und Medina liegen.

dadurch eben so gereinigt werde, wie der übrige Körper. Wenige Pilger verlassen Mekka, ohne etwas von diesem Wasser in kupfernen oder zinnernen Flaschen mitzunehmen, um bei ihrer Heimkehr theils Geschenke damit zu machen, theils es für Krankheitsfälle oder zur Abwaschung nach dem Tode aufzubewahren. So weiß ich, daß in Suez eine Kaffeeschale voll für einen Piaster verkauft wurde.

Bekanntlich glauben die Muhamedaner, daß der Brunnen Zemzem derselbe sei, welchen Jehova auf das Gebet der Hagar in der Wüste entspringen ließ, als ihr Sohn Ismael in Gefahr war, vor Durst zu verschmachten.*) Ich vermuthe, daß die Stadt Mekka diesem Brunnen ihre Entstehung verdankt; denn viele Meilen in der Runde giebt es kein süßes Wasser, und selbst in der benachbarten Landschaft ist dergleichen nur in geringer Menge vorhanden.

Bei dem Mambar oder der Kanzel, auf welcher die Freitagspredigt gehalten wird**), müssen die Pilger, bevor sie den Gang um die Kaaba machen, ihre Schuhe ausziehen und stehen lassen, indem es nicht wie in andern Moscheen erlaubt ist, sie in der Hand zu tragen. Einige Leute halten unterdeß Wache bei den Schuhen und erwarten dafür ein kleines Geschenk. Trotz dieser Wache und der Heiligkeit des Ortes finden sich doch öfters Spitzbuben ein, und mir wurden drei Paar Schuhe nach einander gestohlen.

Die Betenden schließen weite Kreise, oft wohl zwanzig hinter einander, um die Kaaba, als den gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Hier ist also der einzige Fleck auf dem ganzen Erdboden, wo die Muhamedaner ihre Gebete nach allen Punkten des Kompasses richten können, während sie anderwärts ihr Gesicht nur nach Einer Himmelsgegend richten dürfen, nämlich nur dahin, wo Mekka liegt. Man hegt den auf alte Ueberlieferung gegründeten frommen Glauben, daß die Moschee jede mögliche Zahl von Pilgern fassen könne, und daß selbst, wenn einmal alle Bekenner des Islam auf der Erde zu gleicher Zeit nach Mekka wallfahrten wollten, der Raum für die Betenden nicht zu klein sein werde. Die Schutzengel, heißt es, würden dann das Gebäude unsichtbarer Weise vergrößern und den Körper jedes einzelnen Pilgers verkleinern. Eine Thatsache ist, daß die Moschee, welche nach meiner Meinung etwa 35,000 Personen fassen kann, niemals halb voll ist. Ich zählte nie mehr als 10,000 selbst nach der

---

*) 1. Mos. 21, 14—19.

**) In allen Kirchen, welche erst durch Waffengewalt erobert werden mußten, besteigt der Chatib, welcher das Gebet für den Sultan zu verrichten hat, die Kanzel (türkisch Minber) mit einem hölzernen Schwert in der Hand, zum Andenken an die Gründung des Islam, den der Prophet mit dem Koran in der einen, mit dem Schwerte in der andern Hand verbreitete. Zu beiden Seiten des Minber sieht man zwei Fahnen, wovon die eine den Sieg des Islam über das Judenthum, die andere den Sieg über das Christenthum vorstellt.

Rückkehr von Arafat, wo die ganze Masse der Pilger auf einige Tage in und um die Stadt versammelt zu sein pflegt.

Nur während der Stunden des Gebetes wird die Moschee (wie alle andern im Morgenlande) als ein heiliger Ort betrachtet. Außer dieser Zeit geht es darin ziemlich weltlich her. Zu Kairo habe ich in El-Aschar, der vornehmsten Moschee, Knaben gesehen, die Pfannkuchen zum Verkauf ausriefen, Barbiere, die ihre Kunden bedienten, und eine Menge gemeiner Leute, die ihr Mittagsbrod verzehrten, während in der Stunde des Gebets kein Laut gehört wurde, als die Stimme des Imam. Auch in Mekka ist die Moschee der allgemeine Versammlungsplatz für Geschäftsleute und Müßiggänger, und unter den Säulengängen liegen zuweilen so viele Kranke, die von den Vorübergehenden Rath und Hilfe erwarten, daß man eher in einem Spital, als in einem Tempel zu sein glaubt. Knaben spielen auf dem großen Platze, und Lastträger benutzen die Moschee als Durchgangshaus, um auf dem kürzesten Wege aus einem Stadtviertel in das andere zu kommen. In dieser Hinsicht gleicht die Moschee allen anderen des Orients.

In mehreren Abtheilungen der Säulengänge wird öffentlich Schule gehalten, und kleine Kinder lernen da lesen. Hier geht es sehr geräuschvoll zu, und der Bakel des Schulmeisters ist unaufhörlich in Bewegung. An andern Stellen sieht man gelehrte Männer, welche jeden Nachmittag Vorlesungen über Religionsgegenstände halten, aber in der Regel nur wenig Zuhörer haben. Einige türkische Ulemas erklären jeden Freitag nach dem Gebet ihren um sie versammelten Landsleuten ein paar Kapitel des Korans; nach Beendigung des Vortrages küßt Jeder ihnen die Hand und wirft etwas Geld in ihre Kappe. Bei dem Thore Bab el Salem sitzen den ganzen Tag einige arabische Scheiks mit Papier und Schreibzeug, um auf Verlangen Briefe, Rechnungen, Kontrakte und ähnliche Urkunden abzufassen. Auch verkaufen sie geschriebene Zaubersprüche, Amulete und Liebesrezepte, wofür sie sich ungeheuer bezahlen lassen. Ihre besten Kunden sind die Beduinen.

Zwischen den Säulen sieht man Tag für Tag eine Menge Leinenzeug hängen, welches im Wasser des heiligen Brunnens gewaschen worden ist. Viele Pilger kaufen sich in Mekka ihr künftiges Sterbekleid, worin sie sich begraben lassen wollen, und waschen es ebenfalls im Zemzem-Wasser. Solche Sterbekleider machen einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus.

Mekka im Allgemeinen und die Moschee im Besondern wimmelt von Schaaren wilder Tauben, welche als ein unverletzliches Heiligthum des Tempels angesehen und Beitullah-Tauben genannt werden. Niemand darf eine tödten, selbst dann nicht, wenn sie in ein Privathaus kommen sollte. Auf dem Platze der Moschee sieht man eine Menge kleiner steinerner Becken, welche täglich mit frischem Wasser für sie gefüllt werden. Hier sitzen auch arabische Weiber und verkaufen Korn und Durra, womit die Pilger die Tauben füttern.

Der Dienst bei der Moschee beschäftigt eine große Anzahl Katibs,

Imams, Muftis, Muezzins, Ulemas und andere Personen geringerer Klasse. Sie werden aus den Einkünften der Moschee besoldet und erhalten einen Antheil von den Geschenken der Pilger.

Das Einkommen der Moschee ist immer noch beträchtlich genug, so sehr es auch seiner besten Zweige beraubt worden ist. Es giebt wenig Städte oder Provinzen im türkischen Reiche, wo die Kaaba nicht Grundeigenthum besäße; aber die jährlichen Einkünfte werden oft von den Statthaltern zurückbehalten oder auf dem Wege durch so viel Hände sehr verkleinert. Es gab Zeiten, wo die Kaaba allein aus Aegypten jährlich 295 Beutel*) und 48,000 Ardebs Getreide erhielt. Aus Konstantinopel kamen 14,000 Dukaten in baarem Gelde 2c. Aber schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die Einkünfte aus Aegypten durch die Mameluken-Beys mit Beschlag belegt, und jetzt hat Mehmed Ali Alles, was noch übrig blieb, an sich gerissen. Das Meiste beruht nun auf der Mildthätigkeit der frommen Pilger.

Nun, da der Leser ein Bild gewonnen hat von der Kaaba und Moschee, wird es ihm anschaulicher werden, wenn wir noch mit kurzen Umrissen die

Zeremonien des Kultus der Kaaba

zeichnen.

Ich traf am 9. September 1814 zur Mittagszeit in Mekka ein, in der vollkommenen Tracht eines arabischen Moslem. Jeder Pilger, sowie er die Stadt betritt, ist verpflichtet, auch sogleich die Kaaba zu besuchen. Es boten sich mir auch alsbald ein halbes Dutzend Metowefs (Ciceroni, Fremdenführer) zur Begleitung an, von denen ich einen wählte und mich nach der Moschee begab. Sobald man, nach dem Eintritt durch den Säulengang, die Kaaba zuerst erblickt, sagt man gewisse Gebete her und verrichtet zwei Rikats, d. h. man wirft sich viermal auf den Boden nieder und drückt dadurch der Gottheit seinen Dank dafür aus, daß man die heilige Stätte glücklich erreicht hat. Hierauf schreitet man auf einem der gepflasterten Wege der Kaaba näher, stellt sich dem schwarzen Stein gegenüber und verrichtet abermals zwei Rikats, worauf der Stein mit der rechten Hand berührt, oder, wenn das Gedränge nicht zu groß ist, geküßt wird. Nun beginnt der Pilger den Gang um die Kaaba, das Towaf genannt, aber so, daß ihm dieselbe zur Linken bleibt. Dieser Gang muß sieben Mal wiederholt werden, und zwar die ersten drei Mal mit schnellen Schritten, als Nachahmung des Propheten, welcher, um das von seinen Feinden verbreitete Gerücht, als ob er gefährlich krank sei, zu widerlegen, drei Mal schnell um die Kaaba lief. Bei jedem Umlauf müssen mit leiser Stimme gewisse Gebete verrichtet und zu Ende desselben der schwarze

*) Ein Beutel Silber = 250 Laubthaler = 500 Piaster; ein Beutel Gold = 15,000 Laubthaler = 30,000 Piaster. Alles Gold und Silber, was in den türkischen Schatz kommt, wird in ledernen Beuteln aufbewahrt.

Stein, sowie ein anderer in einer Ecke eingemauerter Stein, geküßt werden. Zuletzt tritt der Pilger nahe an die Mauer des Gebäudes, zwischen dem schwarzen Stein und der Hausthür, drückt die Brust dicht an letztere und fleht mit weitausgestreckten Armen zu Gott um Vergebung seiner Sünden. Hierauf zieht er sich gegen das benachbarte Mekam Ibrahim zurück, verrichtet hier zwei Rikats und begiebt sich dann zu dem anstoßenden Brunnen Zemzem, wo er, nach Verrichtung eines kurzen Gebets, so viel trinkt, als er will, oder ihm, bei dem Gedränge des Volks, möglich ist.

Auf diese erste Zeremonie folgt der Gang zwischen Szafa und Meroua. Dieser Gang heißt der Say. Es stehen nämlich etwa 150 Fuß südöstlich von der Moschee auf einem etwas aufsteigenden Boden drei kleine offene Schwibbogen neben einander, die oben durch einen Architrav verbunden sind, und zu welchen drei breite steinerne Stufen führen. Dies ist der Hügel Szafa. Der Pilger stellt sich auf die oberste Stufe, wendet das Gesicht nach der Moschee, erhebt die Hände gen Himmel und bittet Gott um Beistand auf dem heiligen Wege. Dieser Weg führt eine ebene Straße entlang, etwa 600 Schritt weit, deren Ende Meroua heißt. Hier befindet sich 6—8 Fuß erhöht eine Art von steinernem Altan, zu welchem man auf mehreren breiten Stufen empor steigt. Der Pilger muß den Weg von Szafa bis Meroua mit schnellen Schritten zurücklegen, und an einer gewissen Stelle, die durch vier steinerne Pfeiler der benachbarten Häuser bezeichnet ist, muß er sogar laufen. Zwei von diesen Pfeilern sind von grüner Farbe und enthalten eine Menge Inschriften, die man aber wegen der Höhe, in der sie angebracht sind, nur mit Mühe lesen kann. Auf dem ganzen Wege werden ununterbrochen mit lauter Stimme Gebete hergesagt. Kränkliche Personen dürfen reiten oder sich in einer Sänfte tragen lassen. Sobald man Meroua erreicht hat, steigt man die Stufen hinauf, verrichtet wieder bestimmte Gebete, und kehrt dann auf demselben Wege nach Szafa zurück, um den Gang nach Meroua von Neuem zu beginnen. Im Ganzen muß derselbe sieben Mal wiederholt werden, nämlich vier Mal hin und dreimal zurück, so daß mit Meroua die Zeremonie beendigt ist.

Nunmehr folgt die dritte Zeremonie, der Besuch von Omrah. Dies ist ein Ort mit einer kleinen Kapelle, anderthalb Stunden von Mekka. Indessen braucht dieser Besuch nicht gleich am ersten Tage verrichtet zu werden, was ohnehin, da die beiden ersten Zeremonien sehr abmatten, nicht wohl möglich ist. Ich ging erst am dritten Tage nach Omrah. Bevor der Pilger den Weg dahin antritt, begiebt er sich in eine Barbierstube, deren man in der Nachbarschaft von Meroua in Menge antrifft, und läßt sich hier das Haupt scheeren. Der Barbier verrichtet dabei ein vorgeschriebenes Gebet, welches der Pilger nachsagt. Die Hanefys, eine der vier rechtgläubigen Sekten der Moslems, lassen sich das erste Mal nur ein Viertel des Hauptes scheeren; die übrigen drei Viertel kommen nach der Rückkunft von Omrah an die Reihe. Auch muß alsdann das Towaf und das Say wiederholt werden. Die Wallfahrt nach Omrah ist

zwar durch das Gesetz streng anbefohlen, wird aber doch von vielen Pilgern unterlassen. Während der Sommerhitze verrichtet man sie gewöhnlich zur Nachtzeit.

Das Towaf soll der Pilger verrichten, so oft es ihm nur möglich ist. Die Meisten thun es täglich zweimal, des Abends und vor Tagesanbruch.

Die große Moschee, welche während des Ramadans durch Tausende von Lampen erleuchtet wird, ist der nächtliche Versammlungsplatz der Fremden, wo sie bis Mitternacht zusammen sitzen und plaudern. Das Ganze bot mir ein Schauspiel dar, welches — ausgenommen, daß keine Frauen zugegen waren — eher einer europäischen Nachtgesellschaft glich, als Demjenigen, was ich in Bezug auf die Heiligkeit dieses Ortes erwartet hatte.

Medina mit dem Grabmale Muhameds.

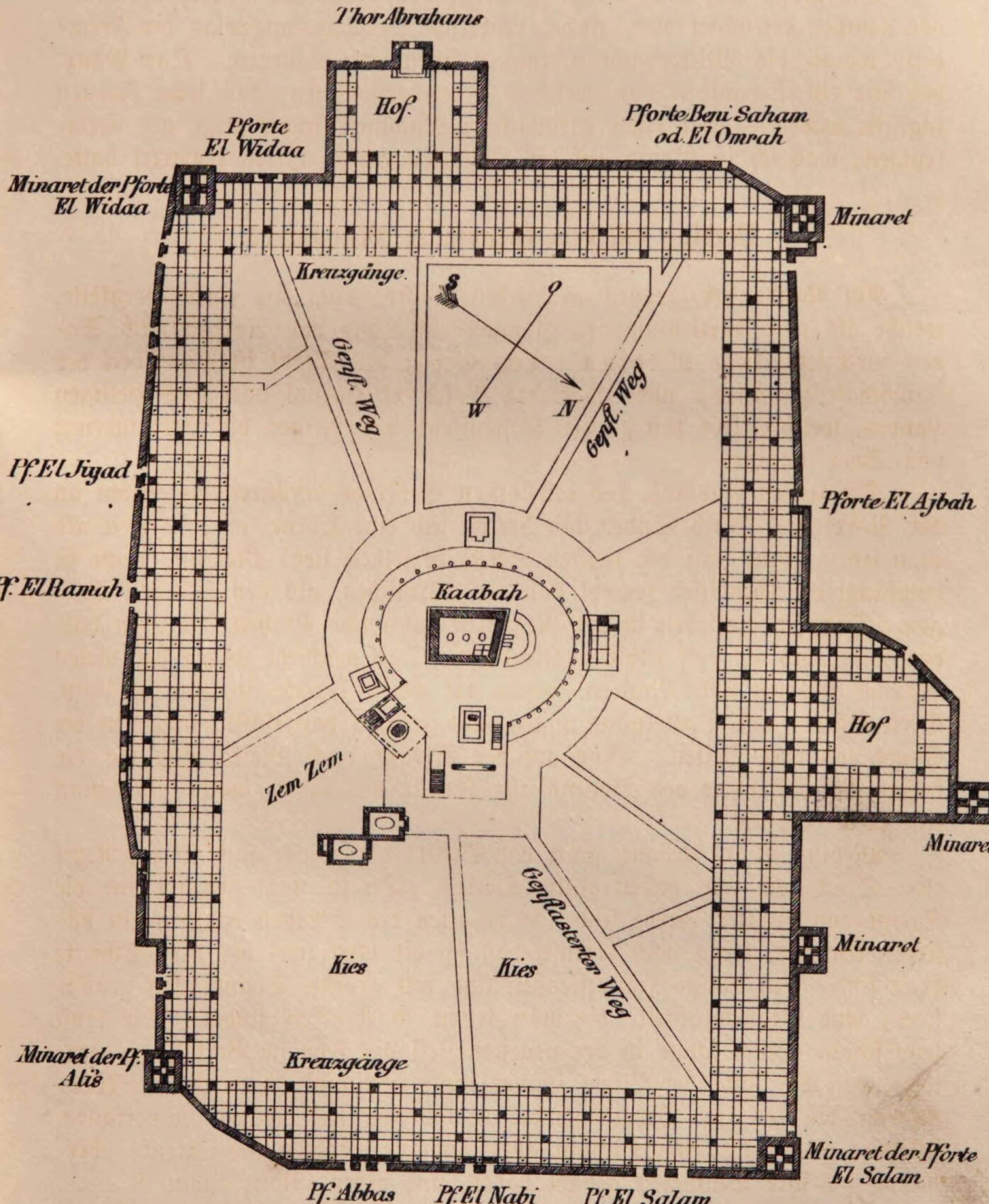
Am Rande der großen arabischen Wüste, dicht an einer Bergkette, welche als eine Fortsetzung des Libanon das Land von Norden nach Süden durchzieht, liegt Medina. Das Gebiet der Stadt ist ein Theil der Landschaft Hedschas, und zwar des Beled el Haram oder des Heiligen Landes, welches jetzt den ganzen Küstenstrich von Yemen bis zur Landenge von Suez umfaßt.

Die letzten Ausläufe des erwähnten Gebirges berühren die Stadt an der Nordseite. Nach Süden hin breitet sich eine Ebene aus, so weit als man sehen kann; auf der tiefsten Stelle derselben liegt Medina, denn sie empfängt die Gewässer sowohl von den nördlichen, als den östlichen Bergen. Dadurch entstehen in der Regenzeit zahlreiche Pfützen, die man dulden muß, bis sie von selbst austrocknen. Das geschieht wegen der vielen Bäume, Gärten und Mauern, womit die Ebene bedeckt ist, nur langsam. Diese Gärten und Dattelpflanzungen, mit Feldern dazwischen, umgeben die Stadt von drei Seiten. Blos auf der Straße nach Mekka hin, wo die felsige Beschaffenheit des Bodens alle Kultur unmöglich macht, hat man eine freie Aussicht.

Medina ist gut gebaut, ganz von Stein; die Häuser sind in der Regel zwei Stock hoch und haben glatte Dächer. Da sie nicht geweißt und die Steine von dunkler Farbe sind, so erhalten die Straßen dadurch ein düsteres Ansehen, wozu noch kommt, daß sie oft blos zwei bis drei Schritte breit sind. Nur einige Hauptstraßen sind mit großen Steinblöcken gepflastert, eine Bequemlichkeit, die man selten in Arabien findet. Die sonst sehr schöne Stadt fängt in der neuesten Zeit an, sehr in Verfall zu gerathen, weil die Zahl der Pilger immer mehr abnimmt, wodurch viele Wohnungen, die blos zum Vermiethen erbaut wurden, leer bleiben und verfallen. Medina gleicht in dieser Hinsicht allen anderen Städten des Orients überhaupt, die ihre Blüthezeit gehabt haben, und deren Glanz dahin ist.

Die vornehmste Straße von Medina ist diejenige, welche vom Kairothor (Bab el Masry) zur großen Moschee führt. Sie ist die breiteste

Plan der Moschee des Propheten, genannt Bait Allah zu Mecca (nach Ali Bey.)



und enthält die meisten Kaufläden. Auch die Straße El Belat, von der Moschee bis zum syrischen Thore (Bab el Schamy), ist nicht unansehnlich, hat aber viele verfallene Häuser und nur wenige Kaufläden. In den übrigen Straßen findet man gar keine Kaufläden, und Medina unterscheidet sich dadurch von Mekka, wo die ganze Stadt ein einziger Markt ist. Sie gleicht überhaupt mehr einer syrischen, als einer arabischen Stadt.

Das kostbarste Kleinod, welches dieser Stadt fast gleichen Rang mit Mekka giebt, und sogar Ursache ist, daß manche muhamedanische Sekten sie noch höher stellen, als diese, ist die große Moschee mit dem Grabe Muhamed's, wegen ihrer Unverletzlichkeit „die heilige" genannt, gewöhnlich aber unter dem Namen „die Moschee des Propheten," weil Muhamed ihr Erbauer war, vorkommend. An Größe steht sie der zu Mekka beträchtlich nach, denn sie hat nur 165 Schritt Länge und 130 Schritt Breite, sonst aber ist sie nach demselben Plane gebaut, wie jene. Sie bildet nämlich ein offenes Viereck, mit einem kleinen Gebäude in der Mitte, und nach allen Seiten mit bedeckten Kolonnaden umgeben, die übrigens nicht so regelmäßig angelegt sind, wie in Mekka. Die Säulen sind eben so ungleich wie dort, aber hier alle weiß angestrichen; die in der Nähe des Grabes befindlichen sind zur Hälfte mit glänzenden grünen Platten überzogen, auf denen man allerhand bunte Arabesken sieht. Diese Platten scheinen venetianische Töpferarbeit zu sein und gleichen den grünen Ofenkacheln in Deutschland und der Schweiz.

Das Dach der Säulenhallen besteht aus einer Anzahl kleiner Kuppeln, welche auf dieselbe Art, wie in Mekka, von Außen weiß angestrichen sind. Auch die innern Wände sind ringsum geweißt, ausgenommen die südliche und ein Theil der südöstlichen (dem Grabe gegenüber), die bis oben hinauf mit weißen Marmorplatten belegt sind. Auf dem Grunde derselben erblickt man, so hoch und breit die Mauer ist, eine Menge Inschriften mit großen goldenen Buchstaben, eine über der andern. Der Fußboden der Säulenhallen besteht aus grobem Pflasterwerk, an der Südseite aber aus schönen Marmorplatten, und zunächst dem Grabe aus Mosaik, die zu den schönsten gehören, welche ich im Morgenlande gesehen habe. Die südliche Mauer der Moschee hat große und hohe Fenster mit Glasscheiben (die einzigen in ganz Hedschas), worunter einige gemalt sind. Auch die anderen Mauern haben Fenster, aber ohne Glasscheiben.

Im südöstlichen Winkel der Moschee steht das berühmte Grabmal Muhamed's, und zwar so, daß zwischen ihm und der südlichen Mauer ein Raum von 25, bis zur östlichen aber von 15 Schritten bleibt. Das Grab ist, damit man nicht allzu nahe hinzutreten könne, mit einer Einfassung (El Hedschra genannt) umgeben, welche ein unregelmäßiges Viereck von etwa 20 Schritten bildet und mehrere von den Säulen der Kolonnade mit einschließt. Die Einfassung besteht aus einem eisernen, grün angestrichenen Gitter von guter Filigranarbeit. Die Zwischenräume enthalten Inschriften von gelber Bronze, die von dem Volke für Gold gehalten

wird. Alles ist aber so dicht zusammengedrängt, daß man nicht hindurchblicken kann; blos ein paar kleine Fenster, etwa sechs Zoll ins Gevierte, befinden sich auf jeder Seite des Gitters in einer Höhe von fünf Fuß über dem Boden. An der südlichen Seite, wo die Pilger stehen, wenn sie beten, sind die Fenster mit der bekannten (in Silber gefaßten) Inschrift umgeben: „Es ist kein Gott als Allah, und Muhamed ist sein Prophet.“ Die ganze Einfassung hat vier Thüren, von welchen drei beständig geschlossen sind, die vierte aber jeden Morgen und Abend geöffnet wird, damit die Eunuchen*) den Staub abwischen und die Lampen anzünden können. Aber auch andere Personen dürfen gegen ein Geschenk von 12–15 spanischen Piastern an die vornehmsten Eunuchen in das Innere hineingehen. Leute von Stande, z. B. die Paschas oder Karavanenführer, sind frei. Nur Wenige entschließen sich jedoch zu dieser Ausgabe, da man weiß, daß man im Innern selbst nichts mehr sieht, als was man schon von Außen durch die Fenster sehen kann. Rings um das eigentliche Grabmal zieht sich nämlich ein Vorhang, zwischen welchem und dem Gitter ein schmaler Raum zum Herumgehen bleibt. Es ist so hoch als das Gitter, nämlich 30 Fuß, und besteht aus reichem Seidenstoff von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken durchwebt. Ringsum läuft, wie bei dem Vorhange der Kaaba, eine goldene Inschrift, aber er wird nicht alle Jahre erneuert, sondern nur, wenn er schon alt ist, und ein neuer Sultan den Thron besteigt. Dieser schickt ihn von Konstantinopel, und die Eunuchen vertauschen ihn dann, aber blos zur Nachtzeit, gegen den alten, welcher nunmehr nach Konstantinonel geschickt wird, wo man die Gräber der Sultane oder Prinzen damit bedeckt.

Der Vorhang nun bedeckt ein viereckiges Mauerwerk von schwarzen Steinen, welches von zwei Säulen getragen wird und in seinem Innern nicht blos das Grab des Propheten, sondern auch die Gräber seiner Freunde und Nachfolger, Abu-Bekr und Omar, enthält. Diese Gräber haben die Gestalt von Katafalken und sind gleichfalls mit kostbaren Seidenstoffen bedeckt. Der Sarg Muhamed's ist mit Silber überzogen und hat oben eine Marmorplatte mit der Inschrift: Bismillahi Allahuma Sally aley. (Im Namen Gottes, schenke ihm deine Gnade.) Von dem, was man sonst in Europa erzählte, daß der Sarg des Propheten in der Luft schweben solle, weiß man an Ort und Stelle nichts.

Rings um die Gräber wurden ehemals die Schätze von Hedschas aufbewahrt, theils an seidenen Schnüren hangend, die quer über das Innere des Gebäudes gezogen waren, theils in Kisten, die auf dem Boden standen. Bei einer Belagerung Medinas durch die Wechabiten im Jahre 1800 bemächtigten sich die Hauptleute der Stadt einer Menge dieser Schätze,

*) Die Eunuchen (Neger, gewöhnlich als Hüter des Harem angestellt und von Konstantinopel nach Mekka und Medina geschickt) bilden eigentlich die Polizei der heiligen Orte, haben die Schlüssel, die Oberaufsicht und Pflege der Moscheen.

angeblich, um sie unter die Armen zu vertheilen, eigentlich aber, um sie zu behalten. Als Sehud, das Oberhaupt der Wahabis, die Stadt einnahm, drang er in das Hedschra, selbst bis in das Innere, hinter den Vorhang, und raubte Alles von Werth, was er hier fand. Einen Theil der Kostbarkeiten verkaufte er dem Scheriff von Mekka, das Uebrige nahm er mit sich fort nach seiner Hauptstadt Derayeh. Unter den geraubten Gegenständen soll sich ein aus Diamanten und Perlen zusammengesetzter Stern befunden haben, der gerade über dem Grabe Muhamed's hing.

Rings um das Grabmal hängen gläserne Lampen, welche jeden Abend angezündet werden und bis zu dem Morgen brennen. Das Ganze der Hedschra ist mit einer schönen, hohen Kuppel überdeckt, welche weit über die anderen Kuppeln der Moschee hinausragt, so daß man sie schon in weiter Entfernung von der Stadt erblicken kann. Auch verrichten die ankommenden Pilger, sobald sie ihnen zum ersten Male sichtbar wird, ein gewisses Gebet. Die Kuppel ist mit Blei bedeckt und hat oben eine Kugel von beträchtlicher Größe mit einem Halbmond darüber, beide stark vergoldet, aber wohl nicht von massivem Gold, wie die Sage geht, und wie auch die Wahabis glaubten, welche die Kuppel zu zerstören und sowohl die Kugel als den Halbmond herunter zu werfen suchten, was jedoch der festen Bauart und der Bleidecke wegen nicht gelang. Zwei Arbeiter glitten auf dem schlüpfrigen Dache aus und stürzten herab, worauf man von dem Unternehmen abließ. Die frommen Einwohner von Medina erklärten dies für ein Wunderwerk des Propheten.

Nahe beim Vorhang, aber abgesondert davon, obwohl noch innerhalb des Gitters, das sich hier etwas ausbiegt, befindet sich das Grab der Setna Fatme, der Tochter Muhamed's und Gattin Ali's. Es besteht aus einem würfelförmigen Katafalk, mit reichgesticktem schwarzen Brokat bedeckt, sonst aber ohne alle Verzierungen. Indessen ist man nicht einerlei Meinung darüber, ob die Gebeine der Fatme wirklich hier, oder auf dem allgemeinen Begräbnißplatze außerhalb der Stadt begraben liegen. Die Pilger verrichten, um ganz sicher zu gehen, ihre Andacht an beiden Orten.

An der östlichen Mauer der Moschee, fast dem Grabe Muhamed's gegenüber, zeigt man ein kleines Fenster an der Stelle, wo der Engel Gabriel mehrmals als göttlicher Bote vom Himmel herabgekommen sein soll.

Die muhamedanische Ueberlieferung sagt, wenn die letzte Posaune ertönt, wird Aysa vom Himmel herabkommen und den Bewohnern des Erdballs den großen Tag des Weltgerichts ankündigen. Hierauf wird er aber sterben und dann an der Seite Muhamed's begraben werden. Bei der Auferstehung der Todtrn werden dann Beide zusammen ihre Gräber verlassen und zum Himmel emporsteigen. Dann wird Aysa vom Allmächtigen den Befehl erhalten, die Gläubigen von den Ungläubigen abzusondern. Dieser Ueberlieferung gemäß bezeichnet man auch schon die Stelle hinter dem Vorhange, wo er begraben werden wird.

Außerhalb der Vergitterung an der Nordseite, dicht bei dem Grabe

der Fatme, steht in der Moschee eine viereckige Bank, etwa 4 Fuß hoch über dem Boden, welche El Meyda, der Tisch oder die Tafel, heißt. Hier pflegen die Eunuchen der Moschee zu sitzen und die vornehmsten Beamten der Stadt ihre Versammlungen zu halten.

Eine hölzerne Scheidewand, etwa 8 Fuß hoch und reich mit Arabesken bemalt, läuft vom Gitterwerk quer durch die Moschee, um einen 25 Fuß breiten Raum abzusondern, welcher El Rodha (der Garten) heißt, und wegen des Ausspruches Muhamed's abgesteckt ist: „Zwischen meinem Grabe und meinem Predigtstuhl liegt einer von den Gärten des Paradieses.“ Der Predigtstuhl der Moschee steht dicht an der erwähnten Scheidewand; um aber dem Namen „Garten“ einen Schein von Wahrheit zu geben, sind die Säulen innerhalb dieses Raumes 5—6 Fuß hoch mit Blumen und Arabesken bemalt. Der Fußboden der Rodha ist mit einer Menge herrlicher Teppiche, Geschenke aus Konstantinopel, belegt, die wohl das Kostbarste in der ganzen Moschee sein mögen.

Die Gebräuche, welche der Pilger beim Besuche der Moschee zu beobachten hat, sind folgende: Gleich nach seiner Ankunft in Medina muß er ein vollständiges Bad nehmen und wo möglich sich mit Wohlgerüchen salben. Sobald er die Moschee zuerst erblickt, muß er einige kurze Gebete sprechen. Der Mezowar (Fremdenführer) läßt ihn hierauf in das Hauptthor Bab el Salam eintreten und sieht genau darauf, daß der Pilger mit dem rechten Fuß die Schwelle überschreitet; ein Gebrauch, der zwar bei allen Moscheen eingeführt ist, hier aber mit besonderer Strenge beobachtet wird. Von hier begiebt er sich, fortwährend Gebete hersagend, nach dem Rodha, verrichtet abermals ein kurzes Gebet und wirft sich dann, zum Zeichen der Begrüßung, viermal auf die Erde, indem er dabei zwei kurze Kapitel des Korans, das 109. und 112., hersagt. Sodann geht er durch eine der kleinen Thüren in der Scheidewand des Rodha zu dem Gitter des Hedschra, wo er sich vor das westliche Fenster an der Südseite stellt und mit halberhobenen Armen zu Muhamed betet, wobei er zwanzig verschiedene Namen und Ehrentitel des Propheten öfters wiederholt. Er bittet um seine Fürsprache im Himmel und schließt in sein Gebet die Namen aller Freunde und Verwandten ein. Daher kommt es, daß ein Bewohner Medinas nie einen Brief erhält, worin er nicht am Schlusse gebeten würde, den Namen des Schreibers am Grabe des Propheten zu erwähnen. Daß ein Pilger, welcher im Namen eines Andern auf die Wallfahrt geschickt wird, auch den Namen des Letztern in sein Gebet einschließen muß, versteht sich von selbst. Unter den Gebeten, welche an dieser Stelle, so wie an anderen heiligen Orten der Stadt verrichtet werden, besteht das eine in folgenden Worten: „Verdirb unsere Feinde, und laß ihnen die Qualen des höllischen Feuers zu Theil werden!“

Nach Beendigung der lauten Gebete sagt der Führer dem Pilger, daß er den Kopf dicht an das Fenster legen und so einige Minuten in stiller Anbetung verweilen möge. Ist dies geschehen, so tritt der Pilger

zurück und verrichtet wieder ein Gebet mit vier Niederwerfungen unter der benachbarten, dem Gitter gegenüberstehenden Kolonnade. Dann geht es zu dem Grabe Abu-Bekr's, und endlich zu den Gräbern Omar's und Fatme's, wo dieselben Gebräuche verrichtet werden. Der Pilger kehrt nunmehr zum Rohda zurück, richtet hier noch ein Gebet an Gott selbst und verläßt die Moschee, nachdem er mit dem Ganzen höchstens 20 Minuten zugebracht hat.

An jeder Stelle, wo Gebete verrichtet werden, sitzen Leute mit Tüchern, die sie vor sich ausgebreitet haben, um die Gaben der Pilger zu empfangen. Im Rodha stehen die Eunuchen, warten, bis der Pilger seine Gebete beendigt hat, wünschen ihm dann Glück zur Vollbringung des Tempelbesuchs und empfangen gleichfalls ihren Antheil. Das Bab el Salam ist mit Armen angefüllt, die sich beim Weggehen des Pilgers dicht an ihn drängen, und zuletzt macht ihm noch der Thürsteher seine ganz gehorsamste Verbeugung.

Die Zeremonien können so oft wiederholt werden, als es jeder Pilger wünscht. Aber nur Wenige verrichten sie vollständig, ausgenommen bei der Ankunft in Medina und bei der Abreise. In der Regel geht man wenigstens Einmal zu dem Fenster bei Muhamed's Grabe und verrichtet hier ein kurzes Gebet. Auch ist es gebräuchlich, so oft man in die Moschee kommt, um daselbst zu beten, vorher das Gesicht nach dem Grabe des Propheten hinzuwenden und mit aufgehobenen Händen ihn anzurufen. Dasselbe pflegt überhaupt in allen anderen Moscheen zu geschehen, wo ein muhamedanischer Heiliger begraben liegt.

Den Wahabis ist es verboten, das Grab des Propheten zu besuchen, indem sie ihn für einen gewöhnlichen Sterblichen erklären, dessen Grab weiter keiner Auszeichnung würdig sei. Die Plünderung der Moschee durch Saud, das Oberhaupt der Wechabiten, war daher nicht blos eine Handlung der Raubsucht, sondern auch des religiösen Fanatismus. Das Grab selbst ließ er jedoch unangetastet und schonte damit theils die frommen Gefühle der anderen Muhamedaner, theils suchte er vielleicht sein eigenes Gewissen dadurch zu beruhigen, welches in Folge früherer religiöser Eindrücke doch wohl nicht ganz zu beschwichtigen sein mochte. Weder der goldene Stoff, mit dem das Grab überkleidet war, noch der reiche Vorhang wurde von ihm angegriffen. In gleicher Weise blieb auch das Grab der Fatme unberührt. Dagegen zerstörte er ohne Ausnahme alle kostbaren Denkmäler des öffentlichen Begräbnißplatzes, selbst diejenigen, welche die Gebeine berühmter Heiligen deckten, indem er der Meinung war, daß ein einfacher Stein hinlänglich sei, ihre Ruhestätte zu bezeichnen.

Da Muhamed zur Zeit seiner denkwürdigen Flucht von Mekka nach Medina (Hedschra), wodurch der Islam erst fest begründet wurde, selbst den Grund zu der Moschee gelegt hat, so betrachten sie auch die Wechabiten nächst dem Beitullah zu Mekka als die heiligste Stätte des Erdbodens, und Saud selbst besuchte mit seinen Anhängern die Moschee zu Me-

dina sehr oft. In dem 1815 mit der Pforte geschlossenen Frieden ist es ausdrücklich bedungen, daß es den Wechabiten gestattet sein soll, die Moschee des Propheten — aber nicht sein Grab — zu besuchen.

Doch ist auch selbst bei dem rechtgläubigen Moslemim die Wallfahrt nach Medina zur Moschee und zum Grabe des Propheten blos eine „verdienstliche“ Handlung, welche mit der „Pflicht“ des eigentlichen Hadsch (der Pilgerfahrt nach Mekka), die allen Gläubigen obliegt, nichts gemein hat. Sie halten sie jedoch, sowie den Besuch der Moschee zu Jerusalem und bei dem Grabe Abraham's zu Hebron, für eine der Gottheit höchst wohlgefällige Handlung und für geeignet, manche Sünden dadurch abzubüßen und sich den Schutz des Propheten wie des Patriarchen zu erwerben. Man glaubt auch, daß vierzig Gebete, in einer Moschee verrichtet, im Stande seien, vor den Qualen des höllischen Feuers nach dem Tode zu schützen.

Die Moschee zu Mekka wird täglich auch von weiblichen Pilgern besucht, welche daselbst ihre angewiesenen Plätze haben. In Medina dagegen, wie in allen muhamedanischen Ortschaften des Orients hält man es für unanständig, wenn Frauenspersonen in die Moschee kommen, obschon es ihnen nicht geradezu verboten ist. Die von fremden Orten herkommenden Frauen besuchen die Moschee zur Nachtzeit, wenn das letzte Gebet vorüber ist, und alle Männer sich entfernt haben. Im Ganzen geht es bei dem Grabe viel ordentlicher und stiller zu, als bei der Kaaba, und es scheint, als ob das Grab des Propheten einen tiefern religiösen Eindruck auf die Bewohner Medinas mache, als dies mit der Kaaba in Bezng auf die Mekkaner der Fall ist, und daß es Niemand so leicht wagt, sich der heiligen Stätte mit lasterhaften Gesinnungen, oder bloß zum Zeitvertreibe und um weltlicher Geschäfte willen zu nähern.

---

2. Das Kameel als Schiff der Wüste.*)

Wo die Natur den Menschen nur kärglich die Fülle ihrer Reichthümer erschloß, und ihm das versagte, was den Bewohnern der glücklichen Himmelsstriche die Möglichkeit eines unendlich mannigfaltigen Lebensgenusses gewährt, da bietet sie ihm gemeiniglich zum Ersatze für das Entzogene in einer oder einigen Gaben, und in der Befähigung zu dem umfassendsten Gebrauche derselben ein Ersatzmittel, welches ihm eben sein Heimathland als das Paradies der Erde erscheinen läßt. Der Bewohner der ganzen nördlichen Polarzone von Amerika, Europa und Asien, bei dem selbst die körperliche Entwickelung durch klimatische Einflüsse zurückgehalten wird, hat für hundert ihm versagte Dinge sein Rennthier erhalten, und

*) „Archiv für Natur, Kunst und Wissenschaft,“ Nr. 2. Braunschweig 1845.

in ihm allein den Quell fast aller seiner Bedürfnisse. Dem wildkühnen, freien und unabhängigen Araber, dem Sohne der weiten, pfadlosen Sandwüsten und großen öden Steppen, welche sich zwischen den kultivirten Gegenden im südwestlichen Asien und nördlichen wie mittlern Afrika hinziehen, wo unter brennender Sonne, in schwüler Luft, auf dürren Ebenen und noch dürrerem Boden kein kühler Hauch den erschöpften Wanderer erquickt, und keine Spur des geselligen Lebens vorhanden ist, und die ganze Erde rings umher wie ein ungeheures Grab erscheint: hier ist für den Araber das Kameel dasselbe, was den Polarbewohnern das Rennthier ist. Wenn das Kameel im Allgemeinen für die Völker des Orients als Lastthier von unschätzbarem Werthe ist, so hat es für den Araber im Besondern doch eine noch viel höhere Wichtigkeit, da er mit allen seinen Bedürfnissen von ihm abhängt und ihm, gleichwie der Lappe dem Rennthier, auch Nahrung und Kleidung verdankt. Die Milch des Kameels ist für ihn ein Hauptnahrungsmittel, denn sie liefert ihm Butter und Käse. Er ißt das Fleisch, besonders der jungen Thiere, das für ihn außerordentlich wohlschmeckend ist, und in Gefäßen, mit Fett bedeckt, aufbewahrt wird. Das Haar dient zur Verfertigung von Kleidungsstoffen und bildet einen wichtigen Handelsartikel bis nach Europa hin. Die Haut giebt ein gutes Leder; der hellbrennende Mist wird von den Orientalen allgemein als Feuerungsmittel benutzt und ist oft das einzige, welches sie besitzen. Ja, selbst der Urin bleibt nicht unbenutzt, da man ihn häufig zur Salmiakbereitung verwendet. Die Sklaven der Karavanen sollen denselben in Tagen großer Noth sogar als Getränk genießen.

Die Bedeutsamkeit des Kameels, des einhöckerigen oder Dromedars (Camelus Dromedarius), tritt in ihrem vollsten Lichte aber erst durch Benutzung desselben als Lastthier und den davon abhängenden Einfluß auf die Zivilisation der erwähnten großen Ländermassen hervor. Es vermittelt in diesen Wüsteneien, in denen kein anderes Hausthier würde ausdauern können, die Verbindung quer durch den Sandozean, zwischen den Kulturländern entgegengesetzter Lage, welche Verbindung ohne seine Genügsamkeit, ohne seine Fähigkeit, auf lange Zeit des Wassers zu entbehren, und ohne seinen schnellen Gang gar nicht stattfinden könnte. Ohne das Kameel würde Aegypten von Abyssinien, die Berberei von den Ländern jenseits der Sahara, Syrien und Persien, Arabien von der ganzen Welt abgeschnitten sein; die Wüsten würden unübersteigbare Hindernisse dem Verkehr zwischen diesen Ländern in den Weg legen, aller Handel hörte auf, die Menschen würden in ihrer Bildung zurückgehen, versumpfen und verkommen in thierischer Barbarei.

Alles ist aber auch im Körperbau des Kameels in höchster Zweckmäßigkeit auf die Wüste berechnet. Nicht allein hat es überhaupt wenig Getränk nöthig, sondern kann sich auch auf ein Mal für viele Tage damit versehen; denn von den vier Abtheilungen des Magens, die es mit allen wiederkäuenden Thieren gemein hat, ist die größte derselben, der Pansen,

mit zahlreichen Zellchen versehen, in welchen sich das genossene Wasser anhäuft, und woraus nach dem jedesmaligen Bedürfniß etwas in den Schlund zurücktritt. Diese körperliche Eigenthümlichkeit befähigt das Kameel, oft drei bis vier Tage ohne den Genuß des Wassers hinzubringen; dagegen aber trinkt es bei sich darbietender Gelegenheit 50, 60, ja sogar 100 Pfund. Die besten Kameele ertragen den Durst zehn bis zwölf Tage; allein viele kommen bei einer so langen Entbehrung um. Kommt eine Karavane von dreihundert Kameelen an die Quelle einer Wüste, die einen einzigen schmalen Felseneingang hat, welcher nur immer einem Thiere das Saufen gestattet, so dauert es oft drei Tage, bis alle gesättigt sind.

Nicht zufrieden mit dem erwähnten einen Mittel gegen die größte Gefahr in der Wüste, den Durst, verlieh die Natur dem Kameel noch eine andere, nicht weniger nützliche Fähigkeit. Aus einer Entfernung, in welcher der Mensch auch nicht die geringste Ahnung von dem Vorhandensein des wenigen Quellwassers hat, das hier und da in den Einöden zwischen Gestein hervordringt und sich bald im Sande verläuft, vermag das Kameel dieses zu entdecken und eilt in der Noth unaufhaltsam ihm entgegen, auf diese Weise sich und seinen Herrn rettend. Ein Beispiel davon erzählt Burckhardt aus der Nubischen Küste. „Eine kleine Karavane von fünf Kaufleuten und etwa dreißig Sklaven zog von Berber, am Meerbusen von Aden, nach Darau. Da man fürchtete, Räubern in die Hände zu fallen, welche auf dem gewöhnlichen Wege den Reisenden aufzulauern pflegten, hatte man eine mehr östliche Richtung eingeschlagen, und ein angenommener Führer brachte die Karavane glücklich bis zu einem Brunnen, von wo der selten betretene Weg sich weiter nordwärts zieht. Diese Richtung nun verfehlte er; bald wußte man nicht mehr, wo man sich befand, und nach fünftägigem Umherirren in öden Bergen war der Wasservorrath erschöpft. Noch hielt indeß die Hoffnung, beim Weiterziehen nach Westen den Nil zu erreichen, die Reisenden aufrecht; als aber zwei Tage unter dem schrecklichsten Durste vergangen waren und man noch immer keine Spuren von dem Strome sah, als sechzehn Personen vor Erschöpfung dahin starben, bemächtigte sich Verzweiflung eines Theiles der Ueberlebenden, in welcher ein Kaufmann den Entschluß faßte, mit seinen Leuten sich allein der Führung seiner Kameele zu überlassen, in der Hoffnung, diese würden, wenn sie sich ihren Weg selber wählten, Wasser entdecken. Er ließ sich, um nicht vor Mattigkeit umzusinken, auf das stärkste seiner Thiere festbinden und verschwand bald mit seinen Leuten den Blicken der Zurückbleibenden, die nie wieder etwas von ihm hörten. Letztere verfolgten die einmal eingeschlagene Richtung noch einen Tag lang und hatten die Freude, endlich ihnen wohlbekannte Berge zu erblicken, zwischen denen sie Quellen wußten. So nahe dem Ziele, empfanden sie auch den Schmerz, daß sie sammt ihren Thieren nicht mehr im Stande seien, bis zu jenen Bergen sich hinzuschleppen. Nur zwei Kameele waren noch fortzubringen, und auf diesen wurden die zwei am wenigsten erschöpften Männer abgesandt, um

zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen möchte, einen Quell zu erreichen. Der eine von ihnen fiel bald von seinem Thiere herab und vermochte, der Sprache beraubt, seinem Kameraden nur durch Zeichen verstehen zu geben, daß er ihn seinem Schicksal überlassen solle, und dieser setzte also seinen Weg allein fort. Aber auch auf ihn wirkte der Durst bald so heftig, daß es ihm dunkel um die Augen wurde und er den ihm bekannten Weg verfehlte. Nach langem Umherirren mußte er absteigen und sank, während das Thier regungslos stehen blieb, unter einen Baum, hier das Ende seiner Leiden erwartend. Doch plötzlich regte eine neue Hoffnung die letzten Kräfte in ihm auf. Das Kameel sprang nämlich wie rasend davon, und er war zu gut mit den Gewohnheiten desselben bekannt, um nicht den Schluß zu bilden, daß in der Nähe Wasser befindlich sei. Er schlich ihm deshalb eine Strecke weit nach, aber es lief viel weiter, als seine Kräfte reichten, und zum Tode ermattet sank er von Neuem um. Hier fand ihn ein vorüberziehender Beduine, goß ihm Wasser ins Gesicht und erfrischte ihn dadurch, so daß er mit dem Retter seines Lebens dem Kameele weiter nacheilen konnte, welches sie nach einer halben Stunde richtig an einer Quelle fanden, deren Wasser nun bald die noch übrigen am Leben befindlichen Glieder der Karavane zur Fortsetzung der Reise stärkte."

Was derselbe Reisende in Bezug auf den Wasserbedarf einer Karavane bemerkt, zeigt wohl am deutlichsten, wie völlig unmöglich es sein würde, ohne das Kameel die Wüste zu durchziehen. „Ein Europäer kann sich," sagt er, „kaum einen Begriff von der Menge Wasser machen, die hier nöthig ist, um den Durst des Reisenden zu stillen, der von den meist aus Mehl und Butter bestehenden Speisen im höchsten Grade erzeugt wird. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich oft des Nachmittags auf ein Mal so viel Wasser getrunken habe, daß man damit zwei gewöhnliche Weinflaschen hätte füllen können Gemeiniglich rechnet man, daß ein Schlauch von mittlerer Größe, der etwa 50 - 60 Pfund Wasser hält, auf drei Tage für einen Menschen hinreicht, und das bei aller Einschränkung, der man sich in der Wüste unterwerfen muß, wo man nie zu einer andern Zeit trinken kann, als wenn die ganze Karavane zu diesem Zweck auf einige Minuten Halt macht, ohne sich dem Rufe der Verweichlichung und der übeln Nachrede, „daß man den Wasserschlauch an den Mund gebunden habe," auszusetzen. Befinden sich in Afrika Pferde bei einer Karavane, so hat man für jedes derselben ein Kameel nöthig, um nur seinen Wasserbedarf fortzuschaffen. Auf die hier und da befindlichen Zisternen und Quellen ist nie mit Sicherheit zu rechnen, da sie oft versiegen und austrocknen, namentlich wenn der Samum, dieser Todesengel der Wüste, über die Fläche hinbraust."

In eben so auffallender Weise, wie auf langes Ertragen des Durstes, ist der Körper des Kameels auch auf langes Hungern angelegt. Es ist viefach beobachtet worden, daß der aus einer fettigen Masse bestehende Höcker in Zeiten, wo das Thier reichlich Futter empfängt, unverhältniß-

mäßig wächst, dagegen abnimmt und fast ganz verschwindet, wenn es lange ohne Nahrung ist; und somit kann man es als ausgemacht betrachten, daß zur Zeit, wo das Thier keine Nahrung zu sich nimmt, es von dem in die Säftemasse eingezogenen Fette seines Höckers lebt, und dieser die Stelle einer Vorrathskammer bei ihm vertritt. Außerdem findet aber das Kameel auch in der Wüste immer noch Nahrung, wo nur der spärlichste Pflanzenwuchs sich zeigt. Die trockenen stachlichen Kräuter, als Disteln, Nesseln, Ginster, dann Gesträuch und Baumrinde, zu deren Zerkauen seine Zähne eingerichtet sind, sucht es selbst da auf, wo es auf üppigen Wiesen sich nähren könnte. Vermöge der gespaltenen, knorpeligen Oberlippe aber ist es, so gut wie unser Schaf, im Stande, den dürftigsten Grashalm abzufressen.

Zu diesem wunderbaren Schutz gegen Hunger und Durst, den die Natur dem Kameel angedeihen ließ, kommt nun noch seine merkwürdige Schnelligkeit und Zähigkeit, mehrere Tage ununterbrochen hinter einander zu laufen. Ein Kameel der flüchtigen Race, welche die Araber Maharri oder Heiri nennen, vermag, wenn es nur geritten und nicht anderweitig belastet wird, seinen schnellen Lauf, der in einem harten heftigen Trabe besteht, nach der Aussage jener Völkerstämme 24 Stunden lang ununterbrochen fortzusetzen, ohne auszuruhen, oder Verlangen nach Futter zu zeigen. Es vermag in dieser Zeit 24 — 28 deutsche Meilen zurückzulegen und mit derselben Schnelligkeit Wochen lang fortzufahren.

Eine solche Schnelligkeit vermögen nun freilich die belasteten Kameele nicht zu entwickeln, indem sie mit einer Bürde von 6—10 Zentnern täglich im Durchschnitt nur 6 Meilen zurücklegen.

Zu dem Tragvermögen des Kameels kommt endlich noch sein geringes Bedürfniß des Schlafs, so daß es wie ein Seeschiff Tag und Nacht zu segeln vermag. Ferner die mit starker, schwieliger, aber nicht harter Haut überzogenen breiten Ballen unter den Füßen, welche, elastischen Kissen vergleichbar, den Gang in nicht zu tiefem Sande erleichtern: ferner jene sieben hornartigen Schwielen an der Brust, den Vorder- und den Hinterbeinen, die beim Niederkauern des Kameels zum Ruhen und Schlafen die meiste Last tragen, und endlich das Hochhalten des Kopfes und die Verschließbarkeit der Nasenlöcher, um sich vor dem niedrig streifenden Samum und gegen das Einathmen des vom Winde aufgejagten Wüstensandes zu bewahren.

Wie der Araber selbst an Entbehrung des Schlafes, an Ertragung unglaublicher Beschwerden, des Hungers, Durstes und der Hitze gewöhnt ist, so unterwirft er denselben Strapatzen seine Kameele, um so deren Naturanlagen noch weiter auszubilden. Wenige Tage nach der Geburt lehrt er das Thier, sich auf die Kniee niederzulassen, und zwingt es, in dieser Lage zu verweilen; dann legt er ihm eine beträchtliche Last auf, die nur fortgenommen wird, um einer schwereren Raum zu geben. Anstatt es nach Willkür fressen und saufen zu lassen, regelt und beschränkt er ihm

seine Nahrung, gewöhnt es nach und nach an lange Märsche und schmälert ihm allmählig die Menge des Futters. Es wird ferner im Laufen geübt und durch das Beispiel schneller Pferde angeregt, bis es eben so flüchtig wird als diese, und sie wohl gar noch übertrifft. Da der Araber in der Nähe der Wüste die Thore seiner Häuser, zum besseren Schutz gegen Plünderung, oft nicht über 3 Fuß hoch macht, so lehrt er seine Kameele nicht blos das Niederknieen für das Be- und Entladen, sondern auch, um auf den Knieen durch solche niedrige Thore bis zur Hausflur einzugehen. Die Sättel, welche man den Dromedaren auflegt, sind in der Mitte hohl, damit sie den Höcker umschließen können; hinten und vorn haben sie ein rundes, senkrechtes Stück Holz, wovon man das vordere mit der Hand erfaßt, um sich fest zu halten. An den Seiten hängen lange Beutel mit Lebensmitteln für Reiter und Thier; ein Schlauch mit Wasser und ein lederner Gurt, als Zügel, vollenden das Reisegeräth. Soll das Thier bestiegen werden, so liegt es auf den Knieen und wird von dem Treiber festgehalten, indem dieser ihm seinen Fuß auf die Vorderbeine setzt. Dann muß sich der Reiter plötzlich auf die Matratzen über dem Höcker schwingen und sogleich vorn und hinten festhalten; denn das Kameel, von seinem Treiber losgelassen, richtet sich plötzlich ruckweise auf; erst vorn — und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten — und man würde ohne Anhalt unfehlbar kopfüber stürzen. Es bedarf längerer Zeit, ehe ein Europäer sich an diese Art des Reitens gewöhnt; denn abgesehen davon, daß das Gefühl, das Dromedar nicht in seiner Gewalt zu haben, sondern seinem Willen folgen zu müssen, sehr unbehaglich ist, so schaukelt der Gang des Thieres den Reiter unangenehm, bewegt dessen Oberkörper unaufhörlich und wirkt auf den Neuling wie eine Seereise; ja es giebt Leute, die auf dem Kameel völlig von der Seekrankheit befallen werden. Dieses Beschwerliche des Reitens wird noch dadurch vermehrt, daß das Thier seine Beine nicht kreuzweis hebt, wie die Pferde und Esel, sondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich. Obgleich der Araber ungemeine Geschicklichkeit besitzt, durch die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen den unangenehmen Stößen dieser Thiere auszuweichen, so wackelt ihm doch fortwährend wenigstens der Kopf auf dem Halse und die Kameelreiter sehen deshalb mit ihren ernsten Gesichtern chinesischen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen sie sich der Länge nach auf das Gepäck, und oft sitzen sie stundenlang hinter dem Packsattel auf den untergeschlagenen Beinen.

Ein eigenthümliches Gemälde bietet das Leben der Kameele bei den nomadisirenden Arabern dar, welche, jedes festen Wohnsitzes entbehrend, ewig beweglich mit ihren Kameelen und Zelten die Wüste durchziehen. Hat der Araber irgendwo sein Zelt aufgeschlagen, so legen sich die Thiere, schon daran gewöhnt, vor dieser luftigen Behausung nieder; dann bindet der Führer der Heerde um die Kniee der alten Kameele einen Strick, wodurch das Aufstehen verhindert wird. Vor diesen oder zu beiden Seiten

liegen die Jungen auf dem harten Sande. Dieses dauert bis gegen Mitternacht, zu welcher Zeit die Araber wieder in Bewegung sind. Dann nimmt man den alten Kameelen die Stricke ab, legt die Netze zurück, welche bei den Stuten den Jungen das Saugen wehrten, und beginnt das Melken. Ist dieses geschehen, so legt man die Netze wieder sorgfältig an die Euter, und jedes Thier muß sich wieder an seinen Ort legen, bis zu Tages Anbruch, wo dann die alten Thiere abermals aufstehen und ihren Jungen zu saugen geben dürfen. Während so das Haupt der Familie beschäftigt ist, bricht die Frau mit den Dienern das Zelt ab, legt es zusammen, läßt die Kameele niederknieen und packt ihr einfaches Hausgeräth darauf. Auf dem Rücken eines der stärksten Kameele befestigt man einen ledernen, ungefähr 4 Fuß breiten Korb, worin die alten Männer und Frauen, die nicht mehr gehen können, nebst den kleinen Kindern ihren Platz finden, und dann zieht man weiter. Man hält sich so viel als möglich in der Nähe dieser Personen und reitet abwechselnd. Das Haupt der Familie geht gewöhnlich vor den beladenen Kameelen hat. Hat der Herr die Richtung angegeben, die man einschlagen soll, so bricht er auf seinem Kameele mit geladener Flinte auf und trabt fort, bis er einen angemessenen Ruheplatz findet. Die Frau eilt ihm mit möglichster Schnelligkeit nach. Sobald sie das bekannte Zeichen zum Ruhen bemerkt, packt sie ihr Kameel ab, breitet das Zelt aus, schafft die kleinen Steine weg, entfaltet die Schlafdecke, stellt die Schüsseln in Ordnung und hängt die Wasserschläuche auf. Gewöhnlich bricht man vor Sonnenaufgang auf, und wo möglich ist das Zelt gegen 4 Uhr Nachmittags abermals aufgeschlagen.

Das weidende Kameel in der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste hinabsinkende Sonne die ganze weite, großartig schauerliche Wildniß mit einem Veilchenschimmer übergießt, gewährt einen eben so anziehenden als malerischen Anblick; seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein Straußenhals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit ganz eigener Anmuth einzieht oder umher bewegt, sein sanfter, harmloser Blick — Alles versetzt uns bei seiner Betrachtung unwillkürlich in die frühesten Weltalter, in die Zeiten der Hirtenkönige und Patriarchen zurück, und man schaut das Längstvergangene unverändert in der Gegenwart.

---

3. Die Beduinen. *)

Der Beduine ist der Sohn der arabischen Wüste. Ihm ist noch derselbe Stempel des Charakters und der Sitte aufgeprägt, wie vor Jahr-

*) Nach Hammer-Purgstall und Burckhardt.

tausenden. Dieselbe Habsucht und Raubgier, dieselbe Tapferkeit und Freigebigkeit, dieselbe Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, derselbe Lug und Trug im Handel und Wandel, und zugleich dieselbe Biederkeit und Gastfreiheit — heute noch wie in uralten Zeiten. Der Beduine ist treu und hält selbst dem Feinde das gegebene Wort (nicht so der Osmane); er ist ein munterer Geselle und witziger Gesellschafter, phantasievoll, dichterisch, ehrenhaft und ritterlich. Die Schande wäscht er nur mit Blut ab. „Den Brand! den Brand! nur nicht die Schand'! Die Rach'! die Rach'! nur nicht die Schmach!" ist noch immer das Kriegsgeschrei des für seine und seiner Frauen Ehre kämpfenden Beduinen.

Sie lieben, bei nächtlicher Stille und im hellen Mondenscheine sich Mährchen und Geschichten zu erzählen, oder zu singen. Jünglinge und Mädchen in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom Vorsänger gesungenen Vers, indem sie ihren Gesang mit Händeklatschen und allerlei Bewegungen des Körpers begleiten. „Hemm' uns, Tod, dein Recht, bis wir uns gerächt!" so lautet der Schlachtgesang. Bei freudigem Anlasse ertönt das Lilu (Thalil) der Weiber stundenweise in die Wüste hinein, und bei Todesfällen heulen die Klageweiber das Welwele.

Der Beduine wohnt im Zelt, dessen Theile einen Hauptwörterschatz bilden für seine Rede und Dichtkunst. Seine Geräthe sind Kameelsattel Wasserschlauch und Dreifuß; seine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel (Abba), dessen weiße und braune Streifen der Haut des Zebra nachgeahmt sind; seine Waffen bestehen in Schwert und Speer, Helm und Panzer und hier und da auch in Schießgewehren; seine Speise ist süße und saure Kameelsmilch, ungesäuertes Brod, Butter, Datteln und Trüffeln der Wüste; sein Reichthum das Kameel und das edle Roß, dessen Racen fünf sind. Diese Fünf erscheint öfter in den wichtigsten Einrichtungen und ist eine heilige Zahl. Die Blutrache geht über bis in das fünfte Geschlecht. Fünf sind auch die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit: 1) Der Scheik, d. h. der Alte, Graue (was bei uns „Graf" hieß), der Vorstand des Stammes, das Haupt der innern Verwaltung; 2) der Akid, der Kriegsoberste; 3) der Kadi, der Richter; 4) der Wasti, Vormund oder Schutzherr, nicht blos von Unmündigen, sondern auch von Schwachen gegen mächtige Unterdrücker gewählt, und 5) der Dachil, d. h. Jeder, der sich in den Schutz des Andern zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet hat. Genießt ein Flüchtling in seiner Familie Salz und Brod, so ist er unverletzlich. Damit es aber dem Räuber oder Mörder unmöglich sei, durch Mitgenuß von Salz und Brod, oder durch Berührung der Kleider Dessen, der ihn gefangen hält, sich ein Recht auf Freiheit und Schutz zu erwerben, wird derselbe in einer Grube unter der Erde verborgen gehalten. Gelingt es ihm aber, einem Freien ins Gesicht zu speien, so hat er Anspruch auf dessen Schutz, der ihm sogleich die Freiheit verschafft. Der Dieb heißt Harami; so heißen auch die drei dem Beduinen verbotenen Dinge: Schwein, Aas und Blut.

Diese Enthaltung, fünfmaliges Gebet des Tages, die Fasten des Ramadan und das Opferfest sind die einzigen Religionsgebräuche des Beduinen.

Im Winter, d. h. zur Regenzeit, tragen die Beduinen über dem Hemde noch einen aus Schaffellen zusammengenähten Pelz; manche tragen diese Pelze selbst im Sommer, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß, je wärmer die Kleidung, desto weniger Beschwerde von der Sonne. Der Beduine ist gegen das Ungemach seines Winters merkwürdig abgehärtet; während Alles umher von der Kälte leidet, schläft er barfuß im offenen Zelte, wo das Feuer nicht länger als bis Mitternacht unterhalten wird. In der Mitte des Sommers schläft er in seinen Mantel gewickelt, im brennenden Sande, den Strahlen der heißesten Sonne ausgesetzt.

Keine arabische Familie kann ohne Kameele bestehen. Wer deren zehn hat, ist ein armer Mann; wer dreißig oder vierzig besitzt, ist in mittleren Umständen, und wer ihrer sechzig hat, ist reich. Einige Scheiks des Stammes der Ainise haben deren mehr als dreihundert.

Was ihre Erziehung betrifft, so ist ein junger Ainise das wahre Kind der Natur. Seine Eltern überlassen ihn seinem eignen freien Willen; sie strafen ihn selten, härten ihn aber von der Wiege an zu den Mühseligkeiten und Gefahren des Nomadenlebens ab. Man sieht da nackte Knaben, die mitten im Sommer, in der Mittagshitze, auf dem brennenden Sande spielen und rennen, bis sie ermüdet sind. Kehren sie aber zu des Vaters Zelte zurück, so werden sie gescholten, daß sie nicht ihre Uebung fortgesetzt haben. Statt den Knaben feine Sitten zu lehren, weiset ihn der Vater an, die Fremden, die sich dem Zelte nähern, zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, eine Kleinigkeit zu stehlen oder im Scherz zu verbergen; je tölpelhafter, unverschämter, quälender sie für Fremde wie für die Männer des Lagers sind, desto mehr werden sie wegen dieser Vorzeichen künftigen Unternehmungsgeistes und Muthes gepriesen. Ein arabisches Kind sagt einem Fremden nie mehr als seinen eigenen Namen und verhehlt den seiner Familie, damit es nicht wegen der Blutrache zum Opfer fallen möge, falls ein Mitglied seiner Familie einen fremden Stamm beleidigt hat.

Fremde, welche keinen Bekannten oder Freund im Lager haben, steigen bei dem ersten besten Zelte ab. Sei der Eigenthümer zu Hause oder nicht, so breitet die Frau oder Tochter sogleich einen Teppich aus und rüstet ein Frühstück oder Mittagsmahl. Wenn das Geschäft des Fremden längeren Aufenthalt erfordert, z. B. wenn er unter dem Schutze des Stammes die Wüste zu durchwandern wünscht, so fragt ihn drei Tage und vier Stunden nach seiner Ankunft der Wirth, ob er ihn länger mit seiner Gesellschaft zu beehren gedenke. Ist dies der Fall, so erwartet der Wirth von seinem Gaste, daß dieser ihm in häuslichen Geschäften, z. B. im Wasserholen, Kameelmelken und Pferdefüttern, zur Hand gehe. Sollte er sich dessen weigern, so kann er zwar noch immer bleiben, wird sich

aber die Verachtung des ganzen Stammes zuziehen. Er kann aber in ein anderes Zelt als Gast gehen, und jeden dritten oder vierten Tag den Wirth wechseln, bis sein Geschäft zu Ende ist.

Der Beduine in der Stadt ist ein ganz anderer Mann, als der in der Wüste. Dieser verachtet die Städter; er weiß, daß sie abgeschmackte Begriffe von seinem Volke haben. Damit bemüht er sich, gegen diese den Schein schweigsamen Scharfsinnes anzunehmen. Sobald er aber in die Wüste zurückkehrt, ist er wieder unbefangen und offen. Die Städtebewohner (Fellahs) müssen sich gleich den Osmanen mancher Umschreibungen bedienen, welche der Beduine vermeidet, indem er den Gedanken kurz und schlagend ausdrückt. Die Beduinen haben viel mehr Witz und Scharfsinn, als die Fellahs; ihr Kopf ist immer klar, ihr Geist durch keine Ausschweifungen geschwächt, ihr Gemüth durch Sklaverei nicht verdorben.

Daheim in seinem Zelte ist der Beduine fahrlässig und faul; seine einzige Beschäftigung ist, das Pferd zu füttern, die Kameele zu melken und manchmal mit den Falken zu jagen. Ein Miethling bewacht die Heerden. Während das Weib und die Töchter die häuslichen Geschäfte besorgen, Weizen auf der Handmühle mahlen oder im Mörser stoßen, am Webstuhle die Zeltdecken weben, oder Brod backen, Butter machen und die Mahlzeit zubereiten, sitzt der Mann gemächlich vor dem Zelte und raucht seine Pfeife. Ein ganz anderer Mensch aber ist der Beduine, wenn er in der Wüste reitet, schnell wie der Vogel fliegt, listig und gewandt, tapfer im Angriff wie in der Vertheidigung, ein unermüdlicher Reiter und ein unverbesserlicher Räuber.

---

4. Ein beduinisches Gedicht.*)

„Soleyman! Leihe mir die Feder und das weißgefärbte Blatt, daß ich meine Verse, die Sprache der Wahrheit niederschreibe. Laß mich Gottes Beistand anrufen; und er möge uns unsere Sünden gnädig verzeihen!

Laß uns ihn preisen mit Lob, so unzählig wie die aufgespeicherten Körner, wie die Bebauer der Erde, die Bedus und die Hirten!

Und möge der Prophet bei Gott uns vertreten: unsere Verbrechen werden dann Vergebung finden.

O du, der du von mir scheidest, sitzend auf dem hellfarbigen Kameel, welches auf seinem Rücken den vierseitigen Sattel trägt.

*) „Bemerkungen über die Beduinen und die Wahabis," von Johann Ludwig Burckhardt. Aus dem Englischen.

Und seinen Beutel und sein Halsleder*) und gut gemahlenes Mehl, sammt den Kaffeebohnen und dem süßduftenden Tombal**).

Ein braver Jüngling ist er, geliebt von seinen Gefährten und der Stolz seiner jungen Frau.

Die Pfade des Landes weiß er besser auszukundschaften, als der des Nachts umherziehende Katta***), und seine Augen dringen weiter als die Augen des Adlers, wenn sie auf die Beute sich richten.

Der Weg geht nach Budsche†); langsam schreitest du vorwärts, denn du kennst keine Furcht, und reiche Beute wirst du einst erlangen vom Hadsch††).

Den wandernden Räuber mußt du bekämpfen auf deinem Wege und ihn verfolgen; aber, Freund! bewache deine Kameele gut, sonst wird dich der Dieb in der öden Ebene umkommen lassen

Reise des Nachts lange Zeit nach Sonnenuntergang, und laß das in der Ferne blinkende Feuer nicht eher deinen Schritt beschleunigen, als bis du das Bellen der Hunde hörst — und die Gesänge deines Volks.

Unter den Heerden der wachsamen Hirten†††) kannst du Wadha's Bruder finden, welcher der weidenden Heerde folgt.

Sitzend auf seiner schneeweißen Stute holt er jeden Reiter ein, und die Beute, die er macht, ist unermeßlich.

Wer kann die Helden zählen und die Krieger, die er geschlagen hat, deren Herzblut auf die Erde geflossen ist?

Er faßt sie ins Auge, und bei seinem Kriegsgeschrei[1]) geht Keiner zurück, selbst der Feige kämpft für seine Beute.

Hat nicht sein eigener Verwandter die Schwere seines Armes gefühlt? Eine preiswürdigere That ist nie erzählt worden[2]).

---

*) Ein Stück Leder, auf den Hals des Kameels gelegt, damit der Reiter seine Füße darauf setze.

**) Eine Art Tabak, der aus der Argyle oder persischen Pfeife geraucht wird.

***) Schakal.

†) Ein Brunnen bei Mazerib, zwei Tagereisen südlich von Damaskus.

††) Die Araber rühmen sich, daß sie die nach Mekka ziehenden Karavanen berauben und plündern.

†††) Sobald der Hirt einen Mann zu Pferde oder zu Kameel in der Ferne erblickt, meldet er dies den Arabern im Lager durch lautes Geschrei.

1) Jeder Araber hat irgend einen Lieblingsausdruck, mit welchem er in der Schlacht seinen und seiner Freunde Muth belebt. Die Berühmten bedienen sich meist ihrer eigenen Namen, um den Feind in Schrecken zu setzen, wie z. B.: Ich bin der Bruder des Wadha.

2) Der Scheik, an den die Verse gerichtet sind, schlug einen seiner Vettern mit einem Stocke, so daß derselbe einige Zähne verlor, weil er sich feige benommen hatte in einem Kampfe, welcher der Ehre des Stammes galt. Der Scheik wurde überall gepriesen, obwohl ihn der Rechtsspruch des Kadi verurtheilen mußte.

Und wenn du jetzt dem Lager dich nahest, so werden Freudenlieder gesungen, laut wird das Jauchzen sein, und viele Thiere werden geschlachtet.

Dann kommen die Mädchen mit Zähnen so hell wie der Blitz, um die Thaten von Wadha's Bruder zu erfahren; reich sind seine Araber *).

Sein Bart glänzt vor Tugend, die Dunkelheit der Nacht verbirgt nicht eine seiner Handlungen, denn er ist frei von allem Tadel.

Ihm bring' ich meine Grüße und viele Segenswünsche dar, und in seine Hand lege ich meine Verse, die ihn loben."

*) Nämlich durch die Großmuth des Scheiks.

Sechszehnter Abschnitt.

1. Algier. — 2. Ein Besuch bei der Mutter des Bey von Tunis. (Eine Szene aus dem Leben im nördlichen Afrika.) — 3. Die Bevölkerung von Tunis. — 4. Maurische Religiosität, Gesetzgebung und Schulbildung. Tanger. Tetuan. — 5. Landschaftlicher Charakter der Wüste. — Die Dattelpalme in Fezzan. — 7. Reise durchs Tibbuland und Gegend um Aschenumma. — Eine Negerhütte in Adamava.

1. Algier.*)

Rhede von Algier, den 13. Januar 1835.

Wir haben Anker geworfen auf derselben Stelle, wo der Lord Exmouth Algier bombardirte. Der Mond scheint fast tageshell, ein milder Zephyr fächelt meine Wangen und süße Wohlgerüche dringen vom Ufer her. Es ist Alles wie mitten im Sommer, ruhig wie ein Spiegel schimmert das bläuliche Meer; links erhebt sich, noch mit Schnee bedeckt, der Atlas mit dem gezackten Mons serratus (gesägter Berg) der Alten; rechts dreht der hohe Leuchtthurm seine Feuer, und vor Dir liegt gespenstisch, von drei illuminirten Minarets matt beschienen, eine schloßweiße, dicht zusammenhängende Masse, Todten gleich, an den Bergen hingelagert. Nicht eine Stadt, nein — der in ein unermeßliches Leichentuch gehüllte Geist einer Stadt scheint diese seltsame Erscheinung zu sein. Ohne die Minarets aber, die, gleich Kandelabern am Paradebett, darüber glänzen, hätte ich es für einen ungeheuren Marmor- oder Kalkbruch angesehen.

Algier, den 16. Januar.

Um 9 Uhr des andern Morgens schifften wir aus. Von Neuem staunte ich, am Tage wie in der Nacht, beim Anblick der blendend weißen Stadt ohne Dächer, die, so eng zusammengebaut, daß wenig Straßen über 5 Fuß breit sind, eine einzige, ganz kompakte, an den Berg gelehnte Masse, ungefähr in der Form eines oben abgebrochenen Zuckerhutes, bildet. Da nun die Häuser wie ihre Plattformen alle Jahre wenigstens zwei Mal,

*) „Semilasso in Afrika." Erster Theil: Algier.

viele jeden Monat, frisch geweißt werden, so ist kaum hier und da auch nur ein Fleckchen von einer andern Farbe zu erblicken. Die Minarets, welche nicht schlank und denen in der Türkei daher ganz unähnlich sind, kann ich Dir nicht treffender schildern, als wenn ich sage, daß sie vollkommen riesenmäßigen Feilner'schen Porzellanöfen gleichen, oben sogar von einem ähnlichen Bande bunter Kacheln und dem Kranz von Schnörkeln darüber eingefaßt, als Aufsatz aber statt des Amors, Adlers oder der Vase eine Zierrath mit dem halben Monde tragen Die Aehnlichkeit ist vollständig, sowie die ganze Stadt, wenn sie aus Bisquit bestände, nicht im Geringsten anders als jetzt aussehen könnte.

Noch seltsamer für den Europäer erscheint das Innere derselben, um so mehr vielleicht gerade jetzt, wo neben dem Afrikanischen das Französische sich im kuriosesten Mischmasch eingebürgert hat, und dadurch den bizarren Effekt noch verdoppelt.

Sowie wir den Fuß ans Land gesetzt hatten, fielen hundert braune und schwarze Gestalten, alle in ursprünglich weiße Burnus*) gekleidet, die meistens in schmutzigen Lappen um sie herum hingen, wie Räuber über meine Koffer her und prügelten sich unter einander, um sie für mich in den Gasthof zu tragen. Ein Aengstlicher würde die Sachen schon für geraubt und verloren angesehen haben, und mein Pariser Maulaffe, den Alles, was er nicht in der Hauptstadt erlebt hat, aus der Fassung bringt, war auch ganz dieser Meinung. Dennoch ist eine Veruntreuung bei solchen Gelegenheiten fast beispiellos. Es dauerte übrigens eine gute Viertelstunde, bis endlich fünf oder sechs dieser dämonischen Wesen ihrer Nebenbuhler so weit Herr geworden waren, daß diese sie mit der sehr ungleich vertheilten Bürde abziehen ließen.

Als wir vom Molo**) ans Thor gelangten, entstand ein neuer Aufenthalt. Ein langer Zug von Eseln, Maulthieren und Kameelen drang langsam daraus hervor. Voran ritt auf einem arabischen Schimmel eine nicht häßliche Negerin, und allerlei wunderliches Gemengsel folgte. Wir befanden uns, nachdem wir das Thor passirt hatten, in der breitesten Straße der Stadt, rechts und links die Häuser halb in Ruinen, weil sie die Franzosen zur Verbreiterung der Straße abgerissen haben. Ueberall lagen daher Schutt und Steine umher, zwischen denen das geräuschvollste Gewühl keinen Augenblick abbrach. Die Lastträger, oft fünf bis sechs für einen Gegenstand, liefen meistens im Trabe, und wer sich nicht genug vorsah, konnte leicht umgestoßen werden, besonders von den langen Balken, die Einzelne auf dem Kopfe trugen. Trachten aller Art umringten uns: schwarze Kabylen vom Atlas in weißen Mänteln; Mauren in stattlicher bunter Kleidung; Neger in wahren Harlekinsjacken, über und über mit grell schillernden Blumen und Sternen gestickt; elegante französische Offiziere;

*) Eine Art wollener Mäntel mit einer Kapuze.
**) Damm.

Suaven*) und Spahis in französischer Uniform; Pariser Mädchen und maurische Frauen, die Letzteren dergestalt in Leinwand gehüllt, daß nur die Augen frei blieben, und sie ganz einer Leiche glichen, die eben vom Todtenbette aufgestanden ist, um sich noch einmal die Stadt zu besehen; Jüdinnen mit nakten Füßen und Sandalen, aber mit Gold behangen und ein 3 Fuß langes Tuyau, von Draht geflochten, auf dem Kopfe tragend — alles Das wimmelte, mit vielen Thieren vermischt, bunt durch einander. Jetzt standen wir vor einem eingerissenen Hause, welches man uns als das Hotel ankündigte. Ich erschrak. Ueber den Schutt mühsam kletternd drängten wir uns durch ein enges, halb demolirtes Gewölbe, traten dann seitwärts in eine niedrige Thür, und — wie durch Zauber — war die Szene verwandelt. Ein eleganter maurischer Saal, mit Arkaden rings umgeben, die auf schön gewundenen Marmorsäuleu ruhten; die Bogen zierlich mit farbigen Fayencetafeln ausgelegt, in der Mitte ein wohlgarnirtes Büffet, mit einer nach der neuesten Mode gekleideten Pariserin dahinter; eine Menge kleiner runder Tische voll dampfender Schüsseln, von lustigen Gästen umringt, und das Ganze durch den Duft einer guten französischen Küche für Hungrige sehr anziehend gemacht — beruhigte unsere Sorge, die beim Eintritt sich auf das Uebelste gefaßt gemacht hatte.

Fast alle Häuser der Mauren, die von den Europäern unangefochten geblieben, sind innerlich auf dieselbe, ebenso zweckmäßige, als gefällige Weise eingerichtet.

Zuerst findet man gewöhnlich eine kleine bedeckte Halle mit Bädern an der Seite und tritt dann in einen mit Marmor oder Fliesen gepflasterten viereckigen Hof, in dessen Mitte oft eine Fontaine sprudelt, und welchen oben ein Zeltdach deckt, das nach Belieben abgenommen werden kann. Der Orient ändert seine Sitten nicht, und der Doktor Shaw bemerkt schon, daß der Psalmist auf diese Zeltdecke anspielt, wenn er sagt: „Der Herr breitet seine Himmel aus wie einen Vorhang.“ Gar viele Stellen der Bibel zeigen übrigens deutlich, daß zu Christus', wie in früheren Zeiten die Häuser der Orientalen vollkommen den heutigen gleich waren; auch mit der römischen Bauart haben sie große Aehnlichkeit.

Doch um wieder auf den Säulenhof zurückzukommen, den man nach unserm Sprachgebrauch besser einen Saal nennen würde, so ist er stets auf allen vier Seiten von zwei Stockwerken Arkaden über einander umgeben, wodurch zwei bedeckte und geräumige Gallerien rund umher gebildet werden. Längs diesen Gallerien laufen die Zimmer hin, welche lang und schmal sind, aber durch große Nischen mehr Raum gewinnen, welche Marabuts heißen. Geflochtene Matten und Teppiche auf dem Boden und Divans an den Wänden, mit kunstreichen Schränken, auf denen Vasen und dergl. in kleinen Blenden stehen, machen fast das ganze Ameublement

---

*) Orientalisch gekleidete Infanterie, Eingeborene des Landes, im Dienste der Franzosen.

aus. Kamine und Oefen gab es, ehe die Franzosen sie einführten, sonst nirgends hier. Die Fenster und Thüren gehen sämmtlich nach der Gallerie und dem Hofe, sind aber vergittert; nach der Straße zu sind nur in der Höhe bunte kleine Fensterchen angebracht, Blumen und dergl. vorstellend, deren Farben oft ganz das Feuer des gemalten Glases in manchen gothischen Kirchen erreichen.

Gewöhnlich führt eine schmale Marmortreppe in der Ecke des Hauses von Gallerie zu Gallerie und auf die Terrasse hinauf. Diese, mit einer niedrigen Brustwehr versehen, ist der angenehmste Aufenthalt in der Abendkühle; und da Algier an einem steilen Berge aufgebaut ist, hat man fast von jedem Hause die Uebersicht über die ganze Stadt, welches an einem Sommerabend, wo auf den Dächern allgemeines Leben herrscht, den seltsamsten Anblick gewähren muß.

Durch die Gefälligkeit eines reichen bretagner Kaufmannes, mit dem etwas sonderbaren Namen Pied de Vache (Kuhfuß), war mein Quartier bereits früher bestellt worden, und ich fand mich bald recht bequem und behaglich, wenn gleich sehr eng eingerichtet, mit einem hinlänglich großen Schreibtisch und einem vortrefflichen Bett, durch dichte Moustiquaires geschützt; denn trotz des Winters giebt es bereits Moskitos, diese abscheuliche Mückenart, hier in ziemlicher Menge.

Wenn man von dem Meere kommt, ist die darauf folgende Mahlzeit auf dem Lande immer ein kleines Fest. Unter so angenehmen Auspizien war sie es mir jetzt doppelt, und ich ließ es mir trefflich schmecken. Nach Tische führte mich Herr Pied de Vache, der acht Tage in Algier vor mir voraus hatte, in der Stadt umher. Es wird eine gute Weile dauern, ehe ich mich in diesem Labyrinth von beiläufig mehrere hundert Schritte lang überwölbten Fußstegen, die man hier Straßen nennt, zurecht finden werde. Auf beiden Seiten derselben arbeiten in offenen Räumen, oft ohne Fenster und Thüren, die Muselmanen in verschiedenen Handwerken, oder bieten in stolzer Ruhe ihre Waaren feil. Einige der Handwerker sind originell anzuschauen, z. B. die Goldsticker, welche sehr langsam arbeiten, aber vortreffliche Waare liefern; die Weber, die Alles noch mit den Händen, ohne Maschine und auf die seltsamste Weise zu Stande bringen — einer von ihnen saß auf dem Dache und hielt dort unbeweglich wie eine Statue eine Spindel hoch in die Luft empor; von dieser Spindel hing ein langer Faden bis vor die Werkstatt herab, wo er abgesponnen wurde; — die Drechsler, welche mit der einen Hand vermittelst einer Art von Fiedelbogen drehen, mit der andern den Meißel halten und mit den Zehen des rechten Fußes den zu drechselnden Gegenstand handhaben oder vielmehr fußhaben u. s. w.

Mit großem Interesse sah ich die sogenannte „Christliche Moschee," die zur katholischen Kirche umgeschaffen worden ist. Ein herrlicher Tempel, gleichfalls in Form eines viereckigen Saales mit Arkaden rings umher, die im zweiten Stock von Säule zu Säule immer eine eigene kleine gewölbte

Kapelle bilden, deren Decken mit der geschmackvollsten Steinarbeit, und alle verschieden, verziert sind. Ein kunstreicher, bunter und vergoldeter Dom deckt das Ganze, kleine farbige Fenster verbreiten überall ihr magisches Dunkel, Teppiche schmücken den Boden, und fast mit Verwunderung heftet sich das Auge auf den ganz geschmacklos geschnörkelten Hochaltar mit einer hölzernen angestrichenen Maria und einem verzerrten gekreuzigten Christus, welche mitten unter arabischen Inschriften und Stellen aus dem Koran die wundervolle Einheit und Zierlichkeit des sonst untadelhaft schönen Ganzen hier nur zu stören scheinen. Man merkt übrigens an diesen Gebäuden ganz deutlich, wie vielfach die gothische Baukunst aus der arabischen entsprossen ist, und in den katholischen Klöstern, wo die Kreuzesform nicht wie bei den Kirchen durchaus erforderlich war, findet man viele Bauwerke, welche dieser Moschee fast ganz ähnlich sind.

Wir bestiegen hierauf die auf dem höchsten Gipfel der Stadt gelegene Kassauba, die ehemalige Wohnung des Dey. Diese Kaßba, wie sie gewöhnlich genannt wird, bestand, wie alle Residenzen der Sultane, Beys und Deys, aus mehreren Palästen, von einer gemeinsamen (ausgezackten) Mauer umgeben. Diese Paläste sind nun zwar noch vorhanden, aber schrecklich verheert, und von ihrer frühern Herrlichkeit sind nur noch wenige Spuren geblieben. Die Arkaden sind zugemauert, die Gärten zerstört, und da die Kaßba jetzt als Kaserne für 1300 Mann, die Offiziere ungerechnet, dient, so kann man daraus eben so gut ihre imposante Größe abmessen, als im Voraus errathen, in welchem Zustande der Unreinlichkeit und Vernachlässigung sie sich befindet. Alle die weiland vergoldeten Kiosks, die große Spiegelgallerie, die schönen Marmorfußböden sind nicht mehr; selbst die bunten Porzellantafeln, welche sich als Bänder zwischen den Stockwerken, als Thür- und Fenstereinfassungen u. s. w. so zierlich ausnehmen, sind meistens zerbrochen. Von den mannigfaltigen Bäumen ist nur noch eine riesenförmige Platane nebst einigen 20—30 Fuß hohen Orangenbäumen übrig geblieben. Ein unbedeutendes Holzkabinet von Gitterwerk, auf einer der Gallerien des innern Hofes, in der Wohnung des Dey, hat man verschont, weil es in diesem war, wo die berühmte Konsular-Ohrfeige (von den Franzosen höflich „le coup d'éventail" [Fächer-Schlag] genannt, ertheilt wurde, die bekanntlich dem Dey sein Reich kostete.*) Er hätte sich des schönen arabischen Spruches erinnern sollen: „Der erste Begleiter des Zornes ist Thorheit, der zweite — Reue."

Der arme Mann besaß übrigens seine Macht unter traurigen Bedingungen und war so sehr fortwährend von Todesfurcht geplagt, daß er in

*) Der Dey von Algier ließ seine Raubschiffe (Kaper) auf dem Mittelländischen Meere kreuzen und machte die gefangenen Europäer entweder zu Sklaven oder ließ sie ermorden. Im Jahre 1827 verlangte Frankreich für seinen vom Dey beleidigten Konsul und für andere Ungerechtigkeiten Genugthuung, die verweigert wurde, worauf die Franzosen 1828 Algier blokirten, eroberten und (im Sommer 1830) den Dey gefangen nahmen.

den letzten neun Jahren nie sein Schloß und seine Gärten zu verlassen gewagt hatte — wahrlich kein beneidenswerthes Loos. Auch in der Kassauba befindet sich eine schöne Moschee mit vorzüglich kostbaren Marmorsäulen, jedoch ebenfalls nun gänzlich verheert.

Charakteristisch ist es, daß ungeachtet der Gefahr solcher Nachbarschaft das Pulvermagazin in Form einer Rotunda mit bombenfestem Steindach mitten in der Residenz stand, wo auch eine Gewehrfabrik und die Münze sich befand, sowie in den Gärten die Pulverfabrik. Während der kurzen Belagerung soll der Dey mehrere Male sich mit brennender Lunte in den Pulverdom haben stürzen wollen, um sich mit allen seinen Schätzen vor Ankunft der Franzosen in die Luft zu sprengen.

Wir nahmen unsern Rückweg außerhalb der Stadt, den Berg hinab, auf einer schönen Chaussee, die Algier dem Herzog von Rovigo verdankt. Sie führt unter einem Gewirr von Kaktus- und Aloestauden, mit einzelnen Feigen- und Mandelbäumen, mitten durch viele Grabruinen, die ihr haben weichen müssen. Unter diesen zeichneten sich fünf kleine Gewölbe aus, welche die irdischen Ueberreste von fünf Deys enthielten, die sämmtlich an ein und demselben Tage erwählt und umgebracht wurden. Erst der sechste Dey wußte sich zu erhalten. Die ausländische Vegetation ergötzte uns ungemein, besonders fielen mir die Blüthenstengel der Aloe auf, welche sich oft bis 13 Fuß Höhe über die Pflanze erheben und später als Brennholz abgehauen werden.

Am Thore empfing uns ein Bettlerkonzert. Einige Dutzend dieser Armen von allen Hautfarben, auf die Erde hingekauert und in die Lappen ihres Burnus gehüllt, fiedelten, trommelten, bliesen und sangen in fürchterlicher Disharmonie, um auf dem Wege des Ohrenzerreißens die Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu erwecken. Dabei waren sie jedoch nicht im Mindesten zudringlich und auch für das Wenigste dankbar.

Im Gewühl der Stadt wieder angelangt, benutzten wir den Zufall, der uns in die Rue Babazun, eine Straße voller Läden, führte, — „to go shopping".*) Dies ist hier etwas Neues in jeder Art, sowohl die Waaren als die Verkäufer betreffend. Die Würde der Letzteren, ihre apathische Ruhe, ihre oft außerordentliche Schönheit, ihre vornehmen und höflichen Manieren und die scheinbare Abwesenheit alles interessirten Wesens stechen merkwürdig von den Handelsleuten anderer Länder ab. Bei einem derselben mit glänzend schwarzem Bart und den feinsten, weißesten Händen kauften wir mehrere schön in Gold gestickte Mousselintücher, Seidenzeug von Marokko, Strohkörbe mit Tuch durchflochten von Timbuktu, Rosen- und Jasmin-Essenz von Tunis, nebst einigen Dutzend Pastilles du Sérail.

Als ich meinen Beutel öffnete, um zu bezahlen, stieß mich ein vorübergehender Lastträger an und fünf bis sechs Napoleons fielen auf die Straße. Der maurische Kaufmann, ohne sich weiter zu rühren, winkte nur mit der

---

*) Unsere Leser wissen aus der Schilderung von London, was der Ausdruck bedeutet.

Hand, und ehe ich noch Zeit gefunden, mich nach den verlorenen Goldstücken zu bücken, hatten sie bereits mehrere zerlumpte Gassenjungen aufgehoben und überreichten sie mir freundlichst lächelnd. Diese Ehrlichkeit ist, wie man mich versichert, hier allgemein, und bei so viel Buden, in denen zum Theil die kostbarsten Sachen den ganzen Tag über ohne allen Schutz, so zu sagen auf der Straße liegen, freilich auch ganz unerläßlich. Dies hindert jedoch nicht, daß man im Handel mit allem Anstande derb übertheuert wird.

Den 21. Januar.

Das Klima ist doch eine liebliche Sache hier! Ich besitze keinen Kamin in meiner Stube, welche mit einer Glasthür und drei Fenstern versehen ist, die alle schlecht schließen, und dennoch habe ich es noch nie darin weder zu kühl noch zu warm gefunden. Bis jetzt regnete es nur selten, und selbst ein starkes Gewitter äußerte wenig Einfluß auf die Temperatur. Nie erlebt man hier solche Schneestürme, wie z. B. häufig in dem nicht unter viel mehr nördlicher Breite liegenden Andalusien, wo, wie mir neulich der Gouverneur erzählte, dieser einmal bei der drückendsten Hitze ausmarschirend, plötzlich von einem so furchtbaren Schneewetter überfallen wurde, daß eine Menge seiner Leute auf dem Wege blieben und in den nächsten Tagen ihre Erkältung mit dem Leben büßen mußten. Selbst Pferde erlagen diesem jählingen Frost. Hier giebt es nur Eine Plage der Witterung, den Wind der Wüste im Sommer, der jedoch selten länger als 24 Stunden anhält. Nicht sowohl die Hitze, obwohl sie bis zu mehreren dreißig Graden steigt, als die außerordentliche Trockenheit der Luft soll eine ganz eigene, dem Europäer fast unerträgliche Pein hervorbringen. Niemand verläßt seine Stube, wenn dieser Wind geht, und Viele versicherten mich, daß sie sich nackt auf die Fliesen des Bodens geworfen hätten, um sich nur einige Kühlung zu verschaffen. Den Soldaten ist es sogar anbefohlen, sich bei Annäherung dieses Windes, selbst im Dienste, mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen. Allerdings wäre es übel, wenn die besser gegen den Samum abgehärteten Beduinen einmal einen solchen Moment zum Angriff wählten.

Den 24. Januar.

Heute bin ich fast den ganzen Tag in der Stadt und Umgegend umher geritten und will noch einiges Bemerkenswerthe mittheilen. — Nur eine Straße der Stadt, die von Babazun, ist gepflastert, und zwar sehr schlecht. Die übrigen Straßen, aus Lehmboden bestehend, sind im Untertheile der Stadt häufig grundlos, und z. B. jetzt durch ein paar Regentage schon so kothig geworden, daß man, um sich Abends zu einem Diner oder in eine Gesellschaft zu begeben, nothgedrungen eine Sänfte nehmen muß, welcher Transport aber hier zu Lande nicht der angenehmste ist und selten ohne einige Beulen abgeht.

Algier hat fünf Thore. Das neue, oben auf dem Berge neben der Kaßba, welches östlich nach dem Fort l'Empereur führt, das von Babazun, durch welches man unten, dem Meere entlang, in derselben Richtung

die Ebene von Metidschia erreicht; das von Babaluet an der entgegengesetzten westlichen Seite der Stadt, wodurch man zu den ehemaligen Gärten des Dey, dem Berge Budscharia, und am Meere hin nach der Pointe (Landspitze) de Pescade gelangt; das der Marine, um nach dem Arsenal und dem Molo zu gehen; und endlich das der Fischer, wo die Schiffe debarkiren. Die ganze Stadt ist nach dem Meere zu imposant mit Batterien gespickt; von einer solchen wurde einst der französische Konsul Le Vacher, in die große Kanone geladen, nach Du Quesne's Admiralschiff abgeschossen, auf das, wie man sagt, wirklich einige blutige Stücke des Leichnams flogen. Nach den drei Landseiten umgiebt die Stadt ein breiter und tiefer Graben und eine sehr hohe gezähnte (krenelirte) Mauer mit kleinen Thürmchen, wodurch das pittoreske Aussehen dieses ehemaligen Raubnestes noch ungemein erhöht wird, um so mehr, da der Graben jetzt mit Kaktus, Aloe und Epheu in wilder Unordnung verwachsen ist. Von den Thürmen dieser Mauer wurden früher die Verbrecher auf Haken herabgestürzt, wo sie bis zu ihrem qualvollen Ende hängen blieben, oder sie wurden auf den Plattformen gespießt, allen Blicken zugänglich, als schauderhaftes Beispiel.

So reizend auch die Umgegend dem Europäer erscheint, so fehlt es ihr doch leider fast ganz an solchen großen und hohen Bäumen, wie unsere Wälder sie darbieten. Ich habe bis jetzt nur zwei dergleichen gesehen: eine wenigstens 80 Fuß hohe Platane am Thor von Babazun und eine ähnliche im Hofe der Kaßba. Beide beweisen wenigstens, daß an dem erwähnten Mangel nur die Menschen, nicht der Boden Schuld sind. Was man hauptsächlich an Bäumen vorfindet, sind Brustbeer- (jujubiers), Maulbeer-, Oel-, Mandel-, Aprikosen-, Pfirsich-, Birn-, Aepfel- und kleine Nußbäume, auch mehrere Pappelarten, Akazien, Orangen-, Zitronen- und Feigenbäume, Zypressen, Palmen, Bananen und Elsbeerbäume, und einige ausländische in Gärten, unter andern der prächtige persische wilde Fliederbaum, der die Größe einer Akazie erreicht, und dessen unserm spanischen Flieder ganz ähnliche Blüthe stark nach Vanille riecht. Blühende Sträucher und Blumen sieht man jetzt schon häufig, und im Frühjahr sollen sie eine große Pracht über die Gegend verbreiten. Darunter zeichnet sich die Agave aus, welche binnen zwei Monaten oft einen Stengel von 30 Fuß Höhe emporschießt, der 5—6000 Blumen, freilich nur von blaßgrüner Farbe, trägt. Aloe und Kaktus sind besonders für undurchdringliche und schnell wachsende Befriedigungen unschätzbar; der Boden ist aber überall dankbar, wo man nur Kultur darauf verwenden will, und dabei schmücken die Menge immergrüner Sträuche und Bäume hier den Winter wie den Sommer.

Ich nahm meine Richtung durch das Thor Babaluet nach den Gärten des Dey. Der Weg führt bei einigen Forts vorbei, die auf Felsen stehen, an denen sich zu jeder Zeit das Meer mit weißem Schaume bricht. Sein glänzend blauer Spiegel bietet von hier ein herrliches Schauspiel dar, während auf der linken Seite ein Amphitheater von Bergen, mit Villen bedeckt, ein halbrundes Thal einschließt, in dem der große Kirchhof der Juden,

mit weißen Würfeln seltsam besäet, besonders hervorsticht. Nahe dabei liegen die weitläufigen, von vielen Mauern umgebenen und durchschnittenen, mit marmornen Kiosks verzierten Gärten des Dey. Leider sind sie jetzt in ein Labyrinth mit Gemüsegärten verwandelt, und die Gebäude stehen schmutzig und verfallen. Ein einziger Orangenhain mit nett gepflasterten Mosaikwegen ist von dem alten Schmuck allein noch übrig, nebst einigen Resten jener lieblichen bedeckten Gänge von Wein, Rosen und Jasmin, welche sonst jeden der einzelnen Gärten, längs den Mauern hingeführt, umgaben. Der Jasmin wird hier fast zum Baume und größer als bei uns der Haselnußstrauch. Ein Theil des Ganzen ist zu einer Kaktusplantage für die Zucht der Kochenille*) bestimmt. Es wird viel Mühe darauf verwendet; man glaubt jedoch an keinen sonderlichen Erfolg, da man im Winter die Thierchen hier bedecken muß, was große Kosten verursacht und einen Aufwand von Leuten erfordert, der mit dem Profit schwerlich gleichen Schritt halten möchte. Mein Pferd kletterte von hier nach dem Budscharia wie eine Ziege den Felsen hinan, mit einer Ausdauer und Sicherheit, die nur die Gewohnheit geben kann. Als ich auf den wüsten Haiden oben anlangte, blühten in dieser schweigenden Wildniß Tazetten, Myrthen und große blaue Iris um mich her, und die fernen Berge selbst schimmerten so violett wie Blumen. Die Aussicht vom Blockhaus ist gewiß eine der schönsten in der Welt, wenn man einen so günstigen Tag trifft, als der heutige war. Man befindet sich in bedeutender Höhe im Mittelpunkte des bergigen Landvorsprungs, den Afrika hier bietet, und den die imposante Ebene von Metidschia vom kleinen Atlas trennt, welcher in gerader Linie von Horizont zu Horizont sich zieht. Auf dieser unermeßlichen, auf drei Seiten vom Meere umschlossenen, die höchste Abwechselung und die barockesten Küstenlinien bildenden Ausdehnung gestattet die klare Luft, Millionen Gegenstände mit der größten Genauigkeit zu sehen, und ein gutes Fernglas brachte mir selbst den Atlas nahe vors Auge, obgleich er über zwölf Stunden entfernt ist. Es scheint unnöthig, einen solchen Anblick zu beschreiben; keine Einbildungskraft ist so arm, daß sie ihn sich nicht selbst ausmalen könnte.

Den 25. Januar.

Am folgenden Tage besah ich mir die muselmanische Frömmigkeit. Zuerst besuchte ich den Mufti, einen hübschen alten Mann, der auf einem Divan lag, über dem in arabischer Sprache mit großen Buchstaben die schöne Inschrift zu lesen war: „Der Anfang aller Weisheit liegt in der Liebe zu Gott.“ Er studirte, als ich eintrat, emsig in einem medizinischen Buche, um darin ein Mittel zu finden wider die Taubheit, an der er zu leiden anfängt, legte es jedoch gleich bei Seite und empfing mich mit vieler Freundlichkeit, indem er sagte: „Er freue sich, einen Vornehmen aus fremden Landen zu sehen, der, wie er höre, nur um sich zu unterrichten reise

*) Vergl. die Skizze: „Neu-Spanien oder Mexiko,“ Bd. I., S. 426.

und die vielen Beschwerlichkeiten eines solchen mühsamen Unternehmens nicht scheue." Daß man auch zu seinem Vergnügen reisen könne, davon schien er keinen Begriff zu haben. Nach einigen ferner gewechselten Redensarten gab er mir die Erlaubniß, in die Moschee zu gehen. Ich zog meine Stiefeln aus und wanderte in Strümpfen mit dem Dolmetscher weiter. Da der Boden überall mit dichten Matten und doppelten Teppichen belegt war, welche selbst bis zur Brusthöhe um Säulen und Pfeiler sich wickelten, so hat diese Sitte nichts Unbequemes. Uebrigens frappirte mich die große Einfachheit und Abwesenheit alles Prunkes im Tempel; hier und da brannten einige einfache Lampen, das war Alles. Desto barocker erschien mir der Gottesdienst. Eine so große Ehrfurcht ich auch für alle Arten von religiösem Kultus, wenn er nur nicht in Unmenschlichkeit ausartet, fühle, so ward es mir doch fast unmöglich, das Lachen zu unterdrücken, als ich nach der größten Stille mit einem Male eine doppelte Reihe von ungefähr 60 weißgekleideten Menschen, den Mufti an der Spitze, unter einem entsetzlichen Gebrülle zweier dazu ganz besonders angestellter Schreier der Truppe, gleich Mehlsäcken auf dem Teppich gegen die Wand zu kollern und, den Kopf auf den Boden gedrückt, den übrigen Körper aber in die Höhe gerichtet, eine Weile wie todt daliegen sah. Diese seltsame Zeremonie, mit dem einzelnen Absingen verschiedener Verse des Korans abwechselnd, wurde, zur schwersten Uebung meiner Fassung, mehrmals wiederholt, ohne daß etwas Weiteres darauf folgte. In einem Hofe daneben, welcher unmittelbar an die Moschee stieß, wuschen sich die Ankommenden unter einem bedeckten Springbrunnen vor dem Gebet. Viele ließen ihre Pantoffeln vor der Thür, die meisten behielten sie aber in der Hand und legten sie erst später neben sich hin. Das Trinkgeld, welches ich beim Weggehen dem Kirchendiener anbot, verweigerte er anzunehmen, eine Delikatesse, über die *wir* schon glücklich hinweg sind.

Kurze Zeit darauf endigte der Ramadan, die lange Fastenzeit der Muhamedaner, und einige Tage lang sah man nun die gewöhnlich zerlumpten, unreinlichen Mauren und die Araber in großer Galla in den schönsten bunten Trachten in allen Straßen. Sobald sich Bekannte begegnen, umarmen sie sich und küssen sich die Schultern mit großer Herzlichkeit; die niederen Stände führen allerlei Tänze auf, und junge Leute fahren vor den Thoren in einer Art Stuhlwagen die allerliebsten kleinen, geputzten Mohrenknaben spazieren, von denen es dann an diesen Orten wimmelt; dies schien mir eine rührende, liebliche Sitte, und für die Kinder gab es einen großen Jubel.

2. Ein Besuch bei der Mutter des Bey von Tunis. *)

(Eine Szene aus dem Leben im nördlichen Afrika.)

Wir waren seit drei Monaten in Tunis und bewohnten das Stadtpalais des regierenden Bey Achmet Pascha, einen wahren Feenpalast aus „Tausend und einer Nacht." Mauern von Marmor stützen die bemalten und vergoldeten Deckengewölbe, auf die von oben ein gedämpftes, geheimnißvolles Licht herabfällt. Von den Terrassen dieses maurischen Schlosses übersieht man die ganze Stadt: „Tunis die weiße, die Stätte des Friedens und der Glückseligkeit," wie sie von den arabischen Dichtern genannt und gefeiert wird. Die hohen Minarets auf ihren Moscheen, die weißen Dome, die alte Kaßba, der schöne See, worin, gleich einer schönen maurischen Prinzessin, die Stadt sich wohlgefällig bespiegelt — als sich dies Alles so mit Einem Blick mir darstellte, da ward ich hingerissen von Bewunderung und Entzücken. Fortan stieg ich jeden Abend auf die Terrassen, blieb hier in stille Betrachtung versunken, bis die Sonne sich neigte, der Ruf der Muezzin erscholl, welche die Gläubigen zum Gebete ermahnten, und bis von fern her die Gesänge der Neger zu mir herüberdrangen, die in der Abendkühle von der Last und Hitze des Tages in fröhlichen Tänzen und Liedern sich erholten.

Alle Freitage erschien ein Gesandter von der Mutter des Bey, um meine Mutter zu begrüßen und der Hochachtung seiner Gebieterin zu versichern; am Schlusse seiner Komplimente verfehlte er nie, den lebhaften Wunsch auszusprechen, welchen die Fürstin habe, meine Mutter persönlich kennen zu lernen. So beschlossen wir denn, am dritten Tage des Beiram **) unsern Besuch zu machen. Ich sage „wir," denn Mama hatte auf unser inständiges Bitten die Erlaubniß ertheilt, daß ich mit meinem Bruder, einem Knaben von sieben Jahren, den der Bey kurz vorher zum Kapitän ernannt hatte, sie begleiten durfte. Unser Wagen, von vier Mauleseln gezogen, die von zwei reich geschmückten maurischen Postillons geführt wurden, und von einer Abtheilung Janitscharen in Gallauniform geleitet (eine große Aufmerksamkeit von Seiten des Bey), brachte uns sehr rasch auf das Gefilde der Manubah. Nachdem wir die weiten Friedhöfe, die mit ihren Wohnungen der dahingeschiedenen Geschlechter die Wohnungen der Lebenden einschließen, verlassen hatten, zogen wir noch eine gute Strecke an ihren Mauern hin, dann wandte sich der Weg rechts, und unser Wagen

---

*) Mlle. Branche Lavellaine de Maubeuge („Journ. des Dem." 1845). Vom Herausgeber.

**) Ein großes Fest der Moslemim, das gleich nach dem Fastenmonat Ramadan fällt und mit vieler Pracht gefeiert wird. Der Sultan zieht in glänzendem Aufzuge in die Moschee, nachdem er die Glückwünsche der Staatsbeamten empfangen hat, die an diesem Tage bei ihm speisen und von ihm beschenkt werden. Das Volk belustigt sich durch Schmausen und Besuche u. s. f.

fuhr unter dem hohen Bogen einer Wasserleitung hin, deren kühner Bau einen malerischen Anblick gewährt, und die aus weiter Ferne das vereinigte Wasser zweier Quellen in die Hauptstadt führt. Die Ebene, durch welche wir fuhren, war von der Sonnenhitze ausgedörrt und geborsten; hier und dort erhob sich ein schlanker Palmenbaum, dessen saftig grüne Blätter im Sonnenstrahl glitzerten. Wir kamen auch an einigen Kameelheerden vorüber; die Beduinen, welche sie anführten, waren in lange Burnusse von Wollstoff gehüllt, mit Kapuzen, die durch eine Schnur aus Kameelhaar, drei- bis viermal um den Kopf geschlungen, an der Stirn befestigt waren und ihnen das Aussehen jener alten numidischen Könige gaben, wie wir sie auf einigen Münzen in den Antikenkabineten zu Paris gesehen hatten; andere, mit ihrem langen, ehrwürdigen Barte, erinnerten uns an die Patriarchen, von welchen uns die heiligen Geschichten des Alten Testaments erzählen. Dann begegneten wir auch einigen schön herausgeputzten Reitern, die, während sie mit ihren Pferden die kühnsten Schwenkungen machten, im vollen Galopp aus ihren langen Karabinern nach einem Ziele schossen. Bald langten wir, Dank dem trefflichen Trott unserer Maulthiere, unter den schattigen Baumgängen der Manubah an. Vor uns erhob sich ein ausnehmend großes Gebäude, es war der Bardo, die Hauptresidenz des Beys. Als wir näher kamen, bemerkten wir, daß dieser Bardo nicht ein Palast, sondern die Vereinigung vieler Paläste war, die von einem breiten, mit Festungswerken versehenen Graben umgeben wurden. Arabische Soldaten in europäischer Uniform, welche viel Aehnlichkeit mit der des französischen Militärs hatte, bewachten den Eingang; als wir die Zugbrücke überschritten, ward von den Tambours der Feldmarsch geschlagen, und ein Reiter sprengte voraus, um die Prinzessin von unserer Ankunft zu unterrichten. Nun aber mußten unsere Janitscharen dem Wagen einen Weg bahnen durch eine dichte Menschenmasse von Mauren, Beduinen und Juden, die vor dem Palaste ihren Bazar aufgeschlagen hatten und mit ihren Buden den ohnedies nicht geräumigen Zugang verstopften. Als wir an den Eingang des Harems gelangten, stiegen wir aus und ließen unsere Dienerschaft zurück. Sidi Mustapha, der Hüter der Frauen, ein alter Neger, dem sein einziges Auge das Ansehen eines Zyklopen gab, empfing uns und zeigte uns den Weg, indem er voranschritt. Er ließ uns mehrere große Patios*) durchschreiten, die mit weißem Marmor gepflastert waren und durch Wasserbehälter und plätschernde Springbrunnen eine angenehme Kühle erhielten.

Ehe wir zu dem Empfangsaale gelangten, mußten wir drei Thüren passiren, die von einander in einen Zwischenraum von 2—3 Fuß getrennt waren; sie lagen nicht in Einer Linie, die eine von der andern, sondern in schräger Richtung. Jede war sorgfältig verschlossen und von Negern bewacht, die an ihrem Gürtel ein wahres Arsenal von Dolchen und Pi-

*) Die innern Höfe der maurischen Paläste und Häuser.

stolen zur Schau trugen. Endlich erreichten wir den Saal. Auf einem Divan sitzend oder vielmehr niedergekauert, erhob sich die alte Prinzessin, als Mama eintrat, ging ihr entgegen, küßte sie auf beide Wangen und machte ihr italienisch ein Empfangskompliment. Während Mama in derselben Sprache hierauf antwortete und der jungen Frau des Bey vorgestellt wurde, der Prinzessin Mabruka*), bewunderten meine überraschten und geblendeten Augen die Schönheit des Saales; die feinsten Arabesken, welche von einer Feenhand ausgeschnitten zu sein schienen, überzogen Decke und Wände und schienen sich in der Spitze des domartig gerundeten und emporsteigenden Deckengewölbes zu vereinigen. Der Fußboden von Marmor war mit den reichsten persischen Teppichen belegt. Anstatt der Möbeln aber zog sich blos ein breiter niedriger Divan um den ganzen Umfang des Zimmers; das prächtige Hellroth des seidenen Damastes bildete einen reizenden Gegensatz mit dem Tiefblau der Sammetkissen. Die Araber verstehen sich meisterhaft auf die Kunst der Farbenmischung, und meist gelangen sie gerade durch die schroffsten Gegensätze zur besten Harmonie. Nimmt man nun noch hinzu das gedämpfte Halblicht, das durch die vergitterten Fenster und Jalousieladen eindrang und über das Ganze ein magisches Helldunkel verbreitete, so kann man sich vorstellen, wie die Wirkung der strahlenden Farben im Innern noch erhöht werden mußte.

Auf dem Divan nahmen nun Platz die Mutter des Bey, dessen Frau und Schwestern und Mama. Die andern Frauen des Gefolges blieben stehen, mein Bruder und ich gleichfalls. Wir wurden von ihnen mit vieler Neugierde, aber zugleich mit vielem Anstande untersucht; mein Bruder machte in ihren Armen die Runde und ward mit Liebkosungen und Höflichkeiten überhäuft. Es waren fast lauter Georgierinnen und Zirkassierinnen, blühend in frischester Jugend und Schönheit und von der liebenswürdigsten Heiterkeit und Gutmüthigkeit beseelt. Ohne Aufhören lachten und schäkerten sie und schienen sich durchaus glücklich zu fühlen.

Die Mutter des Bey trug eine seidene Juba, halb weiß und blau, um Hals und Brust ausgeschweift und hier mit reicher Silberstickerei geziert; ihre Arme waren kaum verschleiert durch eine feine Sorte durchsichtiger Silberspitzen, welche die weiten Aermel bildeten. Die Juba endigte oberhalb der Kniee und ließ die anliegenden Beinkleider von violetter Seide sehen, die bis auf die Knöchel hinabreichten und hier wiederum mit einem starken Silberbesatz endigten. Ein kleines hellblaues seidenes Tuch, das kunstvoll um den Kopf sich schlang und mit langen von Diamanten besetzten Nadeln festgeheftet war, ließ die zusammengeflochtenen Haare vom schönsten Schwarz durchscheinen, von welchen einzelne Flechten unter einem langen weißen, mit Silbersternchen besetzten Schleier bis auf die nackten Füße herabfielen. Die Füße waren von besonderer Kleinheit; ihre Hände,

*) Deutsch: Glückseligkeit, Freude.

mit kostbaren Brillantringen überladen, waren in der That königliche Hände. Ihrer 50 Jahre ungeachtet, konnte man die Prinzessin noch immer schön nennen. Ihre edeln Gesichtszüge verkündeten den edeln Geist, der noch immer in ihr lebte und nichts von seiner Kraft verloren zu haben schien. Aus den glänzenden großen Augen (der Sitte gemäß mit einer Lage von Koolh*) bedeckt) sprach gleicherweise ein heller Verstand und große Herzensgüte. Ihre Tugenden haben ihr einen bedeutenden Einfluß auf das Herz ihres Sohnes verschafft, welcher nichts Wichtiges unternimmt ohne Rath und Zustimmung der Mutter. Sie that, so gut es in der italienischen Sprache gehen wollte, viele Fragen über unsere Sitten und Gebräuche, über unsere Königin und die ganze königliche Familie, und interessirte sich lebhaft für Alles, was Mama ihr mittheilte.

Die Prinzessin Mabruka war auf dieselbe Art wie ihre Schwiegermutter gekleidet, nur in etwas verschiedenen Farben und mit breiteren Stickereien. Ihre Juba war viel tiefer ausgeschnitten und ließ die ganze Brust sichtbar werden; die Diamanten, womit ihr Kopf, ihre Arme, Hände, Füße und der Hals wie besäet waren, mochten die allerkostbarsten sein.

Wenn auch nicht ganz so prachtvoll, waren doch die übrigen Prinzessinnen, Schwestern seiner Hoheit, in ganz ähnlicher Weise angezogen und geschmückt.

Man schwatzte lange Zeit zusammen in Erwartung des Diners, das in einer langen Gallerie angerichtet wurde, die, obwohl überall durch dichte Vorhänge geschützt, doch eine reine frische Luft gewann, welche nach Belieben den Rollvorhang aufhob, um mit ihrer Frische und ihren Wohlgerüchen, die sie von den Wasserbecken und Blumenbeeten des Gartens mitgenommen hatte, die Gäste zu erquicken. Von dieser Gallerie aus hatte man den reizendsten Anblick auf die Orangenhaine und Tuberosenreihen, auf die Rosenhecken und Springbrunnen des zierlich angelegten Gartens.

Das Tischgeräth war auf europäische Art, wie man denn überhaupt das Bestreben wahrnahm, unsere Gebräuche nachzuahmen. Jedoch behielten die Gerichte ihre nationale Form und darum ihren eigenthümlichen Wohlgeschmack. Ein ganzer Hammel, gebraten und mit Pistazien gespickt, kam mir ausnehmend lecker vor. Als aber das „Schischuka“ an die Reihe kam, machte die arme Mama, ihrer großen Höflichkeit ungeachtet, eine furchtbare Grimasse, die ihr der lange Pfeffer, die Blätter der Minze, der Zitronensaft und das reichliche Muskatgewürz abnöthigten. Das Gericht ist hier sehr beliebt und besteht nebst den angegebenen Bestandtheilen noch aus Goldäpfeln, in Oel gesotten. Als ich einen Mund voll davon verschluckt hatte, stand mein Gaumen in Feuer, und ich beeilte mich, ein Glas

*) Koolh = schwarze Farbe, womit die arabischen Frauen ihre Augenwimpern bedecken mit Hilfe einer silberuen Nadel. Die schwarze Einfassung verleiht dem Blicke eine große Sanftmuth und etwas Schmachtendes.

Wasser nachzutrinken. Der „Kußkussu" *) fand meinen Beifall, nicht minder die Phtaïrs, Butterschnitte mit Honig bestrichen und die Ratlokum, Sultanin-Bonbons, die nur von den Datteln des Dscherid, wenn sie mit Pistazienmandeln durchzogen werden, an Wohlgeschmack erreicht werden können.

Wir blieben sehr lange bei Tische. Während des Essens sangen junge arabische Mädchen ihre Lieder, die sie mit ihrer klagenden Daarbuka **) und ihren baskischen Trommeln begleiteten. Es waren sanfte, liebliche Melodien, die aber sehr langsam und eintönig vorgetragen wurden, denn die Araber kennen das nicht, was wir Harmonie nennen (mehrstimmige Akkorde). Dessenungeachtet ist diese einfache Musik nicht unschön; ich habe seitdem öfter ihre Kriegslieder und Nationalgesänge auf unsern europäischen Instrumenten vortragen hören, und fand dann, welch einen tiefen musikalischen Gehalt sie in sich bargen. Zu den Sängerinnen gesellten sich die Tänzerinnen; ihre Stellungen waren zierlich, ihre Schritte aber sehr langsam.

Als wir von Tisch aufstanden, begoß man unsere Hände mit einer wohlriechenden Rosenessenz, über den Kopf und übrigen Körper ward Jasminwasser gesprengt, und auf schönen silbernen, kunstvoll ziselirten Glühpfannen wurden verschiedene aromatische Kräuter und Hölzer angezündet. Durch die Gallerie gelangten wir in einen etwas kleinern Saal, wo man Kaffee servirte, wie hier zu Lande überall, ohne Sahne und Zucker und in sehr kleinen Tassen. Als der Kaffee eingenommen war, verabschiedeten wir uns, indem wir den Prinzessinnen versprechen mußten, bald wieder zu kommen. In dem Augenblicke, wo wir die Schwelle des Harems überschritten, erschien der Saaptaf oder Minister des Bey, um uns im Namen Seiner Hoheit für den Besuch zu danken, den wir seiner Mutter gemacht hatten, und Mama ergebenst zu bitten, daß sie ein für sie und mich bestimmtes Kästchen von Perlmutterschalen, worin mehrere arabische Schmucksachen, mit Diamanten besetzt, sich befanden, gütig annehmen wolle. Wir ließen Seine Hoheit unses lebhaftesten Dankes versichern, grüßten den Saaptaf und bestiegen den Wagen der wiederum von den Janitscharen eskortirt ward.

---

*) Eine Art von gedämpftem Kompot aus feinem Mehl, harten Eiern, Hühnern, Lammfleisch und stark gewürzt.

**) Ein Krug aus Steingut von sehr gefälliger Form, auswendig mit Arabesken verziert und inwendig glasirt; der Boden dieses Kruges ist von Pergament, worauf man mit den Fingern streicht und schlägt.

3. Die Bevölkerung von Tunis. *)

Die hiesigen Moslemim **) werden immer nachlässiger in der Befolgung ihrer alten Gebräuche. Ungeachtet ihrer häufigen Abwaschungen sind sie schmuziger als die Juden; Wein und Branntwein trinken sie größtentheils, wo sie desselben nur habhaft werden können; für das Tagesfasten während des Beiram entschädigen sie sich durch nächtliche Schwelgereien, und nach Mekka wallfahrten nur noch die Wenigsten. Der Fanatismus gegen die Christen hallt von allen ihnen gegebenen Vorschriften noch am besten wieder, und man ist immer noch fest überzeugt, den Himmel zu gewinnen, wenn man einen Ungläubigen von der Erde vertilgt. Kein Christ darf hier, selbst wenn er einen Ferman des Großsultans dazu hätte, eine Moschee betreten; würde er, etwa in arabischer Verkleidung, darüber ertappt, so müßte er es mit dem Leben büßen, oder sein Leben durch Abschwören seines Glaubens retten.

Wenn nun auch dieselbe Religion der ganzen hiesigen muhamedanischen Bevölkerung eine Hauptfarbe giebt, so befinden sich doch bedeutende Nuancen darunter; denn 50,000 Juden und viele Christen abgerechnet, sind eine Menge gemischter Racen hier vereinigt, deren Gewohnheiten, Charakter und selbst äußeres Ansehen bedeutend von einander abweichen. Türken aus Morea und Konstantinopel, altspanische Mauren, Neger aus dem Innern von Afrika, Beduinen von den Grenzen des Atlas u. s. w. mischen sich in ein großes Ganze, von dem Jeder seinen Vortheil sucht, ohne je für die Gesellschaft und allgemeine Fortbildung mitzuwirken.

Die Berbern, zu denen die Kabylen und Hajuten gehören, können als die Urbewohner angesehen werden. Sie bilden ohne Zweifel ein Gemengsel von Karthagern, Römern, Numidiern und Sarazenen und mögen von allen ihren Vorfahren etwas beibehalten haben. Diese Leute finden sich in verschiedenen Stämmen (Tribus) über die ganze Berberei, von Marokko bis zum Golf von Sydra vertheilt. Sie sind in der Regel von hoher Statur, mager, muskulös und von entschlossenem Charakter, mit durchdringenden Augen und fast immer schönen Zähnen, die mit ihren römischen Zügen und schwarz gebrannten Gesichtern schön kontrastiren. Sie wohnen meist in den Bergen, entweder in elenden Hütten von Erde und Steinen, oder in schwarzen Zelten, von Ziegenhaar gewebt. Höchst genügsam und mäßig, fast nur von Brod, Milch und Datteln lebend, erreichen sie ein hohes Alter. Die Jagd, etwas Ackerbau und Viehzucht sind ihre einzige Beschäftigung; treu und gastfrei für Freunde, sind sie wild und grausam gegen Feinde, Fremden abgeneigt und eifersüchtig auf ihre rohe Unabhängigkeit.

Zahlreicher sind die Beduinen, welche die Hauptbevölkerung des

*) „Semilasso in Afrika ꝛc.," 3. Theil.

**) Moslemim (woraus wir „Muselman" gemacht) heißt „Gläubige."

Landes ausmachen. Diese scheinen noch ganz die nämlichen bis auf den heutigen Tag, die sie zur Zeit Mosis und der Propheten gewesen sind. Ihre Tracht, mit dem einfachen faltenreichen Mantel, der zugleich den Kopf bedeckt, nebst den nackten Füßen mit Holzschuhen oder Sandalen, erinnert ebenfalls mehr an das Alte Testament, als an die gegenwärtige Zeit. Die Beduinen sind von sanfterer Natur, als die wilden Berbern, ihr Teint ist olivenfarben, der Ausdruck ihrer Augen mild und voll Leben. Sie sind ebenfalls sehr mäßig, von großer Ausdauer, gute Reiter, tapfer im Kriege und gewandt in Führung ihrer Waffen. Von Ort zu Ort wandernd und ihre Zelte überall aufschlagend, wo der Boden, den sie nur oberflächlich bearbeiten, ihnen eine ergiebige Nahrung verspricht, haben sie nirgends eine bleibende Stätte; ihre Weiber beschäftigen sich mit Zucht der Bienen und des Seidenwurms, verfertigen die Zeuge für die Kleidung ihrer Männer und die Zelte, in denen sie wohnen. Ihre Gastfreiheit ist sprichwörtlich geworden, und ihre Sitten sind noch eben so einfach, als in der ältesten Periode. Gesellig, Freunde wunderbarer Erzählungen und der Poesie, dem Luxus fremd und leicht in Enthusiasmus versetzt, sollte man glauben, daß kein Volk mehr als sie zur Zivilisation geneigt sei. Vielleicht steht sie ihnen noch bevor, und in Spanien hatten bereits ihre Brüder sie schon in einem Grade zu erlangen gewußt, den damals keine andere Nation Europas erreichte.

Ein dritter bedeutender Theil der Bevölkerung besteht aus Negern, welche, obgleich Muhamedaner und alle religiösen Vorrechte derselben genießend, doch nur Sklaven sind. Der Sklavenhandel mit dem Innern Afrikas ist sehr bedeutend, doch werden die Schwarzen vielleicht hier besser als irgendwo behandelt. Auch scheinen diese Menschen heiter und glücklich, obgleich zuweilen von einem schwermüthigen Heimweh ergriffen. Alle Eunuchen*) des Bey, welche oft einen großen Einfluß erlangen, sind Neger. Früher wurden die Sklaven völlig nackt wie das Vieh auf dem dazu bestimmten Markte verkauft; jetzt wird die Untersuchung von den Käufern in einem abgesonderten Raume vorgenommen, zu welchem keinem Christen der Zugang gestattet ist. Bekanntlich ist es diesen überhaupt nicht gestattet, Sklaven zu kaufen.

Die hier anwesenden Türken zeichnen sich besonders durch Geldgier und vielfachen Aberglauben aus. Die erste betreffend, ist es ein altes Sprichwort: „Gieb dem Türken Geld mit der einen Hand, so erlaubt er dir, mit der andern ihm das Auge auszustoßen.“ Hinsichtlich des zweiten Punktes glauben sie nicht nur an Hexen und Zauberer, Vampyrs, unglückliche Zahlen und Thiere, übles Auge u. a. m., sondern haben sogar das hebräische Opferprinzip beibehalten. Wenn sie den Grundstein zu einem Gebäude legen, schlachten sie gern ein Lamm, dessen Blut sie auf einen Stein träufeln lassen; lassen sie ein Schiff vom Stapel laufen, so wird

*) Wächter des Harem.

das Fleisch des getödteten Thieres in das Wasser geworfen. Aber sie gehen, wie man behauptet, noch weiter und begnügen sich nicht allein mit Lämmern, Ziegen und Hühnern. Ein reicher Türke, der mehrere Raubschiffe ausgerüstet hatte, opferte zu verschiedenen Zeiten, wo er große Geldsummen vergrub, nach einander drei Neger. Dies geschah in der abergläubischen Ueberzeugung, daß die Seelen der Getödteten dadurch gezwungen würden, den Schatz zu bewachen, den ihr Blut getränkt.

Da man aunimmt, daß sich 700,000 Juden in sämmtlichen Staaten der Berberei befinden, so möge auch über sie hier Einiges bemerkt werden. Als eine grausame Politik an 200,000 Menschen dieses Glaubens aus Spanien und Portugal vertrieb, suchten sie eine Zuflucht bei den Barbaren. Sie fanden in Fez, Algier, Tunis und Tripolis eine große Anzahl ihrer Brüder, ursprünglich aus Judäa und Aegypten hier eingewandert. Man erzählt viel von der harten und grausamen Behandlung, welche die Juden von den Muselmanen erlitten, doch ist das oft übertrieben. Daß sie noch immer mit Verachtung und Hochmuth behandelt werden, ist gewiß, wiewohl auch dies täglich geringer wird. Sonst durften sie z. B. vor keiner Moschee vorbeigehen und ihre Schuhe anbehalten; jetzt habe ich nicht gesehen, daß irgend Jemand daran denkt, sie auszuziehen. Es ist ein Irrthum, daß die Religion der Juden ein besonderer Gegenstand des Hasses der Muselmanen sei; wie die alten Römer, verachten sie im Ganzen die der Christen mehr, weil sie die Letzteren nur als eine Sekte der Juden ansehen. Aber die Christen sind mächtig und furchtbar, die Juden haben keine Beschützer, sie sind bei den Muselmanen, wie früher bei uns, als von Gott verlassen angesehen, — und dennoch, trotz dieser scheinbaren Unterdrückung sind sie es, die in Afrika wie in Europa den größten Einfluß ausüben. Sie sind in der Berberei die vorzüglichsten Handwerker, sie stehen an der Spitze der Douanen (Zölle), sie haben den größten Theil der Einkünfte wie der Ausfuhr mehrerer Handelsartikel gepachtet, unter ihrer Kontrole steht die Münze, und sie reguliren den Werth des Geldes, sie haben des Bey Juwelen und Kostbarkeiten unter ihrem Verschluß, sind seine Schatzmeister, Geheimschreiber und Dolmetscher; das Wenige, was man hier von den Künsten, Wissenschaften und der Arzneikunde weiß, ist größtentheils auf die Juden beschränkt; sie sind im Genuß noch mehrerer anderer Monopole, und viele besitzen ungeheure Reichthümer. Mit solchen Mitteln kann ihre Unterdrückung nur scheinbar sein, und so verhält es sich auch in der That. Wenn z. B. ein Türke einen Juden mißhandelt, so kann dieser es nicht erwidern, er beklagt sich aber beim Bey, und der Türke wird bestraft.

4. Maurische Religiosität, Gesetzgebung und Schulbildung. Tanger. Tetuan.*)

Tanger.

Das Erste, was ich in dieser Stadt der Ungläubigen erblickte, war ein kleiner Maure von 9—10 Jahren, der einen alten demüthigen Juden an seinem weißen Barte durch die Straßen zog, und da der unglückliche Sohn Israels im Vorübergehen bei der Moschee seine Pantoffeln nicht schnell genug ausziehen konnte, so verabreichte ihm ein Soldat einen starken Fußtritt, während eine alte Frau ihren Schleier aufhob, um ihm ins Gesicht zu spucken. Der alte Hebräer erduldete dies Alles ohne Murren, der geringste Widerstand hätte ihm das Leben kosten können, und er wäre unter Stockstreichen gestorben; für jetzt entging er der Verfolgung durch Winkelstraßen und Nebenwege. Nach wenigen Minuten würde er einer Prozession der Jambucha oder Hambucha unter die Hände gerathen sein.

Diese Jambucha folgen dem Gesetze Jamadscha und bilden eine mächtige, vielleicht die gefürchtetste Sekte des Landes. Der Zufall führte mich ihnen gleich anfangs entgegen. Man kann sich nichts Wilderes vorstellen; das Haupt derselben (maurisch Mukkadem) war ein großer, ansehnlicher Greis, in einen weiten weißen Haik völlig eingehüllt; er ritt auf einem weißen Pferde und trug in seiner Hand eine weiße Fahne, wie die spanischen Hermandados. Während er selbst eine majestätische Unbeweglichkeit affektirte, tanzten oder stampften vielmehr seine Jünger, zu Fuß und halb nackt, nach dem Ton einer Sackpfeife, Agual, und der großen Trommel, Tebel, wie Besessene. Um den Mukkadem gereiht und vom Kopf bis zu den Füßen seines Pferdes niedergebeugt, überließen sie sich in schwindelnder Wuth den bizarrsten Bewegungen; ihr ganzer Körper wand sich in wahnsinnigen Verrenkungen. Die Musik machte sie nur noch wilder, und das Volk feuerte sie an mit Geschrei.

In dieser Nervenaufreizung werden die Jambucha völlig wüthend. Sie werfen sich auf die Thiere, zerreißen sie mit den Zähnen und Fingernägeln und essen ihr rohes und blutiges Fleisch. Hammel und Esel werden in diesem ihnen eigenthümlichen Wahnsinn zerfleischt. Sie rühmen sich, moderne Psyllen und vielleicht Söhne der alten zu sein, alle Gifte ungestraft berühren zu können, und sie spielen auf den öffentlichen Plätzen mit Schlangen. In Ermangelung von Thieren werfen sie sich zuweilen auf die Juden, die sich bei den ersten Tönen der furchtbaren Sackpfeife zitternd verbergen. Aber auch die Christen haben sich vor diesen Tollen zu hüten, die man oft mit Spalieren von Soldaten einschränken muß.

So künstlich und affektirt auch diese zerfleischende Wuth der Jambucha sein mag, von denen die starken Geister in Marokko als von Be-

*) Nach Charles Didier „Spaziergänge in Marokko."

trügern der Leichtgläubigkeit des Volks sprechen, so genießen sie doch allgemeine Verehrung, und das Volk küßte dem unbeweglichen Mukkadem bei seinem Eintritt in Tanger mit frommer Ehrfurcht die Kniee. An demselben Abend fanden in Tanger neue Prozessionen bei Fackelschein und unter Flintenschüssen statt.

Diese Sekten oder Brüderschaften sind zahlreich in Marokko, obgleich sich schwer angeben läßt, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Eine Prozession der Aisaua, Jünger des Sidi Ben Aisa, schien mir weniger verwildert zu sein, als die Jambucha, und die Gilala sollen noch sanfter sein. Die Aisaua, welche zu Fez ein großes heiliges Gebäude besitzen, verbreiten sich im Monat Juli in großen Banden in die mittägliche Provinz Sus, um Schlangen für ihre Vorstellungen zu sammeln. Als eine vierte Sekte nennt man die Amatscha, deren Eigenheiten mir nicht bekannt sind, und die Derkaua, eine Art Deisten*), welche durch die Städte und Dörfer als Harlekins verkleidet ziehen. Die Andacht der „Gläubigen" legt sich in Geschenken allerlei Art an den Tag; die Reichen geben Geld, die Armen Naturalien.

Neben diesen heerdenweisen Heiligkeiten giebt es auch einsame. Die Santons oder Einsiedler theilen sich in drei Klassen. Die Narren und die Blödsinnigen, welche von den Mauren als heilig verehrt und behandelt werden, dann die im guten Glauben Fanatiker und endlich die Betrüger. Alles ist diesen Menschen erlaubt. Wenn sich Einer beim Gang aus der Moschee auf die Braut stürzt, fühlt sich der zuschauende Neuvermählte beseligt, und wenn sich ein Anderer aus einer Schaar Mädchen die schönste raubt, preisen die Gespielinnen diese glücklich.

Ein alter Santon, der barfuß und unter wildem Geschrei durch die Straßen von Tanger lief, und dessen Hände oder Rocksaum die Gläubigen, besonders die Weiber, gierig küssen, trotz der Gefahr seines wirbelnd geschwungenen Stockes, mit dem er mich eines Tages streifte und dafür einen alten Juden an den Kopf traf, war wahrscheinlich derselbe, der schon vor ungefähr 15 Jahren Monſ. Sourdeau, den französischen Konsul, zu Boden schlug, auf dessen Beschwerde folgende merkwürdige Antwort von Seiten des Sultans erfolgte:

„Im Namen des gütigen und allbarmherzigen Gottes. Es giebt keine Macht oder Gewalt außer der des größten und höchsten Gottes. Amen! Konsul der französischen Nation, Sourdeau! Heil sei dem, der auf dem rechten Pfade wandelt! Da du unser Gast bist, unter unserm Schutze und der Konsul einer großen Nation, so bist du in unsern Augen der höchsten Achtung und erhabensten Ehrenbezeigungen werth. Dennoch wirst du leicht begreifen, wie unleidlich das, was dir zugestoßen ist, uns geschmerzt haben mußte, sollte es auch unserm liebsten Sohne und Freunde zur Last fallen. Obgleich man den Beschlüssen

*) Die wohl an Gott, aber an keine Offenbarung glauben.

der göttlichen Vorsehung nicht widerstehen kann, so mußte uns doch eine solche Behandlung unangenehm sein, wenn sie auch dem schlechtesten Menschen und dem Vieh widerführe, und wir werden gewißlich nicht ermangeln, so Gott will, Gerechtigkeit dafür zu üben. Ihr Christen aber habt euer Herz dem Mitleid offen und seid höchst geduldig gegen Beleidigungen, nach dem Beispiel eures Propheten, den Gott verherrlichen wolle, Jesu, des Sohnes der Maria, welcher in dem Buche, das er euch im Namen Gottes überlieferte, befiehlt, dem, der euch auf die eine Wange schlägt, auch die andere darzubieten. Er selbst, welchen Gott ewig segnen wolle, vertheidigte und wehrte sich nicht, als die Juden kamen, ihn zu tödten, und deswegen hat ihn Gott zu sich genommen. In unserm Buche wird uns durch den Mund unsers Propheten verkündigt, daß kein Volk durch Menschenliebe den wahren Gläubigen näher komme, als die, welche sagen, wir sind Christen, und dies ist auch wahr, denn es giebt unter ihnen Priester und heilige Männer, die nicht von Stolz angeschwollen sind. Unser Prophet sagt uns ferner, daß es drei Klassen von Menschen gebe, deren Handlungen man ihnen nicht zum Verbrechen anrechnen müsse, nämlich: den Unsinnigen, ehe er wieder zur Vernunft kommt, das kleine Kind und den Schlafenden. Der Mann aber, welcher dich beleidigt hat, ist unsinnig und nicht bei Vernunft. Indessen haben wir befohlen, daß sein Verbrechen nach Gerechtigkeit bestraft werden soll. Wolltest du ihm jedoch vergeben, so würdest du als ein großmüthiger Mann handeln und von dem Allbarmherzigen belohnt werden. Bestehst du hingegen ausdrücklich darauf, daß dir schon in dieser Welt Recht werde, so ist dies in deiner Macht, damit Niemand in unserm Reiche sich über Unrecht und Gewaltthätigkeit beklage. Mit der Hilfe Gottes u. s. w. Den 12. Dschumadi-l-thani, 1235 der Hedschra" (28. März 1820).

Der Konsul mußte sich natürlich zur Ehre des christlichen Namens großmüthig erzeigen.

Uebrigens sind nicht alle Santone toll oder wollüstig; die Mehrzahl übt das einträglichere Handwerk von Propheten, Hexenmeistern und Thierärzten aus. Heute purgiren sie im Stalle ein Kameel, und morgen verkündigen sie öffentlich das Schicksal der Welt. In der Zwischenzeit geben sie sich einem beschaulichen Leben hin, ohne Sorge für den kommenden Tag. Ihre Heiligkeit erbt sich auf die Kinder fort, wie ein Adelstitel oder die Vorrechte einer ägyptischen Kaste. Auch ist der Wohnort und die Begräbnißstelle derselben heilig und ein Asyl für Verbrecher. Eine rothe Fahne bezeichnet den Ort. Yezid, der Großvater des jetzigen Sultans, hatte sich gegen den blutdürstigen Sidi Mohammed unglücklich empört und in eine solche heilige Kapelle zu Tetuan geflüchtet. Der alte Sultan ließ, nach vielen vergeblichen Versuchen, ihn durch Versprechungen herauszulocken, ein Heer von 6000 Negern gegen ihn marschiren und bot

die ganze Provinz Tetuan auf. Die Santonen widersetzten sich seinen Drohungen, und kein Soldat wagte es, einen Schritt zu thun. In dem plötzlichen Tode des wüthenden Kaisers erblickte das Volk die Rache des Himmels, und erwählte den rebellischen Yezid zu seinem Nachfolger.

Weder die unermeßliche Entfernung, noch die unzähligen Gefahren der Reise können die marokkanischen Racen von der Pilgerfahrt nach Mekka abhalten. Jedes Jahr geht die heilige Karawane unter ihrem Emir-al-edschas von Fez ab. Sie übersteigt den Kleinen Atlas und durchschneidet die Wüste Angad, läßt Algier, Tunis und die anderen Küstenstädte zur Linken liegen und zieht sich gerade nach Tripolis, von wo aus sie sich durch die gefährliche Wüste Barka und die räuberischen Beduinenstämme wagt und über den Isthmus nach Arabien einzieht, wo sie in Mekka nach einer Reise von beinahe 2000 Meilen zum Fest Kurban ankommt Jeder rückkehrende Pilger trägt auf Lebenszeit den Ehrentitel „Hadschi" und eine besondere Art von Turban.

Wenn die Wahabiten und die Zentralländer des Islam bereits dem Unglauben zueilen, so glühen die äußeren Enden noch in vollem Fanatismus und Christenhasse. Nur in Tanger hat sich der letztere durch die lange Anwesenheit der Konsuln und die vor zwanzig Jahren abgeschaffte Sklaverei der Christen etwas gemildert.

Außer den Konsuln zählt man in Tanger ungefähr zwanzig christliche Familien, die sich unter dem Schutze der europäischen Flaggen daselbst niedergelassen haben, sogar ein Kloster, von zwei Franziskaner-Geistlichen besorgt, den einzigen christlichen Priestern in Marokko, von denen einer, der als Einsiedler auf dem Christenkirchhofe lebt, bei den Mauren in größerer Achtung steht, der Andere, ein Welt- und Lebemann, bei den Christen mehr beliebt ist.

Das Erste, was dem Auge eines Europäers in einer arabischen Stadt auffällt, ist die Volkstracht. Die von Marokko ist einfach, aber malerisch, und unterscheidet sich von der reichern und kostbarern zu Algier. Die westlichen Mauren sind der alten Einfalt treuer geblieben; sie tragen weder Gold noch Edelsteine, Das eigenthümliche Hauptstück des marokkanischen Kostüms, das ihm seinen besondern Charakter giebt, ist der Haik, ein langer, sehr weiter Rock von weißer Wolle, welcher den ganzen Körper einhüllt und, der römischen Toga ähnlich, Anmuth mit Würde vereinigt. Der Haik ist aus einem weichen Stoffe gemacht, der sich den Bewegungen anschmiegt, ohne sie zu hindern, der dem Gange und der Haltung Ernst verleiht, was, nach dem Ausdruck der Mauren, „der Würde des Mannes wohl ansteht." Diese Toga gehört allen Klassen, von dem Sultan bis zum ärmsten Tagelöhner; da sie aber ziemlich theuer ist, so wird sie meist nur von wohlhabenden Leuten getragen und bezeichnet eine gewisse Vermöglichkeit. Man zieht darunter weiße leinene Unterhosen an und einen Kaftan, der um die Mitte des Leibes durch einen seidenen Gürtel zusam-

mengehalten wird. An den Füßen trägt man Pantoffeln oder gelbe Stiefeln. Den Kopf bedeckt ein Turban.

Die Kleidung der Landleute und der ärmeren Klasse in den Städten besteht in einem groben Rocke von Leinwand oder Wolle, den man wie einen Sack über den Kopf zieht, und der ein wenig über das Knie herabfällt. Unter diesem wird weder Hose noch Hemd getragen; die Toilette eines Mauren ist demnach bald gemacht. Dieser Bauernkittel heißt Dschilabab und ist allgemein im Gebrauch.

Die Juden tragen den schwarzen Sulam, der auf den Schultern zusammengeheftet ist, und gehen mit entblößtem Kopfe.

Die maurischen Frauen, reiche sowohl als arme, tragen alle den Haik; sie bedecken damit den Kopf wie mit einem Schleier, so daß blos die Augen frei bleiben. Von hinten angesehen, erscheinen sie wie unsere alten Druidinnen. Einige tragen einen großen Strohhut. Oft haben sie kein anderes Kleidungsstück als den Haik, und da dieser bei ihnen aus einem feineren Stoffe besteht, als bei den Männern, so verräth er oft Formen, die nichts weniger als schön sind. Es ist bekannt, daß das Fettsein zu den ersten Bedingungen maurischer Schönheit gehört; je dicker, desto schöner. Um sich vollends zu verunstalten, umwickeln sie die Füße mit Leinwandstreifen, was ganz abscheulich aussieht.

Das zweite, nach der Tracht in den Städten am meisten Auffallende ist die allgemeine Stille. Sie ist so groß, daß man in einem Dorfe zu sein glaubt; in Europa hat jedes Dorf seine Glocke, eine maurische Stadt hingegen gar keine. Alle zwei Stunden steigt der Muezzin auf das Minaret, Soma; er pflanzt eine weiße Fahne auf und ruft mit eintöniger zitternder Stimme die Gläubigen zum Gebet. Man kann nichts Traurigeres hören, besonders in der Nacht, als diese Stimme aus der Luft.

Tanger hat nur Eine Moschee von einiger Bedeutung; ein hohes, viereckiges Minaret steigt daraus empor, mit grünen Ziegeln bedeckt, die im Sonnenschein wie die Schuppen einer riesenhaften Eidechse glänzen. Die Moschee hat keine Thorflügel. Die Gläubigen gehen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hinein, lassen aber ihre Pantoffeln am Eingange zurück. Ich konnte nicht bemerken, daß der Priester eine andere besondere Kleidung trug, wohl aber entging mir der grimmige, auffressende Blick nicht, den er jedesmal auf mich warf, so oft ich an seiner Moschee vorüberging, wobei ihn am meisten zu ärgern schien, daß ich meine Stiefeln anbehielt. An eine Einführung in das Heiligthum ist nicht zu denken; ein Christ, der aus freien Stücken eine Moschee betritt, wird sogleich vor den Kadi geführt, wo ihm keine andere Wahl gelassen wird, als zwischen der Abschwörung seines Glaubens und dem Tode.

Wenn in Konstantinopel den Konsuln aus besonderer Gunst, um die sie bei der Antritts-Audienz nachzusuchen haben, erlaubt wird, die Sophienmoschee einmal zu besuchen, bei welchem Besuche der russische Gesandte von einer wüthenden Frau eine Maulschelle erhielt, weil er unvorsichtig

auf den Boden spuckte: so würde das in Marokko noch viel ärger ausfallen, und kein Gesandter, wäre er auch noch so mächtig, dürfte es wagen, das Einlaßverbot zu übertreten. Ich durfte blos die drohenden Geberden der Vorübergehenden ansehen, als ich mich der heiligen Schwelle nur zu nähern wagte, um einen Blick in das Innere zu thun. Ohne Begleitung wäre ich nicht sicher gewesen, und doch ist Tanger unter allen Städten des Reichs am meisten an den Anblick der Christen gewöhnt.

Tanger, auf arabisch Tandscha, ist nichts weniger als eine schöne Stadt. Die Häuser sind niedrig, unregelmäßig, schlecht gebaut und ohne alle architektonische Zierde. Sie sind alle nach Einem Muster zugeschnitten: eine große viereckige Masse, ohne Fenster nach Außen, mit einer Terrasse statt des Daches, und Alles weiß übertüncht. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese großen weißen Würfel, einförmig und ohne Fensteröffnungen, nicht eben heiter aussehen und der Stadt keine Mannigfaltigkeit verleihen. Die Häuser sind sich im Innern eben so ähnlich, wie im Aeußern; sie haben alle, wie zu Pompeji, einen viereckigen Hof, auf den sich ein Erdgeschoß und ein erstes Stockwerk öffnen, sorgfältig mit eisenbeschlagenen und verriegelten Thüren verwahrt. Einige dieser Höfe werden von Weinstöcken und Feigenbäumen beschattet.

Die Straßen, oder vielmehr die Fußsteige, welche sich zwischen diesen eifersüchtigen Festungen hindurchschlängeln, sind eng, krumm, voller Steine und Unrath. Eine einzige derselben ist noch leidlich gerade und durchschneidet die ganze Stadt von oben nach unten bis zu dem Hafen hinab. Sie wird durch einen großen Platz, den einzigen von Tanger, in zwei Hälften getheilt, deren obere mit zwei Reihen von Buden eingefaßt ist. Mit solchen ist auch der Marktplatz selbst umgeben: es ist das Palais Royal von Tanger. Aber welcher Schmutz, welcher Gestank! Eine maurische Bude ist eine Art schwarzer und tiefer Höhle, die in die Mauer eingesenkt ist, ohne Thür, mit einem Fenster in der Höhe der Ellenbogen, worin die Waaren zur Schau ausgestellt sind, und durch welches hindurch die Kunden, welche außerhalb stehen bleiben, bedient werden. Gravitätisch unter seinem Schirmdache niedergekauert, versieht der phlegmatische Verkäufer sein Geschäft und raucht dazu den Kif oder die Hadschischia, zwei Pflanzen, welche bei den Mauren die Stelle des Tabaks einnehmen.

Alle Kaufläden werden von Männern gehalten, die Weiber werden eines so hohen Amtes nicht würdig erachtet. Die letzteren haben, als eigentliche Lastthiere, Wasser und Holz zu tragen. Oft gebraucht man sie zum Umtreiben des Mühlsteins in den Mühlen; sogar vor dem Pfluge sieht man sie oft, neben einem Esel oder Maulthier eingespannt und mit diesen die harte Arbeit theilend.

Mit den Buden leicht zu verwechseln sind die Tribunale und Amtsstuben. Die hohen Beamten sitzen mit untergeschlagenen Beinen unter dem Fenster, wie der Krämer; in dieser Stellung spricht der Kadi das Recht und verwaltet der Muhtosib die Polizei. Man führt den Angeklagten

vor, der Fall wird ohne viel Redens vorgetragen, und das Urtheil auf der Stelle und ohne Appellation vollzogen.

In Polizei- und selbst in Kriminalfällen kommen die Reichen meistens mit einer Geldstrafe davon. Die Armen, welche nicht mit ihrem Beutel genug thun können, haben mit ihrem Körper zu büßen; ihr Antheil sind die Hiebe. Je nach der Größe des Vergehens schlägt man sie entweder von vorn oder von hinten. Das Strafwerkzeug ist ein Ochsenziemer, genannt Asfil, den die Schergen auf der Schulter zu tragen pflegen. In keinem Falle dürfen dem Angeklagten mehr als 999 Streiche gegeben werden; man zählt sie an einem Rosenkranze ab. Einem Diebe wird die Hand abgehauen.

Uebrigens hat man in Marokko eine große Mannigfaltigkeit von Strafen: bald wirft man den Verurtheilten in die Luft, so daß er beim Niederstürzen, je nach dem Strafurtheil, einen Arm, ein Bein oder den Hals bricht, und die Scharfrichter sind so gut eingeübt, daß sie niemals ihren Wurf verfehlen; bald gräbt man denselben bis an den Hals in die Erde und giebt seinen Kopf den Mißhandlungen der Vorübergehenden Preis. In andern Fällen nähet man ihn lebendig in einen todten Ochsen ein, oder bindet ihn an den Schwanz eines Maulthiers, das man zum Galopp antreibt. Oft füllt man ihm auch die Nasenlöcher, den Mund und die Ohren mit Schießpulver und zündet es darauf an. Der Pfahl, der Trog, die Verstümmelung, der Haken sind eben so viele verschiedene Arten dieser schrecklichen Strafmethode. Aber das vorzüglichste und beliebteste Gesetz ist immer das Recht der buchstäblichen Wiedervergeltung; man wendet es in allen thunlichen Fällen an. So hatte man kürzlich ein schaudererregendes Beispiel davon. Ein Garkoch, welcher überführt war, in Oel gebackenes Menschenfleisch verkauft zu haben, wurde nach und nach in kleine Stücke zerschnitten, die man eines nach dem andern in einen siedenden Kessel warf, und dann vor den Augen des Sterbenden den Hunden zu fressen gab.

Da es keinem Manne erlaubt ist, die Hand an eine Person des andern Geschlechts zu legen, so giebt es für die Weiber eine eigene Scharfrichterin, welche per antiphrasin den Namen Ahrifa „die Duldende“ führt, wie bei den Griechen die Furien „Eumeniden,“ die Wohlwollenden, hießen. Diese afrikanische Eumenide verhaftet die Frauen, peitscht, köpft sie, oder schneidet ihnen die Brüste und Ohren ab. Je älter und häßlicher sie ist, desto mehr Freude macht es ihr, die Jugend zu martern und zu verstümmeln. Die weiblichen Strafen und Hinrichtungen gehen übrigens insgeheim vor sich.

Der Zufall, der mich am Tage meiner Ankunft in eine Prozession der Jambucha fallen ließ, machte mich am folgenden Tage zum Zeugen einer öffentlichen Hinrichtung. Man enthauptete vor dem Marktthore zwei Schleichhändler vom Riff. Sie waren des Verbrechens der beleidigten Majestät überführt, weil sie den Landesherrn um seine Zolleinkünfte be-

trogen hatten, und dafür schnitt man ihnen mit einem schlechten Messer langsam den Kopf ab, wobei man hinten beim Genick anfing. Die unerschrockenen Gebirgsmänner ertrugen diese gräuliche Marter mit stoischem Heldenmuthe; sie ließen keinen Klagelaut hören und starben schweigend. Nachdem die Köpfe vom Rumpfe getrennt waren, ließ man sie zur Beschimpfung durch einen Juden einsalzen, und in diesem Zustande wurden sie zum warnenden Beispiel für die Menge auf die Mauer gesteckt.

Sobald die Hinrichtung beendigt war, liefen die Henker, so schnell sie konnten, davon, verfolgt von den Steinwürfen des Volks. Auf diese Art bezahlen die Zuschauer bei diesen schrecklichen Tragödien jedesmal ihre Plätze. Hierin läßt sich ebenfalls der Ursprung eines spanischen Gebrauchs nachweisen. Zu Granada, der letzten Stadt, die dem Halbmonde entrissen wurde, hat der Scharfrichter eine Wache vor seiner Thür und geht niemals ohne Begleitung aus, was darauf hinweist, wie sehr die Granadaer noch in diesem Punkte Mauren geblieben sind, und daß der Henker dort denselben Verfolgungen ausgesetzt ist, wie seine Kollegen diesseits der Meerenge.

Wie barbarisch aber auch die marokkanische Gesetzgebung sei, so muß man ihr doch zum Ruhme nachsagen, daß ein Menschenleben dort niemals der Willkür untergeordneter Behörden preisgegeben ist; über alle Todesurtheile muß an den Sultan berichtet werden, und ohne seinen ausdrücklichen Befehl kann keine Hinrichtung stattfinden. Uebrigens bleibt es wahr, daß dieser Befehl gewöhnlich in unbestimmten und zweideutigen Ausdrücken abgefaßt ist und eine mehrfache Auslegung zuläßt. Dies ist ein macchiavellistischer Kunstgriff: der Sultan hüllt seine Meinung absichtlich ins Dunkel, um bei Gelegenheit die Verantwortlichkeit für einen schlecht verstandenen Befehl auf einen Kaid oder Pascha, den er verderben will, zurückschieben zu können. Zwar scheint es, daß ein so absoluter Despot, wie der Scherif oder Scherife, keines Vorwandes bedürfe, um sich eines Mannes zu entledigen; aber es ist immer klüger, selbst in Afrika, wenn nicht das Recht, so doch den Schein des Rechts auf seiner Seite zu haben, und die Geldgier oder andere Leidenschaften unter die Maske der Gerechtigkeit zu verstecken.

Der Kaiser ist unumschränktes Haupt der Kirche und des Staats, und sein Wille ist die einzige gesetzgebende Gewalt. Der Kaid oder Pascha — denn es ist dieselbe Würde unter einem andern Namen — wird von dem Sultan erwählt und vertritt ihn unmittelbar. Er muß für die öffentliche Sicherheit sorgen, und dazu steht ihm ein Regiment Soldaten zu Gebote. Er ist zugleich Richter, Gemeindevorsteher und Militärbehörde, er macht das Gesetz und entscheidet über die Strafe. Die niedere Beamtenschaar ist sehr groß, kann aber jeden Augenblick gewechselt werden; sie erhält keine Besoldung, weiß sich aber durch List und Betrug schadlos zu halten. Der Kaid ist auch gering besoldet, denn er bekommt nur 20 Piaster (100 Franken) monatlich, muß aber der kaiserlichen Schatzkammer dreifachen Tribut

entrichten. Das wird ihm leicht, da die Erpressungen viel Geld einbringen. Um aber den Verdacht zu großen Erpressungen von sich abzuwenden, affektiren die reichsten Stattbalter die größte Armuth. Der Kaid von Tanger bewohnt eins der einfachsten Häuser in der Stadt und besitzt eine Meile von den Stadtmauern entfernt einen kleinen Garten, wohin er jeden Tag auf einem Klepper reitet, begleitet von einem Soldaten zu Fuß, mit dem er sich auf dem ganzen Wege unterhält.

Tetuan.

Tetuan gilt im marokkanischen Reiche für eine schöne Stadt, und verdunkelt in dieser Hinsicht Tanger, trotz der Pracht konsularischer Gebäude in letzterer; sie hat einen mehr maurischen und eigenthümlichen Charakter. Viele ihrer Straßen sind bedeckt und bilden unterirdische Gänge mit Thoren oder Gattern. Andere sind mit Lauben überzogen, deren unerwartetes Grün eine köstliche Frische bereitet.

Kaufläden finden sich daselbst in großer Menge und werden meist von Algierern gehalten, deren glänzende Tracht sehr von der marokkanischen Einfachheit absticht. Diese Algierer scheinen zivilisirter zu sein als die Eingeborenen, und gelten für gewandter in Handelsgeschäften. Uebrigens sind sie bei der Bevölkerung nicht sehr beliebt, die ihnen ihren Luxus und ihre religiöse Lauheit vorwirft, und sie beinahe, wie die Türken, als Ketzer behandelt. Das Viertel der Kaufleute, man könnte es das Algierische nennen, ist ziemlich reinlich und belebt. Ueberhaupt ist die maurische Stadt bei Weitem nicht so unrein und stinkend als die jüdische; die Straßen sind zwar eng, krumm, voller Steine, und einige sind sehr steil, aber man kann doch durchkommen, während im israelitischen Quartier oft Berge von Unrath den Paß versperren.

Man verkauft in dem Bazar, al Kaisseria, — rohe Seide, Pantoffeln, Gürtel von Fez und alle Arten von Kramwaaren und Schmuck. Andere Produkte einheimischer Industrie sind die Asulejos oder glasirten Ziegel für Fußböden und die Esteras, Binsenmatten, die in Tetuan ungemein wohlfeil angefertigt werden. Eben so fabrizirt man Schießpulver, Tabak, irdene Gefäße und viele Pantoffeln, aber am meisten thun sich die Einwohner auf ihre Gewehrfabriken zu Gute. Die Marokkaner sind lächerlich eifersüchtig auf ihre Gewehre, so grob auch diese gearbeitet sind, und verbieten deren Ausfuhr streng, aus Furcht vor Nachahmung. Die halbnackten Arbeiter in diesen Schmiedewerkstätten sind von sehr wildem, kräftigem Aussehen, aber ihre Werkzeuge und ihr Verfahren sind noch in der Kindheit der Kunst. Von Perkussionsschlössern haben sie noch nichts gehört.

Tetuan ist eine theokratische Stadt; man zählt darin 30 Moscheen. Die Hauptmoschee ist von großem Umfange und imposantem Aeußern. Aber das bloße Stehenbleiben nahe beim Eingange ist einem Europäer gefährlich, und nur der bloße Säbel meiner Wache konnte mich schützen;

die Weiber machten noch drohendere Mienen als die Männer. Um die Moscheen herum halten sich die Adul und die Taleb auf, die Gelehrten. Sie haben die Beschäftigung öffentlicher Schreiber und bewohnen Buden, in denen sie wie die Schneider sitzen und mit Strohröhrchen, ohne andere Unterlage als ihre linke Hand, die zierlichsten Charaktere in geraden Linien auf reinlichen Blättern bewundernswürdig zusammenreihen. Man kann keine schöneren Manuskripte sehen, und der Druck, den man in Marokko nicht kennt, könnte sie nicht schöner ausführen. Der Inhalt dieser Schreibereien ist dagegen um so thörichter, und unbedeutender; außer Abschriften von Dokumenten und Verträgen sind es empirische Rezepte, theologische Formeln oder kabbalistischer und astrologischer Unsinn.

Beinahe alle diese Taleb sind ausgezeichnet schöne Männer, die Elite der Bevölkerung. Herrliche Gestalten, beinahe alle durch eine Blässe ausgezeichnet, die sich noch verschönert und den Glanz des schwarzen und dicken Bartes, der auf ihre Brust herniederwallt, noch mehr heraushebt.

Um die Moscheen her finden sich auch die Schulen, Mektib. Hier werden Sprüche des Koran, auf die sich aller Unterricht beschränkt, auf kleine Brettchen geschrieben, von denen die Kinder lesen lernen. Man läßt sie dieselbe Lektion bis zum Ekel wiederholen; wenn sie dieselben auswendig wissen, läßt man sie die Schriftzüge nachahmen, und so lernen sie schreiben. Die Lehrmethode hat viel Aehnlichkeit mit der Lancasterschen, und wird seit undenklichen Zeiten im ganzen Orient ausgeübt. Die Kinder verlassen diese Schulen, sobald sie lesen und schreiben können, aber viele bleiben darin, bis sie den Koran ganz auswendig gelernt haben. Darauf gehen sie zu den höheren Lyzeen, Mudari, über, von diesen geht es auf die Universität von Fez, genannt Dar-el-i'lm, Haus der Weisheit. Dort wird, wer weiß auf welche Art, Grammatik, Theologie, Dichtkunst, Arithmetik, Astrologie und Medizin gelehrt; man erklärt die Ueberlieferungen und die Kommentare des Koran, wozu noch endlich das bürgerliche und das kanonische Recht kommt. Die Universität war im Mittelalter sehr berühmt; sie schrieb poetische Wettkämpfe aus, welche die Zöglinge der Musen von allen Theilen Afrikas nach Fez zogen. Die gekrönten Sieger erhielten unter andern Preisen ein schönes Pferd und eine schöne Sklavin.

Noch heutiges Tages ertheilt die Universität Fez die Grade eines Taleb oder Lizentiaten, Fkih, Doktor, und eines A'lem, Gelehrten. Das Haupt dieser verehrten Körperschaft ist der Mufti, dessen Gewalt sich nicht blos in theologischen Angelegenheiten, sondern auch in Sachen der Gesetzverwaltung über das ganze Reich erstreckt. Die Sprache von Marokko ist das Arabische, mit den Idiomen der Amazirgen oder Berbern vermischt, selbst spanische Wörter und andere fremdartige Bestandtheile enthaltend.

Will man sich ein Bild von den Elementarschulen machen, so stelle man sich einen Haufen nackter oder lumpiger Kinder vor, unordentlich

beisammen sitzend in einer dunkeln mit Gestank erfüllten Halle; einen alten Meister, der in schmutziger Kleidung und zerknittertem Turban statt des Szepters einen furchtbaren Stock in der Hand hält, auf einem Tische sitzt wie der Mogul auf einem Thron, und mit den Fingern in einem verwirrten gräulichen Barte zaust. Die unglücklichen kleinen Gefangenen in dieser Höhle sagen in endlosem Chorus die Verse des heiligen Buches her. Bei jedem Fehler setzt es harte Worte, und oft genug saust der Stock des Pädagogen den Unachtsamen auf den Rücken.

5. Landschaftlicher Charakter der Wüste. *)

Es giebt keine Gegend auf Erden, die eine reinere Atmosphäre hätte, als die Wüste Zentral-Afrikas; sie ist beinahe ohne alle Dünste, die Sonne gießt über die Bodenfläche einen blendenden Glanz aus, und Alles, worauf dieses Licht fällt, spiegelt in wunderbarer Helle; was im Schatten bleibt, hebt sich scharf ab und bildet auf der Oberfläche der Wüste eben so viel dunkle Gegenstände. Aber diese Härte, im Gegensatz zwischen Licht und Schatten, nimmt der Landschaft im Ganzen alle Anmuth und Harmonie; sie hat vielmehr etwas befremdend Großartiges, sie ist hart und wild; sie bildet einen völligen Kontrast zu einer niederländischen Landschaft. In der Tageszeit, wo das Licht am stärksten wirkt, ließe sich diese bizarre Natur mit ihrem Spiegelglanze gar nicht wiedergeben; nur bei Sonnenaufgang oder am Abend, wenn das Gestirn des Tages hinabgesunken ist, möchten die Hauptzüge, welche die Wüste darbietet, sich einigermaßen annähernd zeichnen oder malen lassen. Aber auch Morgens und Abends thut diese Landschaft europäischen Augen gewissermaßen weh, und wer nicht in Afrika gewesen ist, wird geneigt sein, malerische Darstellungen derselben für unwahrscheinlich oder übertrieben zu halten. Der Anblick der Wüste, der unermeßliche Horizont, die Einförmigkeit und das tiefe Schweigen, welches auf dem Ganzen ruht, machen einen gewaltigen Eindruck auf Jeden, der sich zum ersten Mal in eine solche Welt versetzt sieht. Das Meer und das Eis in den Polargegenden haben eine ähnliche Wirkung; man fühlt sich einsam und schwach in einer so großartigen und doch so einfachen und einförmigen Naturumgebung; es lagert sich tiefer Ernst über unsern Geist, unsere Gedanken fassen sich zusammen und gewinnen an Tiefe; bei religiösen Menschen wird das Gefühl noch inniger, die Einbildungskraft dichterischer Naturen gewinnt höheren Flug. Und dabei wird inmitten dieser Wüste der Stolz des Menschen wach, denn er fühlt sich hier als den Herrn der

*) Die Afrikanische Wüste, vom Grafen d'Escayrac de Lautüre. (Herausgegeben von K. Andree, Leipzig 1855.)

Schöpfung, er bekämpft die Wüste und wappnet sich gegen tausend Gefahren; er fühlt in der Einsamkeit sich gehoben.

Für jeden Anblick, welche die Wüste darbietet, haben die Araber eine besondere Benennung; diese ist aber nicht immer dieselbe, sondern verschieden in Waegla oder in Tripoli, in Kordofan oder Bornu. Die Wüste ist bewohnbar, Fiafi, oder unbewohnbar, Khela; sie hat Gesträuche, Haitia; ist bewaldet, Ghaba; steinig, Serir, oder mit großen Felsblöcken übersäet, Warr. Sie heißt, wenn sie eine Hochfläche bildet, Dschebel (Gebirge), im Gegensatz zum maritimen Flachlande, Sahel oder Nedsched im Gegensatz von Tehama.

Der 17. Breitegrad bildet die äußerste Grenze der Sommerregen und die natürliche Grenze der Wüste und des Sudan; zwischen dieser Linie und der Grenze der Sommerregen erblickt das Auge nur ungeheuere Sandebenen, Dünen, welche fortwährend vom Winde gepeitscht werden, ausgedehnte Hochflächen mit nacktliegendem Gestein und besäet mit dunkelem Getrümmer. Der Pflanzenwuchs mangelt dieser öden Region; er hat sich in die Tiefthäler an dem Nil oder in die quellenreichen Oasen geflüchtet.

Die Sahara selbst ist ein ungeheures Tafelland*) von 1000 bis 2000 Fuß Erhebung über den Meeresspiegel, das aber nach Süden sich absenkt und am Tschadsee und Scharifluß ist die Höhe über dem Meere nur etwa 350 Fuß. Die Einsenkungen innerhalb des großen Tafellandes, „Wady" genannt, sammeln gewöhnlich das Wasser und bilden fruchtbare Oasen.

---

6. Die Dattelpalme in Fezzan.**)

Ganz Fezzan und halb Tripolitanien lebt von der Dattelpalme. Hier ist jede Thür, jeder Pfosten aus Dattelholz gemacht; in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen, zwischen und über welche

*) Man hielt bisher die Sahara großentheils für ein Tiefland; auch Graf d'Escayrac des Lautüre meint noch, die Ebenen der Sahara lägen tiefer als das Meer. Dieser Irrthum ist nun durch die neuesten Reisen der Herren Overweg, Barth und Vogel zerstört. Dr. Ed. Vogel sagt: „Die höchste Erhebung, die ich zwischen Tripoli und Kuka erreicht habe, ist unter 20° 36′ nördl Br. bei El Wahr. Der Boden steigt von Tedgerri an bis dahin von 1500 bis 2050 Fuß auf; die Hügel, die auf diesem Kamme liegen, erheben sich bis zu 2500 Fuß. Von dort aus senkt sich das Terrain wieder sehr allmählig nach der Oase Tiboo zu, welche 1100 Fuß über dem Meere liegt. Ihre höchste Bergspitze erhebt sich bis zu 1700 Fuß, die tiefste Stelle (Salzwerke bei Bilma) liegt 1000 Fuß hoch. Nachdem man wieder eine unbedeutende Erhebung passirt hat, kommt man zum Thale von Agadem, 1000 Fuß, die Hügel 150—200 Fuß hoch. Die Wüste von Tintumna liegt 970 Fuß, dann erhebt sich wieder das Land zu einem Kamme von 1100 Fuß (Fuß und Meilen englisch), der, 40 Meilen vom Tschadsee, allmählig zu diesem abfällt."

**) Dr. Ed. Vogel (Reise nach Central-Afrika in Dr. Petermanns „Mittheilungen." IX. S. 247 ff.).

Zweige gelegt sind, wie bei uns das Rohr. Die ärmeren Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmenzweigen zusammengebaut; Palmenzweige liefern das gewöhnliche Feuerholz. Die armen Kerle bringen sie von 6—8 Meilen weit her nach der Stadt und verkaufen hier zwei Bündel, soviel wie ein Mensch schleppen kann, für 1 Piaster = 2 Pence. Datteln sind das Futter für Menschen und Thiere; Kameele, Pferde, Hunde, Alles ißt Datteln hier. Sogar die Steine derselben werden eingeweicht und in dieser Form dem Viehe gegeben. Denn es giebt hier durchaus kein Gras oder sonstiges grünes Futter für das Vieh, ein wenig Safsfah (Melilotus, Steinklee) ausgenommen, der mit derselben Mühe wie das Korn in Gärten gezogen wird und deshalb sehr hoch im Preise steht.

Von den ungeheuren Massen, in denen die Dattelpalme sich hier vorfindet, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Als Abd el Gelil Sokna belagerte (1829), ließ er, um die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, die Palmen in den Gärten fällen, und es hieben seine Leute in sieben Tagen 43,000 um, und trotzdem stehen jetzt noch gegen 70,000.

Der Ertrag, den sie bringen, ist verhältnißmäßig gering: hundert große Bäume geben im Durchschnitt 40 Zentner Datteln, die hier einen Werth von 1 Pfund 15 Sh. engl. haben. In Tripoli würde die gleiche Quantität schon viermal mehr kosten. Die Datteln werden, sowie sie geschnitten, auf dem Boden zum Trocknen ausgebreitet, und wenn sie steinhart geworden sind, in den Sand vergraben. So halten sie sich gegen zwei Jahre; allein schon etwa nach 18 Monaten kommen die Würmer dazu, und nach dem fünften halben Jahre wird man kaum mehr als die Kerne finden.

Als Nahrungsmittel sind Datteln sehr erhitzend, weshalb man sie nicht gern den Leuten auf der Reise giebt*), indem dieselben zu viel darnach trinken müssen. Am besten und wohlschmeckendsten sind sie mit Gerstenmehl, Zumita, zu einem Teig geknetet. Wenn man die innersten Blätter, das Herz, aus der Palme herausschneidet, so sammelt sich in der Höhlung ein trüber, süßlicher Saft, „Lagbi,“ der recht erfrischend und sanft abführend wirkt. In wenigen Stunden geht derselbe in Gährung über, wird sauer und ist dann stark berauschend. Uebrigens wird der Saft nicht abgezapft, wie bisher vielfach behauptet wurde. Aus den reifen Früchten wird Syrup gemacht, der vorzüglich dazu dient, Lederschläuche ölicht zu machen, und ein Branntwein „Arogi“ gebrannt.

---

*) Die Datteln sind auch für die Wüstenreise unschätzbar; mit einer Handvoll Datteln und einem Schluck Wasser hält der Beduine gar oft sein Mittagsmahl. Merkt eine voranziehende Karawane, daß in der nächsten Oase die Nahrungsmittel ausgegangen sind, so hinterläßt sie wohl ihren Nachfolgern einen Vorrath von Datteln auf freier Straße, nur mit einem Stückchen Holz bezeichnet, und jeder Reisende hält so ein Depot heilig.

Im Frühjahr (April) blüht die Palme und wird dann künstlich befruchtet, indem man mit einem spitzen Stocke die weiblichen Blüthenrispen öffnet und ein Bündelchen mit männlichen Blüthen dazwischen klemmt — eine männliche Palme reicht für hundert weibliche hin —; das ist die einzige Mühe, die der Baum macht; er wird keineswegs „mühsam" bewässert, nur etwa für die ersten sechs Monate, nachdem er gepflanzt ist. Man pflanzt ihn in ein Loch, das mit verwestem Dünger angefüllt worden; später ist ihm Wasser nicht nur unnütz, sondern hier sogar höchst schädlich, da es das Salz auflöst, welches im Ueberfluß im Boden enthalten, und dadurch die Wurzeln tödtet.

Das Dattelholz ist ziemlich zähe, kann aber seiner groben Faser wegen nicht in dünne Bretter zersägt werden (weshalb hier Thüren und Fensterläden von halben Stämmen zusammengesetzt sind); der Bast, welcher die jungen Zweige einhüllt, giebt sehr gute Stricke. Junge Dattelpalmen bilden ein nicht zu durchdringendes Dickicht, indem die Blätter ungemein hart und spitz sind, und der niedrige Stamm zahllose Zweige nach allen Richtungen ausstreckt. Alljährlich bringt die Palme einen neuen Kreis Blätter hervor. Der unterste Kreis stirbt ab, wird aber nicht abgeworfen, sondern bleibt verdorrt stehen. An wenig bewohnten Orten, wo diese Zweige nicht für häusliche Zwecke gesammelt werden, ist dann der ganze Stamm in dieselben eingehüllt, da sie sich mit der Zeit immer tiefer hinabbeugen, was einen ganz ungemein wilden Anblick giebt.

Die Höhe der ausgewachsenen Dattelpalmen variirt von 40 bis 70 Fuß; sie werden bis gegen hundert Jahre alt.

Die Früchte variiren wie unsere Pflaumen und Kirschen, und in der Umgegend von Murzuk in Fezzan zählt man nicht weniger als 37 verschiedene Arten, die alle ihre besonderen Namen haben. Da giebt es große von Fingerlänge und wieder ganz kleine, grobe und feine, gelbe, rothe, braune, grüne, schwarze in den verschiedensten Farbenmischungen, und die arabische Sprache ist für solche Unterschiede sehr reich.

---

7. Reise durchs Tibbuland und Gegend um Aschenumma.

Ein Brief Dr. Ed. Vogel's an seine Mutter.*)

(Aschenumma, 26. Nov. 1853.)

Ich habe so eben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeschen von mir nach Murzuk gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den ersten und einzigen Brief, den je ein Sterblicher von Aschenumma

*) Dr. Petermanns „Mittheilungen" a. a. O.

(eine Oase, in der Mitte der großen Wüste Sahara gelegen) empfing, zu übersenden.

Ich habe eine sehr beschwerliche Reise von Murzuk bis hierher gehabt und 15 Tage lang nichts als Sand und Himmel gesehen, auch nicht das kleinste Hälmchen Gras. Jetzt bin ich, Gott sei Dank! nur noch 20 Tagereisen vom See Tschad und dem prächtigen grünen Bornu entfernt, und, allen Aufenthalt eingerechnet, hoffe ich sicher, Neujahr in Kuka feiern zu können.

Ich bin so wohl, als die Umstände erlauben, nur etwas matt, was sehr natürlich ist, wenn man bedenkt, daß ich zwanzig auf einander folgende Tage täglich 13 Stunden zu Pferde gesessen habe und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten, ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl in Wasser gekocht, und hin und wieder eine Hand voll Datteln. Hier haben wir Fleisch im Ueberfluß, ich genieße aber nur die Brühe davon, da mein Magen etwas schwach ist, und man sich hier mehr als irgendwo vorsehen muß, Schwerverdauliches zu genießen.

Wenn Du nur einen Blick auf diese Gegend werfen könntest, auf dieses Meer von Sand mit seinen Inselchen von Palmen und den schwarzen Felsen, die überall nackt und kahl emporstarren, und wenn Du mich sehen könntest, fast schwarz gebrannt von der Sonne in halb arabischer, halb europäischer Kleidung, in meinem Zelte platt auf der Erde liegend, während ich diese Zeilen schreibe! Denn mein ganzes Ameublement besteht aus einem Feldstuhl und einer Matratze nebst zwei Strohmatten; mein Tisch hat schon längst in Zeltpflöcke und Brennholz verwandelt werden müssen.

Da Du eine so große Freundin von Thieren bist, so würden Dir meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, viel Freude machen; sie sind so zahm, daß sie mir wie Hunde überall nachlaufen, und wenn ich esse, sicher kommen, um sich ein paar Datteln zu holen. Das graue Pferd ist sehr schön und ein Geschenk von Hassan Pascha, dem Gouverneur von Murzuk; das braune Pferd, auf dem ich in Tripoli reiten gelernt, ist auch recht hübsch, aber so unbändig, daß keiner meiner Begleiter es je besteigen will; ich bin die einzige Person, die es nicht abwirft.

— Gestern machte ich dem Sultan von Tibu, in dessen Lande ich mich augenblicklich aufhalte, meine offizielle Visite. Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen mit Palmenzweigen bedeckt, und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmsten des Volks noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majestät saß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Blouse, mit einem ungeheuern, furchtbar schmutzigen Turban auf dem Kopfe. Ich ging auf ihn

zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir stehende Person hielt — zum Erstaunen aller Tibu's — und erkundigte mich nach seinem Befinden. Er fragte mich dagegen, wie ich die Königin von England verlassen, und versicherte mich, daß ich ohne alles Bedenken sein Land durchziehen könne, da er Alles für mich thun werde, was er thun könne. Er war sehr erfreut über meine Absicht, einen Kourier nach Murzuk zu senden, den ersten einzelnen Boten, der je diese Reise gemacht, und versprach mir, etwaige Briefe, die ich nach Kuka senden wolle, sicher zu befördern. Ich beschenkte ihn darauf zu seiner großen Freude mit einem rothen Burnus und Kaftan, einem Stück Mousselin, einer rothen Mütze, zwei Rasirmessern und einigen Stück grauem Kaliko.

So wie ich zu meinem Zelt zurückgekehrt war, schickte er mir dagegen zwölf große Schüsseln mit gekochtem Reis und ein fettes Schaf, welche Vorräthe von meinen Leuten in weniger als einer Stunde verschlungen wurden.

— Ich wurde so eben im Schreiben durch etwa ein Dutzend vom schönen Geschlecht unterbrochen, die, eine augenblickliche Abwesenheit meines Bedienten benutzend, sich in mein Zelt gedrängt hatten, wo ich viel Noth hatte, sie mir vom Leibe zu halten. Ich beschenkte jede mit vier Nähnadeln, über welche sie höchlichst entzückt waren.

Die Damen hier zu Lande tragen im linken Nasenflügel einen großen Knopf von rother Koralle, ihre Kleidung aber besteht in einem Stück Kattun von etwa einer Elle Breite und drei Ellen Länge, welches sie um den Leib wickeln. Uebrigens sind sie mit einem glänzend schwarzen Fell angethan, welches sie durch übermäßiges Einölen zu verschönern suchen. Ihr Haar ist in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, die gleichfalls von Fett triefen.

Höchst unangenehm und drückend finde ich hier den Mangel an Geld; Alles wird mit Stückchen Kaliko bezahlt, und das giebt natürlich ein ewiges Ausmessen und Abschneiden, was höchst lästig ist.

— Der Ort hier liegt an einem großen, steilen Felsen, der fast wie der Königstein aussieht, aber in jeder Richtung durchwühlt ist. Dieser Felsen bildet nämlich den Zufluchtsort der Eingeborenen, wenn sie von den Tuariks, einem räuberischen Araberstamme, westlich von hier wohnend, angegriffen werden. Ein solcher Angriff erfolgt fast alle zwei Jahre, und es wird dann Alles mitgenommen, was transportabel ist; die Männer werden niedergemacht, Weiber und Kinder aber in die Sklaverei geführt. Dieselben Herren wollten auch unserer Karavane einen Besuch abstatten, und während dreier Nächte schlief ich nicht anders, als mit dem Revolver zur rechten und einer Doppelflinte zur linken Hand; allein sie fanden uns stets zu sehr auf unserer Hut und zu stark, und so sind wir denn bis jetzt ungestört und unbelästigt geblieben.

Das Wetter ist hier recht unausstehlich; fortwährend Nordostwind und Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen eine Temperatur von 8 Grad und Mittags von 30 Grad Réaumur! Apropos! Was denkst Du wohl, was ich dem Boten gebe, der mit diesen Zeilen über 500 englische Meilen weit durch eine Wüste ohne alle Spur von Vegetation geht und dann denselben Weg wieder zurück machen, dabei sein Kameel und sich erhalten muß und keinen Augenblick des Lebens sicher ist? Alles in Allem drei preußische Thaler.

---

8. Eine Negerhütte in Adamava.*)

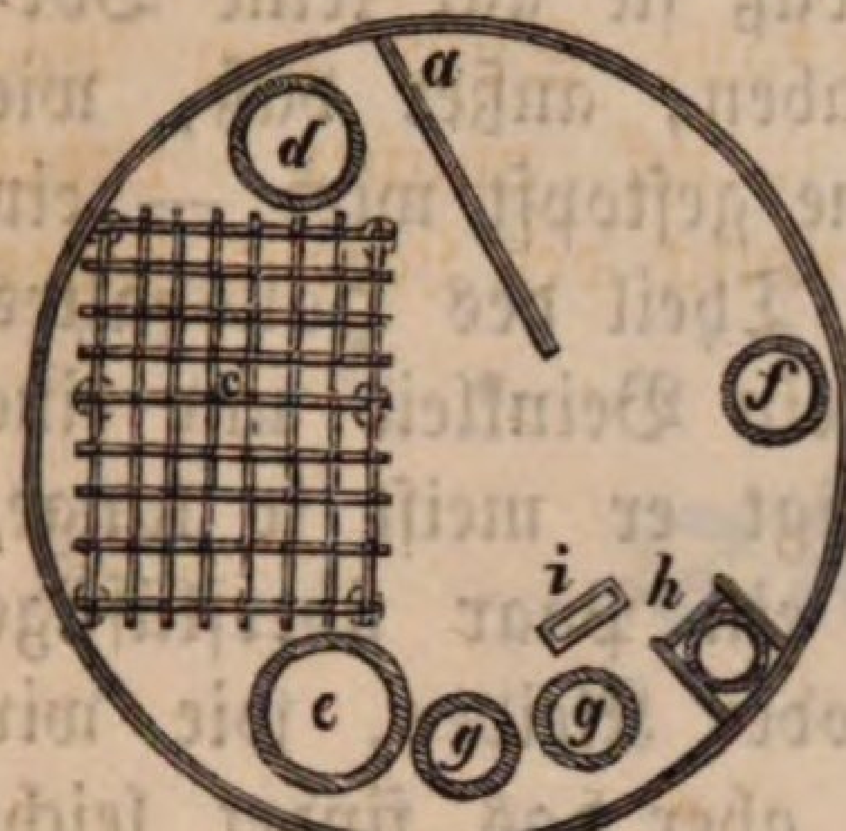
Früh am Morgen (8. Juli — die Reisenden waren aus Jola ausgewiesen) erreichten wir Mubi, wurden jedoch so ungastfreundlich aufgenommen, daß wir große Schwierigkeit hatten, ein Quartier zu finden, und mußten, als wir uns endlich auf eigene Hand ein Obdach verschafft hatten, den ganzen Tag um seinen Besitz kämpfen, da uns ein streitsüchtiger Mallam wieder gewaltsam daraus entfernen wollte.

Allerdings war es für diese Lande ein recht gemüthliches Häuschen und wohl eines Streites werth; nur das Dach war in dieser Jahreszeit (des Regens) zu tadeln, während es für die warme Jahreszeit vortrefflich war. Denn da es nicht dicht auf der Thonwand auflag, ließ es eine ansehnliche Menge Luft ein, die bei feuchtem Wetter eine etwas zu große Kühlung verursachte. Sonst aber war diese kleine Behausung so behaglich eingerichtet, daß sich nicht Jeder mit Gleichmuth daraus verjagen lassen würde. Glücklicherweise ertrug die bessere Hälfte des Ehepaars das Ungemach mit mehr Gemüthsruhe und ich dagegen fügte mich willig in die kleine Beschwerde, die sie mir verursachte, indem sie sich von Zeit zu Zeit an der Thüröffnung — natürlich in diesen einfachen Behausungen zu gleicher Zeit das Fenster — sehen ließ, und bald den einen, bald den andern kleinen Gegenstand ihres einfachen Hausgeräthes sich ausbat, bald ein altes Kleid, das in der Kornurne versteckt war, oder eine Schöpfkelle oder ihre kleine lederne Schmuckbüchse. Meine drei Leute waren so krank und bewußtlos, daß sie leichenähnlich auf dem Boden meiner Hütte umherlagen. Wirklich war der Zustand so bedenklich, daß er uns auch am folgenden Tage am Aufbruch verhinderte, ungeachtet uns bei dem gänzlichen Mangel an Gastfreundschaft der Aufenthalt hier keineswegs angenehm sein konnte. Ich hatte daher, da das unfreundliche Wetter und mein eigener sehr angegriffener Zustand kein Umherstreifen erlaubten, volle Muße, die Bauweise meiner Residenz bis ins Einzelne zu studiren.

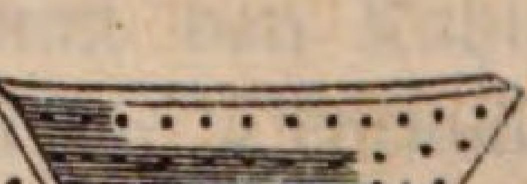
---

*) Dr. Bahrdt, Reisen 2c. II. (Gotha, Perthes 1857).

Die Hütte, die etwa 12 Fuß im Durchmesser maß, war in dem gebräuchlichen Bango-Style gebaut, d. h. sie bestand aus Thonmauern mit einem gut geflochtenen Rohrdache.



Die Thüröffnung a, wie gewöhnlich einige Zoll über dem Boden erhaben, war 3 Fuß hoch und 15 Zoll weit, und so allerdings für sehr starke Leute nicht geeignet. Von der Wand zur Rechten der Thür lief eine etwa 6 Fuß lange Querwand, „die Schutzmauer der Häuslichkeit" — von derselben Höhe, wie die Thonwand, aber oben offen und mit dem Dache nicht verbunden, in schräger Linie durch die Hütte, einen Theil des Gebäudes abtrennend und ihm einen größeren Grad von Heimlichkeit verleihend. In dem so gegen die Thüröffnung abgesonderten Raume war das Bett c, das wie gewöhnlich aus einem Gestell von jungen Baumästen bestand und auf etwa 3 Fuß hohen Thonstützen ruhte. Am Kopfende des Bettes stand die Kornurne d, etwa 6 Fuß hoch und im breitesten Theile 2 Fuß im Durchmesser. Die Bestimmung derselben, sowie einer anderen breiteren, aber nur halb so hohen Urne am Fuß des Bettes war die, einen gewissen Vorrath von Korn stets zur Hand zu haben; daneben diente dieser wohlgesicherte Winkel noch zu einem Versteck für allerlei kleine Habseligkeiten der Frau. Zur Seite der kleinen Kornurne am Fuße des Bettes waren zwei thönerne Postamente g, um Töpfe oder sonst etwas aus der Hand zu stellen, eins etwas größer als das andere. Dann folgte die einfache afrikanische Kochstelle, noch eben unter dem Schutze der das Gemach durchschneidenden Scheidewand, aber so, daß sich ihr äußeres Ende genau mit ihr auf derselben Linie befand. Die Küche bestand aus einem engen Plätzchen von etwa 16 Zoll Breite, das auf jeder Seite von einer niedrigen Mauer eingeschlossen war, um das Feuer zu beschützen, und der einfache Herd h war von drei in Gestalt eines runden Steines geformten Thonerhebungen gebildet, worauf der Kochtopf stand. Ein ansehnlicher Grad von Behaglichkeit sprach sich jedoch in einem noch zur Küche gehörigen Geräth aus, nämlich einem kleinen, aus sehr hartem Eichenholz gefertigten und mit regelmäßigen löcherartigen Vertiefungen nett gezierten Schemel i mit leicht ausgetiefter Oberfläche, auf welchem sich die Hausfrau bei Besorgung der Küche bequem niederlassen kann.

i 

Während durch diese Anordnung einer Quermauer dem ganzen bisher beschriebenen Theil der Hütte ein gewisser Grad von Heimlichkeit und Abgeschlossenheit gesichert war, blieb ein ansehnlicher Theil zur Linken der Thüre unbeschützt, gleichsam als Eintrittsraum für jeden Bekannten — Unbekannte werden natürlich gar nicht in die Hütte eingelassen — und hier stand

eine große Wasserurne f, die stets an ihrem Platz blieb und mit Hülfe kleiner Urnen gefüllt wurde.

Die interessanteste und am meisten auffallende Eigenthümlichkeit dieser einfachen afrikanischen Wohnstätten besteht darin, daß sie gar keine Vorkehrung zum Aufbewahren von Kleidungsstücken haben, außer daß, wie schon gesagt, gelegentlich ein Kleid in die Kornurne gestopft wird — ein hinreichender Beweis, was für ein unbedeutender Theil des Haushaltes in diesen Gegenden die Kleidung ist. Ein Hemd, ein Beinkleid und eine Mütze genügen dem Manne und diese Sachen trägt er meist so lange, bis sie nicht mehr Stich halten; selten hat er ein Paar überflüssige Sandalen; die Frau besitzt allerdings 2 Tücher oder Kleider, wie wir sagen würden, und ein Paar kleine Lederbüchsen, aber das findet leicht irgendwo seinen Platz. Uebrigens war aus der Hütte, die ich in Besitz genommen, der kleinere Hausrath, der eigentlich bewegliche Theil entfernt und was oben beschrieben ist, haftete Alles fest an seinem Platze.

Siebzehnter Abschnitt.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Aegyptens. — 2. Die Pyramiden und ihre Umgebung. — 3. Der Nil.

1. Ein Blick auf die Baudenkmale Aegyptens.*)

Aegypten ist ein Land der Wunder; sein Himmelsstrich, seine Fruchtbarkeit, seine zahllose Menge von alten Denkmälern und seine mancherlei Naturerscheinungen erregen Bewunderung und Erstaunen; Denkmäler, an denen viertausend und vielleicht noch mehr Jahre vorübergegangen sind, haben in ihrem Innern noch Gemälde aufzuweisen, die so neu scheinen, als ob sie erst vor Kurzem verfertigt worden wären; die ungeheuern Massen, welche die Aegypter auf einander gehäuft haben, und die zahlreichen Grabgewölbe in den Bergen verrathen eben so viel Kunstgeschicklichkeit, als Sinn für das Große und Uebersinnliche.

Aegypten ist von Aethiopien her bevölkert worden: eine Kolonie aus diesem Lande ist dem Laufe des Nils gefolgt und ließ sich in dem südlichsten Theile des Landes, Aegypten, nieder. Seine mittäglichen Gegenden sind zuerst bevölkert worden, und je näher die Monumente am Wendekreise liegen, desto älter sind sie. Es bildet sich gleichsam eine Generation von Denkmälern, und das Alter eines jeden beträgt dreimal mehr, als das Alter der ältesten Staaten von Europa.

Alle Tempel und Paläste sind von Sandsteinen erbaut; blos zwei bis drei sind von Kalkstein, und nimmt man die Obelisken und Kolossalbildsäulen aus, so findet man allein unter den Trümmern von Alexandrien und in seinen Moscheen mehr Granit verarbeitet, als man von Kahiro aus bis zu den Wasserfällen antrifft. Erst dann hat man die Denkmäler

*) Nach dem „Narrative of a journey in Egypt and the country beyond the Cataracts. By Thomas Legh, Esq.“ Vergl: „Malerische Reise in Aegypten und Syrien ꝛc.“ Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1820.

ganz von Granit aufgeführt, als der Sitz der Monarchie nach Memphis verlegt wurde, worauf man Oberägypten alles das raubte, was man fortschaffen konnte, um damit die anderen Theile des Landes zu bereichern. Aus den Felsen von Elephantine zog man die ungeheuern Blöcke, aus denen man die thurmhohen Obelisken meißelte und die wunderbaren Kapellen zu Sais und Butos erbaute. Die Arbeiter, die dazu erforderlich waren, um sie vom Felsen loszumachen, sie auf Flöße zu bringen, 220 Stunden von den Steinbrüchen fortzuschaffen, sie zu behauen, auszuhöhlen, zu poliren u. s. f., zwingen uns Achtung ab eben sowohl vor der Wissenschaft und Geschicklichkeit, als vor der Ausdauer und Beharrlichkeit der alten Aegypter. Die bloße Aufstellung eines Obelisks ist noch jetzt hinreichend, einem Baumeister einen berühmten Namen zu machen, und die Aegypter haben eine große Anzahl derselben aufgerichtet.

Alle diese Denkmäler liefern den Beweis, daß Alles in diesem Lande für die Götter und die Könige gebaut worden ist. Es sind jetzt noch fünf ungeheuer große Paläste und vierunddreißig Tempel vorhanden.

Bei den alten Aegyptern war ein Tempel nichts Anderes, als ein großes Buch, das ihrer Ehrerbietung und Anbetung geöffnet war, und das ihnen die Gottesfurcht lehren sollte. Auch sind alle zum Gottesdienste gehörigen Orte inwendig und auswendig mit religiösen Bildern und heiligen Lehrsprüchen bedeckt. Man trifft sie an unter den Säulengängen (Arkaden) an den Säulen, in den niedrigen Sälen, an den Wänden der Treppen und in den langen Gängen. Lebhafte und schreiende Farben, welche diese Gemälde verschönern und auffallend machen sollten, mußten dazu mitwirken, die Einbildungskraft zu erschüttern, während das feierliche Halbdunkel in den Tempeln zum heiligen Schauer und zur Anbetung stimmte. In den Vorsälen der Tempel trifft man Zeichnungen, welche auf die Kenntniß der Gestirne sich beziehen; die Tempel zu Dendera und Esneh gehören zu den neuesten Gebäuden des alten Aegyptens, und zeugen von dem Zustande der Sternkunde, wie sie vor 4800 Jahren blühete!

Der Zweck, nach welchem die Aegypter ihre Denkmäler bearbeiteten, war ihre ewige Dauer. Zwanzig Tempel sind jetzt noch vollkommen so gut erhalten, als wären sie vor wenigen Jahren erbaut.

Als die Aegypter ihre ersten Säulen errichteten, schienen sie keine andere Idee zu verfolgen, als einen Lotuskelch*) auf seinem Stengel darzustellen. Die Franzosen, welche unter Napoleon die Unterneh-

*) Die Lotus- oder ägyptische Seeblume (Nymphaea Lotus *L.*), mit weißen Blumen und herzförmig gezähnten Blättern, spielt in der Religion der Hindus wie bei den Aegyptern eine große Rolle. Sie ist, wie ihre Verwandte, die Nymphaea Nelumbo (mit bald weißen, bald röthlichen Blumenblättern, von der Größe unserer Sonnenblumen), durch ihre Wurzel und Samen so nahrhaft, daß alte Völker sich fast ganz davon nährten. Darum verehrten die Braminen und die Aegypter sie als Symbol der zeugenden, fruchtbaren Naturkraft.

mung nach Aegypten mitgemacht, haben zuerst die Aehnlichkeit der ägyptischen Säulen mit den verschiedenen Naturerzeugnissen des Landes bemerkt. An der Basis der Säulen haben die Aegypter im Zirkel die Blätter der Nymphäa eingegraben, und dem Theile des Schaftes, der dem Knaufe am nächsten ist, haben sie die Form eines Bündels Lotusstengel gegeben. Diese Nachahmung haben sie später auch auf andere Erzeugnisse des Pflanzenreichs ausgedehnt. Sie haben die Lotusknospe und den Kopf des Dattelbaums dargestellt, und unter den Verzierungen von Knäufen die Zweige des Dums (einer Art Fächerpalme) und die Blüthen des Nelumbo gezeichnet. Die Griechen scheinen das Meiste in ihrer Bauart von den Aegyptern entlehnt zu haben.

Wenn der Anblick eines ägyptischen Tempels unsern Geist zum Erstaunen und zur Bewunderung hinreißt, so wird er eben so sehr überrascht durch die Gemälde, die auf allen Theilen zur Verschönerung angebracht sind. Alle beziehen sich auf die Verehrung der Götter des Landes; sie stellen Geschenke, Opfer und Gegenstände dar, die zur Astronomie und zum Ackerbau gehören. Man bemerkt da mehrere Gottheiten, von denen die Geschichte noch gar nichts gemeldet hat.

Jedes Gemälde besteht gewöhnlich aus drei Personen: der Gottheit, an die man das Geschenk richtet; dem Priester, der ihr dasselbe überreicht, und einer Gottheit von niederm Range, die hinter der ersten steht.

Die Gemälde in den Palästen unterscheiden sich wesentlich von denen in den Tempeln. Beinahe alle stellen große Thaten, kriegerische Unternehmungen, Uebergänge über Flüsse, Belagerungen fester Plätze, Gefechte zu Lande und zu Wasser, Truppenmärsche u. s. w. vor. Die Form der Waffen und ihre Anzahl zeigen deutlich, daß schon damals die Zerstörungsmittel eben so mannigfaltig und zahlreich waren, als jetzt. Die Basreliefs, welche die Triumphzüge des Siegers vorstellen, folgen auf jene, die seine Siege selbst verherrlichen sollen. Man schleppt die Gefangenen vor ihn hin, und unter seinen Augen zählt man die Haufen von Händen und andern abgeschnittenen Gliedmaßen, um damit die Zahl der erlegten Feinde zu veranschaulichen.

Man beschuldigt die alten Aegypter, sie hätten Feinde geopfert. Aus diesen Basreliefs sieht man, daß es der Fall war; man brachte die Feinde den Göttern zum Opfer dar.

Mit den Göttern und Königen haben die Todten die Sorgfalt und Huldigung der alten Aegypter getheilt. Das längste Leben eines Königs konnte ihm kaum so viel Zeit lassen, sein Grab zu machen; auch sind die Gräber der Könige von Theben das Erstaunenswürdigste, was die größte Geduld und Anstrengung zu Stande bringen konnte. Bei der Aushöhlung der Grotten konnte man nur eine sehr kleine Anzahl von Arbeitern beschäftigen, und dennoch sind sie bis auf die kleinsten Theile mit Gemälden und Hieroglyphen geschmückt, deren Farben noch ihre ganze Frische und

Lebhaftigkeit haben. Die Figuren, welche man nicht kolorirte, sind gleich der schönsten Gypsarbeit polirt.

Die alten Aegypter hatten den Glauben, sie würden nach einer gewissen Reihe von Jahrhunderten wieder ins Leben zurückkehren, wenn ihre Körper keine Veränderung in den Gräbern erlitten hätten; daher rührte das Einbalsamiren., und deshalb suchte man auch die Mumien gegen die Ueberschwemmungen des Flusses zu sichern. Diese Hoffnung auf Wiederbelebung war auch die Ursache, warum man Pyramiden zur Aufbewahrung der Königsleichname baute. Die Pyramiden versahen vielleicht die Stelle der Berge und wurden in der flachen Sandwüste Mitteläg yptens errichtet; in dem mehr bergigen Oberägypten fehlen sie fast ganz.

Ueberall in Oberägypten, wo man die Stelle und Ruinen einer alten Stadt antrifft, kann man mit Sicherheit im Schooße der benachbarten Berge die Gräber ihrer Einwohner finden. Auch kann man in jedem dieser Gräber die Geschichte des Aegypters finden, der darin begraben liegt. Sie ist an den Wänden und Mauern dargestellt.

Die Liebe zu dem Ungeheuern, welche den Morgenländern eigen ist, war die Schöpferin der gewaltigen Denkmäler in Oberägypten und bei Memphis, der Kolossalstatuen und der Tempel und Pyramiden. Alle diese Werke konnten nur aus dem religiösen Geiste der Menschen entspringen und unter einer Priesterherrschaft zur Vollendung kommen.

Die erstaunenswürdigsten Ueberreste von Baudenkmälern findet man zu Theben, in Mittelägypten, auf beiden Seiten des Nils gelegen, der hier breiter ist, als irgendwo. Man benennt die noch vorhandenen Ruinen nach den Dörfern, welche sich auf der Ebene zu beiden Seiten befinden. Auf der Westseite stehen die Dörfer Medinat-Abu und Kurnu, und auf der Ostseite Luxor und Karnak, wozu noch am Nordostende das Thal Med-Amuth kommt. Die Meisten geben den Monumenten auf der Ostseite den Vorrang.

Wenn der Reisende den Palast von Luxor besucht, so fallen ihm zunächst zwei aus einem einzigen Granitblocke gearbeitete Obelisken in die Augen, die der Eingangsmauer gegenüber in einer Entfernung von 14 Schritten von einander stehen. Zwischen ihnen und der Mauer sind zwei Kolossalstatuen von schwarzem Granit; 38 Fuß hoch, und einen sitzenden Mann darstellend, dessen beide Hände auf seinen Schenkeln ruhen. Diese Statuen sind von der Mauer 3 und von den Obelisken 8 Schritte entfernt. So findet man also schon in einem Raume von 11 Schritten ungeheure Denkmäler, wovon schon jedes, wenn es allein stände, durch seine Größe auffallen würde.

Links, wenn man durch den Thorweg kommt, sieht man eine Säulenreihe, die jetzt einen Theil arabischer Häuser bildet. Die Flügel des Gebäudes, welche hinter der Eingangsmauer sein sollten, sind gänzlich zerstört. Sie führten zu einer zweiten Kolonnade, die noch vorhanden ist,

und die aus zwei Reihen, jede von 8 Säulen mit dem Lotuskelche, besteht. Ihre Höhe beträgt 56 Fuß und ihr Abstand von einander 15 Fuß.

Links und rechts, und zwar 25 Schritte von der großen Kolonnade, fangen zwei andere Säulenreihen an, deren Knäufe eine abgestutzte Lotusknospe darstellen. Aus dem Plane des Ganzen sieht man, daß es aus ungefähr 60 einzelnen Gebäuden bestand. Einem solchen Riesenbau entsprach dann auch das Hauptthor von 52 Fuß Höhe mit seinen gewaltigen Seitenflügeln (Pylonen = Propyläen), die noch mit ganz deutlich zu erkennenden Skulpturen bedeckt sind. Auf dem östlichen oder rechten Flügel sieht man eine Menge Krieger auf ihren Kriegswagen, von zwei Pferden gezogen. Sie setzen über einen Fluß oder Graben und verfolgen den fliehenden Feind. An der Spitze fährt der König mit dem Bogen in der Hand. Oben sieht man ein Lager mit vielen Zelten. Auf dem linken Flügel erscheint der Sieger auf seinem Wagen, wie er die Gefangenen mustert. Von allen den historischen Reliefs ist vielleicht keins, das in Rücksicht auf den Ausdruck so merkwürdig wäre, als dieses.*)

Die Ruinen von Karnak liegen nördlich von Luxor, von den Ufern des Nils etwa 400 Toisen entfernt. Sie befinden sich, wie jene zu Luxor, auf einer durch Kunst gemachten Erhöhung und sind mit einer Mauer von Backsteinen eingefaßt. Der Umfang dieser Mauern beträgt ungefähr 2500 Toisen (= 15,000 Fuß), und man brauchte anderthalb Stunden, ehe man sie im Schritt umreiten könnte. Auch hier gaben die Ruinen von den zahlreichsten und verschiedenartigsten Gebäuden Kunde, die das Ganze bilden. Die Façade des großen Palastes von Karnak ist gegen den Fluß gekehrt, von welchem eine Allee von Sphinxkolossen herüberführte, wovon aber blos noch zwei übrig sind. Sie haben Widderköpfe und Löwenkörper. Einer von den innern Sälen ist so riesenmäßig, daß eine von unseren größten Kirchen bequem darin stehen könnte, denn sein Flächeninhalt beträgt 47,000 Quadratfuß. Die Decke, welche aus ungeheuren Steinblöcken besteht, wird von 134 Säulen getragen. Jede Säule der beiden mittleren Reihen, die etwas größer sind als die übrigen, hat nicht weniger als 65 Fuß Höhe und bei einem Durchmesser von 10 Fuß einen Umfang von 30 Fuß. Von welchen Begebenheiten, welche die Weltgeschichte nicht mehr kennt, von welchen Szenen sind diese Säulen einst Zeugen gewesen?

Auf den Riesensaal folgt abermals ein Säulenhof, und endlich erst eine Menge von anderen Sälen und Gemächern, die vermuthlich dem Könige zur Residenz dienten, während er in dem großen Saale den Gesandten fremder Völker Audienz gab und den Tribut empfing, welchen sie seiner Macht brachten.

Der Tempel von Medinat-Abu liegt fast ganz in Trümmern; aber nordwestlich davon erstreckt sich eine Ebene, zum Theil mit einem Mimosen-

*) „Description de l'Egypte" — das auf Befehl Napoleons ausgearbeitete Prachtwerk der Gelehrten, welche ihn auf seiner Expedition begleiteten.

walde bedeckt, die ein wahres Kolossenfeld ist. Man sieht hier 17 Kolosse, theils noch ganz, sitzend, stehend, theils umgestürzt und halb zertrümmert. Einer von ihnen ist die berühmte Memnonssäule, von der man erzählt, daß sie bei Sonnenaufgang einen wunderbaren Klang von sich gegeben habe. Ihr Kopf wird jetzt zu London im britischen Museum aufbewahrt. Es ist eine Kolossalbüste aus einem einzigen Granitblocke, die von der Brust bis zum Kopfwirbel 10 Fuß hoch und 240 Zentner schwer ist.

Die noch vorhandenen Pyramiden (sämmtlich in Mitteläghpten) theilt man in fünf Gruppen, die ungefähr 40 Pyramiden enthalten. Die Gruppe von Gizeh (Dschisseh, in der Nähe des alten Memphis) ist die berühmteste. Die größte derselben ist an 500 Fuß hoch, also höher als unsere höchsten Stadtthürme. Da die großen, hellgelben Quadern (meist aus hartem Kalkstein) stufenförmig gelegt sind, so kann man mit geringer Mühe auf der Außenfläche bis zum Gipfel hinansteigen. Von unten sieht dieser ganz spitz aus; oben angelangt, findet man aber Raum für eine ganze große Gesellschaft. Dreißig Fuß über der Grundfläche befindet sich ein niederer, schmaler Eingang, zu welchem man über Schutt und Scheintrümmern hinansteigt. Ein so enger Gang, daß nur Einer hinter dem Andern gehen kann, führt erst abwärts, dann wieder aufwärts in ein weites, längliches, ganz mit Granit bekleidetes Gemach, in welchem ein leerer marmorner Sarkophag steht, aus Einem Stück, aber ohne Deckel. Scherben irdener Gefäße sind über den Fußboden verstreut. Unter diesem größern Zimmer liegt ein zweites kleineres, zu dem wiederum ein abschüssiger Gang führt. Auch zwei brunnenähnliche Schachte sind da, die sich zuweilen mit Wasser füllen, und mit dem Steigen und Fallen des Nilwassers im Zusammenhang stehen sollen.

Ob die Pyramiden noch zu anderen Zwecken gedient haben, als zu Begräbnißstätten — wer weiß es? Aegypten ist ein geheimnißvolles Wunderland.

---

2. Die Pyramiden und ihre Umgebung.*)

Kahira, 13. Dez.

Am 4. Morgens lagen wir vor Alexandrien, nach glücklicher, schöner Fahrt; flach und seicht steigt das Ufer, hoch ragt die Pompejussäule über die weißen Palastgebäude empor. Durch die zahlreiche, aus großen, schweren Schiffen bestehende Kriegsflotte des Pascha hindurch waren wir bald im Hafen und ritten auf Eseln, mit Hilfe tüchtiger Prügel, durch die

*) Aus einem Briefe des Prof. Lepsius: „Ueber die ägyptische Expedition.“ (Nach ausführlicheren Mittheilungen der Preuß. Allgem. Staatszeitung bearbeitet.)

schreiende Menschenmenge und durch die engen schmutzigen Gassen nach dem Hotel auf dem großen Platze der Konsuln. Alexandrien ist ein Gemisch von Orient und Okzident ohne allen Charakter; die Pompejussäule, eigentlich dem Diocletian geweiht, hat meine Erwartung nicht befriedigt; von der Inschrift ist keine Spur mehr vorhanden. Am 7. Dezember schifften wir, gezogen von galoppirenden Pferden, den Kanal Muhmudie, der doch ein stattliches Werk ist, hinauf; Nachts hinüber auf ein kleines Dampfschiff auf dem Nil, der dann am 8. Morgens, nachdem der kalte Nebel sich verzogen hatte, in aller seiner Herrlichkeit mit seinen dorf- und palmenreichen Ufern unter einem orientalischen Himmel vor uns lag, während wir seinen starken Wogen mit jener modernen Dampfkraft entgegenfuhren, die weder die Pharaonen, noch Antonius und Kleopatra kannten. Am 9. Morgens in Kahira; da erfuhr ich, daß die Expedition noch bei den Pyramiden von Gizeh sei. Dort traf ich mit den Freunden zusammen. Sie können denken, mit welcher Freude! Am Sonntag Morgen waren wir auf der großen Pyramide. Die Aussicht, das reiche Nilthal auf der einen, die todte Wüste auf der andern Seite, in der nächsten Nähe das Gräberfeld, über das fünf Jahrtausende hingegangen sind, ohne seine Male zerstören zu können, ist vollkommen einzig und nicht zu beschreiben. Die ganze Expedition ist wohl; von Hitze leidet man nicht, aber wohl von Kälte. Ich bin jetzt wegen der Einkäufe wieder einige Tage in Kahira. Hier ist nun der volle Orient — Alles, was man sich davon träumt aus den Mährchen der Tausend und Einen Nacht, ist hier Wirklichkeit; Konstantinopel, selbst Kleinasien ist Nichts dagegen; so sagen Alle, die dorthin kommen. Kahira ist eine Wunderstadt mit ihren dicht gedrängten Häusermassen, ihren engen Gassen und vortretenden Häusern voll wunderlichen Schnitz- und Schnörkelwerks, ihren riesengroßen Moscheen, ihren schlanken pfeilartig emporsteigenden Minarets, ihrer reichen, üppigen Umgebung voll der schönsten Gärten mit Palmenhainen, großblätterigen Bananen, Zypressen; durch diese bunte Szenerie läuft der lärmende, halbnackte, muskulöse Araber und Aegypter, reitet auf geputztem Esel der schweigende Türke, und zieht mit langsamem Schritt das hohe Kameel einher. An der einen Seite der Stadt dehnen sich Gärten und Felder bis zum Nil, an der andern tritt das Mokattamgebirge nahe an dieselbe heran; auf einem Vorsprung liegt die Zitadelle. Gestern Abend hatten wir einen Zauberer bei uns, nicht denselben, von dem wir in Lane's Reise lasen, welcher seinen Knaben die Erscheinung des Admirals Nelson, einarmig und nicht zu verkennen, in dem Spiegel eines Tintenkleckses hatte erblicken lassen, aber einen ganz ähnlichen. Er beschrieb uns den jetzigen Prinzen von Wales mit schwarzen Hosen und Schnurrbart u. s. w. Heute Abend werden wir einen Schlangenbeschwörer haben. Sobald die Untersuchungen auf dem Pyramidenfelde beendet sind, denken wir uns nach Sakkara überzusiedeln, dessen Pyramiden zwar kleiner, aber vielleicht noch älter sind; von da geht es nach dem Fayum, das nur etwas über eine Tagereise

entfernt ist. Dann hat Lepsius den Plan, daß wir Alle zu Kameel und Esel auf dem östlichen Ufer langsam bis Syene hinauf und am westlichen Ufer wieder hinunter gehen. Die Reise nach dem weiten Süden bleibt dem nächsten Winter aufbehalten.

Gizeh, im Zelt bei den Pyramiden, 1. Jan.

Hier, an der Spitze des Delta, wo das Wüstenplateau, das bisher von Norden her die westliche Seite des Delta entlang in südöstlicher Richtung strich, nun in fast südlicher fortgeht, bildet sich gerade an der Ecke südlich von Kahira, nördlich von der Stätte des alten Memphis, eine etwas vorspringende Terrasse in unregelmäßigem Viereck von etwa 4000 Fuß ins Gevierte. Diese hat sich die vierte Dynastie memphitischer Könige (nach Manetho) zum Begräbnißplatz ausersehen und auf der Diagonale derselben die drei Riesenwerke erbaut: auf der nordöstlichen Ecke Cheops die große Pyramide, auf der südwestlichen Mykerinus die kleine, in der Mitte des ganzen Plateau Chephren die zweite; rings um sie her dehnt sich ein ungeheures Gräberfeld aus jenen uralten Zeiten. Mit der Erforschung dieser bisher viel zu wenig beachteten Monumente (das Interesse hatte sich bisher fast ausschließlich Theben und den Dynastien der Amenophis und Ramses zugewandt) fand ich unsere Expedition beschäftigt, die seit dem 9. November hier weilte und wohl noch einiger Tage bedarf, um mit der reichen Ausbeute auch nur einigermaßen abschließen zu können. Vom Fuß der zweiten Pyramide geht ein tiefer Einschnitt durch das Plateau östlich in die Ebene hinab; in diesem, geschützt vor den jetzt herrschenden Weststürmen, stehen unsere Zelte; auf erhöhtem Hügel daneben die preußische Flagge. Ein anderer Theil unserer Gesellschaft hat sich die nahen Felsengräber zur Wohnung eingerichtet, und ähnliche Räume dienen uns zur Küche, zu Magazinen, zur Stallung für unsere Kameele und Esel. Daß wir auf solche Weise nur diejenigen gebrauchen, in welchen sich keine Hieroglyphen finden, versteht sich von selbst.

Hier beginnt denn immer frühmorgens in der schweigenden Wüste ein reges Leben; wenn bei Ihnen noch Alles in tiefem Dunkel begraben liegt (bei uns geht die Sonne jetzt vor 7 Uhr auf, und wir sind zugleich um eine ganze Stunde Ihnen in der Zeit voraus), vergolden die ersten Strahlen die Spitzen der Pyramiden, und bald steigt die goldene Kugel mit ihrem siegreichen Glanz auch für uns über das östliche Gebirge herauf; dann kommen aus dem nahen Dorfe unsere Arbeiter und harren, im Kreise kauernd, daß man sie an die verschiedenen Orte ihrer Bestimmung sende; auch unsere Gesellschaft zerstreut sich noch in der frischen Morgenkühle (wir haben oft nur + 2° R. bei Sonnenaufgang gehabt) an die Arbeit, und nun beginnt der Tag warm zu werden. Von unendlicher Schönheit und Lieblichkeit sind diese stillen und heiteren Tage, wie wir deren in der vorigen Woche viel gehabt haben; dann leuchtet die massenhafte, durch Licht und Schatten wunderbar durchbrochene Wüste in ganz eigenthümlich ernsten,

braunen, rothen und gelben Tönen; das fruchtbare Nilthal ist wie eine Sammetdecke aus Grün und Schwarz zusammengesetzt; zwischen durch ziehen sich blau leuchtende Kanäle, erheben sich in malerischen Linien Dörfer aus Palmenhainen und fernhin die weißen Minarets von Kahira; darüber liegt an der Spitze des Mokattamgebirges die Zitadelle in scharfen Linien; am Gebirge selbst aber zeigt sich jede Schlucht, jede Felsbildung bei der heitern klaren Luft in den deutlichsten Formen und Umrissen, obgleich Alles mit dem reizendsten violetten, lilarothen Duft übergossen ist, und über dem Allen wölbt sich der wolkenlose Aether in tiefblauer Pracht! Freilich sind nicht alle Tage so schön; wir haben auch kalte, bezogene und stürmische Tage, an denen wohl einmal ein Zelt zusammenstürzen will, und man sich gern zu einem Freund in sein Grab flüchtet. Fast immer aber sind die Sonnenuntergänge von einer nicht auszusprechenden Schönheit; da erglänzt der westliche Himmel unten in orangenfarbener Gluth, oben in rosenrothem Licht, bis zum Zenith hinauf, das Gebirge aber in goldenem Purpur. Dann kommen Deutsche und Araber aus allen Gräbern und Thälern zurück; Letztere hocken im Kreise nieder, in ihre weißen Mäntel gehüllt, auf die Bezahlung wartend; die Männer bilden einen, die Kinder einen zweiten Kreis, und so geht Alles in seiner Ordnung. Ein Grab ist unser Eßzimmer; daß die lange türkische Pfeife und der Kaffee in seinen kleinen Schälchen, die statt der Untertasse ein metallenes Täßchen haben, nicht fehlen, versteht sich von selbst. Aber von der Pracht und Herrlichkeit des Sternenhimmels können Ihnen selbst die klarsten deutschen, ja auch die römischen Nächte noch keinen Begriff geben. Gerade über uns leuchtet der Orion, unter ihm der Kanopus, den Europa nicht kennt; dagegen hat der Polarstern sich schon tief gegen den Horizont geneigt, und der große Bär ist nicht mehr „untheilhaftig der Salzfluth."

Jede Pyramide bildet den Mittelpunkt eines Gräberfeldes, auf welchem die Verwandten, Priester und hohen Beamten des königlichen Erbauers begraben liegen, theils in Kammern in den Felsen ausgehauen, theils in hohen Malen, die in oblonger Gestalt mit schrägen Wänden und flachen Decken meist etwa zwölf Fuß hoch aufgebaut sind, als solide Würfel aus gewaltigen Quadern. In diesen Malen findet sich dann meist eine Kammer voll reicher Hieroglyphen und bildlicher Darstellungen, die als Kapelle gedient haben mag, und hinter derselben ein tiefer Schacht oder Brunnen. Aehnlich ist die Einrichtung der Felsengräber, und die Gesammtanschauung dieser Denkmäler giebt die überraschendsten Aufschlüsse über die Bedeutung der Pyramiden und ihr Verhältniß zu den vor ihnen erbauten Tempeln. Die Hieroglyphen und Darstellungen in den Gräbern, aus denen frühere Reisende nur einzelne pikante Lebensszenen ausgezogen, sind sowohl für die Sprache, wie für die künstlerische Entwickelung und für die Geschichte jener uralten Zeit sehr wichtig, und die Reihenfolge der Namen giebt manchen fehlenden historischen Anhaltepunkt. Manchmal können wir eine und dieselbe Familie in verschiedenen Gräbern durch drei

Geschlechter hindurch verfolgen. Der künstlerische Charakter dieser uralten Hieroglyphen ist in fester, gesunder Derbheit und Wahrheit sehr eigenthümlich ausgesprochen, und sehr bald sowohl von der Blüthenzeit der Thutmosis und Sesostriden, als von der Eleganz der Psammetiche zu unterscheiden. Aus ersterer finden sich hier nur einzelne verlorene Spuren; die große Sphinx, deren Inschrifttafel wir zum ersten Mal genau haben, ist bekanntlich von einem Thutmosis; aus der Zeit der Psammetiche aber, ungefähr 700 Jahre vor Christus, hat sich eine ganze Gräbergruppe zwischen die vielleicht schon damals sehr zerstörten Bauten der ältesten Zeit eingenistet.

Aber keine Karte, keine Worte, keine Bilder können Ihnen den Eindruck dieser Stätte der Herrschaft des Todes geben. Mit den Pyramiden geht es wie mit dem Kolosseum von Rom, das Auge oder die Seele kann den Eindruck ihrer Größe nicht festhalten, und man wundert sich immer von Neuem darüber, wenn man den Blick wieder darauf richtet. Die ungeheure riesenhafte Masse ist in die einfachsten geometrischen Formen eingegrenzt; sie wirkt ganz als Masse und ist doch auch durch die Form vollkommen beherrscht, darum erdrückt sie nicht mehr; der Geist hat ihr schon sein Siegel aufgeprägt. Interessant ist es mir, bei diesem Anblick unserer germanischen Baukunst zu gedenken, deren vollkommenstes Meisterwerk, den Kölner Dom, ich noch vor Kurzem in all seiner Pracht gesehen, und dessen Eindruck mir daher so lebendig vor Augen steht. Da hat der Geist sich in einen Kampf mit der Masse eingelassen und hat sie überwunden — ähnlich wie sie im Organismus überwunden ist durch das Lebensprinzip, und zuletzt mit freiem heitern Spiel der Willkür über der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit schwebend entfaltet sich dort jene Linie in immer neue Blüthen und Glieder; die einfache, zu Grunde liegende mathematische Linie ist wie durch einen reichen Schleier verhüllt, wie mit den freien schwellenden Formen des Lebens umkleidet. Hier dagegen kommt Alles darauf an, daß die einfache mathematische Linie in der Masse selbst sich ganz und klar dem Auge entgegenstelle und sich der Seele ungestört in ihrer herrschenden Gesetzmäßigkeit aufdränge. Sie bringt dadurch einen ungeheuern, aber erhebenden Eindruck hervor. Die zweite Pyramide, die Chephren (Schafra der Hieroglyphen) erbaute, liegt etwas höher als die größte; auch ist an der Spitze ein Stück der Bekleidung erhalten, welches sie jetzt über die größere hervorragend macht. Dieser glatten Bekleidung wegen ist aber die höchste Spitze fast unzugänglich; doch sind Lepsius und Bonami oben gewesen; wir Andern drangen nur bis unter die Bekleidung vor, was leicht ist. Ein Panorama von der Spitze, gerade im Mittelpunkt des Ganzen, ist eine der interessantesten unter der Masse von Zeichnungen, die wir von diesem wenig durchforschten Feld mitbringen. Auch eine Anzahl Gypsabgüsse der bedeutendsten Sachen hoffen wir unserm Museum zu gewinnen.

In dieser großartigen Umgebung haben wir nun unsere Weihnacht

gefeiert. Von der Spitze der großen Pyramide leuchtete Abends ein prächtiges Feuer, höher als das Kreuz auf St. Peters Dom. Im Innern der Pyramide aber, in der hohen, rings mit Granitblöcken von fast 20 Fuß Länge gedeckten Kammer des Königs hatten unsere deutschen Freunde ein Christfest angerichtet; in dem Sarkophag des Cheops stand ein schöner Palmbaum, mit unzähligen Lichtern und Südfrüchten geschmückt.

Nach einigen Tagen werden wir von hier aufbrechen und uns nach dem nur wenige Stunden entfernten Sakkara wenden, wo auch kleinere Pyramiden sind, und wo wohl der eigentliche älteste Begräbnißplatz für Memphis war. Von da geht es nach dem eine Tagereise entfernten Fayum, wo Labyrinth und Mörissee unser harren, für welche der ausgezeichnete Architekt Linant, im Dienst des Paschas, bedeutende Vorarbeiten gemacht hat.

Sakkara, 30. März.

Daß ich an einem solchen Tage, wie der heutige, an Sie schreibe, um den Abgang des Postdampfschiffes nicht zu versäumen, müssen Sie mir hoch anrechnen; denn dies ist einer von den Tagen, wo man vollkommenes Recht zu haben meint, sich höchstens für sich selbst, keineswegs aber für Andere existirend zu betrachten. Sie kennen einen römischen Sirocco; Sie kennen auch einen Londoner Novembernebel — setzen Sie diese beide zusammen, substituiren aber dabei in dem Gemenge des letztern dem dicken röthlichen Rauch einen noch dickern röthlichen Sand, und geben Sie dem Ganzen eine Temperatur von 29—30° R., so haben Sie einen Tag des Chamsinwindes, wie wir ihn am Montag hatten und heute wieder haben. Mit Mühe macht sich um Mittag die Sonne Bahn durch diese dumpfe, schwere Masse; aber das Gebirge gegenüber ist nicht zu erkennen, kaum die nahen Dörfer des Nilthals; heute Morgen sah man nicht über dreißig Schritte weit. Wenn ich dem noch hinzufüge, daß dieser Wind seinen Namen (die Funfzig) von der Zahl der Tage hat, die er in dieser Jahreszeit zu wehen pflegt, so mögen Sie sich einen ungefähren Begriff von der Stimmung machen, in die ein solcher Tag den Reisenden versetzt, und werden diesen Begriff mit angemessener Nachsicht beurtheilen. Wir leben unter Gräbern; unsere Beschäftigung ist nur mit den Todten. Denn alle Spuren einstiger Herrlichkeiten sind von der Stätte des alten königlichen Memphis verschwunden. Die Paläste der Könige und die Tempel der Götter sind so spurlos vergangen, wie die Hütten der Armen, nur die Wohnungen der Todten haben sich erhalten. Die Stätten des alten Memphis deckt größtentheils ein weit ausgedehnter Palmenwald, in welchem mehrere Dörfer auf Schutthaufen oder Unterbauten alter Ziegel von Nilerde liegen. Bei dem Dorfe Mit-Rahenne sind ungeheure Wälle oder künstliche Hügel von solchen Ziegeln; man hat sie für Umwallungen gehalten und gar von dem Wall gefabelt, durch den Menes den Nil abgedämmt habe — nach Herodot 2½ Meilen weiter südlich; wir sind geneigt,

sie für Reste mächtiger Substruktionen zu halten, für jene Höhen, auf welchen nach Strabo die Königsburg lag. In ihrer Nähe liegt auf dem Antlitz, theilweise noch im Schlamm begraben, der Koloß des Ramses-Sesostris, der zu dem Schönsten gehört, was die ägyptische Skulptur aufzuweisen hat. Das vollkommen wohl erhaltene Gesicht ist von einer Schönheit und Feinheit der Formen und des Ausdrucks und von einer Vollendung der Arbeit, die man an dieser Stätte nur mit Wehmuth anschauen kann. Unweit davon Fragmente eines gleich großen (34 Fuß) Kolosses und einige kleine Statuen von Granit, auch eine Thürschwelle und wenige andere Bruchstücke. Alles dies bezeichnet wohl wenigstens die Nähe des Tempels des Phtha (Vulkan), der beinahe das größte Heiligthum Aegyptens war, und das ist Alles, was von Memphis geblieben! An Ausgrabungen können wir in dem feuchten, scholligen, jetzt noch dazu meist bebauten Boden nicht denken; unser Arbeitsfeld ist die Wüste.

Am Rande dieser Wüste, gerade westlich von jenen Resten, zwischen Abuis und Sakkara, hängen denn unsere Zelte am steilen Felsabhang auf einer kleinen Terrasse auf halber Höhe des Wüstenplateau, mit der herrlichsten Aussicht nach Osten über die Thalebene auf die Steinbrüche des Mokkattam; in den Felsen hinter uns sind große Gräber, darunter ein sehr interessantes mit vielen Kammern, sternverzierten Decken und Wänden voll von hieroglyphischen Inschriften, die lange Kapitel aus dem Todtenbuch enthalten; es ist aus der Zeit der Psammetiche. Das Wüstenplateau selbst ist hier nichts als ein weit ausgedehntes Gräberfeld, seit Jahrtausenden von Todten und von Schatzgräbern durchwühlt; nur die unterirdischen Grabkammern, die Schachte und Brunnen haben sich erhalten; die Grabgebäude sind verschwunden bis auf wenige Spuren. Sind doch selbst viele Pyramiden bis auf die Grundfläche abgetragen. Welchen Anblick mußte in alten Zeiten diese „Berghöhe" mit vielen Pyramiden, „den Gräbern der Könige," darbieten, als Strabo sie sah! Noch jetzt ist's ein staunenswerther Anblick, von jenen Ziegelhügeln bei Mit-Rahenne gesehen. Da sieht man zuerst in Nordosten auf hohem und steilem Fels die Pyramide von Abu-Roasch, von der nur der untere Theil erhalten, dann, etwa eine Meile weiter nach Süden, die drei Riesen von Gizeh; etwa anderthalb Meilen weiter die Gruppe von Abusis, von der sich drei auszeichnen; wieder eine halbe Stunde weiter, gerade im Osten, unsere vier Pyramiden von Sakkara; in gleicher Enternung von da nach Süden, von den vorigen durch einen Thaleinschnitt getrennt, in dem ein großer Weg zur Nekropole (Todtenstadt) hinaufgeführt haben muß, vier andere, die man auch noch von Sakkara benennt; dann über eine halbe Meile weiter die merkwürdige Gruppe von Daschur, aus zwei riesenhaften Pyramiden von Quadern (ähnlich der Bauart derer von Gizeh und an Größe der des Mykerinus zu vergleichen) und zwei anderen nicht minder interessanten aus Ziegeln von Nilerde bestehend. Bei der zweiten Gruppe von Sakkara zeichnet sich noch ein großes oblonges Grabgebäude aus mächtigen

Blöcken aus, etwa 120 Schritt lang und 30 breit, von den Einwohnern Mortabat el Farahan — Thron des Pharao — genannt. Ob man ehemals die mehrere Meilen stromaufwärts gelegenen Pyramiden von Lischt und Meidun von da aus gesehen, mag zweifelhaft bleiben; aber gewiß ist, daß zwischen diesen Gruppen vereinzelt, aber meist mit einem Gräberfeld umgeben, noch eine Anzahl anderer Pyramiden gestanden, von denen zum Theil nur die Fundamente erhalten sind; viele kleinere neben den größeren, offenbar für Familienglieder der Könige, nicht für selbstständige Herrscher bestimmt.

Merkwürdig ist es, daß sich beweisen läßt, daß die bestgebauten die ältesten sind; ebenso bei den Grabmälern. So beginnt unsere Kenntniß ägyptischer Kunst bei einer Stufe der Vollendung architektonischer Technik und Tüchtigkeit des Baues wie der Skulptur, die, in jenem grauen Alterthum so unmittelbar aus der Nacht hervorspringend, Staunen erregen muß.

Die ältesten Gräber sind wahrscheinlich schon im Alterthum, zum Theil schon von den Hyksos geplündert und zerstört worden. Doch haben wir einige Mumien gefunden in bisher unberührten Gräbern, die wir in die Pyramidenzeit setzen müssen. Es ist ein eigenes Gefühl, in einen solchen eben geöffneten tiefen Schacht hinabzusteigen und unten in der Seitenkammer den noch unberührten hölzernen, inwendig reich bemalten Sarkophag zu öffnen: drinnen liegt, meist in einem zweiten innern Sarge, der Todte, in ein Leichentuch von der schönsten, festesten Leinwand mit zierlichen Fransen sorgsam eingeschlagen, das Antlitz mit einer Maske von einer Art Papiermaché bedeckt, der Körper aber meist sehr zerstört, das Haupt auf eines jener zierlichen hölzernen Kissen oder Gestelle gestützt, die Sie wohl aus den Museen kennen; neben ihm liegt meist sein Stock, der Wanderstab seiner Pilgerschaft! Einmal fanden wir auch einen Bogen dabei. Auf den Sarkophagen standen mehrere Male Schiffe mit Ruderern, auch das Modell eines Häuschens und einer Scheune, von Holz und sehr roh gearbeitet. Dergleichen Sachen sind in Theben viel und schöner; was wir hier gefunden, hat nur den Werth des höhern Alterthums. Nicht ohne fromme Scheu kann man diese Räume, welche die Pietät der trauernden Freunde geschmückt, dieser Zeichen frommer Liebe berauben; doch die Gegenwart mit ihrem Wissensdrang macht ihr Recht, wenigstens ihre Macht über den Tod geltend.

Die Araber hier, gewöhnt an die habgierigen Ausgrabungen der Antiquitätenkrämer, können nicht recht begreifen, was wir wollen, und sehen uns verwundert an, wenn wir mehr nach beschriebenen Steinen, als nach goldenen Arm- u. Halsbändern u. dgl. suchen. Uns aber ist die schönste Mumie ohne ein historisches Datum natürlich viel weniger werth, als ein unscheinbarer Stein mit einem Königsring, und wir sind glücklich genug gewesen, auch hier einige neue, bisher unbekannte Königsnamen aus der ältesten Zeit zu finden. So reiht sich Bruchstück an Bruchstück, um die Geschichte der ältesten Zeit aufzuklären, mit der wir in innigem Zusam-

menhang des Bewußtseins stehen können. Aeußerst wichtig ist uns darum dieser erste Theil unserer Reise, der sich über Erwarten so lange verzögert hat, der Süden kann uns wohl eine reichere Anschauung ägyptischen Lebens, aber keine historischen Resultate von gleicher Wichtigkeit geben. Manche von den wichtigsten Steinen finden wir vermauert in den Häusern der nahegelegenen Dörfer, aus denen sie meist mit Leichtigkeit zu erhalten sind. Die Einwohner der nächsten Dörfer hier genießen keines besondern Rufes; doch haben wir eben keine Ursache zu klagen. Es ist ein Volk von edlen Anlagen, und nach dem übereinstimmenden Zeugniß Aller, die das Land kennen, viel bildsamerer Natur, als die Türken. Möchte nur einmal ein Versuch gemacht werden, sie zu bilden! Was hilft die Bildung von Fabriken, Flotten, Heeren, wenn die bildsamen Menschen nicht gebildet werden! Dagegen liegt in der Natur des Türken etwas Nobles, Feines und wenigstens der Anschein einer sittlichen Würde, die dem Araber abgeht. Daher die Autorität, die dem Türken immer über und gegen den Araber zu Gebote steht, und von der wir mancherlei Beispiele gesehen. Bei einem neulichen Besuch in Abusis trafen wir mit einem türkischen Steuereinnehmer zusammen, der uns zu Pfeife und Kaffee auf seinen im Schatten ausgebreiteten Teppich einlud, während sein koptischer Schreiber mit den Aeltesten des Dorfes die Steuer abmachte; neben ihm standen die gefürchteten Waffen seiner Autorität: Stock und Kurbatsch (Peitsche aus der Haut des Nilpferdes). Das Dorf zählt etwa 300 erwachsene Männer und zahlt dem Pascha monatlich 24 Beutel, d. i. 816 Thaler Courant — eine Summe, die nicht nach der Kopfzahl, sondern nach den Ländereien berechnet wird. Für einen Feddan, ungefähr einen Morgen, werden jährlich im Durchschnitt 57 Piaster (à 2 Sgr.) bezahlt; das ist Pacht und Steuer in Einem.

Das Nilthal steht jetzt in voller Frühlingspracht da; die Hülsenfrüchte fast reif, das Korn schon lange in schweren Aehren nickend, Gurken und Melonen Früchte ansetzend, erstere zum Theil schon reifend. Diesen drohte neulich ein gefährlicher Feind: ein ungeheurer Heuschreckenschwarm, der, von Südwest kommend, die Luft wie ein dichtes Schneegestöber erfüllte, in stundenweiter Erstreckung — uns ein interessantes Schauspiel. Mehrere Tage zogen sie so heran; dann sah man sie millionenweise am Rande der Wüste liegen, die von weitem wie mit grünem Moos bedeckt erschien — alle in Paaren, die Weibchen grau, die Männchen grünlich-gelb. Regen und Gewitter hinderten sie, hier großen Schaden zu thun, wirksamer als die Feuer und Trommeln, mit denen die Bauern sie von ihren Melonenfeldern zu verscheuchen suchten. Am neunten Tage waren sie alle verschwunden. So ist die Witterung noch immer wechselnd, von großer Hitze und trockenem Sandtreiben zu Kälte und Gewitterregen, welche oft von der Wüste kommen, sich doch meist erst über dem Thale entladen. An schönen, etwas luftigen Tagen ist eine Temperatur von 23—24° R., eben, was man wünscht; mehr haben wir nur selten gehabt. Auch der

Frühlingsschmuck der zierlichsten Feldblumen fehlt dem Thale nicht; Veilchen werden freilich nur in Gärten gezogen; mit einem schönen, heimathduftenden Sträußchen beschenkte uns neulich Soliman Pascha (Oberst Selves), der in seinem Garten wohl ein dankbareres Kulturfeld finden mag, als in der ägyptischen Armee. Er will in diesem Jahre einen Versuch machen mit der neuerlich aus Algier gemeldeten Entdeckung der Zuckergewinnung aus der Kaktusfrucht; Rosen werden wir in Fayum finden, wo wir unsere Ostern zu feiern hoffen. Denn hier sind wir nun so gut wie fertig und mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt.

Sakkara, 17. April.

Die ganze Umgegend ist äußerst fruchtbar; aber fast vier Fünftel des Ertrags gehen an den Pascha. Fast alle Dörfer sind in beständigen Rückständen. Ein reicher Mann ist Zielpunkt aller Intrignen von oben und unten. Die Leute hier in Sakkara und Abusis stehen übrigens in keinem besonderen Ruf, doch haben sie alle patriarchalische Sitten. Gestern Abends kam der Schech von Sakkara mit den Wächtern und setzte sich zu unserm Kaffee ins Zelt. Er hatte seinen Sänger mit, welcher niederkauernd, unter ausdrucksvollen Gesten der Arme und des Kopfes, die beliebte Romanze von Abu Zeid sang (über die Sie in Lane's vortrefflichem, durchaus lesenswerthem Werke nähere Auskunft finden). Der Sänger trug Mancherlei fast die ganze Nacht über vor, und da mein Zelt etwas entfernt stand, tönte der einfache Rhythmus, die eintönige Melodie gar nicht unangenehm durch die stille schöne Vollmondnacht herüber. Das Volk ist leiblich ein prächtiger Menschenschlag; schöne Gesichter, wie in Alatri und Olevano, muß man freilich hier nicht suchen. Aber vortrefflich gebaut sind sie; schlanke und kräftige Gestalten, durch geringe Bekleidung und viele Bewegung in der Luft vollkommen ausgebildet.

So oft ich aus der Einsamkeit unserer Wüste nach Kahira komme, überrascht mich stets aufs Neue die wunderbare Mannigfaltigkeit des orientalischen Lebens. Nichts ist dem bunten Gewimmel am Hafen von Alt-Kahira zu vergleichen, wo ich gewöhnlich Halt zu machen pflege. Große Haufen verschiedenartigen Getreides liegen aufgeschüttet; daneben sitzen die Eigenthümer rauchend in ihrer orientalischen Ruhe; zwischendurch drängen sich Kaufleute in langen Gewändern, Fellahs und Beduinen in Lumpen, Soldaten in schmutziger Uniform, hier und da ein Arnaut in prächtiger Kleidung mit schweren, schön verzierten Waffen; Waaren aller Art werden feilgeboten von Trödlern aller Farben, vom Schwarz des Negers bis zur Weiße des Europäers; Pferde galoppiren, Kameele schreiten langsam durch das Gedränge; Boote laufen ohne Aufhören ein und aus. Und dahinter breitet sich nun im hellsten Sonnenglanz der herrliche Strom, durchschnitten in allen Richtungen von unzähligen Barken und Booten jeder Größe, mit ihren so malerischen ungeheuern dreieckigen Segeln. Aus der Mitte des Stromes erhebt sich das reiche Eiland Rodda mit seinen üppigen Gärten,

aus denen heitere weiße Landhäuser im neutürkischen Styl vorleuchten; am jenseitigen Ufer ebenfalls Gärten und Häuser, dann die Palmen und Minarets von Gizeh und dahinter in blauer Ferne, riesengroß, die Pyramiden. Das sieht sich vom gastlichen Kafé, in das die Schwalben ein- und ausfliegen, während oben in der Luft Habichte und Geier kreisen, gar behaglich an.

Endlich muß ich Ihnen doch auch von den Festlichkeiten des Mulid en Nebbi, d. h. des Geburtsfestes des Propheten, erzählen, die mir, wie Alles, was ich bisher von dem religiösen Leben der Muhamedaner gesehen, einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht durch das dumpfe orgiastische Wesen, gegen welches doch selbst unsere ärgste Mystik auf einer ganz anderen Stufe steht Es war zwar auch manches Heitere dabei. So bot der große Platz Birket el Esbekieh (der bei einer Ueberschwemmung unter Wasser steht) und die daran stoßenden, mit Konditorläden gefüllten Straßen, besonders Abends im festlichen Schmuck bunter Lampen, einen seltsamen, aber heitern Anblick dar. Am Platz waren eine Menge großer, bunter, weit offener Zelte aufgeschlagen, reich erleuchtet, theils zum Kaffeetrinken, theils zu den religiösen Tänzen bestimmt; an hohen Mastbäumen hingen Lampen in mancherlei Formen und Zusammenstellungen; eine Anzahl Schaukeln trieben ihre Räder auf und ab, oder im Kreise herum, zu höchstem Ergötzen alter und junger Kinder; zahlreiche Gruppen saßen im Kreise um Mährchenerzähler, Tänzer (Tänzerinnen sind jetzt verboten und verbannt) und Sänger des Abu Zeid und anderer Romanzen; eine Menge Volks drängte sich im hellsten Mondschein zwischen den Zelten und Bäumen auf und ab, lärmend und schreiend, oder saß ruhig bei einer langen Pfeife, des schönen Abends sich freuend, während Viele dort im Freien ihre Nachtruhe hielten. Das Alles war recht hübsch; wenn man dann aber eine Prozession der wilden, halb betrunkenen, halb begeisterten Derwische (Leute aus dem Volk, Arbeiter, die sich aber zu einer der vier großen Klassen oder Sekten der Derwische zählen) hinter einer mit Sprüchen gestickten Fahne herziehen sah, oder zu einem der Kreise unter Zelten oder freiem Himmel hintrat, wo ein Zikr gehalten wurde, da ward Einem grauenhaft zu Muthe. Ein Zikr ist ein Tanz, von diesen Derwischen und wer will ausgeführt, während Einer oder Zwei ein Kapitel aus dem Koran singen; die Andern fallen dabei von Zeit zu Zeit ein, murmelnd aber immer das Wort Allah, auf einer Stelle stehen bleibend, aber die mannigfachsten Bewegungen machend. Sie fangen an mit leiser Stimme, sanftem Nicken des Kopfes und Erheben der Hand, allmählig aber steigern sie sich bis zu den lautesten, wiewohl heiseren Tönen und den fürchterlichsten Verzerrungen des Leibes und Antlitzes — immer Allah! Allah! murmelnd oder schreiend. Bisweilen sollen Einzelne sich bis zu epileptischen Anfällen steigern. In der Mitte eines der Zikr stand an einem hohen Mast ein uralter Schech, von ehrwürdigem Ansehen, mit langem grauen Bart, vom Gürtel auf nackt, barhaupt (auch bei Tage in der heißesten Sonne), die

Hände über den Bauch gefaltet; stundenlang stand er, das Haupt von der Linken zur Rechten in nickender Bewegung erhaltend — wofür er besonders Ansehen und Ehre genießt. Es war wie eine wunderbare dämonische Gewalt über diesen Leuten, als wären sie vom Gotte besessen, als konzentrirte sich ihr ganzes Leben und Dasein in der Anbetung dieses einen ausschließlichen Gottes, dessen Namen sie ausrufen — „des Wahren, des Ewigen, des Einen und Allmächtigen" — der aber die Freiheit und die Liebe nicht kennt. Es steigen Einem seltsame Gedanken dabei auf, und manche Erinnerung an die Schellingschen Vorlesungen wurde in mir lebendig. Es war wirklich, als sähe man noch eine jener enthusiastischen, orgiastischen Religionen des Alterthums vor sich, nur mit ihrem ganzen Charakter auf einen Gott übertragen. Der Islam ist in der That eine ganz vorchristliche Religion, und es ist sehr interessant, mit dieser Stufe des Bewußtseins einmal in lebendige, sinnliche Berührung gekommen zu sein. Was hat das Christenthum und die Weltgeschichte nicht Alles an und in uns okzidentalischen und germanischen Völkern gebildet — welchen Rhythmus, welche Melodie von Seelen- und Geistesschwingungen sich folgen lassen; der Orient steht im Grunde noch immer da, wo der Islam ihn gefunden.

Bei Tage sah man viele Frauen unter dem Volksgedränge, bei Nacht auch nicht eine einzige. An einem Tage sah ich, was man eine Derwischin nannte, eine in Lumpen gehüllte Frau, ohne Schleier, mit fliegendem Haar, vom Volke geneckt und auf dasselbe mit einer langen Stange losschlagend, wahrscheinlich wahnwitzig. Aber das Merkwürdigste ist am letzten, dem Haupttage des Festes, Dienstag den 11. dieses Monats, die Prozession der Doseh.

Sie erinnern sich des schönen römischen Blumenfestes, der Infiorata von Genzano, wie dort die Leute mit Lust und Liebe den ganzen Tag über den zierlichen Blumenteppich bereiten, und die Erde, über welche die Füße der Gesalbten, die das Heilige tragen, hinschreiten sollen, in tausend Farben und Lichtern zu erblühen scheint; wie die weite Straße ein Blumenfeld wird, bis dann endlich in den goldenen Abendstrahlen auf wallender Fahne das Bild der göttlichen Himmelskönigin heranwallt, von den schönsten der irdischen Frauen und Mädchen gefolgt. Welch kindlicher, freundlicher, liebevoller und heiterer Dienst! Nun sehen Sie die Prozession des Islam. Der Schech, einer der vier Derwischsekten, zieht aus der Moschee, wo er gebetet, mit einem großen Gefolge über den Esbekieh-Platz nach der Wohnung eines andern Schechs, kurz nach der Mittagsstunde. Die Menschenmenge auf dem Platz drängt sich, essend und trinkend, dazwischen. Endlich wurde die Volksmenge aus einander getrieben, es bildete sich eine Gasse, ich gelangte glücklicherweise in die erste Reihe, wo ich mich mit den nächsten zerlumpten und bärtigen Muselmannen umfaßt hielt, um sicher zu sein gegen das Gedränge. Durch die Gasse kam nun ein wüster Haufe fanatisch aufgeregter Derwische geschritten, gerannt, getaumelt, sich umfaßt haltend, Schaum vor dem Munde, Allah! Allah! rufend, die

stieren Augen fast leblos. Nach wenigen Schritten warfen sie sich mitten in der Gasse aufs Angesicht nieder, ihrem Beispiele folgten bald mehrere, und so bildete sich durch die ganze Gasse ein Teppich von Menschenleibern, dicht an einander gedrängt, quer durch gelegt, die Arme vor sich gestreckt; unmittelbar an den Köpfen und Füßen standen die dichten Reihen der Zuschauer. Ueber die Menschenleiber hin liefen ein paar andere Derwische, sie zurechtlegend, Gebete und den Namen Allah über sie murmelnd. Es mochten wohl über hundert daliegen, so weit ich sehen konnte, dicht gedrängt; viele zitterten am ganzen Leibe, alle murmelten Allah! Immer von Neuem ergriff Einen aus der umstehenden Menschenmenge, alt oder jung, die Wuth, sich plötzlich auch neben die Liegenden zu werfen. Da kam der Zug des Schech, voran zu Fuß mehrere Fahnenträger, über die Männer hin, dann der Schech zu Roß, eine alte ehrwürdige Gestalt. Das Roß, von zwei Derwischen geführt, scheute sich zuerst, den Fuß auf die Menschen zu setzen, aber nach einigem Widerstreben gelang es, und nun zog es langsam, gemessenen Schrittes, obwohl noch immer etwas widerspenstig, über den Teppich von Menschenleibern hin. Es war ein grauenhafter Anblick! Einige Derwische folgten noch nach; die Getretenen, von denen jeder zwei Tritte vom Huf bekommen haben mußte (sie hatten so dicht gelegen, daß das Pferd auch nicht ein einziges Mal dazwischen hätte treten können) sprangen meist auf und schlossen sich der Prozession an, einige aber mußten aufgehoben und theils besinnungslos, theils in bittern Schmerzensschreien weggeschleppt werden. Das Volk aber sagt, daß Keiner verletzt werde, in Folge des Namens Gottes und der Gebete, die der Schech in der Nacht zuvor verrichtet. Dieser zieht nun nach dem Hause eines andern Schech; in dem Hofe desselben wird dasselbe Schauspiel des Hinreitens über die Menschenleiber wiederholt, damit es mit Bequemlichkeit Diejenigen sehen können, welche der Schech besonders in sein Haus einladet, worunter immer viele angesehene Franken. — Ich ging auch noch nach dem Hause des Schech, dort aber waren nur die gewöhnlichen Zikrs, und das sonst wohl vorgekommene Auffressen von Schlangen und Glas fand diesmal nicht statt.

Es ist mir sehr lieb, daß ich diesen grauenvollen Gottesdienst einmal mit angesehen und die Menschen in ihrer Dummheit, ihrem Fanatismus und ihrer Gleichgiltigkeit dabei beobachtet habe. Aber wie wohl war es mir doch, als ich dem Allen entflohen war und am Gründonnerstag auf meinem Dromedar durch Palmenhaine hindurch unsern Zelten zuritt, zur Feier eines stillen Osterfestes in unserer Wüste. — In meinem nächsten Briefe sage ich Ihnen, wie ich hoffe, wohl schon von unserer Abreise nach dem Fayum zum Labyrinth und Mörissee.

3. Der Nil.*)

Das Thal Aegyptens nimmt in seiner Länge etwa den dritten Theil des Landes ein, welches der Nil auf seinem Laufe von Mittag gegen Mitternacht, bis er sich ins Mittelländische Meer ergießt, durchströmt. Dieser Fluß tritt in Aegypten ein, nachdem er den Katarakt (Wasserfall) von Assuan und Elephantis zurückgelegt hat. Auf dem rechten Ufer ist das fruchtbare Land durch Sand, die arabischen Gebirge und das Rothe Meer begrenzt; auf dem linken Ufer sind die Wüsten Libyiens mit ihren Oasen. Nach der Sage wäre einst der Nil zwischen Asien und Afrika die Grenze gewesen. So viel ist gewiß, daß der durch den Nil befruchtete Theil Aegyptens durch seine reiche Vegetation zwischen zwei weiten, gleich öden und unwirthlichen Ländern eine Scheidewand bildet.

Die Länge des Thals von Aegypten in der Richtung von Süden nach Norden mit einer kleinen westlichen Abweichung beträgt $7\frac{1}{5}$ Grad, gerade den 50. Theil des Flächenraums der Erde, wie die Alten sagten. Zwei Bergketten schließen dieses Thal im Süden und auf etwa zwei Drittheilen seiner Ausdehnung; hierauf erweitert es sich plötzlich zu einer großen dreieckigen Ebene, die durch die Wasser des in mehrere Arme gespaltenen Nils und seiner zahlreichen Verbindungskanäle vielfach durchschnitten wird.

Aegypten zerfällt in drei große Landschaften: Oberägypten (Saitis oder Thebais), Mittelägypten (Heptanomis), Niederägypten oder das Delta, weil die an das Meer anstoßende Ebene zwischen den äußersten Armen des Nils die Triangelform dieses griechischen Buchstabens hat. Mehrere Seen, darunter einige vom Umfange von 20 Lieues**), liegen an dem Ufer des Meeres, mit dem sie durch Durchschnitte, in welchen man alte Mündungen des Nils erkennt, zusammenhängen. Wirklich hat sich Manches seit dem Alterthum sehr verändert. Die Anschwemmungen des Flusses und des Meeres haben sich vermehrt und die Länge der Grundlinie das Delta vergrößert. Dagegen befindet sich ein Theil des Landes, den die alten Aegypter mit Dämmen schützten, heutzutage unter Wasser, und man schreibt die seit der historischen Zeit vorgefallenen Einsenkungen der Ausdehnung mehrerer dieser Seen zu. Durch neuere Arbeiten wurden einige derselben so hergestellt, daß sie jetzt zum Schifffahrtsverkehr zwischen dem Nil und dem Hafen von Alexandrien dienen.

Zwei Bergketten engen, mit Ausnahme des Delta, das ganze Thal Aegyptens ein. Diese Gebirge sind von mittlerer Höhe, unbebaut und vom Fuß bis zum Gipfel völlig kahl. Von ihrem Endpunkte gegen Niederägypten bis etliche Lieues vor dem Katarakt sind beide kalksteinartig, weiterhin bestehen sie aus dem zu den Bauwerken von Theben benutzten Sand-

*) „Aegypten von Champollion-Figeac." (Deutsch von Dr. Mebold.) „Weltgemälde-Gallerie." Stuttgart 1840.

**) Eine französische Lieue = 14,173 Fuß Rheinisch, also etwas größer als eine Stunde.

steine. Endlich gegen Syene und Philä trifft man die Steinbrüche mit dem rosenfarbenen Granit, berühmt durch die großen Denkmäler, die dort ausgehauen wurden, und von wo auch der nach Paris gebrachte Obelisk von Luxor herstammt. Diese beiden Ketten nähern sich zuweilen, und zuweilen gehen sie wieder aus einander, so daß das Thal eine verschiedene Breite hat, die aber gegen das Meer hin immer mehr zunimmt. In der Granitregion lassen die Bergketten nur so viel Zwischenraum, daß der Fluß durch kann, nebst einem schmalen Saum Erde, der manchmal unter dem Wasser verschwindet. Zwischen den Sandsteingebirgen mißt die Breite nicht über eine Lieue. Aber in dem Kalklande, in Saitis, dehnt der Nil sein Bett auf 1000—12,000 Metres*) aus — auf dem rechten Ufer reicht das bebaute Land eine Stunde, auf dem linken Ufer zwei Stunden weit.

Die arabische Kette bricht bei Kairo plötzlich ab. Die libysche oder westliche Kette läuft im Norden in einer weniger steilen Böschung aus. Auf der Höhe von Kairo, das auf dem andern Ufer des Nils liegt, entsendet sie gegen das Innere des Thals einen Absenker, der die Plattform (plateau) der Pyramiden bildet und, gegen Nordwesten vorgehend, in den Sandebenen des Delta sich verliert. Dort ist es, wo sich das Thal der Natron-Seen und des sogenannten Flusses ohne Wasser bildet, der wirklich nichts enthält als eine beträchtliche Menge versteinerten Holzes.

Man kann vorstehende Bemerkung in die Worte zusammenfassen: Aegypten ist ein angebautes Thal, ein Streifen Pflanzenerde, der sich durch die Wüste zieht. Sonst bilden die Thäler, welche großen Flüssen zum Bette dienen, eine Art Wiege, wo die Wasser den untersten Grund einnehmen. Anders ist es in Aegypten. Der Querdurchschnitt stellt sich hier als eine leicht konvexe Kurve mit tiefer Ausrandung der oberen Theile dar, welche bei niederm Wasserstande das eigentliche Nilbett ist. Aus dieser seltsamen Gestaltung des Bodens folgt, daß der Fluß, wenn er sich ein wenig über das Niveau des Ufers erhebt, den ganzen rund erhabenen Theil des anstoßenden Landes, d. h. das ganze angebaute Land, überschwemmen muß. So ist Aegypten nichts als das Flußbett des Nils, und was dieser nicht bewässert, ist Wüste. Die Wasser des Himmels vermögen die Wüste nicht zu verwandeln, das ist nur dem Schlammwasser des Nils möglich.

Bevor der Fluß Aegyptens Grenze erreicht, bildet er fünf Wasserfälle; der von Syene bei seinem Eintritt in Aegypten ist der sechste, oder wenn man vom Mittelländischen Meere aufwärts geht, der erste. Es erheben sich hier auf beiden Ufern Widerlagen eines quer dahinlaufenden Gebirges, welches der Fluß, um sich eine Bahn zu eröffnen, fast perpendikulär durchschneiden mußte. Diese Bahn ist sehr ungleich, übersäet mit mehr oder minder hohen Granitblöcken, von denen einige große Inseln sind. Diese Felsen steigen über das Wasser empor und versperren den

*) Ein Metre = 3 Fuß 2 Zoll.

Nil nach allen Richtungen. Aufgehalten von diesen Hindernissen wälzt sich der Fluß zurück, bäumt sich auf und setzt darüber hinweg. So bildet er eine Reihe kleiner Kaskaden, deren jede einen halben Fuß und weniger hoch ist, mit vielen Wirbeln und Schlünden.

Man könnte sich über das Vorhandensein eines solchen Hemmnisses der Flußschifffahrt wundern, wenn man an die zahlreichen Proben einer achtsamen und weisen Verwaltung des ägyptischen Landes denkt. Allein diese Klippen von Syene, anstatt ein Vorwurf gegen die Voraussicht der alten Regenten Aegyptens zu sein, zeugen vielmehr für sie, indem man bei näherer Ansicht in ihnen ein sehr wirksames Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle der äthiopischen Völkerschaften erblickt, die mehr als ein Mal Aegypten angegriffen und dasselbe durch die Gewalt der Waffen einer temporären Herrschaft unterwarfen, die vielleicht dauernd geworden wäre, hätte nicht dieses natürliche Bollwerk, durch Hilfe der Kunst noch fester gemacht, dazu beitragen müssen, der Eroberungslust dieser Horden Einhalt zu thun und sie in den Grenzen ihres Gebietes südlich von Aegypten zurückzuhalten.

Das Merkwürdigste am Nil sind aber die periodischen Ueberschwemmungen. Es ist wunderbar anzusehen, wie jedes Jahr regelmäßig unter einem heitern Himmel, ohne irgend ein Vorzeichen, ohne eine wahrnehmbare Ursache, wie durch eine übernatürliche Gewalt die bis dahin klaren und durchsichtigen Wasser eines großen Flusses um die bestimmte Zeit der Sommernachtsgleiche mit Einem Male die Farbe wechseln, sich in einen Strom von Blut verwandeln, anschwellen, bis zur Herbstnachtgleiche allmählig steigen, das ganze umliegende Land überschwemmen, und dann in einem ebenso bestimmten Tempo wieder abnehmen, nach und nach zurückweichen, und um die Zeit, wo andere Flüsse anfangen auszutreten, in ihre Ufer zurückkehren.

Die alten Philosophen haben sich mit vielerlei Erklärungsversuchen dieses Phänomens abgemüht. Heutzutage weiß man, daß die periodischen Regen in Abyssinien, im Süden vom Wendekreise des Krebses, die einzige Ursache dieser Ueberschwemmungen sind. Denn in Aegypten fällt fast gar kein Regen; im untern Theile des Landes ist er eine Seltenheit, im obern ein Phänomen. Die ganze Vegetation ist somit das Resultat der jährlichen Ueberschwemmungen des Nils, *durch die tropischen Regen veranlaßt*. Diese Regen beginnen im Monat März, ihre Wirkung spürt man in Aegypten aber nicht vor Ende Juni. Von dieser Zeit an ist der Fluß *drei Monate lang* (bis zur Herbstnachtgleiche) im Steigen begriffen, und von da ab wieder drei Monate im Fallen.

Während der Ueberschwemmung ist der Anblick Aegyptens höchst originell: es gleicht einem großen Meere, aus dessen Schooß Städte, öffentliche Gebäude und Straßen, welche die Verbindung unterhalten, hervorragen.

Nun aber die Wirkung dieser Erscheinung! Die Ueberschwemmungen des Nils haben inmitten einer Wüste das *Erdreich herbeigeführt*,

welches zur Entstehung eines der berühmtesten Reiche, die je existirten, erforderlich war. Der Nil ist der Schöpfer des Bodens gewesen; ganz Niederägypten ist nichts als eine allmählige Anschwemmung des Flusses welcher, indem er die Grenzen der See zurückdrängte, durch seinen Niederschlag eine ganze Landschaft dem Thale von Thebais anfügte. Das Delta ist eine Spolie (Raub) Abyssiniens, aus einer Entfernung von 300 Stunden durch den Fluß herbeigeschafft. Mit Recht sagten die Alten: Niederägypten sei ein Geschenk des Nils. Aber das gilt auch von ganz Aegypten, wenn man den kulturfähigen Boden betrachtet, der erst das Land zum Lande macht.

Die ägyptischen Priester erzählten den griechischen Reisenden, daß, als Menes, ihr erster König, den Thron bestieg, Niederägypten aus einem Moraste bestand, der sich vom Mittelländischen Meere bis zum See Möris ausdehnte, was eine Entfernung von sieben Schiffstagereisen ausmacht. Herodot fügt die Bemerkung hinzu, noch bis auf drei Tagereisen oberhalb dieses Sees sei das Land Alluvialgrund (Anschwemmung), und wirklich ist dieser bis zur ersten Spaltung des Flusses in zwei Arme, in gerader Linie ungefähr 40 Stunden vom jetzigen Ufer des Meeres, deutlich zu erkennen.

Was Herodot und die ägyptischen Priester sagten, wurde von den neueren Gelehrten richtig befunden, und die Erhöhung des Bodens des ägyptischen Delta ist eine der wichtigsten Thatsachen, an denen die Geologie ihre Theorie üben kann. Was sich auf Menes bezieht, ist vielleicht weniger genau; die Frist scheint zu kurz, daß der Fluß zu diesem Zeitraume von 7000 Jahren die Untiefen des Meeresstrandes hätte in wohnliches und anbaufähiges Land verwandeln können.

Die Erhöhung wird durch die Stoffe bewirkt, welche der Nil von den Gebirgen Abyssiniens ablöst, mit sich fortführt und nach und nach in den verschiedenen Gegenden seines Laufes zurückläßt. Durch diese Materien erhöht sich das Flußbett, und durch den links und rechts vom Flußbett abgesetzten Schlamm eben so das Land umher. Es ist ein gleiches Verhältniß in diesen beiden Wirkungsarten. Aus einer Menge von Beobachtungen hat man herausgebracht, daß die Erhöhung in 1000 Jahren 57 Zoll betrug, so daß sich seit König Menes eine Erhöhung von 33¼ Fuß ergäbe. Nun kam man aber bei Nachgrabungen in dem Delta auf 40—50 Fuß, blos durch Lagen von Pflanzenerde mit quarzigtem Sande vermischt, wie ihn der Nil mit sich führt.

Das Wasser des Nils steht schon von Alters her in dem Rufe, daß es gesund sei, und die Neueren haben diesen Ruf bestätigt. Es ist sehr leicht und von angenehmem Geschmack, so daß ein Reisender sich der Vergleichung bedient hat, es sei unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen. Die Aegypter sagen, wenn Muhamed davon getrunken hätte, so würde er Gott um ein ewiges Leben gebeten haben, um es immer trinken zu können. Man macht davon noch häufig Sendungen nach Konstantinopel für den Gebrauch des Großherrn und des Serail.

Aus dieser gedrängten Schilderung des Nils ersieht man die Wohlthaten, die er über Aegypten verbreitet. Es bildet sich, es besteht nur durch ihn. Wenn seine Ueberschwemmungen aufhörten, geriethe es in die furchtbarste Noth. Wenn der Fluß vertrocknete, würde Aegypten von der Oberfläche des Erdballs verschwinden, sein Ackerboden würde veröden und in kurzer Zeit von der Wüste verschlungen sein. Ein erlauchter Portugiese, Albuquerque, wollte im 15. Jahrhundert, um dem portugiesischen Handel in Indien das Monopol zu sichern, Aegypten zerstören, und zu diesem Ende entwarf er den Plan, den Nil, bevor derselbe den Katarakt von Syene erreicht, abzuleiten. Der Gedanke war für menschliche Kraft zu kühn — aber es lag ihm Wahrheit zu Grunde.

Der Nil wurde von den alten Aegyptern nicht nur durch den Beinamen des Heiligen, des Vaters und Erhalters des Landes gefeiert, sondern er wurde als ein Gott verehrt und hatte einen Dienst und Priester. Man ging in der Verehrung des Stromes so weit, daß er als ein sichtbares Abbild Ammons, der höchsten Gottheit, betrachtet wurde. Er war für die Aegypter eine Offenbarung dieses Gottes, der in dieser Gestalt das Land belebte und bewahrte, weshalb auch die Griechen den Nil den ägyptischen Jupiter nannten.

Der Nil ward unter einer Person dargestellt, die von menschlicher Gestalt und sehr dick war; auf dem Haupte ein Kranz von Iris oder Schwertlilien, dem Symbol des Flusses zur Zeit der Ueberschwemmung. Der Nilgott brachte im Namen der Könige, die er unter seine Obhut genommen, den großen Göttern Spenden dar. Man sieht ihn abgebildet, wie er ein Tabulett trägt, worauf bald vier Vasen sind, gefüllt mit heiligem Wasser, und ein Szepter, das Emblem der Reinheit, bald Brod, Früchte, Blumensträuße und verschiedene Eßsachen, aus denen gleichfalls das Szepter der Reinheit emporragt.

Achtzehnter Abschnitt.

1. Die Menschen im Negerreich Ashantee. Ein festlicher Aufzug. Aberglauben und daraus entspringende Unmenschlichkeit. — 2. Die Wüste Kalahari. — 3. Die Hottentotten. — 4. Die schwarzen Einwohner Australiens. — 5. Australien. Die Deportirten in der Gesellschaft von Sidney. Eine Fahrt zu den Blauen Bergen.

1. Die Menschen im Negerreich Ashantee.*)

Ein festlicher Aufzug.

Der Küstenstrich vom Kap der drei Spitzen bis zum Vorgebirge St. Paul wird die Goldküste genannt, und mit Recht, denn das Gold ist hier in Ueberfluß zu finden. Reist man nach Osten landeinwärts, so kommt man durch das Land der besiegten Fantis in das Land der Ashantees, ihrer Sieger, in das gefürchtete und mächtige Negerkönigreich. Wie in diesen Ländern der heiße Sonnenstrahl und die gewaltige Triebkraft der Erde zusammengewirkt haben, um den Stein in edles Metall, den Erdenstaub in Goldsand zu verwandeln, um eine Pflanzenwelt hervorzurufen, wo die Sträucher zu Bäumen werden, wo die Aeste der Bäume wieder Bäume sind, und jeder einzelne Baum hundert andere Pflanzen auf sich beherbergt und nährt, wo die Schlingpflanzen gleich Schiffstauen von einem Baume zum andern ranken und dem Wanderer den Weg versperren; — um die größten, mächtigsten, stärksten, furchtbarsten Thiere zu erzeugen, wo nicht blos der Elephant seinen gewaltigen Rüssel schwingt, sondern auch die Hyäne schreit, der Schakal heult, der Löwe brüllt, wo der Panther lauscht, und die Katze schleicht: so hat sie auch den schwarzen Menschen, welche dieses Land bewohnen, eine mächtige Energie verliehen, hat sie mit Glanz

*) „Mission der englisch-afrikanischen Kompagnie von Cape Coast-Castle nach Ashantee," von T. Edward Bowdich, Esq. (Cape Coast [sprich Keph Kohst] ist die Hauptniederlassung der Engländer an der Goldküste. In neuester Zeit machten die kriegerischen Ashantees einen furchtbaren Ausfall auf die englische Besitzung, welcher dieselbe ihrem Untergange nahe brachte.)

und Reichthum umgeben, mit Heldenmuth begabt. Aber es ist eine furchtbare Größe und ein schrecklicher Glanz, es ist ein wilder Muth und eine rohe thierische Kraft, was in diesen Menschen lebt. Vor den Prachtschauspielen, die sie dem Europäer darbieten, schaudert dieser zurück, gleichwie ihm nicht wohl wird bei der üppigen Schönheit dieser Natur. Die Vögel haben das glänzendste, strahlendste Gefieder, aber sie schreien nur zornig und böse, kein lieblicher Sänger entzückt den Wanderer unter dem Schatten eines Baumes. Die Todtenstille, die am Tage, vorzüglich von 10 bis 3 Uhr herrscht, ist auffallend, es ist, als ob rings umher Alles ausgestorben wäre. Zwar erwacht die ganze Natur gegen Abend zu desto regerem Leben, und von den Waldungen, Gebüschen und Feldern hört man die verschiedensten Töne, aber keinen wohlthuenden, erquickenden Laut: es ist das Geschrei der Wildniß.

— Die Hauptstadt und Residenz heißt Komassie und ist eine ziemlich große Stadt. Jede ihrer langen, hier und da mit Bäumen besetzten Straßen hat in der Mitte einen Hügel, auf den ein Stuhl für den König gesetzt wird, wenn es diesem einmal einfällt, in einer Straße seinen Palmwein zu trinken. Hinter dem Marktplatz ist ein kleines Gehölz, das die Leichen der geopferten Menschen aufnimmt, eine willkommene Speise für die Geier, welche es bei Tage umflattern, und für die Schakals und Hyänen, die es des Nachts besuchen.

* * *

Um 2 Uhr Nachmittags des Jahres 1817 hielten wir (so erzählt unser Reisender), unter einem Fetisch oder Opfer eines todten Schafs, das in rothe Seide gehüllt und zwischen zwei hohen Stangen aufgehangen war, unsern Einzug in die Hauptstadt des Landes. Ueber 5000 Menschen, größtentheils Krieger, kamen uns mit einer fürchterlichen kriegerischen Musik, die durch ihr Gemisch noch mißtönender wurde, entgegen; denn Hörner, Trommeln, Klappern und andere Instrumente wurden alle mit einem Eifer in Bewegung gesetzt, der an Raserei grenzte, um so durch den ersten Eindruck auf uns zu wirken. Der Rauch, der uns von dem unaufhörlichen Abschießen der Musketen umgab, beschränkte unsere Aussicht auf das Nächste, und wir mußten Halt machen, während die Hauptleute in einem von ihren Kriegern gebildeten Kreise ihren pyrrhichischen Tanz aufführten; eine Menge englischer, holländischer und dänischer Flaggen wurden nach allen Richtungen hin geschwenkt, indem ihre Träger von einer Seite zur andern sprangen und sich mit einem leidenschaftlichen Enthusiasmus bewegten, der nur von dem der Hauptleute, die ihnen folgten, übertroffen wurde, die ihre glänzenden Flinten in solcher Nähe abschossen, daß die Flaggen oft im Feuer zu stehen schienen; und erblickte man sie selbst aus dem Rauche heraus, so glichen sie mit ihren Geberden und Verzerrungen den Wahnsinnigen. Ihr Gefolge fuhr beständig fort zu feuern. Die Klei-

dung der Hauptleute war ein Kriegshut mit vergoldeten, vorn herausstehenden Widderhörnern, der nach beiden Seiten durch einen unverhältnißmäßig großen Busch von Adlerfedern sich ausbreitete und unter dem Kinn mit Bändern befestigt war. Die Weste war von rothem Zeuge, mit Fetischen und Saphies*) in Gold und Silber bedeckt; gestickte Scheiden und Futterale, beinahe von allen Farben, die ihnen, wenn sie sich bewegten, an den Leib schlugen, und mit kleinen ehernen Schellen, Hörnern und Schwänzen von Thieren, Muschelschalen und Messern abwechselten. Lange Leopardenschwänze hingen vom Rücken herab, an einem kleinen mit Fetischen bedeckten Bogen befestigt. Sie trugen leichte, baumwollene Matrosenbeinkleider mit ungeheuern Stiefeln von grobem rothen Leder, die bis auf den halben Schenkel hinaufreichten und durch kleine Ketten an ihrem Leibgurt befestigt waren. Auch diesen hatten sie mit Schellen, Pferdeschwänzen, Amuleten und unzähligen Stückchen Leder ausgeputzt. Ein kleiner Köcher vergifteter Pfeile hing von ihrem Handgelenk herab, und zwischen den Zähnen hielten sie eine lange eiserne Kette, an deren Ende ein Stück Papier mit maurischen Schriftzügen befestigt war. In der linken Hand trugen sie einen kleinen, mit rothem Zeuge überzogenen Speer, woran einige seidene Trobdeln befestigt waren. Die schwarze Farbe ihrer Haut erhöhte noch die Wirkung ihres Putzes und vollendete den Eindruck einer unmenschlichen Gestalt.

Diese Vorstellung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, ehe es uns gestattet wurde, von Kriegern umgeben, weiter zu gehen, und zwar des Volksgedränges willen in der langsamsten Bewegung. Die verschiedenen rechts abgehenden Straßen waren vollgedrängt von Menschen, und da die zur Linken an einer Anhöhe hinliefen, so erhoben sich unzählige Reihen Köpfe über einander. Die breiten offenen Hallen der Häuser waren gleich den vorderen Seiten der Schaubühnen bei kleinen Theatern mit Frauen und Kindern der vornehmern Klassen angefüllt; Alle voll Ungeduld, zum ersten Mal weiße Männer zu sehen. Ihre Ausrufungen verhallten bei dem Schießen und der Musik, aber ihre Geberden trugen das Gepräge der ganzen Szene.

Als wir ungefähr eine halbe (englische) Meile von dem Orte, wo wir zuerst die Stadt betreten hatten, den Palast erreichten, machten wir wieder Halt, und durch eine offene Reihe gingen die Träger, um Geschenke und Gepäck in dem uns angewiesenen Hause niederzulegen. Hier erfreute uns der Anblick einiger Kabozeers**), die mit ihrem Gefolge vorbeizogen, und die Pracht dieses Schauspiels setzte uns abermals in Erstaunen. Musiker mit Hörnern und Flöten, geübt zusammen zu blasen, schienen durch ihre

*) Saphies sind Stückchen Papier mit maurischen Schriftzügen und dienen als Amulete, um Unglück abzuwenden.

**) Ein Name, den man den Häuptlingen und vornehmsten Personen in diesem Theile Afrikas giebt.

wilden Melodien unsere Ohren ergötzen zu wollen, während sehr große Sonnenschirme, die durch ihre Träger auf- und zugezogen wurden, und große, überall um uns her sich bewegende Fächer bei der brennenden Sonnenhitze, bei Wolken von Staub und einer beinahe erstickenden Luft uns Kühlung zufächelten. Mit demselben Leichenschritte wurden wir dann noch eine Straße hinaufgequetscht zu einem nach der Vorderseite zu offenen Hause, wo ein Bote des Königs uns bat, eine fernere Einladung desselben abzuwarten. Hier wurde unsere Aufmerksamkeit zu einem höchst unmenschlichen Schauspiel hingelenkt, das wahrscheinlich den Prunk des Aufzugs erhöhen sollte. Es war ein Mann, der vor seinem Opfertode gepeinigt wurde. Seine Hände waren auf den Rücken gebunden, durch seine Wangen hatte man ein Messer gesteckt, woran seine Lippen in Gestalt einer 8 befestigt waren; ein Ohr war abgeschnitten und wurde vor ihm hergetragen, während das andere nur noch an einem Stück Haut am Kopfe hing. In seinem Rücken hatte er mehrere Wunden, und unter jedem Schulterblatte stak ein Messer. Er wurde an einem durch die Nase gezogenen Stricke von Männern, die durch sehr große Mützen von zottigen schwarzen Häuten sich verunstaltet hatten, unter Trommelschlag fortgeführt. Leicht kann man sich die Gefühle denken, welche diese Barbarei in uns erregte. Bald befreite uns jedoch die Einladung, vor dem Könige zu erscheinen, von diesem schrecklichen Schauspiele, und wir kamen durch eine sehr breite, ungefähr eine Viertelmeile lange Straße auf dem Marktplatze an.

Unsere Erwartungen von dem Schauspiele, das nun kommen würde, waren mit jedem Schritt gesteigert worden, aber sie hatten uns keineswegs auf die Entwickelung einer Szene vorbereitet, die sich nun vor unsern Blicken entfaltete. Der Flächenraum von fast einer Meile war mit Menschen dicht besetzt und von einer nie gesehenen Pracht erfüllt. Der König, seine Vasallen und Hauptleute strahlten aus der Ferne, umgeben von dem buntesten Gefolge, die wieder sämmtlich von einer Masse Krieger eingeschlossen wurden, welche den König für uns unzugänglich machen zu wollen schienen. Die Sonne strahlte mit einem Glanze, der ebensowenig als die Hitze zu ertragen war, von den massiv goldenen Zierrathen zurück, die an allen Orten uns entgegenglänzten. Mehr als hundert Musikantentrupps ließen bei unserer Annäherung die Lieblingsstücke ihrer Hauptleute ertönen; Hörner schmetterten, Trommeln wirbelten, Metallbecken klirrten; dann war wieder Alles still und die langen Flöten mit ihren in der That lieblichen Tönen ließen sich hören. Wenigstens hundert sehr große Sonnenschirme oder Thronhimmel, die wohl dreißig Personen schützen konnten, wurden dabei auf- und niedergezogen. Sie waren aus scharlachrothen, gelben und den hellsten seidenen Stoffen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, gemalten Elephanten, Pelikanen, Waffen von Gold u. s. w. geziert, auf die verschiedenste Weise geformt und ausgezackt und zur Seite mit herabhängenden Zierrathen versehen. Einige Wenige waren mit Leopardenhäuten überzogen und mit natürlichen ausgestopften Thieren besetzt.

Die Staats-Tragsessel waren gleich Wiegen hinten höher, und die Stangen lagen auf den Häuptern der Träger; Sitz und Kopfkissen waren mit karmoisinrothem Taffet überzogen, und die reichsten Zeuge hingen an den Seiten herab. Des Königs Boten mit goldenen Brustplatten machten uns Platz, und wir begannen, indem Bambusröhre und englische Flaggen vor uns hergetragen wurden, unsere Runde. Bei jedem Kabozeer standen wir still, um ihm die Hand zu reichen, welches uns lange genug aufhielt, um ihre Zierrathen näher in Augenschein nehmen zu können.

Die Kabozeers sowohl, als ihre vornehmsten Offiziere und Diener tragen Ashantee-Kleider von fremder, kostbarer Seide, von allen möglichen Farben und Mustern; sie waren unglaublich groß und schwer und wurden wie die römische Toga über die Schulter geworfen getragen. Ihre Schläfe umgab ein kleines seidenes Netz, und an künstlich gearbeiteten Halsbändern von massivem Golde hingen theuer erkaufte maurische Zaubersprüche in kleinen viereckigen Gehäusen von Gold, Silber und seltsamer Stickerei. Einige trugen auch Halsbänder, die bis in die Mitte des Körpers hinabreichten, von Agriessteinen*). Ein Band von Gold und Perlen umgab das Knie, von dem einige ähnliche Schnüre herabhingen. Kleine goldene Reifen, woran Goldmünzen, Ringe und Thiergestalten waren, lagen fest um die Knöchel. Ihre Sandalen waren von rothem, grünem oder weißem feinen Leder; Armbänder und unbearbeitete Stücke Gold, die so schwer waren, daß sie die Hand auf einen Knaben stützen mußten, welcher, durch seine Schönheit ausgezeichnet, bei solchen Gelegenheiten ihren Pagen macht, hingen von ihrem linken Armgelenke herab. Goldene und silberne Rohre und Bambusstäbe blendeten das Auge von allen Seiten. Wolf- und Widderköpfe, massiv aus Gold gegossen, befanden sich an den goldenen Griffen der Schwerter, die in großer Menge zu ihrer Seite hingetragen wurden; die Klingen hatten die Gestalt von runden Sicheln und waren vom Blute gerostet; die Scheiden waren von Leopardenhäuten oder der Haut eines Fisches, die wie Chagrin aussah. Die großen Trommeln, die ein Mann auf dem Kopfe trug, und zwei andere schlugen, waren mit den Schenkelknochen von Feinden behangen und mit Schädeln geschmückt. Auf den mit Leopardenhaut bezogenen Pauken kratzte man mit naßgemachten Fingern. Die Handgelenke der Tambours waren mit Schellen und wunderlich geformten Stücken Eisen behangen, welche laut klingelten, während sie schlugen. Kleinere Trommeln umgaben an Streifen rothen Zeuges den Hals: die Hörner (Zähne von jungen Elephanten) waren am Mundstück mit Gold verziert und mit menschlichen Kinnbacken geschmückt. Die Stühle der Vornehmsten waren von schwarzem Holze mit eingelegter Arbeit von Elfenbein und Gold; dahinter standen ihre schönsten Jünglinge, mit breiten

*) Heilig gehaltene Steine, die aus Benin kommen, nach Einigen im Leibe der Schlangen entstehen und eine gewisse Zauberkraft haben. Sie sind von verschiedener Farbe: wer aber einen findet, ist eines ununterbrochenen Glückes gewiß.

Gürteln von Leopardenhaut, mit Muschelschalen bedeckt und voll kleiner Messer in goldenen und silbernen Scheiden; die Griffe waren von blauem Achat. Patrontaschen von Elephantenleder, auf gleiche Weise verziert, hingen bis auf die Erde; ein großes Schwert mit goldenem Griff, an der linken Schulter befestigt, und seidene Schärpen und Roßschweife, gewöhnlich von weißer Farbe, hingen von den Armen und Westen herab. Ihre langen dänischen Musketen waren in kleinen Zwischenräumen mit goldenen Reifen, so wie die Schäfte, mit Muscheln verziert. Schön gewachsene Mädchen standen mit silbernen Becken hinter dem Rücken einiger Häuptlinge. Die Krieger saßen neben ihnen auf dem Boden und so dicht an einander, daß wir nicht durch konnten, ohne auf ihre Füße zu treten, was ihnen jedoch ganz gleichgültig zu sein schien.

Plötzlich wurden wir durch den Anblick von Mauren*), die ganz anders gekleidet waren, überrascht. Es waren ihrer siebzehn, und sie schienen sämmtlich zu den Vornehmsten zu gehören, denn sie hatten Mäntel von weißem Atlas, durch Stickerei reich verziert; Hemden und Beinkleider waren von Seide, und ein sehr großer Turban von weißem Mousselin war mit einer Kante von verschiedenartigen Steinen besetzt. Ihre Begleiter trugen rothe Turbans, und lange weiße Hemden trugen sie über ihren weiten Beinkleidern, die von dunkelblauem Zeuge waren. Langsam erhoben sie, als wir vorübergingen, ihre Augen vom Boden und sahen uns mit einem höchst boshaften, hämischen Blick an.

Ein heftiges Blasen der Hörner, ein betäubendes Wirbeln der Trommeln und das vollere Konzert aller Instrumente gab uns kund, daß wir dem Könige nahe wären; wir gingen jetzt vor den Hauptoffizieren seines Hofstaates vorüber. Der Kammerherr, der Goldhornbläser, der Kapitän der Boten, der Befehlshaber bei den Hinrichtungen, der über Kauf und Verkauf gesetzte Kapitän, der Aufseher über den königlichen Begräbnißplatz, das Oberhaupt der Musikanten — Alle saßen da, umgeben von einem Gefolge und einem Glanze, der von der Würde und Wichtigkeit ihrer Aemter zeugte. Hinter dem Koch stand eine Menge kleiner Gerichte, die mit Leopardenfellen zugedeckt waren, und eine große Menge massives Silbergeschirr war vor ihm aufgestellt, Punschnäpfe, Schwenkkessel, Kaffeekannen, Deckelkrüge und ein sehr großes Gefäß mit schweren Griffen und Klauenfüßen, welches wahrscheinlich Weihrauch enthielt. Auf einem dieser Gefäße bemerkte ich eine portugiesische Inschrift.

Der Scharfrichter, gleichfalls in der nächsten Nähe des Königs, ein Mann von ungeheuerer Größe, trug ein massiv goldenes Beil auf der Brust; den Armensünderstuhl trug man ihm vor, fast ganz mit geronnenem Blute beschmiert.

---

*) Die arabischen Bewohner des nördlichen Afrikas, welche nach dem Innern Afrikas durch Karawanen Handel treiben. Der Handelsneid machte ihnen die Engländer zu unwillkommenen Gästen.

Des Königs vier Dolmetscher umgab eine Pracht, die alles schon Gesehene übertraf, und ihre besonderen Insignien, goldene Bambusstäbe, oben in Bündel zusammengebunden, standen um sie herum.

Der Schatzmeister vermehrte die Pracht seines Anzuges noch durch Auslegung seines ganzen Geschirrs; Schüsseln, Büchsen, Wagschalen, Gewichte waren alle von gediegenem Golde.

Endlich standen wir dem Könige gegenüber und berührten seine Hand. Seine Haltung zog meine ganze Aufmerksamkeit an. Angeborne Würde bei Fürsten, die wir Barbaren nennen, schien mir der Aufmerksamkeit doppelt werth. Seine Manieren waren seinem Stande angemessen und doch sehr herablassend. Obwohl sein Erstaunen groß sein mochte, so verlor er doch nicht einen Augenblick die Haltung des Monarchen. Er schien etwa 38 Jahre alt zu sein und zur Korpulenz geneigt. Um seine Schläfe trug er ein Stirnband von rothen Korallenkugeln, um den Hals ein Band von goldenen Mispelschalen, die am breitesten Ende aufgereiht waren, und über seine rechte Schulter eine rothe seidene Schnur, woran drei in Gold gefaßte Saphirs hingen. Seine Armbänder waren das reichste Gemisch von Korallen und Gold, und seine Finger ganz mit Ringen bedeckt. Sein Kleid war von dunkelgrüner Seide. Ein ausgezacktes Diadem war mit weißer Farbe auf seine Stirn gemalt, sowie auf jeder Schulter eine Art von Epauletts, und auf der Brust trug er, ebenfalls weiß gemalt, eine aufgeblühte Rose. Seine Kniebänder bestanden aus rothen Korallen und seine Knöchelbänder aus einem goldenen Schmuck der feinsten Arbeit, woran sich kleine Trommeln, Becken, Stühle, Schwerter, Flinten und Vögel dicht an einander reihten. Seine Sandalen von weißem Leder hatten Querbänder von erbabener Arbeit, mit Saphirs in kleinen goldenen und silbernen Einfassungen. Er saß auf einem niedrigen, reich mit Gold verzierten Stuhl und hatte ein paar goldene Kastagnetten an seinen Fingern und Daumen, durch deren Zusammenschlagen er Stillschweigen gebot. Die Wachen dicht hinter seinem Stuhl waren reich mit Goldzierrath versehen, vor Allem der Eunuch, welcher den Oberbefehl über die Dienerschaft führte. Der königliche Thron, mit Gold fast bedeckt, stand unter einem glänzenden Schirme, von welchem die verschiedensten Instrumente und Trommeln, alle aus Gold, herabhingen.

Wir setzten unsern Zug durch diesen blendenden Kreis fort, der bis zuletzt uns eine Mannigfaltigkeit darbot, die weit über alle Beschreibung und Erinnerung geht. So viel neuer, noch nie gesehener Glanz ließ uns die Hitze, den Staub und das Gedränge fast ganz vergessen. Dennoch waren wir erschöpft, als wir das Ende erreichten, und man uns nun ersuchte, unter einem Baume Platz zu nehmen, um die Höflichkeiten Aller wieder zu empfangen.

Der ganze Aufzug ging nun zum zweiten Mal an uns vorüber. Abermals erhob sich das Getöse der kriegerischen Instrumente, unterbrochen von den kurzen, sanften Tönen der Flöten. Die bunten Thronhimmel

schienen in der Ferne zu tanzen, und indem sie auf- und niedergezogen wurden, kamen sie näher und näher. Flaggen und Paniere wehten dazwischen, und die Oberhäupter saßen, zwischen Schaaren von Musketieren, hoch auf ihren Tragbahren. Sie stiegen ab, als sie bis auf 30 Schritte zu uns herangekommen waren. Ihre vornehmsten Kapitäns gingen voran, mit gezogenen Säbeln; eine Schaar Soldaten folgte mit umgekehrten Waffen, dann kamen die einzelnen Musikchöre. Der Oberbefehlshaber mit einer kleinen Leibwache, die ihn dicht umgab und unter demselben Sonnenschirme Schutz fand, wurde von den Händen seiner Lieblingssklaven, welche die Mitte des Leibes umfaßten, fast ganz getragen, während die Hauptleute sich ihm näherten und ihm seine Kriegsthaten und Beinamen ins Ohr schrieen, was hinter und vor ihm von Stentorstimmen wiederholt wurde. Alte Hauptleute von zweitem Range wurden auf den Schultern eines starken Sklaven getragen. Einen anziehenden Anblick gewährten aber die noch unmündigen und jungen Kabozeers, von denen viele noch nicht über fünf oder sechs Jahre alt waren und, mit Schmucksachen überladen, auf dieselbe Weise unter einem Thronhimmel getragen wurden, umgeben von allem Pomp ihrer Vorgänger. Eine Menge Fetischmänner oder Priester drehten sich im Vorübergehen mit erstaunlicher Geschwindigkeit im Kreise herum. Ihre Geberden hierbei waren so verschieden als ihr Schmuck; Einige tanzten mit Gauklersprüngen vorüber, Andere mit einer Haltung, als forderten sie zum Kampfe heraus. Ein ausgezeichneter Kabozeer tanzte einige Minuten lang vor uns den Kriegstanz mit einem langen Speer, welcher bei jedem Sprunge, den er that, ganz nahe an uns vorbeistreifte. Die größere Menge ging in Ordnung und mit Würde an uns vorüber; Einige ließen eine Sandale, Andere beide fallen; Einige drehten sich auch, nachdem sie Jeden von uns mit der Hand berührt hatten, im Kreise herum. Die Mauren beehrten uns diesmal, wie es schien, mit einem Segen. Obwohl des Königs Boten den Zug fleißig antrieben, so wurde es doch beinahe 8 Uhr, ehe der König selbst herankam.

Es war eine schöne sternhelle Nacht, und die Fackeln, die man vor Seiner Majestät hertrug, machten den Glanz seines Aufzuges noch feierlicher. Er hielt an, um zum zweiten Male nach unserm Namen zu fragen und uns eine gute Nacht zu wünschen. Seine Anrede war mild und bedächtig. Ihm folgten seine Muhmen, Schwestern und andere weibliche Verwandte, alle mit goldenen Halsketten geschmückt. Noch waren wir aber des Zwanges der Zeremonien nicht ledig, denn es kamen neue Schaaren von Kriegsleuten mit ihren Befehlshabern; wir schätzten die Zahl des an uns vorbeigezogenen Heeres auf 30,000 Mann. Endlich erschienen die sehnlichst erwarteten Boten, um uns in unsere Wohnung zu geleiten.

Aberglauben und daraus entspringende Unmenschlichkeit.

Die Sage der Neger von dem Buche und dem Kürbis wird bei den Ashantees also erzählt:

Im Anfange der Welt schuf Gott drei weiße und drei schwarze Männer mit eben so viel Weibern. Er beschloß, damit sie sich künftig nicht beschweren möchten, sie Gutes und Böses selbst wählen zu lassen. Eine große Schachtel oder Kürbis wurde auf den Boden gesetzt, mit einem versiegelten Stück Papier daneben. Gott ließ die schwarzen Männer zuerst wählen; diese nahmen die Schachtel, in der Erwartung, daß sie Alles enthalten würde; aber beim Oeffnen zeigte sich nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und einige andere unbekannte Metalle. Als die weißen Männer das Papier öffneten, sagte es ihnen Alles, und sie wurden weise. Gott ließ die Schwarzen im Walde und führte die Weisen nach der Wasserseite zu, an die Westküste von Afrika. Er kam nun mit ihnen jede Nacht zusammen, lehrte sie ein Schiff bauen, das sie in ein anderes Land führte, von wo sie nach langer Zeit, mit den verschiedensten Waaren beladen, zurückkehrten, um mit den Schwarzen, die das erste Volk hätten sein können, wofern sie das Papier gewählt, Tauschhandel zu treiben.

Da nun der Universalgott zürnt, so wenden sich die Neger an die unteren Gottheiten, die Fetische, denen sie eine große Macht zutrauen, und die ihre Sachen bei dem obersten Gotte vermitteln. Diese untergeordneten Gottheiten wohnen in gewissen Flüssen, Wäldern und Bergen. Sie werden in dem Maße verehrt, als ihre oft sehr zweideutigen Orakel in Erfüllung gehen. Der jetzige Lieblings-Fetisch der Ashantees ist der des Flusses Tando.

Der König, die Kabozeers und die vornehmen Klassen kommen nach ihrem Tode zu der obersten Gottheit und setzen dort das prachtvolle, üppige Leben fort, das sie auf Erden hatten. Darum werden bei der Leichenfeier eine gewisse Anzahl von Menschen beiderlei Geschlechts getödtet, um den Verstorbenen zu begleiten, seinen Rang zu verkünden und für sein Vergnügen zu sorgen.

Die Geister der unteren Volksklassen wohnen in den Häusern der Fetische (Tempel), in einem Zustande träger Erstarrung, welcher sie für die Plagen des Lebens belohnt, und ganz den Gefühlen eines Negers angemessen ist. Die Geister, welche sich in diesem Leben durch Weisheit ausgezeichnet haben, werden nach dem Tode mit einem Blick in die Zukunft begabt und angewiesen, auf das Leben der Sterblichen, die den Fetisch anerkennen, Acht zu haben und ihnen zu rathen. Diejenigen, deren ungeheure Verbrechen die Sühne der Leichenfeier zu nichte machen, oder die aus Nachlässigkeit derselben beraubt waren, sind verurtheilt, im Dunkel der Wälder zu hausen, von wo sie sich zuweilen in ihre früheren Wohnungen zurückschleichen. Die, welche die Leichenfeier ihrer Familie vernachlässigt haben, werden von den abgeschiedenen Geistern gequält und beunruhigt.

Es giebt zwei Klassen von Fetischmännern (Priestern). Die erste wohnt bei dem Fetisch, der ein kleines rundes Haus hat, das gewöhnlich in einiger Entfernung von der Stadt aufgebaut wird. Diese Priester

befragen das Orakel — den Fetisch — über das künftige Schicksal eines Staates oder eines einzelnen Menschen, sagen die empfangene Antwort wieder und fordern die hörenden Geister vor, die ein Glied der Familie gern befragen möchte.

Die untere Klasse der Fetischmänner geht ihren gewöhnlichen Lebensbeschäftigungen nach, wohnt den Festen und abergläubischen Zeremonien bei, und man gebraucht sie wie die Wahrsager oder Geisterbeschwörer in Europa; besonders bei Diebstählen, wo sie durch ein geheimes Spionirsystem nach langem Widerstande, der oft so weit geht, daß sie sich weigern, den Schuldigen zu entdecken, gewöhnlich glücklich sind. Die Gebräuche bei diesen Zaubereien bestehen darin, daß sie einige lederne Riemen und Lumpen hinter dem Rücken zusammenknüpfen, verwirren und wieder aus einander wickeln.

Die Oberpriesterwürde ist in den Familien erblich, wie im alten Aegypten; der ehelose Stand ist nicht vorgeschrieben; auch das Eigenthum erbt fort. Die untere Priesterklasse wird häufig durch die vermehrt, welche erklären, daß der Fetisch sie plötzlich ergriffen hat, oder über sie gekommen ist, und welche, nachdem sie sich einer harten Behandlung unterworfen haben, zuletzt anerkannt werden. Die Fetischweiber, welche man gewöhnlich bei Krankheiten zu Rathe zieht, da sie eine vollkommene Kenntniß der giftigen und heilsamen Kräuter und Rinden haben, haben Aehnlichkeit mit den Druiden der alten Gallier.

Ein Sklave, welcher sich in den Tempel flüchtet, kann sich dem Fetisch weihen; aber durch Bezahlung von zwei Unzen Goldes und vier Schafen kann der Herr seinem entlaufenen Sklaven die Thür des Fetischhauses verschließen.

Die Hälfte der dem Fetisch dargebrachten Gaben wird, wie man sagt, in den Fluß geworden; die andere Hälfte gehört den Priestern. Des Königs Opfer besteht gewöhnlich aus zehn Unzen Gold und drei bis vier Sklaven; das eines armen Unterthans aus einigen Loth Goldes.

Jede Familie hat verschiedene Hausfetische, welche die Priester ihr gegeben, und die den Penaten der Römer entsprechen. Einige sind hölzerne Figuren, andere von willkürlichen Formen und Stoffen. Auch Thiere werden als Fetische verehrt; darum essen einige Familien nie Rindfleisch, andere enthalten sich des Schweinefleisches. Geflügel und Rinder sind die Fetische der königlichen Familie und werden von dieser nie gegessen.*)

*) Die Staaten an der Seeseite verehren mancherlei Thiere als Fetische. Zu Akkra wird die Hyäne als Fetisch verehrt, zu Dix-Kove und Anamaboe das Krokodil, und der Geier überall, aus augenscheinlichen Gründen, da er zur Gesundheit des Landes durch die Vertilgung des Aases so wirksam beiträgt. Ein Schwarzer, der zu Akkra eine Hyäne tödtete, würde eine schwere Strafe auf sich ziehen. Ein Europäer ist genöthigt, ein Flaschenfutter voll Rum und ein Stück weißes Zeug, worein der Kopf des Thieres gewickelt und alsdann von den Eingeborenen begraben wird, als Ersatz zu geben. (Der Rum wird von den Eingeborenen leidenschaftlich geliebt.)

In Ashantee ist kein besonderer Fetischtag, wie an der Küste, wo es der Donnerstag ist, an welchem Niemand weder fischen, noch pflanzen, noch sonst arbeiten darf. Die Familien feiern verschiedene Tage der Woche als ihren Fetischtag, wo sie von der Arbeit ruhen, sich des Palmweins enthalten und weiße Kleider tragen.

Wenn die Einwohner von Ashantee trinken, gießen sie zuvor einige Tropfen auf den Boden zum Opfer für den Fetisch; und wenn die Herren von ihren Stühlen aufstehen, sind die Sklaven gleich bei der Hand, einen Fetisch auf den verlassenen Sitz zu stellen, um zu verhindern, daß der Teufel, den sie sich weiß denken, sich nicht auf ihres Herrn Platz schleiche.

Der auffallendste Aberglaube der Ashantees ist ihr Vertrauen auf die Fetische oder Amulete, die sie toller Weise von den Mauren kaufen, indem sie fest glauben, daß sie dadurch im Kriege unverletzlich und unüberwindlich werden, die Hand des Feindes lähmen, seine Waffen zertrümmern, den Lauf der Kugeln abwenden und alle Uebel lindern können. Der König bezahlt oft einen Fetisch mit dreißig Sklaven.

Das Ableben einer Person wird, nach ihrem Range oder dem Reichthum ihrer Familie, durch eine Musketensalve kund gethan. Im Augenblicke sieht man eine Menge Sklaven aus dem Hause stürzen und nach dem Walde zu laufen, indem sie sich schmeicheln, daß die Hintersten oder die, welche noch im Hause ergriffen werden, zu Opfern dienen, wofern sie sich nur bis nach der Feier versteckt halten können. Der entseelte Körper wird mit schönen seidenen, goldbesetzten Kleidern angethan und auf einem Bette ausgestellt. Ein oder zwei Sklaven werden an der Thür des Hauses geopfert. Ich will die Leichenfeier von der Mutter des Quatchin Quoofin, eines der vier obersten Würdenträger, bei der wir am 2. August zugegen waren, beschreiben. Es war keineswegs eine große, wie bei dem Tode eines Gliedes der königlichen Familie; sie wird aber doch den richtigen Begriff von diesen eben so glänzenden als barbarischen Zeremonien geben.

Kaum hatte die Verstorbene den letzten Seufzer ausgehaucht, als der König und seine beiden Minister, Quatchin Quoofin und Odumata, jeder ein junges Mädchen opferte, damit es ihr bis zum großen Opfer nicht ganz an Bedienung fehle. Das Gefolge, die Anhänger und Freunde der Familie, schickten Beiträge an Gold, Pulver, Rum und Zeugen, die zur Leichenfeier bestimmt waren. Der König als Erbe *) gab das reichste Geschenk, den nächsten Verwandten ausgenommen, der den Stuhl und die Sklaven erbte. Der König schickte auch eine Summe Gold und einige reiche Kleider, die der Verstorbenen ins Grab mitgegeben werden sollen. Die Dienerschaft des Quatchin Quoofin gab etwas Gold und 24 Ellen

*) Der König erbt das Gold seiner Unterthanen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten; gewöhnlich schenkt er aber das Fetischgold (in Bildern verarbeitet) und die Kleider dem Nachfolger des Stuhls, von welchem auch die Sklaven und übrigen Sachen des Verstorbenen unzertrennlich sind.

Zeug. Man sagte mir, diese Beiträge wären ungewöhnlich klein, aber es geschehe auf Befehl des Königs, weil wegen des nahen Krieges das Pulver so viel als möglich geschont werden solle.

Wir gingen um 2 Uhr nach Assafao; die Geier waren schon über zwei, kaum kalt gewordene, enthauptete Leichname her. Einige Haufen Weiber, im Ganzen wohl hundert an der Zahl, tanzten, indem sie die Verstorbene in den traurigsten, aber nicht unharmonischen Melodien lobten und beklagten. Wegen der großen Menge hörte man diese Klagetöne sehr weit. Andere Haufen trugen die reichen Stoffe und seidenen Zeuge der Verstorbenen in glänzenden ehernen Kesseln auf den Köpfen. Gesicht, Arme und Brust dieser Weiber waren mit rother Erde bemalt, als eine gräßliche Nachahmung derer, denen es gelungen war, sich mit dem Blute der Opfer zu bestreichen. Das Gedränge war übermäßig groß. Hörner, Trommeln und Musketen, Heulen, Aechzen und Schreien betäubte unsere Ohren. Dann und wann sahen wir ein Schlachtopfer vorbeiziehen; die ungewöhnliche, gräßliche Kleidung, so wie die frohlockende Miene Derer, die das Opfer umgaben, machten sie Teufeln ähnlich. In den Blicken der zum Opfer bestimmten Menschen sah ich mehr Apathie als Verzweiflung oder Bewegung. Die Oberhäupter und Hauptleute zogen von allen Seiten herbei, durch Musketenfeuer und besondere Fanfaren angemeldet, von denen uns manche bereits bekannt waren. Als der alte Odumata auf seinem Sessel vorbeigetragen wurde, hieß er uns, wohl auf ihn Acht zu haben, wenn er wieder zurückkehren würde, was uns einigermaßen vorbereitete. Jetzt wurde des Königs Ankunft auf dem Marktplatze gemeldet. Die Menge wälzte sich ungestüm dorthin, aber die Soldaten machten ohne Umstände überall Platz für den Zug. Quatchin Quoofin eilte vorüber, wie ein Wahnsinniger vor Freude tanzend und springend, trunken von der Schmeichelei seiner heulenden Begleiter. Die Schlachtopfer, mit großen Messern durch die Backen, sahen ihn gleichgiltig an; er aber blickte auf sie mit wilder Freude, die an Raserei grenzte. Bald darauf erschienen zum zweiten Male die Oberhäupter, die wir unlängst in ihrer dunkeln, kriegerischen Kleidung hatten vorüberziehen sehen, in allem Glanze ihres Fetischputzes. Des alten Odumata's Kleid war ganz mit Fetischen bedeckt, die sämmtlich mit goldenen und silbernen Einfassungen daran hingen. Die lebhaften Bewegungen dieser Männer paßten aber schlecht zu der Leichenfeier.

Wir gingen bis auf den Marktplatz mit. Der König und diejenigen Hauptleute, die nicht sehr genau mit Quatchin Quoofin bekannt waren, saßen unter ihren Thronhimmeln, mit ihren gewöhnlichen Ehrenzeichen und ihrem Gefolge, und bildeten einen Halbkreis, der wohl eine halbe (englische) Meile im Umfang haben mochte; die Krieger setzten den Kreis fort.

Dreißig Schlachtopfer, von ihren Henkern umgeben, deren schwarze, zottige Mützen und Kleider sie mehr Thieren als Menschen ähnlich machten, wurden von der Menge nahe an den König herangedrängt. Die schon vorher beschriebenen Weiberhaufen zogen außerhalb des Kreises und sangen

das Todtenlied. Rum und Palmwein flossen in Strömen, Hörner schmetterten und Trommeln rasselten zum Rasendwerden. Jetzt wurde eine Musketensalve nahe beim Könige abgeschossen, und das Schießen ging nun eine Stunde lang im Umkreise herum. Je angesehener der Todte ist, desto mehr Pulver darf verschossen werden.

Nach beendigtem Schießen traten die vornehmsten Frauen der Familie, fast alle hübsch gewachsen und von zierlicher Gestalt, zum Tanze hervor. Sie waren in gelbe Seide gekleidet, und um den Hals hing an einer Kette ein silbernes Messer. Eine hatte ein goldenes, eine andere ein silbernes Horn; einige waren als Fetischweiber gekleidet, und von diesen wurde über die Enkelin der Verstorbenen ein Schirm gehalten, während sie tanzte. Die Ashantees tanzen unter den benachbarten Völkern noch am besten.

Die Trommeln verkündeten nun die Hinrichtung der Opfer. Alle Anführer untersuchten sie nach der Reihe; ich saß aber nicht nahe genug, um zu sehen, warum. Die Henker balgten und drängten sich, um sie hinzurichten, und die Gleichgiltigkeit, mit der das erste arme Geschöpf, trotz der Schmerzen, die es von den durch die Backen gestoßenen Messern erdulden mußte, zusah, war merkwürdig. Der nächste Henker riß dem andern das Schwert aus der Hand; die rechte Hand des Schlachtopfers wurde zuvörderst abgehauen, dann riß man es nieder und schnitt oder sägte vielmehr den Kopf ab. Die Qual wurde auf eine grausame Weise verlängert, obgleich ich nicht sagen will, daß es mit Fleiß geschah. Noch zwölf wurden herbeigeschleppt; aber wir drängten uns mit Gewalt durch die Menge nach Hause. Andere Opfer, besonders weibliche, geschahen in dem Walde, wo der Leichnam begraben wurde. Es ist gewöhnlich, mit dem Blute eines freien Mannes „das Grab zu benetzen.“ Wenn nämlich alle Anhänger der Familie gegenwärtig sind, und die Köpfe der Schlachtopfer alle im Grabe liegen, so werden einige arglos und eilig herbeigerufen, um den Steg oder Korb stellen zu helfen, und sobald dieser auf den Köpfen oder Schädeln steht, so betäubt ein Sklave einen von diesen Männern von hinten durch einen heftigen Schlag, stößt ihm dann einen Dolch in den Nacken, wälzt ihn über den Leichnam hinein, und das Grab wird sogleich geschlossen.

Eine Art von Karneval mit Schießen, Trinken, Singen und Tanzen wurde nun einige Tage lang in Assafao gehalten. Die Anführer besuchten es gewöhnlich jeden Abend, oder schickten ihre Dolmetscher mit einem Geschenk an Rum oder Palmwein an Quatchin Quoofin; und man gab mir zu verstehen, daß ohne den nahen Krieg und die Nothwendigkeit, das Pulver zu sparen, acht große Festlichkeiten für diese Frau stattgefunden haben würden, und zwar wöchentlich eine; dann würde der König selbst in der letzten Woche gefeiert haben. Am letzten Tage ziehen alle Frauen, die nur einigermaßen mit der Familie in Verbindung stehen, und die in den ersten drei Tagen nach dem Tode nichts essen dürfen, aber so viel

Palmwein trinken können, als sie wollen, durch die ganze Stadt, indem sie allen Denen einen Dank absingen, die der Feier beigewohnt haben.

Beim Tode eines Königs muß jede Leichenfeier, die während seiner Regierung für Unterthanen gehalten wurde, von den Familien derselben wiederholt werden, — die Menschenopfer sowohl als die andern Feierlichkeiten, — um desto mehr die Begräbnißfeier des Monarchen zu verherrlichen, welche mit der ausschweifendsten Tollheit und Barbarei begangen wird. Die Brüder, Söhne und Neffen des Königs stellen sich, als wären sie verrückt, stürzen mit ihren Musketen hervor und feuern ohne Weiteres unter die Menge. Sogar Leute von Rang werden ihr Opfer, wenn sie ihnen begegnen; auch wird ein Mord bei dieser Gelegenheit weder bestraft noch verhindert. Man kann sich eine solche Szene kaum vorstellen. Nur wenige der Vornehmeren wagen es, in den ersten zwei oder drei Tagen aus dem Hause zu gehen, machen sichs aber zur Gewissenssache, alle ihre Vasallen und Sklaven hinauszutreiben, als die annehmlichste Vergütigung für ihre eigene Abwesenheit. Des Königs „Okras," von denen gleich noch Näheres gesagt werden soll, hundert an der Zahl, nebst einer Menge von Weibern, werden alle auf seinem Grabe ermordet. Man versicherte mich, daß die Leichenfeier des verstorbenen Königs drei Monate lang jede Woche wiederholt wurde, und daß jedesmal 200 Sklaven geopfert und 25 Fäßchen Pulver verschossen wurden.

Die Okras zeichnen sich durch einen großen goldenen Reif aus, der ihnen vom Nacken herabhängt; manche von ihnen sind Lieblingssklaven, manche sind Leute aus dem Volke, die sich ausgezeichnet haben und froh sind, für den König ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um durch ihn erhalten zu werden und von Prozessen frei zu sein. Einige wenige sind auch Verwandte des Königs und Männer von Rang. Alle, die zu den beiden ersten Klassen gehören, etwa zwei oder drei ausgenommen, von denen man weiß, daß ihnen der König Staatsgeheimnisse anvertraute, werden auf seinem Grabe geopfert.

Die Könige werden auf dem Kirchhofe zu Bantama begraben, und das heilige Gold mit ihnen; ihre Gebeine werden hierauf in einem Gebäude daselbst beigesetzt, dem gegenüber der größte eherne Kessel ist, den ich jemals sah. Er ist zu Opfern bestimmt, hat ungefähr 5 Fuß im Durchmesser und vier kleine Löwen auf dem Rande. Hier sind Menschenopfer häufig und gewöhnlich, um die Gräber der Könige zu benetzen.

Die Leichname der Anführer führt die Armee oft lange mit sich herum, um sie bis zum Leichenbegängniß in der Heimath aufzubewahren; und so geschieht es auch mit angesehenen Empörern oder Feinden, um sie in der Hauptstadt auszustellen. Damit sich der Leichnam länger halte, wird er langsam über einem Feuer geräuchert.

Beim Einfalle der Fantis starb des jetzigen Königs Mutter, welche Regentin des Reichs war. Zu ihrer Leichenfeier schenkte der König selbst 3000 Schlachtopfer, wovon 2000 gefangene Fantis waren, und 25 Fässer

Pulver. Die fünf größten Städte des Landes lieferten jede 100 Schlachtopfer und 20 Fässer Pulver, und die meisten kleineren Städte jede 10 Schlachtopfer und 2 Fässer Pulver.

Des Königs Schwestern dürfen sich mit jedem, auch dem ärmsten Unterthanen verheirathen, wofern er nur hübsch ist. Stirbt aber die königliche Gattin vor dem Manne, so erwartet man von diesem, daß er sich selbst umbringe, es wäre denn, daß er von hohem Range und ebenbürtig wäre. Eben so ist auch der Mann verbunden, sich zu tödten, wenn das einzige männliche Kind stirbt. Wenn er zaudert, so wird er gebieterisch erinnert, daß er bald denen nachfolgen sollte, welche ihm in diesem Leben zu Glanz und Ehren verholfen hätten.

Die Fetischmänner, welche der Armee folgen, schneiden einigen Feinden das Herz aus, und nach vielen Zeremonien und Zaubersprüchen mit allerlei geweihten Kräutern essen alle Die, welche noch nie einen Feind zuvor getödtet haben, einen Theil davon; denn man sagt, wenn sie es nicht thäten, so würde ihre Kraft und ihr Muth im Geheimen durch die Geister der Gebliebenen gequält werden. Man vertraute mir, daß der König und seine Großen das Herz eines berühmten Feindes unter sich theilten; doch flüsterte man sich dies nur zu. Dagegen rühmten sich jene selbst, die kleineren Gebeine und Zähne der erschlagenen Monarchen bei sich zu tragen.

Wir sahen in der Hauptstadt mehrere verstümmelte Frauen: der einen fehlte die Oberlippe, der andern das rechte Ohr, einer dritten sogar die Nase. Auf unser Befragen theilte man uns mit, daß, wenn der Mann findet, daß seine Frau ihm untreu gewesen ist, er sie entweder auf der Stelle tödtet, oder, wenn sie einen zu mächtigen Familienanhang hat, er ihr die Nase abschneidet und sie einem seiner Sklaven zur Frau giebt. Wenn eine Frau ein Geheimniß verräth, kann sie darauf rechnen, die Oberlippe zu verlieren, und wenn sie eine heimliche Unterredung ihres Mannes behorcht und dabei ertappt wird, verliert sie ein Ohr.

Wie in allen diesen Ländern, ist Vielweiberei gewöhnlich. Die Gesetze von Aschantee erlauben dem König 3333 Weiber, welche Zahl sorgfältig beibehalten wird, um ihn in den Stand zu setzen, Denen, die sich auszeichnen, und welchen er eine Gunst erweisen will, eine gewisse Anzahl zu schenken. Jene Zahl ist aber eine mystische, heilige Zahl und darf nie überschritten werden. Manche von den Frauen wohnen in einem abgesonderten Theile des königlichen Krooms oder Landsitzes zu Barramang, mehrere noch in einem Kroom hinter dem Palaste, der mitten im Sumpfe ist, und die übrigen in zwei Straßen der Hauptstadt. Viele von ihnen bekommt der König in seinem ganzen Leben nicht zu sehen.

2. Die Wüste Kalahari.

Die ganze Strecke vom Orange-Flusse im Süden, unter 29° s. Br. bis zum Ngami-See im Norden, und vom 24.° östl. L. bis in die Nähe der Westküste ist eine Wüste genannt worden, weil sie kein fließendes Wasser und nur sehr wenig Brunnen hat. Doch darf man keineswegs diesen Landstrich als entblößt von Pflanzenwuchs und lebenden Wesen, die ihn bewohnen, sich vorstellen; denn er ist nicht nur von Gras, sondern auch von einer Menge Schlingpflanzen, streckenweis auch von Gebüsch und Bäumen bedeckt. Er ist außerordentlich flach, aber an verschiedenen Theilen von den Betten früherer Flüsse durchschnitten; ungeheure Heerden von Antilopen, welche wenig oder gar kein Wasser bedürfen, schweifen über diese pfadlosen Ebenen hin. Die Bewohner, Buschmänner und Bakalahari, stellen dem Wilde und den zahllosen Nagethieren und kleineren Arten des Katzengeschlechts nach, welche sich von den letzteren nähren. Der Boden ist im Allgemeinen hellgefärbter, weißer Sand, beinahe reine Kieselerde. Die Betten der alten Flüsse enthalten viel Alluvialboden, und da dieser durch die glühende Sonnenhitze ganz ausgetrocknet wird, so bleibt das Regenwasser in einigen Tümpeln mehrere Monate des Jahres hindurch stehen.

Die Menge Gras, welche in dieser merkwürdigen Wüste wächst, ist überraschend, sogar für diejenigen, welche Indien genauer kennen. Das Gras sproßt gewöhnlich in Bündeln, mit kahlen Stellen dazwischen, oder die Zwischenräume werden von Schlingpflanzen eingenommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen und daher wenig von den Wirkungen der sengenden Sonnenhitze verspüren. Die Zahl der Pflanzen mit Wurzelknollen ist sehr groß; diese Pflanzen sind so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit zugeführt bekommen, selbst wenn während der anhaltenden monatelangen Trockenheit dies anderswo unmöglich wäre. Es giebt hier eine Pflanze, die für gewöhnlich keine Wurzelknollen hat, dieselben aber unter Umständen bildet, wo jenes Anhängsel nothwendig ist, um zur Erhaltung ihres Lebens zu dienen. Eine ganz ähnliche Erscheinung findet sich auch in Angola bei einer traubentragenden Rebenart, welche zu gleichem Zwecke in gleicher Weise ausgestattet ist. Die Pflanze aber, die ich hier insbesondere im Auge habe, gehört zu der Familie der Kürbisse (Cucurbitaceae) und trägt eine kleine, scharlachrothe, eßbare Gurke. Eine andere Pflanze, Leroschua genannt, ist für die Bewohner der Wüste ein wahrer Segen. An der Oberfläche sieht man nur eine kleine Pflanze mit linearen Blättern und einem Stengel, der nicht dicker ist, als der Kiel einer Rabenfeder; gräbt man aber einen bis anderthalb Fuß tief in den Boden, so stößt man auf einen Wurzelknollen, welcher zuweilen die Größe eines Kinderkopfes erreicht. Entfernt man die Rinde, so zeigt sich, daß der Knollen aus einem Zellgewebe besteht, welches etwa wie bei

einer jungen Rübe mit Flüssigkeit erfüllt ist. In Folge der Tiefe unter dem Boden, worin der Knollen sich befindet, ist diese Masse gewöhnlich köstlich kühl und erfrischend. Eine andere Pflanzenart, Mokuri genannt, findet sich in andern Theilen des Landes, wo die Hitze den Boden ausdörrt; es ist eine krautartige Schlingpflanze, welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelknollen bildet, von denen manche die Größe eines Mannskopfes erreichen, und welche sämmtlich in einem Umkreis von einer bis anderthalb Armeslängen horizontal um den Stengel herum liegen. Die Eingebornen schlagen den Boden ringsherum mit Steinen, bis sie aus der Verschiedenheit des Tones hören, wo die wasserspendende Knolle unter dem Boden liegt, graben dann etwa einen Fuß tief nach und finden sie.

Die wunderbarste Pflanze der Wüste ist aber die Kaffee-Gurke oder Wasser-Melone (Cucumis cuffer). In Jahren, wo der Regen in ungewöhnlicher Menge fällt, sind unabsehbare Strecken des Landes buchstäblich mit diesen Melonen bedeckt; dies war früher, wo die Regenmenge größer war als gegenwärtig, alle Jahre der Fall, und die Bakuana schickten alljährlich Handelsgesellschaften nach dem See. Jetzt kommt diese Ergiebigkeit kaum einmal in 10 bis 11 Jahren vor, und die letzten drei Male fiel sie mit außerordentlich nassen Jahren zusammen. Dann erfreuen sich Thiere jeder Art und Benennung, den Menschen nicht ausgenommen, an den reichen Vorräthen. Der Elephant, als wahrer Herrscher des Waldes, schwelgt in dem Genusse dieser Frucht, und seinem Beispiele folgen die verschiedenen Nashornarten, obschon sie von Natur in der Wahl ihrer Nahrung ganz von jenem abweichen. Mit gleicher Begierde laben sich daran die verschiedenen Antilopenarten, und selbst Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse scheinen sämmtlich die allgemeine Wohlthat zu kennen und zu würdigen. Diese Melonen sind jedoch nicht alle eßbar; einige sind süß, andere so bitter, daß die ganze Familie dieser Kürbisse von den Boërs „die bittere Wassermelone" genannt wird. Die Eingebornen unterscheiden sie dadurch von einander, daß sie eine Melone um die andere mit einer Axt anhauen und die Zunge in den Spalt stecken. So wissen sie freilich am schnellsten, ob sie süß oder bitter sind. Die bitteren sind giftig oder wenigstens schädlich, die süßen dagegen sind ganz gesund. Diese eigenthümliche Erscheinung, daß eine und dieselbe Pflanzenart sowohl süße als bittere Früchte trägt, kommt auch bei einer rothen, eßbaren Gurke vor, welche man dort zu Lande oft findet. Sie ist ungefähr 4 Zoll lang bei einem Durchmesser von 1½ Zoll; im reifen Zustande ist sie hell scharlachroth. Manche dieser Gurken sind bitter, andere ganz süß. Selbst Melonen in einem Garten können bitter gemacht werden, wenn einige bittere Kengwe in der Nähe sind, da die Bienen leicht den Blüthenstaub von einer Pflanze zur andern tragen.

Die menschlichen Bewohner dieses Landstriches bestehen aus Buschmännern und Bakalahari. Erstere sind wahrscheinlich die Ureinwohner des südlichen Theiles vom afrikanischen Kontinent; letztere die Ueber-

bleibsel von der ersten Auswanderung der Betschuanen. Die Buschmänner leben aus freier Wahl, die Bakalahari gezwungen in der Wüste, aber beide sind große Freunde der Freiheit. Die Buschmänner unterscheiden sich durch Sprache, Race, Sitten und Aussehen. Sie sind die einzigen wirklichen Nomaden in diesem Lande, bebauen niemals den Boden und halten auch keinerlei Arten Hausthiere, außer armseligen Hunden. Mit der Lebensweise des Wildes sind sie jedoch so genau vertraut, daß sie demselben auf seinen Wanderungen nachziehen und ihm von einem Ort zum andern nachstellen. Sie thun auf diese Weise der übermäßigen und außerordentlichen Vermehrung des Wildes ebenso wirksam Einhalt, als die größeren fleischfressenden Thiere. Die Hauptnahrung der Buschmänner besteht in Wild; außerdem sammeln die Weiber noch Wurzeln und Bohnen und Früchte der Wüste ein.

Diejenigen Buschmänner, welche die heißen sandigen Ebenen der Wüste bewohnen, zeigen meist jene hageren, ausgetrockneten Gestalten, welche große Anstrengungen und lange Entbehrungen ertragen können. Manche sind von niedriger Statur und haben in der That Aehnlichkeit mit Pavianen.

Die Bakalahari gelten der Ueberlieferung zufolge für die ältesten Stämme der Betschuanen und sollen meist ungeheuere Heerden langgehörnter Rinder besessen haben, bis sie derselben beraubt und durch eine neue Wanderung ihrer eigenen Nation in die Wüste getrieben wurden. Seitdem wohnen sie immer auf denselben Ebenen mit den Buschmännern, sind denselben klimatischen Einflüssen unterworfen, leiden denselben Durst und genießen seit Jahrhunderten dieselbe Nahrung wie jene, scheinen aber doch den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß die Oertlichkeit an sich gerade nicht immer hinreicht, die Verschiedenheit der Racen zu erklären. Die Bakalahari haben noch immer eine gleich große Vorliebe für den Ackerbau und die Viehzucht, wie die Betschuanen. Sie graben alljährlich ihren Garten um, obschon sie nur Melonen und Kürbisse erwarten können. Auch halten sie kleine Ziegenheerden, obwohl sie das Wasser für dieselben mit Straußeneierschaalen oder löffelweise aus dem sparsamen Brunnen schöpfen müssen. Gewöhnlich schließen sie sich an einflußreiche Männer in den verschiedenen Betschuanenstämmen an, die in der Nähe ihrer heimathlichen Wüste wohnen, um ihren Bedarf an Speeren, Messern, Taback und Hunden gegen die Häute der von ihnen erbeuteten Thiere einzutauschen.

Die Bakalahari sind sehr schüchtern; nach ihrer körperlichen Entwickelung zeigen sie oft große Aehnlichkeit mit den Eingeborenen von Australien. Sie haben dünne Beine und Arme und große, aufgetriebene Hängebäuche, welche von ihrer schlechten unverdaulichen Kost herrühren. Die Augen der Kinder entbehren alles Glanzes, man sieht sie nie scherzen und spielen. Eine kleine Anzahl Betschuanen kann in ein Bakalahari-Dorf gehen und die ganze Einwohnerschaft desselben ungestraft tyrannisiren; stoßen aber diese nämlichen Abenteurer auf Buschmänner, so verwandeln sie ihr Betragen sogleich in die kriechendste Schmeichelei; denn sie wissen recht gut,

daß, wenn sie die Bitte der Buschmänner um Taback abschlagen, diese freien Söhne der Wüste alsbald sich anschicken, durch vergiftete Pfeile sich in den Besitz desselben zu setzen.

Die Furcht vor den Besuchen fremder Stämme der Betschuanen veranlaßt die Bakalahari, ihre Wohnsitze fern von Wassersammlungen zu wählen; über einer Quelle häufen sie Sand, Stein und Strauchwerk an und brennen ein Feuer darüber an, um die Spur zu verbergen. Wollen sie Wasser zu ihrem Gebrauch haben, so kommen die Weiber mit 20 — 30 Wassergefäßen in einem Sacke oder Netze auf dem Rücken. Diese Wassergefäße sind die Schaalen von Straußeneiern, deren jedes ein Loch an dem einen Ende hat, gerade groß genug, daß man mit einem Finger hinein kann. Die Weiber binden ein Büschel Gras an das Ende eines ungefähr 2 Fuß langen Schilfrohrs, und stecken dieses in ein Loch, das sie so tief gegraben haben als ihr Arm reicht; dann stampfen sie den feuchten Sand um das Schilfrohr wieder fest. Bringen sie nun den Mund an das offene Ende des Rohres und saugen daran, so bildet sich unten in dem Gras ein leerer Raum, worin sich das Wasser sammelt und in kurzer Zeit bis zu dem Mund empor steigt. Eine Eierschaale wird nun neben das Schilfrohr auf den Boden gesetzt, einige Zoll unter dem Munde der Saugenden. Ein Strohhalm leitet das Wasser in die Höhlung des Gefäßes, während sie es einen Mund voll um den andern emporziehen. Das Wasser läßt man an der Außenseite des Strohhalms, nicht durch denselben, hinablaufen. Der ganze Wasservorrath muß auf diese Weise durch den Mund des Weibes wie durch eine Pumpe gehen und wird, sobald es nach Hause gebracht ist, sorgfältig vergraben. „Ich bin,“ sagt Livingstone, „in Dörfer gekommen, wo wir, wenn wir trotzig und gebieterisch aufgetreten wären, in keiner Hütte Wasser gefunden hätten; doch wenn wir uns ruhig niederließen und geduldig warteten, bis die Dorfbewohner zu einer günstigen Meinung über uns gekommen wären, so brachte bald ein Weib eine Eierschaale des köstlichen Naß aus irgend einem Versteck hervor.“

---

3. Die Hottentotten.

Die Hottentotten sind an der südlichen Spitze von Afrika zu Hause. Als sie die Holländer Besitz von ihrem Lande nehmen sahen, leisteten sie keinen Widerstand. Ihre verschiedenen Stämme oder Tribus lebten immer im Frieden. Sie kannten nur die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse. Ihre Reichthümer bestanden in wenigen Heerden und einigen eisernen Werkzeugen, die ihnen dazu dienten, Fische und Wildpret zu tödten, wovon sie sich nährten. Ihr Zustand hat sich sehr geändert. Die beständige Politik der europäischen Kolonien ist gewesen, die eingeborenen Völker in einem Zustande der Unwissenheit und der Armuth, oder selbst in der abscheulich-

sten Knechtschaft zu erhalten. In dem Verhältnisse, als die Holländer ihre Besitzungen ausbreiteten, zogen sich die Eingeborenen in das Innere ihres Landes zurück.

Zwar findet man noch jetzt unter der englischen Herrschaft einige Kraals oder hottentottische Dörfer, die ruhig unter der Regierung der Kolonie leben, ihre Autorität anerkennen, Heerden für die Kolonisten aufziehen und sie beim Ackerbau und allen Arbeiten der Pflanzungen unterstützen. Sei es aus Politik oder aus Gerechtigkeitssinn — die Engländer behandeln jetzt die Häuptlinge mit aller Rücksicht, geben ihnen Hauptmannsrang und schmücken sie mit einer silbernen Kette und einem Stocke mit einem Knopfe aus Silber oder Kupfer, als Symbole ihrer Würde. In Erwiderung dieser Auszeichnung sind die Häuptlinge verpflichtet, zu gewissen bestimmten Epochen in der Hauptstadt zu erscheinen, um dem Gouverneur und seinen Räthen Rechenschaft zu geben von dem Tribus, den sie befehligen, und die nöthigen Weisungen zu empfangen. Dieser Besuch endigt sich mit Geschenken von Branntwein, Tabak, Eisen und Arbeitswerkzeugen, die sie in ihre Heimath mitnehmen. Die Häuptlinge sind sehr stolz auf ihren Kommandostab.

Die hottentottische Bevölkerung ist im Verhältniß zu dem Umfange des Bodens, den sie bewohnt, äußerst schwach. Auch sind manche Ursachen dazu gekommen, sie zu vermindern, hauptsächlich möchte die Strenge der von den Europäern erlittenen Behandlung niederdrückend gewirkt haben. Obgleich nach einem alten Gesetze die Hottentotten nicht als Sklaven angesehen und behandelt werden sollen, so scheint nach der Art, wie man mit ihnen verfährt, daß man die Absicht habe, jedes Gefühl der Freiheit in ihnen zu zerstören. Man ist darin bereits so weit gekommen, daß sie sich wie zur Knechtschaft bestimmt ansehen, und daß man Mühe hat, einen einzigen Kraal zu finden, der das Andenken seiner Unabhängigkeit bewahrt hat. Das Gesetz sieht sie als freie Menschen an, aber man findet so viele Mittel, es zu umgehen, daß diese Freiheit nur noch dem Namen nach besteht.

Jeder europäische Ackerbauer oder Pachter hält und erklärt die Kinder einer Hottentottin für Sklaven, wenn sie nicht einen Vater von demselben Stamme haben; auch die sind nicht ausgenommen, von denen er selbst der Vater ist. Eben so ist es mit den Kindern, die ein Hottentott von einer Negerin oder Sklavin hat. Die Herren gehen noch weiter; sie halten bis zum 25. Jahre die Kinder von einem hottentottischen Vater oder einer hottentottischen Mutter, die in ihrem Dienste stehen, als Sklaven zurück. Das Gesetz fordert, daß sie auf dem Kap einregistrirt werden, und daß ihre Freiheit von dieser Epoche datire; aber sie erlangen dieselbe nur mit vieler Mühe, und Manche sind gezwungen, in die Wüste zu fliehen, um die Freiheit zu erlangen. Man wendet alle Arten von Kunstgriffen an, um sie über das vorgeschriebene Alter hinaus in der Knechtschaft zurück-

zuhalten, und sind sie alt geworden, verabschiedet man sie ohne Entschädigung oder Belohnung.

Zuweilen sieht sich ein Hottentott, im Dienste eines Holländers, der ihn von Jahr zu Jahr bezahlt, genöthigt, wenn er das Haus seines Herrn verläßt, seine Kinder in die Sklaverei zu schicken oder darin zu lassen. Daher auch ihre Gleichgiltigkeit gegen die Ehe, und ihr Wunsch, keine Nachkommen zu haben.

Man muß aber auch die Schwäche der Bevölkerung der Hottentotten ihrer Lebensweise zuschreiben. In dem Zustande der niedern Zivilisation, worin sie sich befinden, sind die Subsistenzmittel immer unzureichend; Indolenz und Mangel an Kraft vermehren nur noch den Einfluß dieser Ursache. Man glaubt auch, daß der Gebrauch dieser Völker, sich nur in dem Kraal zu verheirathen, wozu sie gehören, dazu beigetragen hat, die Entartung ihrer Race und die Verminderung ihrer Anzahl zu veranlassen.

Die Hottentotten unterscheiden sich von allen übrigen Volksstämmen Afrikas. Sie sind ein friedliches, sanftes und furchtsames Volk, durchaus nicht wild und hartnäckig. Sie sind sehr gelehrig und biegsam und deshalb leicht zu täuschen, aber auch zu allen Künsten der Zivilisation leicht abzurichten, wenn man sich nur die Mühe geben wollte. Die Rechtlichkeit, die Treue und Sanftmuth ihres Charakters, ihre gegenseitige Anhänglichkeit deuten auf die günstigste Anlage zur Kultur und zur Tugend. Leider werden sie von den Kolonisten ohne beinahe allen Unterricht gelassen.

Die genannten guten Eigenschaften haben sich jedoch durch die Art von Sklaverei, wozu sie herabgesunken sind, in eine sklavische Unterwürfigkeit und in eine gänzliche Aufgebung ihrer Rechte und Hoffnungen verwandelt. Sie haben wenig Laster oder Fehler, die nicht dieser Ursache zuzuschreiben wären und die eine andere Ordnung der Dinge nicht verschwinden machen könnte. Sie sind außerordentlich träge; der Hunger selbst ist nicht fähig, sie in Bewegung zu setzen, und doch, wenn sie Nahrung bekommen, verschlingen sie dieselbe mit widerlicher Gefräßigkeit. Sie essen auf eine einzige Mahlzeit eine enorme Menge halb gebratenes oder geröstetes Fleisch, und selbst ganz rohe Eingeweide. Von einer Zubereitung der Speisen verstehen sie fast gar nichts. Ihr einziger Genuß ist zu essen; nach diesem ersten Vergnügen ist der Schlaf der zweite Hauptgenuß. Wenn die Wilden von Amerika auf die Jagd gehen, so macht ihnen diese zugleich Vergnügen, indem sie ihnen den Lebensunterhalt gewährt; aber der Hottentott bequemt sich nur zur Jagd, um nicht Hungers zu sterben. Die Hottentotten lieben das Fleisch, wenn es halb verdorben ist, und genießen es anstatt des Salzes mit dem Saft von Limonen oder andern scharfen Pflanzen, oder endlich mit Asche von grünem Holz.

Im Allgemeinen sind die Hottentotten merkwürdig häßlich, ihre Größe ist unter Mittelstatur; ihr Gesicht ist flach und entstellt durch die Theilung der Nasenknorpel, eine Operation, die gleich nach der Geburt vorgenommen wird. Diese Theilung gilt bei ihnen für eine Schönheit und

ist ein Zug der Aehnlichkeit mit den Chinesen und Malayen, bei welchen dieselbe Operation gebräuchlich ist. Die natürliche Farbe der Hottentotten ist gelblich; aber von der Kindheit an schmieren sie den ganzen Körper mit Schaffett und Asche von Thierleber und andern Ingredienzen ein, was ihnen eine schmutzigbraune Farbe giebt. Doch schützt diese Einreibung sie gegen die Moskitos und andern Insekten, die in diesem Lande in Ueberzahl vorhanden sind. Sie haben eine große gerundete Stirn; ihre Augen sind braun oder schwarz, aber ohne Glanz. Obwohl groß, sind sie doch so von der Stirn bedeckt, daß sie sich darunter zu verbergen scheinen. Ihre Backenknochen sind sehr hervorstehend, Mund und Kinn klein, was ihnen das Ansehen giebt, als endigte er sich unten in einer Spitze. Ihre Zähne sind weiß wie Elfenbein; ihre Haare laufen in Locken wie von kurzer Wolle zusammen und sind minder dicht und schwarz als die der Neger. Bart haben die Hottentotten keinen. Ihre Glieder sind zart und deuten keine Kraft an.

Trotz ihrer Trägheit gelten die Hottentotten dafür, sehr schnelle Läufer zu sein. Die Buschmann-Hottentotten, die jetzt als die eingeborene Race anerkannt werden, sollen eine Zeit lang mit einem galoppirenden Pferde gleichen Schritt halten. Der General Vandeleur, obgleich sehr gut beritten, hatte, als er einst von einem Haufen dieser Wilden überfallen wurde, Mühe, ihnen zu entkommen. Es ist in der That ein wunderbarer Anblick, sie mehrere Meilen lang laufen zu sehen, ohne daß sie anhalten, und dazu noch mit ihren Waffen beschwert. Diese Waffen bestehen in Sagaien oder Piken mit eiserner Spitze, die sie mit so viel Geschicklichkeit werfen, daß sie in einer Entfernung von 60 Yards eine Karte treffen und durchbohren. Sie tragen auch große Keulen, einen Bogen und vergiftete Pfeile.

Der Hauptluxus dieser Völker besteht in Branntwein und Tabak. Die Kleidung des der Zivilisation fremd gebliebenen Hottentotten ist eine Art Mantel, Kröß genannt, der aus Schaffell gemacht ist und über die Schulter geworfen wird. Man befestigt ihn mit einem ledernen Riemen oder einer Art von hölzerner Nadel. Im Winter tragen sie diesen Mantel mit der Wolle nach inwendig, und Nachts dient er ihnen zum Bette oder zur Decke, indem sie ihren Körper so zusammenziehen, daß sie sich ganz darin oder darunter bergen Auch hüllen sie die Beine in eine Art Gewand, das gleichfalls von Schaffell gemacht ist. Auf dem Kopfe tragen sie eine Art Mütze von konischer Form und aus Leder zusammengenäht, so daß es unter dem Kinne zusammengebunden werden kann. Lohfarbenes Leder wird anstatt der Schuhe um die Füße gewickelt und mit Darmsträngen festgehalten.

Um ihren Hals und ihren Leib hängen sie Stricke, aus Därmen oder Sehnen verschiedener Thiere verfertigt, und wenn sie vom Hunger gepeinigt werden, so essen sie diesen Putz und zuweilen ihre Kleider noch dazu, um sich die Mühe zu ersparen, andere Subsistenzmittel zu suchen. Sie tragen immer einen Gürtel von Schafleder mit einer Tasche, worin ein

Messer, eine Pfeife und Tabak ist, denn sie rauchen außerordentlich gern. Ein an beiden Enden verbranntes Stück Holz hängt an ihren Armen, als ein Amulet gegen die Hexereien der Zauberer, vor denen sie große Furcht haben. Einige tragen überdies noch Ketten von Kupfer, Rosenkränze und Fischgräten als Putz, oder einige holländische Münzen als Zierrath.

Die Frauen sind klein und schlecht gebaut. Der Hauptunterschied zwischen den Kleidern beider Geschlechter besteht in einer Schürze von Schafleder, welche die Hottentottinnen tragen. Rücken, Hals, Schultern und Füße bleiben nackt; der Kopf ist aber mit einer kleinen ledernen Mütze bedeckt. Die Vornehmsten ihres Tribus geben sich durch die bizarren Verzierungen, womit sie sich überladen, ein groteskes Ansehen. Auf dem Kopfe tragen sie Federn von Straußen und anderen Vögeln, die sie mit Rosenkränzen durchwinden, deren Knospen von Messing inwendig hohl sind und klingen, wenn die Trägerin sich bewegt; eben solche Kränze tragen sie auch an den Armen und Beinen. Der Klang dieser Schellen, verbunden mit dem Ton der trockenen Häute, worein die Frauen gekleidet sind, macht ein sonderbares Geräusch, dessen Stärke den Rang der Person anzeigt. Die Kinder des einen und des andern Geschlechts sind ursprünglich nicht mißgestaltet, aber der Wuchs der Frauen verliert schnell jede Zierlichkeit und giebt, indem die Dicke des Leibes und der Rückseite einen doppelten Vorsprung bildet, die Form eines S, was diese Völker als eine große Schönheit betrachten.

Die Hütten, welche die Hottentotten bewohnen, sind klein und elend, gemacht wie ein Bienenkorb, mit einer kleinen Oeffnung statt der Thür, die so niedrig ist, daß sie nur hineinkriechen können. Das Feuer ist in der Mitte; die Familie schläft um dasselbe herum, die Füße dem Herde zugewendet. Da sie nur grünes Holz brennen, so leben sie in einem beständigen Rauche, der für jeden Andern unerträglich wäre, nur für sie nicht. Diesem Umstande schreibt man die trübe Farbe ihrer Augen und ihre häufigen Augenübel zu. Andererseits ist ihnen dieser Rauch wieder sehr nützlich, weil er die Moskitos und Insekten aller Art verscheucht, welche ihre Unreinlichkeit und besonders die halb verfaulten Stücke Fleisch und Eingeweide herbeiziehen würden, die da und dort in ihren Hütten zerstreut umher liegen. Die Häuser oder vielmehr Hütten jedes Tribus sind kreisförmig oder in Gestalt eines Halbmondes. Am Tage halten sie sich außerhalb in dem Raume, der die Wohnungen umgiebt, auf und bringen ihre Zeit damit zu, sich in der Sonne zu wärmen.

Sie haben immer eine große Menge häßlicher und halb verhungerter Hunde um sich, die sie sehr lieb haben, weil sie ihnen zur Jagd dienen und ihr Vieh gegen die Hyänen und Wölfe beschützen; die Holländer gebrauchen sie ebenfalls. Diese Gattung von Hunden ist stark und gleicht dem Wolfshunde.

Eines Tages machte es mir viel Vergnügen, Hottentotten nach dem Schall eines Instrumentes tanzen zu sehen, das eine junge Frau spielte;

es war ein Brett von Tannenholz, 3 Fuß lang und 1 Fuß breit, auf welches 4—5 Drahtsaiten gezogen und an ihrem Ende über einen Steg gespannt waren; in der Mitte dieser Art von Guitarre (Gabanie genannt) war ein kleines Bruchstück von einem Spiegel angebunden, von dem die Musizirende kein Auge wandte, während des Spiels Gesichter schneidend und, wie es schien, das Vergnügen ausdrückend, das sie empfand, sich darin zu sehen.

Sie schnippte die Saiten mit einer Feder; ein Dutzend Männer umtanzte sie im Kreise, heftig mit Füßen und Stöcken auf die Erde stampfend. Auch machten sie alle Arten sonderbarer Stellungen, immer gegen die Musikerin gewendet, die eine andere Frau auf der Konza begleitete. Dieses Instrument hat Darmsaiten, die an einem krummen Stock von 3 Fuß Länge mittels eines Wirbels, durch welchen man ihnen die nöthige Ausdehnung geben, d. h. sie stimmen kann, befestigt sind. Am andern Ende ruht die Saite auf Federkielen. Um dieses Instrument zu spielen, legt man den Mund an die Federkiele, und der Athem oder Wind, den man ein- oder auch aushaucht, bringt eine Art von schwachem und klagendem Tone hervor, welcher dem der Aeolsharfe ähnlich ist. Wenig fehlte, daß sich durch meine Schuld ihre Freude in einen blutigen Zank verwandelt hätte: ich warf ihnen nämlich einige Münzstücke hin, um die sich Alles raufte. Die Männer ergriffen ihre Keulen, und es ward mir schwer, den Aufruhr zu dämpfen.

Die Hottentotten der Wälder oder Buschmänner unterscheiden sich in mancher Hinsicht von denen, welche die Autorität der Engländer anerkennen und näher dem Kap wohnen. Sie sind gelber und von weniger schmutziger Farbe, als die der Kolonie. Sie gleichen den Chinesen und werden auch chinesische Hottentotten genannt. Sie gelten für grausam und wild und schlagen sich bisweilen mit wahrer Verzweiflung. Doch im Allgemeinen erwarten sie selten den Angriff und sind furchtsam. Die Pflanzer verfolgen sie aber mit Erbitterung und schonen sie niemals, als um sie dem Joche der Knechtschaft zu unterwerfen. Sie machen mit ihren Hunden oft wahrhafte Jagd auf sie und richten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Kein Wunder, daß Feindschaft zwischen den Zivilisirten und Wilden herrscht.

4. Die schwarzen Einwohner Australiens.*)

1.

Ueberblicken wir die Erfolge der Kolonisation auf diesem freien Erdtheile, so darf man der Nation Glück wünschen, die so Erfreuliches und Großes vollbracht. Binnen wenigen Jahren erhoben sich aus der Mitte der Wildniß die freundlichen Wohnungen fleißiger Menschen; wo sonst Känguruheerden weideten, sehen wir blühende Getreidefelder und fruchtbare Gärten, die Segnungen der Gesittung und des Fleißes treten uns entgegen, wo Rohheit und Stumpfsinn geherrscht. Nur Schade, daß dieses schöne Bild der nach den entfernten Erdtheilen sich verbreitenden Zivilisation von einer Seite her dunkel überschattet wird; denn wer vermag auf den heutigen Zustand der schwarzen Eingebornen, der sonstigen Herren dieser Länder, hinzublicken, ohne von tiefem Schmerz ergriffen zu werden?

Unsere Kenntniß von den Urbewohnern Australiens ist sehr unvollkommen; über ihre Abstammung hat man nur Hypothesen aufstellen können, da sie weder Traditionen noch Mythen besitzen, die darauf hindeuten. In der äußern Gestalt ist der Australier keinem andern Menschenstamme ähnlich, er bildet eine eigene Race, die Papuas. Es herrscht jedoch eine solche Abweichung in der Gestalt und der Gesichtsbildung der verschiedenen Stämme, daß Viele geneigt sind, sie für ganz verschiedene Nationen zu halten, zumal auch ihre Sprache abweichend ist, und die Eingeborenen aus Neusüdwales z. B. mit denen an der Südküste Neuhollands sich kaum verständigen können. Im Allgemeinen aber ist eine Aehnlichkeit in der Körperbildung wie in den Gesichtszügen bei allen Stämmen nicht zu verkennen. Sie sind von schwarzer Hautfarbe, mit schwarzem schlichten Haar, der Mund ist groß, die Nase breit, aber nicht so platt wie bei den Negern, die Augen etwas tiefliegend, die Backenknochen hervorstehend. Ihre Größe überschreitet selten die mittlere, Arme und Beine sind dünn, die Brust schmal, der Knochenbau überhaupt ist zarter als bei den Weißen. Ganz verschieden von ihnen sind die Urbewohner von Vandiemensland; diese haben krauses, negerartiges Haar, und alle die Eigenschaften, die unsern Schönheitssinn im Bilde des Australiers verletzen, findet man bei ihnen noch unendlich gesteigert. Ihr Mund ist größer, Nase und Lippen sind dicker und treten stärker hervor, die schmale Brust, die langen dünnen Arme geben ihnen das Ansehen von Orangutangs. Man ist daher geneigt, den Vandiemensländer für einen von dem australischen ganz verschiedenen Menschenschlag zu halten, und seinem Haare nach scheint er

*) Nach Adolph Schayer, ehemaligem Oberintendanten der Vandiemensland-Kompagnie. Vergl. „Ausland," 1845. Nr. 126. ff.

einem heißen Klima anzugehören; dies aber macht die Frage über seine Abstammung nur noch verwickelter.

Wie in der äußern Erscheinung, ist der Australier auch in intellektueller Beziehung dem Vandiemensländer überlegen; behält man dies im Auge, so wird nachfolgende Schilderung, die aus meinem häufigen Verkehr mit den Letzteren geschöpft ist, auf sämmtliche Schwarze Australiens anwendbar sein.

Als ein rein nomadisches Volk, auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehend, leben die Urbewohner in einzelnen Stämmen getrennt auf weiten Gebieten, die sie als ihr Eigenthum betrachten und gegen die Eingriffe ihrer Nachbarn eifrig vertheidigen. Jeder Stamm besteht aus 30—50 Familien, die entweder einzeln oder gelegentlich mit einigen anderen vereint umherziehen und, was die Natur ihnen darbietet, gemeinschaftlich genießen. Ob der Besitz dieser Gebiete sich auf gewisse Verträge und Bestimmungen unter den verschiedenen Stämmen gründe, ist nicht ermittelt worden, doch scheint dieses Verhältniß schon lange zu bestehen, da manche Stämme sich nach gewissen Lokalitäten ihres Gebietes nennen, und die meisten einen eigenthümlichen Dialekt reden. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, der durch Körpergröße und Fertigkeit im Gebrauche der Waffen den Andern überlegen ist und bei großen Zusammenkünften das Wort führt; eine eigentliche Gewalt aber scheint er nicht auszuüben. Ein gleiches Verhältniß findet in den Familien statt: dem Vater wird von den Seinen mit Achtung begegnet, doch gehen diese nach Gefallen ihren eigenen Zwecken nach, ohne daß jener sich darein mischt. Demnach hat dieses Volk weder Gesetze, noch Richter, Jeder handelt nach seinem Gutdünken, Niemand darf ihn zur Rechenschaft ziehen, und die Macht des Stärkern ist die alleinige Gewalt, die sie fürchten.

Die Lebensweise des Schwarzen ist so einfach, daß man kaum absehen kann, wie sich daraus Veranlassungen zu Streitigkeiten entwickeln können. Sie besitzen keine Art von Eigenthum, denn sie brauchen weder Wohnungen noch Kleider, sie bringen durch eigenen Fleiß nichts hervor und benutzen nur, was sie auf der Erde, im Wasser oder in der Luft vorfinden, und diese Gegenstände sind in solcher Menge vorhanden, daß sie für den nächsten Tag nicht zu sorgen brauchen. Es leben daher auch die Familien unter einander in gutem Einverständniß; nur die einzelnen Stämme feinden sich gegenseitig an, wodurch oft blutige Händel herbeigeführt werden. Streitigkeiten werden meistentheils durch Verletzung des Gebiets herbeigeführt, indem benachbarte Stämme das Wild über die Grenzen ihres Bodens verfolgen; oft aber liegt ihnen auch eine ernstere Beschwerde zu Grunde, die in das Familienleben eingreift. Daß die Schwarzen in einem ehelichen Verhältnisse leben, ist nicht zu verkennen, doch muß man damit nicht die Begriffe strenger äußerer Formen und der tiefern innern Bedeutung verbinden, welche bei uns diesen Zustand charakterisiren. Der Mann wählt seine Frau unter den Weibern seines Stammes; die Bande der

Blutsverwandtschaft kommen dabei nicht in Betracht, und wäre es die eigene Schwester; er ist auch in der Zahl der Frauen nicht beschränkt, ohne daß diese irgend sich dadurch hintangesetzt fühlten. Zuweilen aber fesselt ihn die Frau eines fremden Stammes, was ihm selbst nicht zur Schande gereicht, wohl aber der Familie, deren Tochter dem Feinde zur Braut wird; er muß sich also der List und nur zu häufig der Gewalt bedienen, um den Gegenstand seiner Neigung zu erlangen, und reizt dadurch den beleidigten Stamm zur Wiedervergeltung oder blutigen Rache. Wie bei allen rohen Völkern, befindet sich das Weib in einem Zustande, der an Dienstbarkeit, ja an Erniedrigung grenzt; ihnen liegt ausschließlich die Pflege der Kinder ob, was bei der herumziehenden Lebensweise ein mühseliges Geschäft ist; sie müssen die Speisen zubereiten, für die Erhaltung des Feuers sorgen, während der Mann sich nur mit der Jagd beschäftigt.

Die Mütter sind ihren Kindern sehr zugethan, und selbst die Väter liebkosen die Kleinen und spielen mit ihnen, wie überhaupt in ihrem gegenseitigen Benehmen Freundlichkeit und Gutmüthigkeit vorherrschend sind. Dennoch ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß sämmtliche Eingeborne Australiens Kannibalen sind und nicht nur das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, sondern das ihrer eigenen Kinder verzehren, indem sie zuweilen das ältere tödten, wenn die Frau ein anderes zur Welt bringt, bevor jenes gehen kann.

Bei keinem Volke findet man so geringe Spuren geistiger Fähigkeiten; nur die unerläßlichsten Bedürfnisse wissen sie sich zu verschaffen, und auch hierbei bedienen sie sich der rohesten Mittel, wie sie der bloße Instinkt an die Hand giebt. Ihre Waffen bestehen aus einem langen Speer, dessen Spitze im Feuer gehärtet ist und den sie mit ziemlicher Sicherheit auf 20—30 Schritte weit werfen. Der Waddy ist ein kurzer, dicker Stock, oben etwas abgerundet und an dem Griffe mit kleinen Einkerbungen versehen, damit er nicht schlüpft; diese Waffe gebrauchen sie im Handgemenge, wo der Speer nicht anwendbar ist, und erlegen auch damit Vögel im Fluge. Zur Anfertigung der Waffen bedienen sie sich scharfer Steine und Muscheln und ihres eigenen Gebisses; es läßt sich also leicht ermessen, wie roh und unförmlich diese ausfallen. Außerdem findet man bei manchen Stämmen Australiens noch eine Waffe, deren Gebrauchsweise sehr eigenthümlich ist. Der Bomerang gleicht an Form und Größe einer Sichel, er ist von hartem Holze und etwa drei Finger breit. Dieses Instrument verstehen die Eingebornen auf solche Weise zu werfen, daß es dicht am Boden 30—50 Schritte weit horizontal fortfliegt, sich allmählig zu einer Höhe von 50 Schritten erhebt und, indem es eine rückgängige Bewegung macht, auf dem Punkte oder auch hinter demselben herabfällt, von dem es ausgegangen.

Am Allgemeinen sind sie mehr friedlicher als kriegerischer Natur und lieben außer der Jagd keine andere Thätigkeit; ihr ganzes Leben besteht

in einem Wechsel von Jagen und Essen, Schlafen und Tanzen. Eine ähnliche Armuth zeigt sich im Gebiete des Gefühls und der Phantasie. Von religiösen Begriffen hat man nur geringe Spuren gefunden, indeß scheinen sie eine Ahnung von einem Zustande nach diesem Leben zu haben; die Vorstellungen davon sind jedoch, wie sich erwarten läßt, von der sinnlichsten Art. Während es in ihrer Sprache keinen Ausdruck zur Bezeichnung eines höchsten Wesens giebt, fürchten sie doch den bösen Geist, der ihnen auf alle Weise, und besonders während der Nachtzeit, zu schaden sucht. Man ist lange in Ungewißheit gewesen, auf welche Weise sie die Todten beerdigen; in der letzten Zeit erst hat man gefunden, daß sie die Leichen verbrennen und die Asche mit den noch unverzehrten Knochen in hohlen Bäumen und auf sonstige Weise verbergen. Den Ueberresten ihrer verstorbenen Verwandten bezeigen sie eine große Verehrung und schreiben den Gebeinen derselben die talismanische Eigenschaft zu, gegen Krankheit und frühzeitigen Tod zu schützen.

Ein solches Volk traf der Europäer in dem fernen Lande an, das er zu großartigen Zwecken aufgesucht. Der Boden zeigte nirgends eine Spur menschlicher Thätigkeit, nirgends ein Merkmal, womit die Einwohner ihren Anspruch auf den Besitz desselben bezeichnet hätten.

Beim Anblick der Fremden verhielten die Eingeborenen sich leidend; es fehlte ihnen an Intelligenz wie an Muth, ihnen den Boden streitig zu machen; sie verbargen sich nicht, weil sie nichts zu besitzen glaubten, was die Habgier erregen könnte. Doch bald regten sich in den Weißen heftigere Leidenschaften, als die Gier nach Gold und glänzenden Steinen. Das Mißverhältniß in der Zahl der beiden Geschlechter war bei den Einwanderern so groß, daß selbst die wenig anziehenden Weiber der Schwarzen einen hohen Werth gewannen, und da nur wenige gutwillig den Weißen folgten, so wurde List und Gewalt gebraucht, der Widerstrebenden sich zu bemächtigen.

Hieraus entsprangen die ersten Feindseligkeiten, welche beiden Theilen zahlreiche Opfer kosteten; ob der Speer oder die Kugel hierbei verderblicher gewesen, dürfte schwer zu ermitteln sein. Gewiß sind solche Schandbarkeiten nur von Sträflingen oder von dem rohesten Theile des Volkes verübt worden; doch diese Unterscheidung konnte der Wilde nicht machen, seinen Begriffen nach trugen Alle die gleiche Schuld, und in jedem Weißen erblickte er den Räuber seines theuersten Gutes.

Daß unter solchen Umständen Furcht und Haß, Neid und Rachsucht an die Stelle traten, wo Vertrauen und Achtung, Theilnahme und Wohlwollen herrschen sollten, ist leicht begreiflich. Der Verlust so vieler Leben ist betrübend genug; allein noch unheilbringender sind die Folgen, welche aus diesen Zerwürfnissen hervorgegangen; denn die Bestrebungen der Bessergesinnten, die Maßregeln der Regierung, die Eingebornen für unsere Sitten und Lebensweise empfänglich zu machen, blieben fruchtlos, und so

finden wir denn, daß der Schwarze in geistiger Beziehung gar nicht vorgeschritten ist und durch die Berührung mit den Weißen nichts erworben hat, als die Vorliebe für Tabak und Branntwein.

Die Frage, ob der Neuholländer sittlichen Eindrücken zugänglich, ob er überhaupt zu humanisiren sei, ist von vielen Seiten verneinend beantwortet worden, und man hat diese Meinung durch mancherlei Beispiele zu unterstützen gesucht. Gouverneur Macquarie ließ eine Niederlassung „Black Town" einschließlich für Eingeborne erbauen, allein nur wenige Familien machten davon Gebrauch, und bald standen sämmtliche Wohnungen öde und verlassen. Bennilong, einem Stamme in der Gegend von Port Jackson angehörend, hatte sich die Sitten und die Lebensweise der Weißen so angeeignet, daß er in London, wohin man ihn als einen Beweis der Bildsamkeit seines Volkes gebracht hatte, in vornehme Zirkel eingeführt wurde und sich darin mit vielem Anstand zu benehmen wußte. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kehrt er in die Heimath zurück, und man verspricht sich viel von seinem Einflusse auf die Besserung des Zustandes seiner noch verwilderten Brüder; da wirft Bennilong den modernen Plunder von sich, flieht in die Wildniß und schließt sich seinem Stamm und seiner alten Lebensweise wieder an.

Ich sah ein Mädchen von etwa zehn Jahren, eine Vandiemensländerin, die ein paar Jahre schon in der Familie eines Pächters in der Nähe von Hobart Town gelebt hatte. Nur allmählig konnte das Kind sich gewöhnen, in einem Bette zu schlafen, und noch verläßt es seine Lagerstätte und sucht den von der heißen Asche warmen Herd auf, wo man es am Morgen zusammengekauert ohne Bedeckung schlafend findet.

Dergleichen Beispiele beweisen jedoch nur, daß die Gewohnheit eine fast unbezwingbare Gewalt über die Wilden ausübt — und kann der Weiße sich dieser Gewalt ganz entziehen? Je niedriger die Stufe geistiger Ausbildung ist, um so mehr wird das Sinnliche im Menschen vorherrschend, weil da, wo nur die Anlage, aber nicht die Gelegenheit vorhanden ist, sich auszubilden, der Geist ungeweckt schlummert und der Sklave seines sinnlichen Begehrens wird, gleich dem Thiere.

Man versetze einen Landmann in das Gewühl einer volkreichen Stadt, oder einen Matrosen in die geregelte Thätigkeit einer Fabrik hinein, und sie werden sich gewiß in ihren frühern Beruf zurücksehnen, wie beschwerlich und mühevoll dieser uns auch scheinen dürfte. Und wie sollte der Wilde, dessen ganze Lebensweise vom ersten Athemzuge an so ganz verschieden von der unsrigen war, das Gewohnte willig aufgeben, das nie Gekannte sich bald aneignen können?

Um den Kontrast zu begreifen, muß man sich die Lebensweise der Wilden vergegenwärtigen. Unter freiem Himmel erblickt das Kind das Tageslicht, und nackt, wie es in die Welt tritt, wird es von der Mutter auf den steten Wanderungen umhergetragen. Die Hauptnahrung der Erwachsenen, halb rohes Fleisch, ist auch seine Speise, wenn es zu saugen

aufhört, kaltes Wasser das einzige Getränk. So wächst der Wilde heran, ohne den Gebrauch irgend eines Kleidungsstücks oder ein schützendes Dach zu kennen; der Nässe und Kälte, der heißen Sonne preisgegeben, gewährt ihm ein Stück Baumrinde oder ein Strauch genügenden Schutz. Mit Sonnenaufgang begeben sich die Männer und Knaben auf die Känguru-jagd und verfolgen das Thier über Berg und Thal, durch Gebüsch und Sumpf. In solcher Aufregung bringen sie mehrere Stunden zu und kehren dann mit Beute beladen in ihr Lager zurück, wo die Frauen das Feuer bereit halten Während die Männer auf dem Boden ausruhen, beschäftigen sich jene mit der Zubereitung des Mahles; dieses erfordert wenig Kunst. Das Thier wird mit Haut uud Haar aufs Feuer gelegt und, wenn es halb gar ist, in Stücke zerrissen und verzehrt. Eine lange Mittagsruhe folgt dem reichlichen Mahle; dann vereinigt sich Alt und Jung zum Tanze, den sie mit Gesang und grotesken Geberden begleiten, bis sie aufs Neue Hunger verspüren und die Reste des Mahles aufsuchen. Ein paar Stunden vor Sonnenuntergang sammeln die Männer ihre Waffen und eilen voraus, die Frauen folgen mit den Kindern. Wenn man eine Quelle frischen Wassers in der Nähe des Gehölzes erreicht, zünden die Weiber die Feuer an, während die Männer, wie am Morgen, auf die Jagd gehen. Nach dem reichlichen Abendmahl ergötzt man sich am Tanz und Gesang, die Weiber überdecken dann die Feuer mit Asche, und jede Familie lagert sich in einem Kreise auf dem Boden, um am nächsten Morgen dieselbe Lebensweise zu beginnen.

Ein solches Wesen denke man sich plötzlich in die Zustände des zivilisirten Lebens versetzt; darf es befremden, daß es sich darin unbehaglich fühlt? Der Wilde soll Kleider anlegen, die ihm den freien Gebrauch seiner Glieder beengen, er soll in geschlossenen Räumen athmen, auf dem engen Stuhl ausruhen, oder auf der Matratze sich lagern, er, der stets nur die frische Luft an der Meeresküste geathmet, kein anderes Lager, als die breite Erde gekannt?

Der ehmalige Gouverneur von Vandiemensland, Sir George Arthur, pflegte einen Eingeborenen, Namens Tom, bei manchen Maßregeln in Beziehung auf die schwarze Bevölkerung zu Rathe zu ziehen. Die Regierung beabsichtigte damals, die Schwarzen nach einer an der Ostküste belegenen Insel, Maria-Island, überzuschiffen. Bei dieser Gelegenheit entspann sich folgendes Gespräch zwischen dem Gouverneur und seinem schwarzen Rathe:

Tom: Warum soll der schwarze Mann nach Maria-Island?

G.: Weil sie hier mit den Ansiedlern in Streit leben, dort aber werdet Ihr ungestört unter einander sein.

Tom: So! erst kommt weißer Mann hierher, schickt seine vielen Schafe, das Gras zu essen, Känguru bekommen nichts, laufen alle davon, und jetzt sagt er: schwarzer Mann muß auch weg — ist das recht? Das

gefällt mir gar nicht vom weißen Mann, der auf dem Pferde reitet und viele Ochsen hat; unser Land, unser Kängor, wir bleiben hier.

G.: Nun, so werde ich genöthigt sein, Euch mit Gewalt hinzuschicken.

Tom (lachend): Maria-Island ist nicht weit, schwarzer Mann bald wieder hier sein. (Diese Bemerkung war ganz richtig, denn es ergab sich, daß die Eingeborenen das etwa zwei englische Meilen entfernte Eiland schwimmend erreichen konnten, da zwischen demselben und der Küste ein Felsen war, der ihnen zum Ruhepunkte diente.)

G.: Wenn Maria-Island zu nahe ist, so könnt Ihr nach Flinder's Insel, dort sollt Ihr graben und säen u. s. w.

Während der Gouverneur die Vortheile einer solchen Lebensweise aus einander setzte, hatte sich eine Fliege auf dem Tische, an dem er saß, niedergelassen. Diesen Umstand benutzte Tom zur Begründung seiner Ansicht. „Seht Ihr diesen Mann?" fragte er. — „Ja," erwiderte der Gouverneur, „ich sehe eine Fliege." — „Glaubt Ihr, die Fliege wird arbeiten, wenn Ihr ihr befehlt?" — „Nein, Fliegen können nicht arbeiten." — „Und warum soll schwarzer Mann arbeiten, wenn Ihr befehlt? er kann auch nicht!" sagte Tom.

2.

Die Frauen sind im Ganzen viel weniger zahlreich, als die Männer, und oft Gegenstand blutiger Streitigkeiten. Ihnen fällt, wie bei allen Wilden, ausschließlich die Arbeit, das Herbeischaffen der Lebensmittel, des Brennholzes u. s. w. anheim. Seitdem die Axt des Ansiedlers die Wälder gelichtet hat, und das Feuergewehr in ihnen erschallt, ist das Känguru fast verschwunden und das Opossum*) seltener geworden; die Eingeborenen sind also für ihren Lebensunterhalt auf das Betteln angewiesen. Sie sind in der Wahl ihrer Nahrungsmittel nicht verlegen, alles Eßbare ist ihnen recht — Eidechsen, Schlangen, halbverfaultes Fleisch u. s. w.; auch habe ich sie die Blätter von einem Mesembryanthemum in armen Zeiten gierig verschlingen sehen. Auffallend ist mir gewesen, daß sie nie eine von Europäern getödtete Schlange verzehren. Da die animalischen Gifte unschädlich sind, sobald sie nicht mit den Blutgefäßen in Berührung kommen, so begreife ich diese Ausnahme nicht, da die Eingebornen sonst nichts verschmähen. Nie habe ich in ihren Hütten eine Art von Kochgeschirr be-

*) Ein Beutelthier, das auch in den wärmeren Gegenden von Nord- und Südamerika lebt, die Größe eines Marders hat und sich leicht zähmen läßt. Es kann nicht schnell laufen, aber vermittelst seines langen Schwanzes sich von einem Baume zum andern schwingen. Wird es verfolgt, so stellt es sich, um der Gefahr zu entgehen, oft todt, namentlich die Mutter, wenn sie Junge im Beutel hat. Diese sorgt zärtlich für ihre Kleinen, läßt sie aus ihrem Beutel, damit sie an der Sonne spielen und sich wärmen, lockt sie aber bei der geringsten Gefahr wieder an sich und schließt sie wieder in den Beutel ein, um mit ihnen davon zu laufen.

merkt. Ein verfaulter Schafkopf, in der Asche halb gebraten, scheint ihnen ein kostbarer Leckerbissen, dessen Garwerden ihre Gefräßigkeit selten abwartet, indem sie jedes kaum braun gebrannte Stück verzehren.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß die Süd-Australier kein einziges Kulturgewächs besitzen, sowie sie auch selbst ohne alle Entwickelung sind; nicht einmal der neuseeländische Flachs (Phormium tenax) ist ihnen eigen. Es fehlt ihnen vollständig, was man sonst die charakteristische Pflanze der Völker nennt. Sie haben kein Analogon zu dem Brodfruchtbaum und der Kokospflanze der Ozeaniden, dem Gewürze der Malayen auf den Sundainseln, der Dattelpalme der Araber, dem Reis und der Baumwollenstaude der Hindus. Daß die Acacia (alata, decipiens, armata) Gummi liefert, haben sie erst durch die Europäer erfahren.

Sie bedienen sich zum Tranchiren nur ihrer Zähne und theilen ihren zweideutig riechenden Braten brüderlich mit ihren Hunden. Abwechselnd sieht man den Knochen von dem Herrn und dann wieder von einem dieser langen, gelben, meist räudigen Hunde, welche dem wilden australischen Dingo (Canis Australiae) offenbar verwandt sind, benagt. Trotz seiner Liebe für diese seine einzigen Hausthiere, die ihm überall folgen und ihn stets zahlreich begleiten, überwacht doch der Eingeborene stets mit eifersüchtigem Auge die Mahlzeit seiner vierbeinigen Gesellen, und öfters sieht man, wie er ein besonders leckeres Stück dem verderbendrohenden Rachen wieder entreißt, um es selbst zu verschlingen. Zwischen dem auch unmittelbar in der Asche gebratenen Carne con cuero (Fleisch in der Haut), welches ich später mit dem wilden Gaucho der Pampas des Rio de la Plata getheilt habe, und der Rohheit der australischen Gerichte ist ein Unterschied, wie er kaum größer zwischen einem Diner von Befour oder Jagor und den rein in Wasser gekochten Makkaroni der Lazzaroni sein kann. Ein einziges Mal habe ich später eine alte Lubra (Frau) am Hafen Wasser in einem verrosteten Blechtopf zum Sieden bringen sehen, um Thee zu kochen. Sonst kennen sie kein anderes Getränk, als Wasser; nur die Schüler der Missionäre sind größere Leckermäuler.

Wenn die Eingeborenen sich nicht mit dem Essen beschäftigen, dessen Bestandtheile sie sich durch Erbeutung eines gefallenen Thieres oder durch Betteln in der Stadt verschafft haben, so ruhen sie den übrigen Theil des Tages von ihren Anstrengungen aus. Nur die Frauen haben, wie schon bemerkt, für das nöthige Brennmatereal und für weitere Bedürfnisse zu sorgen, namentlich noch mehr Lebensmittel herbeizuschaffen. Der Gemahl vergißt nie, aus letzteren zwei ungleiche Hälften zu machen und davon den Löwenantheil für sich zu nehmen, während die Frauen, wie in dem deutschen Erbrecht, nur Kindesantheil bekommen. Sollte die Familie nur eine wollene oder Opossum-Decke haben, so wird dieses einfache Kleidungsstück im Winter gebraucht, dem Manne Schutz zu verleihen, im Sommer dagegen der Frau als unwillkommenes Kleidungsstück zu dienen.

Eine auffallende Erscheinung ist das zierliche, proportionirte und sogar gefällige Aeußere der Kinder, und es erscheint fast unglaublich, daß daraus so häßliche Erwachsene werden können. Selten besteht eine Familie aus mehr als zwei Kindern, die mehr geborenen werden meist gleich nach der Geburt umgebracht — eine Grausamkeit, die in der Schwierigkeit der Ernährung ihre natürliche Erklärung findet. Selten wählt der Jüngling sich jenes nützliche Hausthier, welches in der Mundart von Südaustralien allgemein mit dem Worte Lubra (Frau, Verheirathete) bezeichnet wird, aus dem eigenen Stamme, sondern überredet die Mädchen der benachbarten Stämme mittelst der Beredtsamkeit, der Wurfkeule und sonstiger Gewaltthätigkeiten, ihm auf seinen endlosen Wanderungen zu folgen. Der abschreckende Schmutz und die widrige, durch keine Gutmüthigkeit gemilderte Rohheit der Weiber hat bis jetzt jede Verheirathung zwischen ihnen und den Weißen verhindert, obgleich die Regierung der Frau eine verhältnißmäßige Aussteuer versprochen hat, wenn ich nicht irre, eine Sektion von 80 Ackern oder 80 Pfd. Sterling.

Diese unpraktische Art, an der Kultur der Australneger zu arbeiten, schließt gleichwohl nicht eine, wenn auch sehr seltene Vermischung der beiden Racen aus, denn unter den Wilden von Morunden bemerkte ich ein kleines Mädchen, welches unzweifelhafte Spuren weißer Blutsverwandtschaft trug.

Der einzige Hausrath der Natives sind ihre Waffen; diese bestehen bei den Stämmen westwärts des Murray außer einem kleinen rechteckigen Schilde von Baumrinde, mit dem sie sehr geschickt die Speere aufzufangen wissen, aus der Wurfkeule oder Waddy, einer 2 Fuß langen, 2½ Fuß dicken jungen Kasuarina, die unten mit dem runden dicken Wurzelende und oben zugespitzt ist, und aus dem Speer, einer 11 Fuß langen, 2½ Zoll starken, geraden, an der Spitze am Feuer gehärteten Stange von einem Eukalyptenstamme.

Für die Jagd bedienen sich die Wilden einer Art von Wurfpfeilen (curle), welche mittelst eines Wurfholzes geschleudert werden. Eine junge gerade Eukalypte ist mittelst Harzes an ein Rohr befestigt, und an das Ende eines nur ein Drittel der Pfeillänge betragenden, in der Mitte ausgehöhlten kurzen Wurfstockes ist der Zahn eines Känguru geklebt, der in das Ende des Pfeils eingreift und demselben eine stetige Richtung zu geben gestattet, wenn er mittelst einer kurzen Bewegung des Armes geschleudert wird. Der Wurfstock bleibt dann in der Hand zurück. Uebrigens ist die Fertigkeit der Australier im Gebrauch der Waffen gering, und ich habe sie selten das Ziel damit treffen sehen. Die einzige ungewöhnliche Geschicklichkeit ist die Erkletterung der stärksten Eukalyptenstämme mit Hilfe zweier Kletterstöcke, durch die sie für Hände und Fußzehen hinreichende Anheftung finden, um in affenähnlicher Weise die Bäume nach einer Larve zu durchsuchen.

Es sind, so viel ich weiß, die Australneger die einzige Race, welche sich nie zu dem Bewußtsein, ein Volk zu sein, erhoben hat. Ohne irgend eine

Spur von gesellschaftlicher Einrichtung, ohne Oberhaupt*), ohne Priester, ohne einen Wohnsitz, ohne Geschirr, ohne eine Häuslichkeit, ohne Geschichte irgend einer Art, ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne Gedanken an die Zukunft, lebt der Australier im wahren Sinne des Worts ein reines Pflanzenleben. Die Beschaffenheit der Bedürfnisse für die nächste Gegenwart nimmt alle seine Körper- und Geisteskräfte in Anspruch, das Gestern liegt ihm heute für immer begraben, und das Morgen noch in weiter Ferne. Wie viele Jahrtausende würden vergangen sein, ehe der Australier den Weg zum Europäer gefunden hätte! Jetzt wird, ehe wir in ein neues Jahrhundert treten, wenig mehr von den ursprünglichen Bewohnern der Eukalyptenländer vorhanden sein, sie gehen dem Aussterben unzweifelhaft und rasch entgegen. Wie alle wilden Nationen an der Seite der gebildeteren, so gehen auch die Australier neben dem Europäer unter, da die nöthige Zeit zu ihrer Entwickelung zu groß ist, um diese nicht durch die Nachtheile der Zivilisation, welche sich schneller als die Vortheile verbreiten, zu vernichten.

---

5. Australien.**)

Australien wird in immer höherem Grade die Aufmerksamkeit Europas auf sich lenken. Schon vor der Entdeckung des Goldes hat dieser uns so fern liegende Erdtheil eine erhebliche Bedeutung gewonnen. Hunderttausende von Ansiedlern aus Großbritannien und Irland hatten dort eine neue Heimath gefunden, deutsche Kolonisten folgten und ließen sich vorzugsweise in Adelaide nieder; die Hafenplätze steigerten ihren Handelsverkehr in demselben Maaße, in welchem die Einwanderung zunahm und die inneren Hilfsquellen entwickelt wurden. Vor siebenzig Jahren wurde da, wo jetzt Sidney steht, zum ersten Male eine englische Flagge aufgezogen und der Grund zu einer „Verbrecherkolonie" gelegt, aus welcher seitdem blühende Gemeinwesen erwachsen sind. Heute zählen die verschiedenen australischen Provinzen an 700,000 Einwohner.

Aus einem „Diebsstaate" erwuchs eine Hirtenkolonie, ein Arkadien seltsamer Art bei den Antipoden. Der fünfte Erdtheil, der große Inselkontinent, hat allerdings fruchtbare Erdstrecken, welche den Anbau lohnen können; aber für den Ackerbau wird dieser schwerlich von großer Bedeutung werden. Die ganze Bodengestaltung und die klimatischen Verhältnisse berechtigen zu der Annahme, daß weder in den tropischen Gegenden

*) Der Stärkste genießt allerdings des meisten Ansehens und wird als Oberhaupt geachtet, aber er bethätigt sich selten als solches in geregelten Unternehmungen.

**) Fr. Gerstäcker, im Vorwort zu dem von ihm deutsch herausgegebenen Werke: Wanderungen in Australien und Vandiemensland von G. C. Mundy (Leipzig 1856).

noch in den gemäßigten Strichen die Plantagenkultur, oder der Feldbau in europäischer Weise, eine große Ausdehnung gewinnen werden. Australien ist eine ungeheure Viehweide, ein Kontinent der dürren Wüstenei, der unabsehbaren Schaftriften und der Gumbäume. Eine mannigfaltigere Entwicklung und eine höhere Lebensthätigkeit wird stets auf den Rand des Landes beschränkt bleiben, dessen ärgste Plagen Wassermangel und Dürre bilden. Einzelne Strecken liefern vortrefflichen Weizen, andere eignen sich für den Anbau des Zuckerrohrs und der Baumwolle, auch gedeihen die dorthin verpflanzten Gewächse theilweise höchst üppig. Aber im Allgemeinen trägt der Kontinent den Charakter des Unfertigen; so weit wir ihn heute kennen, herrscht die Wüste, die trostlose dürre Oede im Innern des Landes vor. Selbst der Murray, ein Strom von etwa 300 Meilen Länge, und einer der wenigen, welche wenigstens einige Wasserfülle in den Ozean ergießen, nimmt seinen Lauf durch Regionen, die kaum etwas Anlockendes für den weißen Menschen haben.

Australien wird sich in einer ganz anderen Weise entwickeln, wie die übrigen Erdtheile, in denen große Ströme und vielfach verzweigte Flußgebiete leichten Zugang ins Innere gestatten und praktikable Wege bilden, welche die Natur selber geschaffen hat. Hier erheben sich an der Ostküste die Gebirge steil und schroff, und es verging ein Vierteljahrhundert, bevor man einen Paß über diese schneelosen „Alpen" nach Westen hin fand. Der Murray selbst besteht in manchen Theilen seines Laufes während einiger Monate im Jahre aus Wasserlöchern, und wenn auch einmal unter günstigen Umständen ein Dampfer ihn bis zum oberen Laufe befuhr, so leidet es doch keinen Zweifel, daß eine regelmäßige Beschiffung dieses Stromes nicht stattfinden kann. Auch ist die Anlage von Wohnplätzen an den meisten Flüssen unthunlich. Sie haben ein seichtes, oft mehrere Meilen breites Bett, das zur Zeit der Stromanschwellungen in einem Tage völlig ausgefüllt wird. Dann erreicht das gewaltig heranbrausende Wasser eine Höhe von 20 bis 90 Fuß und mehr, reißt in wildem Wirbel Alles mit sich fort, ist aber nach kurzer Zeit wieder verschwunden. Es mangelt überall die regelmäßige stetige Speisung in dem laub- und schneelosen Lande der Stauborkane.

Der Norden Australiens hat sich bisher der Kolonisation entzogen; die Versuche, welche man an Port Essington gemacht, sind ungünstig ausgefallen; eher scheinen im Südwesten Randansiedelungen zu gedeihen, wenn auch langsam. Die Bevölkerung lebt vorzugsweise im Süden und Osten südlich vom 25. Breitegrade, aber auch hier vorzugsweise am Rande. Dort liegen vortreffliche Häfen im Striche der großen Weltschifffahrtslinie; sie werden nicht blos von Wallfischjägern, sondern auch von Kauffahrern als Erfrischungspunkte besucht. Doch ist das Australische Meer im Süden und Westen stürmisch, und im Norden die Torresstraße wegen ihrer Korallenriffe eine höchst gefährliche Passage für den Seefahrer.

Australien ist ohne Anmuth, aber trotzdem ein interessantes Land für

den Beobachter. Dieser unfertige Erdtheil bietet eine Menge neuer Erscheinungen dar, die anderwärts nicht mehr vorkommen. Die Gestaltung der Oberfläche, welche nirgends 6000 Fuß erreicht, ist eigenthümlich; nicht minder eigenthümlich sind Pflanzen und Thiere. Die Bäume verlieren nicht die Blätter, sondern die Rinde, und wie die starren laublosen Myrtaceen und Kasuarinen großen Schachtelhalmen und in Verwandlung begriffenen Kiefern gleichen, so zeigt auch das Känguru und Schnabelthier eine bloße Uebergangsform, die in der Entwicklung stehen geblieben ist; die ganze Natur ist düster, einförmig, ohne lachende Farben und schöne Formen. Den wenigen hellfarbigen Blumen fehlt der Geruch. „Das australische Festland ist — wie Alb. Heising bemerkt — der Marodeur in der organischen Entwickelung unseres Planeten.“

Es wurde auch von Europa aus zuletzt entdeckt und zuletzt besiedelt, hat dann aber rasch mannigfaltige Beziehungen zu allen übrigen Erdtheilen gewonnen und ist für Schifffahrt und Handel ein wichtiger Faktor geworden. Es liefert dem letzteren Wolle, Häute, Talg, Pferde und Gold, und empfängt dafür Fabrikate aller Art. Mit der Zeit wird es vielleicht noch Wein, Tabak, Zucker und Baumwolle in den Verkehr bringen; seine Bevölkerung wird anwachsen, aber niemals die Dichtigkeit erreichen, wie in den übrigen Erdtheilen. Die germanische Kultur, in ihrer angelsächsischen Abzweigung, wird auch in Australien und der ganzen Südsee zur Herrschaft kommen.

Wie verschieden ist aber die Entwickelung der australischen Ansiedelungen von jenen in Amerika! In letzterem waren religiös-bewegte Menschen die ersten Ansiedler; Australiens erste weiße Menschen waren Verbrecher, deren England mehr als 100,000 hinübergeschafft hat, seitdem am 20. Januar 1788 die ersten Deportirten in der Botany-Bai landeten. Die ehrlichen Leute spielten in diesem grenzenlosen Zuchthaus Australiens anfangs eine untergeordnete Rolle; allmählig gewannen sie die Oberhand und die Verbrecher geriethen mehr und mehr in die Minderzahl; aber es ist begreiflich, daß alle gesellschaftlichen Verhältnisse in Australien einen eigenthümlichen Anstrich bekamen.

Die Deportirten in der Gesellschaft von Sidney.*)

Daß Sidney die gemischteste und in kleine Parteien abgetheilteste Gesellschaft hat, läßt sich denken; das kommt jedoch anderwärts auch vor, nur die Beimischung der in die Gesellschaft zurückgekehrten Deportirten ist Sidney eigenthümlich.

Der zuerst ankommende Fremde fühlt anfangs eine große Unsicherheit über die Art seines Benehmens, wenn er sieht, welchen großen Einfluß jene anfänglichen Verurtheilten als nunmehr wohlhabend gewordene Kolonisten ausüben. Es scheint ihm fast unmöglich, daß diese Klasse von

*) G. C. Mundy a. a. O.

Menschen einen eigenen streng für sich abgeschlossenen Kreis bilden könnte, da sie doch vollständig zur Aristokratie des Landes zu gehören scheint, manche der hübschesten Häuser in der Stadt und den Vorstädten, Waarenhäuser, Bankierhäuser, Schiffe, ungeheure Strecken Landes, Heerden &c. besitzt und auch in politischer Hinsicht den übrigen Einwohnern gleich gestellt ist. Und dennoch ist dies der Fall. Es existirt eine wenn auch unsichtbare doch bestimmte moralische Grenzlinie, die sie unter keiner Bedingung überschreiten können. Die Unverschämten und Zudringlichen unter ihnen — und deren giebt es wenige — werden gewaltsam zurückgestoßen, die Bescheidenen und Zurückhaltenden nicht ermuthigt. Ihr Platz in der Gesellschaft ist fest und bestimmt vorgezeichnet. Sie haben vielleicht in jeder Hinsicht ihr begangenes Verbrechen gebüßt, was es auch gewesen sei, und wenn es auch niemals in der Kolonie bekannt geworden ist; sie gehören auch in jeder andern Hinsicht der „allgemeinen Heerde" an, aber nichtsdestoweniger sind sie die „schwarzen Schafe" derselben. Man begegnet ihnen freundlich und achtungsvoll, und in kaufmännischen oder anderen Geschäften werden sie von den Kauf- und Geschäftsleuten auf vollkommen gleichem Fuße behandelt; aber — damit hat auch die Sache ihr Ende. Ist das Geschäft abgeschlossen, so tritt jede Partei dann wieder in die ihr gebührende Schranke zurück. Der gesunde Sinn der Engländer hat dies Verhältniß anscheinend ganz aus sich selbst heraus und ohne die geringste Schwierigkeit festgestellt. Kein unnöthiger Stolz auf der einen Seite, kein nutzloser Widerstand auf der andern, und die Schranke ist vollkommen, fest und sicher abgesteckt. Die „bedingte" oder „freie" Lossprechung dieses unglücklichen Theils der Gesellschaft von Seiten der Regierung hat ihnen also freien Zutritt und Verkehr im Geschäftsleben gesichert, aber sie dürfen nicht aus dem Komptoir in das Wohnzimmer der Besseren treten.

Während ich dies schreibe, rollt vor meinem Fenster ein allbekanntes Individuum dieser Klasse in einem höchst eleganten Kabriolet mit einem Paar prächtiger Pferde in plattirtem Geschirr vorüber, und Kutscher und Diener in Livree und betreßten Hüten fehlen auch nicht. Der Anblick eines solchen reichen Exdeportirten in solcher Equipage ist selbst dem Wohlhabenden kein angenehmer Anblick, und es läßt sich denken, welch peinlichen Eindruck es auf den Armen hervorbringt, dessen Leben noch durch keine Schuld mit Makel bedeckt ist, und der trotzdem nur mit saurem Schweiß für sich und die Seinigen den Lebensunterhalt erschwingt. Und doch ist dies ein Anblick, den er in Sidney jeden Tag vor Augen hat.

Man muß übrigens der Mehrzahl jener früheren Sträflinge die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich mit vielem Anstand benehmen und eben so anständig von der Gesellschaft behandelt werden. Wenn sie auch manchmal durch ein zufälliges Wort oder eine Anspielung gekränkt werden und sich getroffen fühlen, so vermeiden es doch ihre Mitbürger beinahe ängstlich, sie das „früher Geschehene" fühlen zu lassen. Die Rücksicht, die man dabei auf diese Leute nimmt, grenzt in der That an

Delikatesse. Ein Sträfling wird in den Kolonien fast nie mit seinem Namen „convict" genannt — er ist stets ein „Krongefangener," ein „old hand" (alter Arbeiter) oder „Regierungsmann," oder es heißt auch blos, er sei „herausgeschickt." Diese Rücksicht wird nicht sowohl wegen der Sträflinge selber als ihrer unschuldigen Abkömmlinge wegen genommen, die ohnedies genug an den Sünden der Eltern zu tragen haben.

Eine Fahrt zu den Blauen Bergen.

Das Wetter war drückend warm, aber rasch durchschnitten wir die Lüft mit unsern guten Pferden und die kühleren Berge lagen uns vor Augen.

An der Straße fanden wir viele Schenkhäuser; sie sahen recht ländlich, ja freundlich aus. Gewöhnlich sind sie hölzerne Gestelle mit Brettern benagelt („Framehäuser"). Vor der Thür liegt ein ausgehauener Baumstamm als Trog für die Pferde, und ein Schild zeigt gewöhnlich an, daß sich hier „gute Bequemlichkeit für Reisende" finde. An einem der etwas solider aussehenden Schenkhäuser, das auch eine Privat-Rennbahn hatte, besagte ein Anschlag, daß an einem der nächsten Tage ein „vorzüglicher Sattel" und ein „fettes Schwein" als Preise „ausgelaufen" werden sollten; das gewöhnliche Mittel solcher Wirthe, eine beträchtliche Anzahl durstiger Seelen zusammenzubringen.

Wir fuhren durch Penrith, ein sehr kleines doch freundliches Städtchen, dem sich für etwa eine halbe Stunde Wegs noch reizende kleine Güter anschlossen, deren Häuser freilich nur aus gespaltenen Baumstämmen aufgeführt waren. Am Nepeanfluß beim Emu-Fähr-Hotel machten wir Halt. Freundlicher als Wirth und Wirthin war von hier der Blick auf die „Blauen Berge," die steil und plötzlich aus der dürren Emu-Ebene sich erhoben. Noch 25 Jahre nach der Besitznahme von Australien bildeten diese Blauen Berge die Grenzlinie von Neu-Süd-Wales. Erst 1815 ward die große Straße dorthin vollendet und überschritt Gouverneur Macquarie diese australischen Pyrenäen, um den Ansiedlern und Viehzüchtern ein neues weites Feld der Thätigkeit und des Unternehmungsgeistes zu öffnen.

Um Mittag brachte uns die Fähre über den Fluß und auf die Emu-Ebene. Der Jäger, der hier wirklich Emus (australische Kasuare) zu finden hoffte, würde sich übrigens eben so getäuscht finden, als wenn er in seiner eigenen Geburtsstadt darnach jagte. Die Kasuare, die einst ihre Fährten dort eingedrückt, sind längst vernichtet oder verjagt. Der kleine Fluß ist jetzt etwa 200 Schritte breit, scheint aber früher die ganze Ebene überschwemmt zu haben, wie die überall umhergestreueten rundgescheuerten Quarzblöcke und Kiesel zeigen. Die Regierung hatte hier früher eine landwirthschaftliche Station; ein paar wettergebrochene, halbverfallene Gebäude sind Alles, was davon noch übrig geblieben ist.

Nachdem wir die Ebene etwa 2 Miles weit in schnurgerader Richtung gekreuzt hatten, lief der Weg direkt gegen die Blauen Berge zu, und

wand und drehete sich von da an dem steilen Hang am Lapstonehill aufwärts. Die südliche Wand einer mächtigen Schlucht ist hier mit großem Geschick gewählt worden, die Straße daran hinzuführen; ganze Theile des Berges wurden mit Pulver abgesprengt und durch Sträflinge in das Thal hinabgeworfen. Hätte England nur tugendhafte Unterthanen gehabt, so könnte man jetzt hier unterwegs nicht Kuchen und Bier bekommen, und nur seinen Räubern, Dieben, Mördern und Falschmünzern verdanken wir es, daß Australien überhaupt als Kolonie und diese prachtvolle Straße im Besondern besteht.

Zu unserer Rechten gähnte ein furchtbarer Abgrund, in welchem sich nur hier und da durch gewaltige abgerissene Felsblöcke, kaum erkennbar und nimmer zu erreichen, ein dünner Faden blitzenden Wassers hindurchzog. Der Straße gegenüber erhebt sich eine eben so wilde, schroffe Felswand, an der noch einige mächtige Bäume hartnäckig mit den Wurzeln festkleben. Rechts und links, oben und unten füllt dabei der trockene unvermeidliche Gumbaum die Landschaft, und nur an einigen feuchten, geschützten Stellen zeigen sich die zierlichen Kasuarinen ihr feingefiedertes nadelartiges, dunkles Laub neben der zartgelbblumigen Akazie.

Auf dem Gipfel von Lapstonehill wurde den Pferden kurze Rast verstattet, und wir selber konnten in der Zeit eine sehr zierliche Brücke bewundern, die über eine trockene Schlucht hinübergespannt war. Unter der Brücke und mitten unter den Gumbäumen stand ein einzelner Pfirsichbaum in voller Blüthe, der sein Dasein dort jedenfalls einem von einem Reisenden hinuntergeworfenen Kern verdankte.

Neun Miles vom Nepeanfluß, welche Strecke wir in einer Stunde und funfzig Minuten zurücklegten, erreichten wir ein anderes Wirthshaus, the Welcome-Inn. Dieser dem Reisenden in der That sehr willkommene Platz wird von einem alten Soldaten gehalten, in dessen Besitz sich vortreffliches auf Flaschen gezogenes Ale befand. Diese Delikatesse kostete hier allerdings 3 Schillinge die Flasche, aber auf dem Plateau der australischen Kordilleren war das immer kein zu hoher Preis.

Hinter dem Wirthshause arbeiteten wir uns manche lange Meile durch tiefen Sand; rechts und links vom Wege lag dichte Gummwaldung ohne jede menschliche Wohnung, welche der Szenerie auch nur die geringste Abwechselung gegeben hätte. Die Neigung des Berges war sehr gering. Hier und da begegneten wir langen Karawanen von großen mit Ochsen bespannten Karren, die Häute, Wollballen und dergl. nach Sidney schafften; andere, die Thee, Tabak, Zucker, Mehl von Sidney nach dem Inneren führten. Die schwerfälligen Fuhrwerke hielten an einer Stelle, wo sich in einzelnen Höhlungen etwas Wasser von einem Gewitterschauer gesammelt hatte. Die Treiber kochten ihr frugales Mahl, während die Zugthiere sich die spärlichen Gräser und Kräuter pflückten. Von Wind und Wetter sind diese Fuhrleute ganz schwarzbraun geworden; des Nachts breiten sie ihre

Opossumfelle und wollene Decken unter den Karren aus und halten ihr Nachtlager im Freien.

Ausgenommen in den tieferen Schluchten und Thälern fand ich die Waldbäume hier eher verkrüppelt als schlank. Unter den besten Holzarten muß ich den sogenannten Eisenrindenbaum zuerst erwähnen. Sein Holz ist vorzüglich, eignet sich gut zu haltbaren Zäunen und fault fast gar nicht in der Erde. Dann fand sich auch der „Stringybark," dessen langfaserige Rinde in Streifen von 20 bis 30 Fuß niederhängt und dem Baum das Ansehen eines zerlumpten Bettlers giebt, während die abgefallene Rinde in langen, trockenen, braunen Rollen wie riesige Zimmtstengel am Boden umherliegt. Auch der weiße und rothe Gumbaum mit seinen nackten Aesten und Stämmen und dem trockenen raschelnden Gumblatt als Laub wird hier angetroffen.

Zwischen dem Unterholz bemerkt man die „Flaschenbürste." Sie hat rauhe, gedrehte Zweige und ein Blatt, das dem der Stechpalme ähnelt. Sir Joseph Banks gab ihr den Namen Banksia, den andern gab ihr vielleicht sein Haushofmeister. Die aufrechtstehenden konischen Blüthen, mit denen dieser eigenthümliche Busch überstreut ist, gleichen in der That jenem nützlichen Instrument, nach denen sie benannt ward. Bei voller Blüthe sehen die tieforangenfarbenen Blumen vortrefflich aus; im Winter aber, wenn die braunen, haarigen Kegel noch immer an der Pflanze hängen, geben sie dem Busch ein wildes, wunderliches Ansehen. Neben der Flaschenbürste standen zwei zierlichere Gewächse, das Exocarpus oder die wilde Kirsche, die den Kern außen trägt, und der „Wattle" oder die australische Akazie, die mit gelben Blüthenbüscheln bedeckt ist und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt.

Spät am Abend erreichten wir das „Blaue-Berg-Wirthshaus." Dies liegt 2800 Fuß über dem Meere und hat eine freundliche Aussicht. Nach Norden schweift das Auge über ein tiefes von dem Großen River gebildetes Thal nach dem Mount-Thamar, der wie eine Insel inmitten des wellenförmigen Waldes liegt; nach Osten erblickt man über eine weite Ausdehnung von Wald und Thälern in der klaren Luft die Sandhügel von Sidney, in einer Entfernung von 50—60 Miles.

Am 12. November früh kamen wir wieder in eine wilde, einförmige Berglandschaft, gleich jener des vorigen Tages, aber noch abschreckender durch eine große Zahl abgestorbener Bäume, deren Wurzeln vermuthlich auf Felsen trafen; weite Strecken Waldes schienen durch Feuer verheert worden zu sein. Nicht ein Grashalm war für das hungrige Vieh übrig geblieben, nicht ein Tropfen Wasser da, die durstige Zunge zu letzen. Die Buschfeuer sind übrigens in ganz Australien gemein, und Sir Thomas Mitchell fand auf einem seiner Züge in das wilde Innere in den abgelegensten Gegenden die Feuerspuren an jedem abgestorbenen oder alten Baume.

Die Landstraße wurde plötzlich glatt und eben; man hatte sie vortrefflich makadamisirt und wir rasselten nach „Blackheath" hinein. Die Ansiedelung von Blackheath besteht aus einer „Sträflings-Pallisadirung"

unter dem Befehl eines Offiziers; sie hat ein ziemlich gutes Wirthshaus. Das Haus des Kommandanten lehnt sich mit der Hinterseite an den Wald und überschaut die Kantonnirung und die Hütten der Gefangenen. Die Kasernen und Sträflingslogen bilden ein kleines Dorf von etwa zwei Dutzend Hütten; es sind geweißte Blockhäuser mit hohen Steinkaminen. Diese kleine Ansiedelung ist auf einem offenen, steinigen Plateau angelegt, und sieht traurig und düster genug aus. Die Gefangenen bilden einen sogenannten „Eisengang" Sie arbeiten in Ketten an der Straße in einzelnen Trupps. Diese Galeerensklaven Englands zogen schwerfällig und verdrossen auf ihre Arbeitsplätze, mit Hacken und Spaten, Schlägel und Brecheisen, um Steine zu brechen und klein zu pochen. Sie arbeiten mit sichtbarem Widerwillen und nur die hinter ihnen stets bereitgehaltene Peitsche bringt sie in Bewegung.

Se. Excellenz ließ die Gefangenen zu einer Musterung zusammenkommen, und wir gingen die soldatisch aufmarschirten Reihen entlang. Was für eine Sammlung von Galgenphysiognomien sah ich da! Viele aus der Bande waren wegen der schwersten Verbrechen, die nur ein Mensch verüben kann, zu solcher Strafe verurtheilt worden.

Die Sträflinge werden bei der Arbeit, beim Essen, ja selbst beim Schlafen bewacht, und trotz dieser Wachsamkeit ihrer Aufseher geschieht es doch nicht selten, daß Einzelne entfliehen oder den Versuch dazu machen. Der Galgen ist das gewöhnliche Ende der Deserteure; Manche, die glücklich entkommen, verschmachten im Busch; Einigen aber gelingt es, dem Gesetz Trotz zu bieten und ein Räuberleben zu beginnen, das mehrere Jahre lang sein Wesen treibt.

Neunzehnter Abschnitt.

1. Die Pontische Steppe. Oberfläche und Gestaltung. Umriß eines Limans. Das Klima. Vegetation. Thierleben und Hirtenleben. Vergleichende Hinblicke auf die nicht-pontischen Steppen. — 2. Der Gaucho und die Pampas. — Vergleichende Ansicht der Steppen.

1. Die Pontische Steppe *)

Oberfläche und Gestaltung.

So eben die Steppen, welche sich im Norden des Schwarzen Meeres ausbreiten, auch sind im Vergleich mit vielen, ja den meisten Gegenden der Erdoberfläche, so sind sie doch sehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufstellen könnte. Auch bieten sie keineswegs solche ununterbrochene und durchaus in gleichem Niveau stehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Ljanos Südamerikas. In ihrer ursprünglichen Anlage mögen sie allerdings ununterbrochen eben gewesen sein. Da sie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, sondern als 20—30 Klaftern über dem Meere erhabene Plateaus niedergeschlagen wurden, so veränderten die großen Urfluthen, die jetzt quellenden Flüsse und das Regenwasser ihre Oberfläche vielfach und durchschnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derselben Höhe in langgezogenen Gewölben neben einander liegen. Obgleich diese Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, sehr unbedeutend sind, so erscheinen sie doch in den Steppen nicht so, und da hier oft die unbedeutendsten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigenthümliche Bedeutung für den Menschen gewinnen, so lohnt es sich der Mühe, sie näher in Erwägung zu ziehen.

*) „Reisen in Südrußland" von J. G. Kohl. 2. Theil. (Dresden, bei Arnold, 1841.)

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und bestimmte Namen für sie ausgeprägt, die wir gleich versammelt voranschicken wollen. Es sind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotsch, die Stawoks, Gorboks und Gorboschoks.

Die neptunischen Kräfte, welche alle die mit den vorstehenden Namen bezeichneten Formen hervorgebracht haben, sind das abfließende Regenwasser, die Flüsse und Quellen, so wie endlich die Meereswogen.

a. Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geschmolzene Schneewasser stehen bei starken Niederschlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehrere Zoll hoch eine Zeit lang still. Ein kleiner Theil desselben zieht in den Boden, sammelt sich in den unterirdischen Wasserbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder sonst einer festen undurchdringlichen Schicht, und bleibt entweder in diesen Sammlungen, oder läuft in kleinen spärlichen Quellen zu Tage hervor. Der meiste Regen aber fließt auf den großen, langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und sonst zwischen dem Grase hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Diese kleinen Regenwasserrinnen sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie kaum die Grasnarbe der Steppe hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieses so abfließenden Regenwassers besteht darin, daß es hier und da die im Ganzen eine Elle tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verschiebt, hier verringert, dort verstärkt. Man bemerkt dieses Abflözen der Fruchterde natürlich besonders in den beackerten und daher beständig gelockerten Steppengegenden nach jedem starken Regen, wo man immer bedeutende Massen frisch abgespülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zusammengeführt findet. In den allergeringsten Vertiefungen des Steppenbodens ist auf diese Weise eine Fruchterdeschicht mehrere Ellen dick zusammengeflözt. Ja, in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehrere Klaftern dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

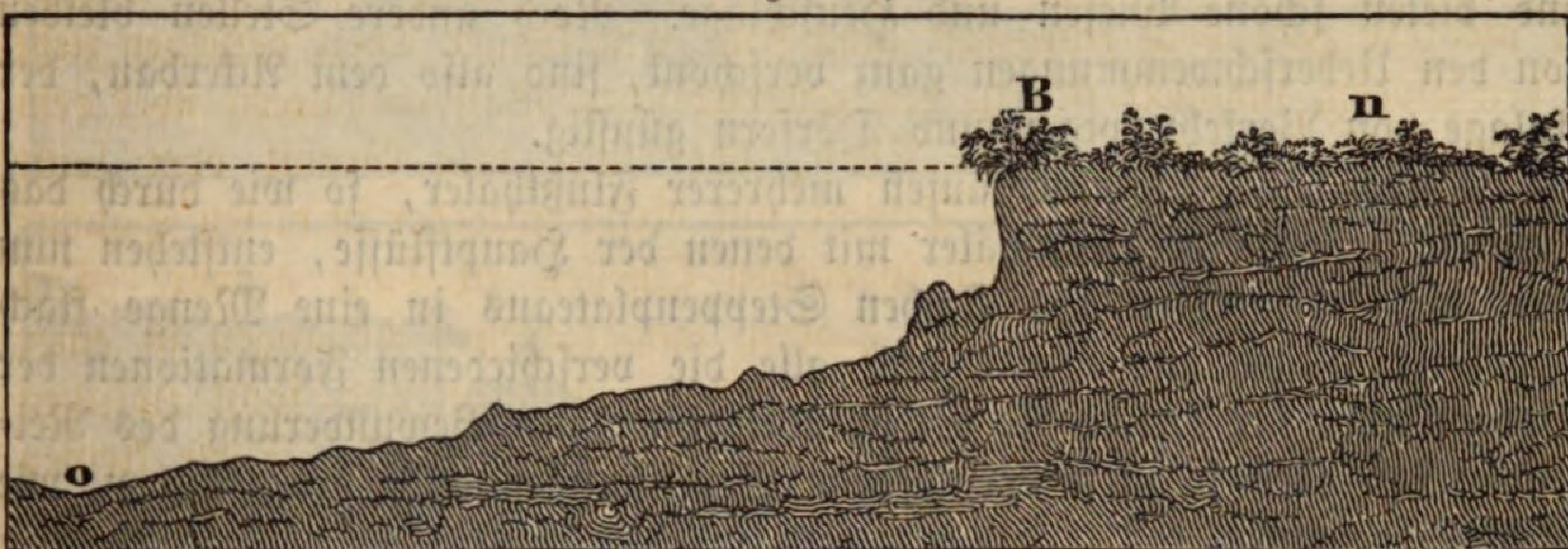
Dieses Flözen ist eine im Ganzen sehr bedeutende, im Einzelnen wenig bemerkbare, durch das Regenwasser bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr ins Auge fällt, sind die von dem Regenwasser überall in die Steppen eingeschnittenen Schluchten, von den Kleinrussen „Wuipolotsch“ genannt.

Wo sich irgend ein Abhang findet, in Flußthälern, am Meeresufer, an einem ausgefahrenen Wege, einem aufgeworfenen Graben oder einer gezogenen Ackerfurche, da gräbt das ablaufende Wasser ein, schwemmt die Grasdecke hinweg, und aus dem kleinen Einschnitte wird zuletzt eine 100 bis 110 Fuß tiefe Regenschlucht.

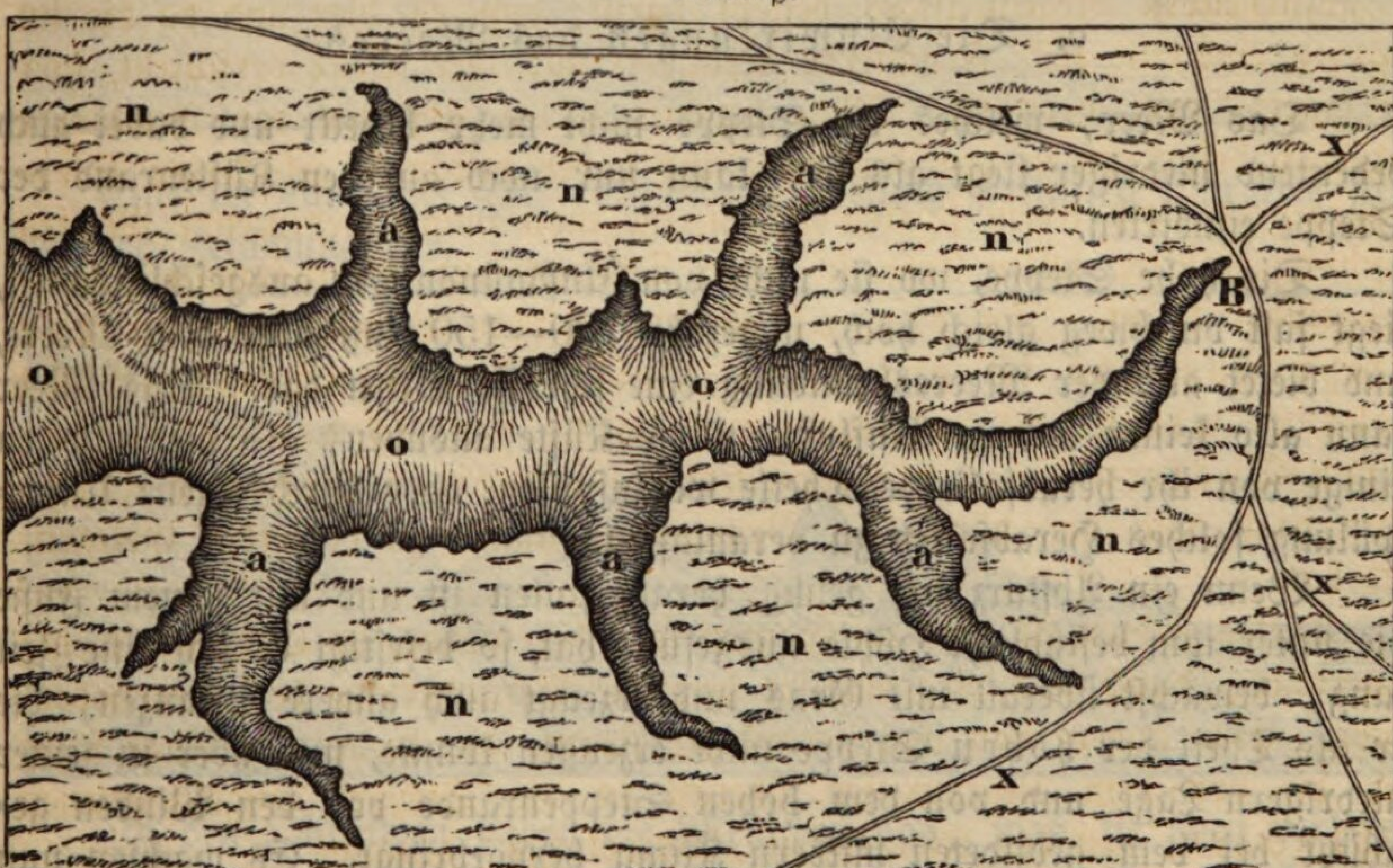
1. Queraufriß.



2. Längenaufriß.



3. Umriß.



B Punkt des Wassersturzes.
x x An ihm herumführende Wege ꝛc.
a a Nebenschluchten.
o Schluchtsohle.
n n Hohe Steppe.

b. Veränderungen durch Flüsse.

Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Das Bett, welches sich der ohnmächtige Fluß in diesen großen Thalweitungen gegeben hat, ist nur durch sehr schwach erhobene Ufer bezeichnet, welche der Fluß sehr oft überschreitet. Aber sehr selten oder fast nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan, auf die er deshalb fast gar nicht verändernd einwirkt. Die feuchtesten Stellen der Flußthäler sind mit Schilf bedeckt, das sich oft eine Meile breit und mehrere Meilen lang hinzieht; andere Theile liegen trockener, werden nur im Frühjahr überschwemmt und bieten schöne Wiesen und Heuschläge. Noch andere Stellen bleiben von den Ueberschwemmungen ganz verschont, sind also dem Ackerbau, der Anlage von Verkehrswegen und Dörfern günstig.

Durch das Zusammenlaufen mehrerer Flußthäler, so wie durch das Kreuzen kleiner Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse, entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flach gewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Bewunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner.

c. Die Einwirkungen des Meeres.

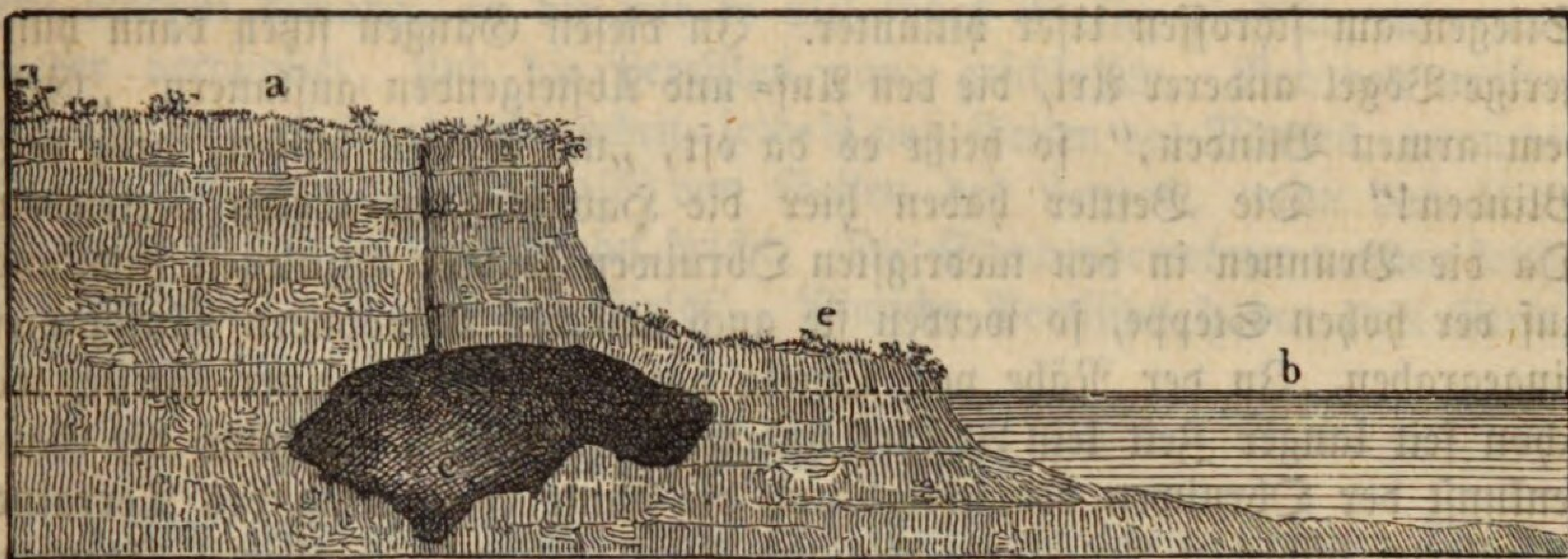
Das Meer, welches die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann nur noch auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

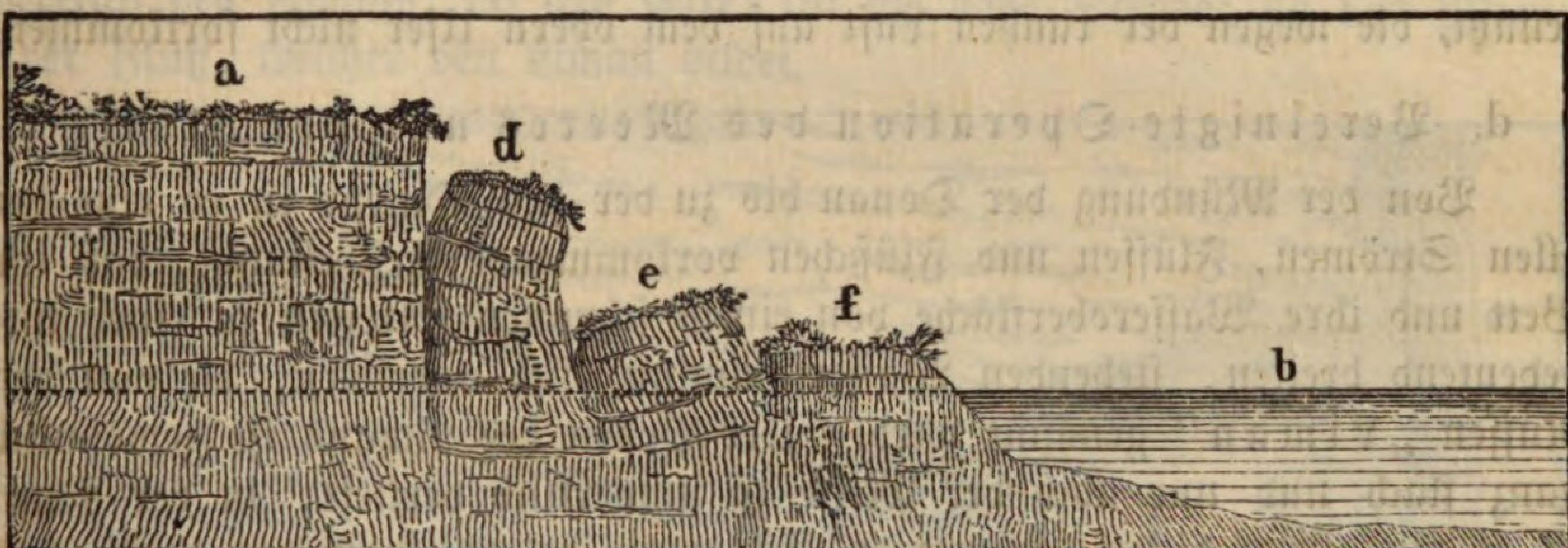
Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt fast durchweg gleich hoch, ungefähr 100—150 Fuß über dem Meere, und bietet also der Meeresbrandung eine schroffe Stirn dar. Das Meer kann also keinen andern Einfluß auf die Küste ausüben, als hier und da einige von ihr herabfallende Theile wegzuspülen, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen zu veranlassen.

Wenn ein Absturz tief genug herabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine Zeit lang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er als Theil der *hohen* Steppe nicht erzeugen konnte, nun aber in seiner niedrigern Lage und von dem hohen Steppenrande vor den Winden geschützt bei dem gebildeten mildern Klima hervorbringt. Es wachsen nun Hollundergebüsch, Weiß- und Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat eine Zeit Ruhe; wenn aber die Quellen und das Meer neue Höhlungen auswaschen und einen Theil des Vorgeschobenen wegspülen, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert.

Die zerrissene, zerbröckelte, theils gehobene, theils gesunkene Küste nennen die Russen „Obruiwi," d. h. Abrisse.*)

Es sei a die hohe Steppe; b das Meer; c eine durch Unterwaschung gebildete Höhle; d ein herabsinkendes Stück; e das Meeresgestade; f das neugebildete Gestade.





Eine im Laufe der Zeit entstandene, vielfach zerklüftete Obruiwe stellt folgende Zeichnung dar.



In den Obruiwen haben die Menschen das, was sie oben verloren, unten wieder zu gewinnen gesucht. Fußwege führen überall zu und in ihnen hin. Die Sauhirten treiben ihr grunzendes Vieh in den Obruiwen umher,

*) Auch die Deutschen an der Küste haben das Wort „Obruiwe" angenommen, und sprechen: „Treib' die Schweine in die Obruiwen," oder: „Es hat sich eine neue Obruiwe gebildet."

und die wühlenden Thiere vermehren noch die von der Natur gebildete Zerrüttung. Ferner hausen da noch die Dohlen, Eulen, Habichte, Meerschwalben und sonstiges Gefieder im Menge, daß an den schroffen Ufern sich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Nestern seine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führten treppenartig eingehauene Stiegen am schroffen Ufer hinunter. In diesen Gängen sitzen dann hungerige Vögel anderer Art, die den Auf- und Absteigenden auflauern. „Gebt dem armen Blinden," so heißt es da oft, „um Christi willen, gebt dem Blinden!" Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigsten Obruiwen leichter anzulegen sind, als auf der hohen Steppe, so werden sie auch von den Anwohnern häufig hier eingegraben. In der Nähe von Odessa hat sich auch an einer Stelle, wo schon seit langer Zeit kein Absturz und keine Einsinkung stattfand, die Gartenkunst der Obruiwen bemächtigt und die bunte Gestaltung des Terrains zu allerlei hübschen Anlagen, wie zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, die wegen der rauhen Luft auf dem obern Ufer nicht fortkommen.

d. Vereinigte Operation des Meeres und der Flüsse.

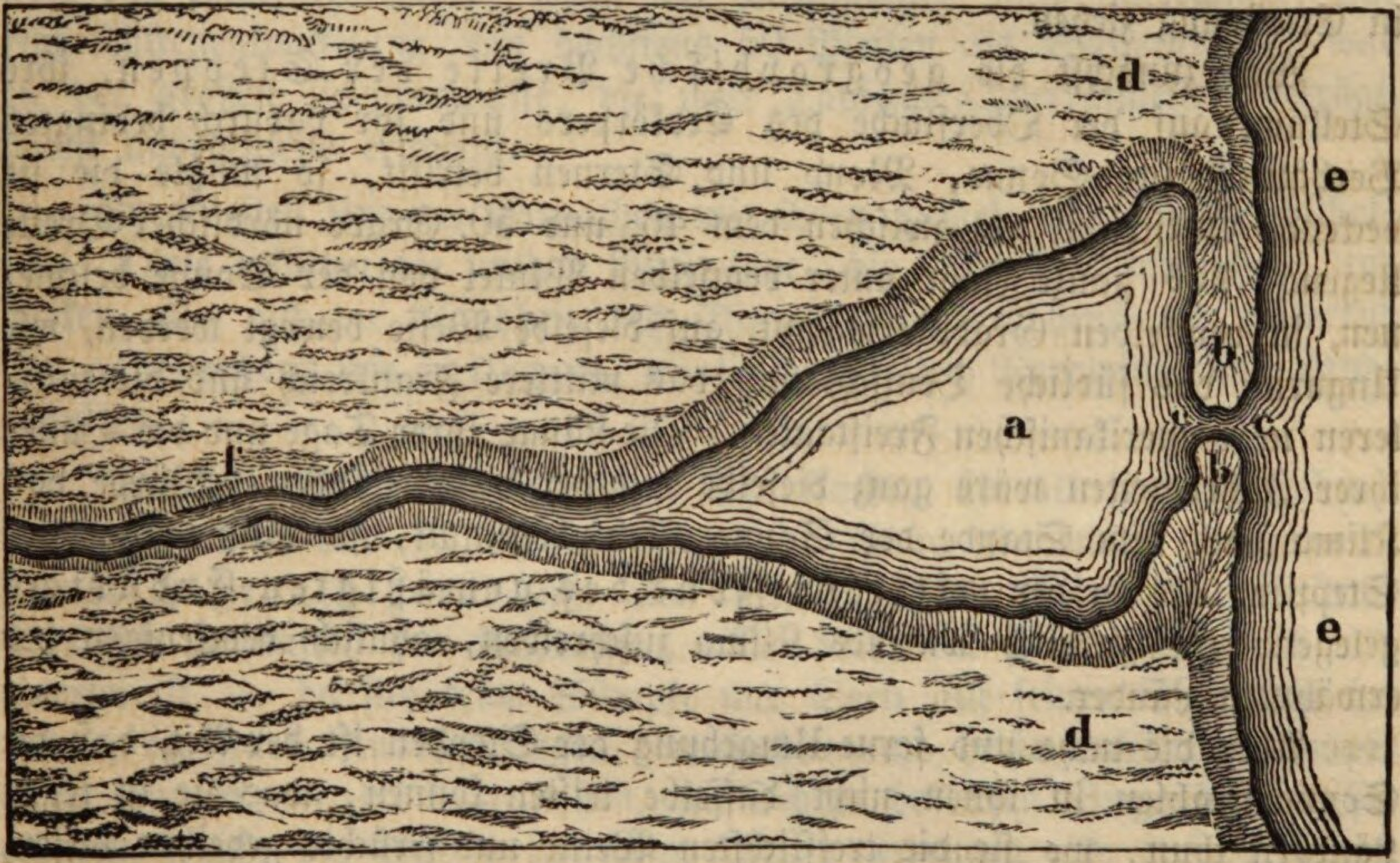
Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr ist es eine bei allen Strömen, Flüssen und Flüßchen vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett und ihre Wasseroberfläche von einem schmalen Streifen zu einer unbedeutend breiten, stehenden Wassersammlung sich erweitern, die von den Russen „Liman" genannt wird. Der Boden des Limans ist gewöhnlich ganz flach und nur nach der Mitte zu unmerklich vertieft; in der Regel ist er mit einem dicken, schwarzen Schlamme belegt, von der durch das fließende Wasser hineingeführten Fruchterde der Steppe gebildet. Dieser flache Limanboden erhebt sich nun zu beiden Seiten ein wenig zu seinen Grenzen und Gehängen hinan, die mit Gras bewachsen sind.

Die Flüsse der Steppe fielen in frühster Zeit als Wasserfälle vom hohen Steppenrande ins Meer, bis sie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug ausgegraben hatten, und derselbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Nun trat das Meer bei hoher Sturmfluth hinzu, drang in die Mündungen der Flüsse ein, staute das Flußwasser auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluß- und Meeresgewässer wurden dann die busenartige Erweiterung der Flußmündung hervorgebracht, die nun durch fortgesetzte Ausspülung mit Hilfe des Meeres immer mehr thalaufwärts drang, und so entstanden denn die landeinwärts gehenden Limans, wie man sie jetzt erblickt. Bei bedeutenden Fluthen und starken Ausströmungen des Meeres mochte dieses die Limans bedeutend austiefen, bei dem gewöhnlichen Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, dessen Wasser mit dem aus der Steppe fortgeführten Schlamm gefüllt, rasch gegen das stagnirende, träge Meer anstieß, und dessen Kraft durch die Gegenwirkung desselben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun sein Material hier vor der Mündung des Limans fallen, und es entstand

allmälig ein Damm, an welchem dann auch das Meer bauen half, indem seine gewöhnliche Brandung Sand und Kiesel anhäufte. Die Russen nennen diese Dämme, die fast vor allen Limans hinlaufen, „Peressips," welche den „Nehrungen" unserer baltischen „Haffs" entsprechen: niedrige, schmale, zum Theil mit Gras bewachsene Landstreifen zwischen Liman und Meer. Bei einigen Limans, in die nur so viel süßes Wasser einfällt, als auch wieder verdünstet, sind die Peressips ganz geschlossen. Bei den meisten sind sie aber wieder durchbrochen, sowohl von Seiten des Meeres, wenn die Springfluth heranstürmt, als von Seiten des Landes, wenn das überströmende Süßwasser sich Bahn bricht. Die Steppenbewohner nennen solche Durchbrüche der Peressips „Girls". Manche Peressips haben zwei Girls, die meisten nur einen.

Umriß eines Limans.

a Der nach oben spitze, gegen das Meer hin breite Liman; bb der Peressip des Limans; cc sein Girl; dd die hohe Steppe; ee das Meer; f der Fluß, welcher den Liman bildet.



Hier und da kommen auf der Steppenfläche kleine Vertiefungen vor, von denen man nicht recht weiß, wie sie entstanden sind, ob durch das Ausgraben der Erde durch die Mongolen für ihre Todtenhügel, oder durch die Nomaden aus früherer Zeit, um Tränken für das Vieh zu bilden, oder wodurch sonst. Nach längerm Regen bilden diese Vertiefungen kleine Teiche, zu denen das Vieh herankommt, um Kühlung zu suchen und sich darin gütlich zu thun. Auch im heißen Sommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, haben diese „Stawoks" immer noch feuchten Boden.

Auch auf einige Schwankungen des Bodens, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann, trifft man öfters in der

Steppe. Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich hebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldsprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nicht fördert, und aus dem grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht, als Gras und wieder Gras. Man kann oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis dann endlich die Spitze eines Todtenhügels oder die Flügel einer Windmühle sich zeigen, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen.

* * *

Das Klima.

Um das Steppenklima gehörig beurtheilen und schildern zu können, müssen wir

die geographische Breite,
die Gestaltung der Bodenfläche,
das Klima der Nachbarschaft

in Erwägung ziehen.

Was zunächst die geographische Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdkörpers und ihr dadurch bedingtes Verhältniß zur Sonne, Mond und Sternen betrifft, so müßte die sie deckende Luftschicht, als zwischen dem 46. und 50. Grade nördlicher Breite liegend, das ganze Jahr unter demselben Winkel von der Sonne beschienen, in demselben Grade erwärmt, auf dieselbe Weise bewegt werden, wie Ungarn, das südliche Deutschland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikanischen Freistaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieselbe mit der dieser Länder. Würde das Klima nach dem Stande der Sonne allein bestimmt, so müßte man den Steppen, als in der mittlern Zone des gemäßigten Erdstrichs gelegen, ein ziemlich warmes Klima zuschreiben, ähnlich demjenigen der erwähnten Länder.

Aber die nahe und ferne Umgebung der Steppen ist der Art, daß die Sonnenstrahlen in ihnen nicht dasselbe leisten können, was sie in jenen Ländern thun, wo sie die trefflichsten Weine und Früchte gedeihen lassen, den Winter verkürzen und mildern und den Sommer freundlich verschönern. Die benachbarten Länderstücke sind nämlich: im Norden die polnischen Sumpfländer (Volhynien u. s. w.) und die großrussischen Hügellandschaften; im Osten die Ebenen der Wolgasteppen; im Westen die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn u. s. w. Im Süden macht das Asowsche und Schwarze Meer die Grenze.

Im Norden verlieren sich also die Steppen in die großrussischen Hügellandschaften und verschwistern sich so eng mit ihnen, daß sie deren Klima auf das Innigste theilen, und daß ihre südlichere Breite diesen Antheil nur unbedeutend schmälert. Frei und von keinem schützenden Kar-

pathendamme wie die ungarischen Ebenen umkränzt, bieten die russischen Steppen sich dem Boreas und seinen Dienern, die alle Jahre in ausgelassenem Triumphe über sie hereinbrechen, willenlos dar.

Gegen Osten ist die Verschwisterung noch entschiedener, denn die Pontischen Steppen sind nur die letzten Zipfel jenes ungeheuern, vom Fuße der Karpathen bis Südrußland und die Mongolei sich hinziehenden Steppengürtels.

Nur im Süden und Westen sind die Nachbarn zu finden, die einen mildernden Einfluß auf diese Steppen ausüben könnten, zunächst das südliche Meer, welches die Hitze mäßigen und die Kälte der Nachbarländer mindern müßte. Aber das Meer vermag nicht den Einfluß auf die Steppen zu üben, wie es denselben z. B. auf die ganz von ihm eingeschlossene Krim wirklich bethätigt. Einmal stößt das 20 Klaftern erhöhte Steppenplateau sehr oft gegen das Meer an, so daß im Sommer die kühlsten, im Winter die wärmsten Luftschichten, die niedriger als 20 Klaftern streichen, gar keine Wirkung auf die hohe Steppe äußern können. Dann bietet auch das Schwarze Meer, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küstenentwickelung von höchstens 50 Meilen als Wassergrenze, was zu der großen Steppenmasse, die viele Tausend Quadratmeilen beträgt, höchst unbedeutend erscheint.

Im Westen sind die Karpathen mit ihren Hügel- und Berglandschaften. Diese erkälten die milden Westwinde, die über sie hinstreichen, und wirken also auf die Rauhheit des Klimas mehr erhöhend als mildernd ein, ganz anders wie in Ungarn, wo sie den kalten Nordwind vom Lande abhalten.

Nun die Oberflächenbildung. Der flache, überall gleich gehobene, später nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden ist außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über sich hinsäuseln und hinbrausen. Da Alles bei ihm völlig gleich und einerlei ist, — da sich keine Sümpfe und Seen auf seiner Oberfläche befinden, die starke Ausdünstungen verursachen und heiße Luftströme temperiren könnten; — da keine hohen, mit Schnee bedeckten Berge sich in ihm erheben, welche die Wolken sammeln, Wetter erzeugen und auf die Ebene entlassen könnten; — da ferner keine bedeutenden Thäler und tiefe Schluchten, große Gebirgskessel und hohe schroffe Wände mit Niederungen abwechseln, welche bedeutende Störungen im Gleichgewichte des Luftmeers hervorbringen könnten; da wiederum auch nirgends leicht erwärmter und schnell erkaltender Sandboden mit dem immer kalten Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechselt, auch keine Feuchtigkeit haltenden und Dünste aussondernden Waldungen vorhanden sind; — da vielmehr Alles, im Ganzen und Großen genommen, flach und eben ist, Gras und nichts als Gras und darunter die überall gleiche fette Ackerkruste mit der schwarzen Fruchterde erscheint: — so leuchtet ein, daß der Charakter der Steppe in Bezug

auf das Klima im Allgemeinen passiv ist. Nichtsdestoweniger ist er aber in tausend kleinen Fällen aktiv.

Wie die Mongolen und Tataren aus dem innern Asien hervorbrachen, alle Steppen bis hierher durchwanderten, und wie erst am Fuße der schlesischen Sudeten und der Karpathen ihre Kraft sich brach, ebenso mögen manche Luftströmungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen sich ergießen. Es läßt sich schon nach dem Obigen vermuthen, daß große allgemeine Landregen nichts Seltenes sind, und daß, wenn in einem Theile der Steppe die Temperatur erhöht oder vermindert wird, sogleich das Ganze daran Theil nimmt.

Die tiefen Balkis und Regenschluchten führen aber im Kleinen die schneidendsten Kontraste herbei. Im Winter, wenn auf der Steppe die alles Leben tödtenden Unwetter wüthen, sind sie ruhiger und wärmer als Keller. Im Sommer gleichen sie glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen, und die Luft bis auf einen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß die trockene Erde ellenlang klafft und aufreißt. Im Frühling weht auf der hohen Steppe oft noch ein schneidend kalter Wind, während in den Thalschluchten schon die liebliche Sonne wärmt. Des Abends jedoch kühlt sich die Luft in den Balkis sehr rasch ab, so daß, während es auf der hohen Steppe noch bis spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und Obruiwen alsbald ein klarer Thau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet.

So scharf der Kontrast zwischen dem Plateau und seinen Einschnitten, so auffallend ist auch die klimatische Verschiedenheit zwischen dem Steppenrande an den Obruiwen und dem Meere. Man muß sich die Linie des Steppenrandes weit in das Luftmeer aufsteigend denken, als wenn eine Wand die Luftschichten über dem Meere von den über der Steppe befindlichen trennte. Wir sahen im Mai und Juni 1838 wenigstens zwanzig Gewitter auf dem Steppenplateau aufsteigen, die sich nach allen Seiten darüber verbreiteten bis zu dem Obruiwenrande, über ihn aber nicht auf das Meer hinausgingen, der Art, daß die Nereïden im sonnigsten Himmelblau schwammen, während Zeus auf der hohen Steppenfläche donnerte und blitzte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom Obruiwenrande den Regen ins Wasser fallen, während die Viehherden auf dem trockenen Lande dürres Gras rupfen mußten. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Grenze überschritten wurde, und die Meeres- mit der Landluft sich ausglich. Am größten ist diese Verschiedenheit im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre aufs Aeußerste erhitzt ist. Dann kommen die Gewitter, welche im Meere aufsteigen, nie auf die Steppe; und die, welche auf dem Lande sich zusammenziehen und ihre vollen Brüste hoffnungslos tief zu den schmachtenden Kräutern und Heerden herabhängen lassen, werden von der grausamen Steppe nicht angenommen, indem die heiße Steppenluft, in senkrechtem Winde von

unten nach oben aufsteigend, sie schwebend erhält, so daß sie auf das Meer hinabgleiten. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen von ihm angelegten Teiche, daß ihre Wasserfläche die in den Lüften schwebende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Bewohner seinen Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase umher, Gott anflehend, daß er Gleiches mit Gleichem gesellen wolle — aber gegen diese Bitten, wie die Teiche und Tümpelchen, schreien die großen erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein.

Der Steppenwinter ist sehr lang und rauh, besonders furchtbar durch seine Schneegestöber. Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten: die Mjatjols, Samets und Wjugas. Unter „Mjatjols" versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herniederfällt, unter „Samet" aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde hingeführt wird. Wenn man bei einem solchen Samet in der Steppe auf einem Todtenhügel oder sonst einem erhabenen Punkte steht, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämmtlichen Schnee der Fläche in Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskrystallen hineinblickte, aus dem nur noch wenige, nicht überschwemmte Punkte hervorragen. Diese Samets sind in den Steppen nicht ohne Gefahr; das Sehen wird den Zugthieren und ihren Führern schwer, das Verirren ist leicht, und nicht selten ist das „Verschneien" und Herabstürzen in die Schluchten.

Mit dem Namen „Wjuga" bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein heftigem Sturm der Schnee sowohl von oben herab, als von unten herauf getrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege. Himmel und Erde sind in dreitägigem Aufruhr, aller Verkehr hat ein Ende. Daß in den wald-, bach- und fachlosen Steppen ein solcher Luftaufruhr Menschen und Thieren oft gefährlich wird, kann man sich denken.

Schöne, heitere Wintertage, wie man sie in Deutschland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, sind in den russischen Steppen äußerst selten, und auch die Reize, die der Winter in dem Norden Rußlands durch die bereiften und beschneiten Wälder bietet, sind hier wie die Wälder unbekannt. Die Steppen bieten dann die ödeste, traurigste Fläche, über die eine zerrissene Schneedecke geworfen ist, und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

Es giebt in diesen Gegenden (auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte fürs Ganze empfindlicher ist, als im waldigen Norden) so harte Winter, wie man sie an der Ostsee kaum kennt. Sechs Monate hüllen sich, zur großen Verwunderung des Nordländers, die Steppenbewohner in Pelze, und in Odessa werden nicht viel weniger Pelze abgesetzt, als in Riga. Ja, der Schafpelz des gemeinen Mannes wird sogar das

ganze Jahr hindurch nicht bei Seite gelegt, und ist noch bis zum Juni bei der Hand, wo die Tage zuweilen schon sehr heiß sind.

Fragt man nach den Schneemassen, die im Winter auf die Steppen herabfallen, so sind sie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch für die Benutzung von Seiten der Menschen sehr schlecht vertheilt, indem aller Schnee sich in den Vertiefungen anhäuft, so daß er hier oft sieben bis acht Klaftern tief liegt, während auf der flachen Steppe nichts bleibt. Es giebt sogar Winter, in denen nahe am Pontus gar kein Schnee fällt, die dabei überhaupt gar keinen Niederschlag zeigen. Ein solcher Winter war der von 1833, wo die Erde so weich war wie im Sommer, so daß die Leute graben und ackern konnten. Es gab in diesem Winter auf allen Steppenwegen oft bei 10—12 Grad Kälte einen so dichten Staub, wie sonst nur mitten im Sommer.

Die Natur schläft in den Steppen einen so langen Winterschlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai zu sehen gewohnt ist. Der Steppenfrühling beginnt mit der schmuzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe oft Monate lang kein Tröpfchen Wasser an sich zieht, und meilenweit nicht die geringste Quelle aus dem klapperdürren Boden entläßt, so strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre ganze Oberfläche, wo nicht der dickste und älteste Rasen sie befestigt, verwandelt sich in einen schwarzen, schwammigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß irgendwo hinzusetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmuzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der gräulichste Unrath, den die Schneedecke lieblich verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in einer Nacht bis zur Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küste am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch die oben erwähnten Verflötzungen der obern Fruchterdedecke, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehrere Ellen dicken Erdschichte bedeckt werden.

Hat sich durch lange und viele Gährungen der Frühling endlich hindurchgearbeitet, und kommen die schönen Tage des Mai, so erscheint die Steppe wie eine grüne Oase zwischen den Schneeflächen des Winters und den Graswüsten des Sommers. Die ganze Steppe, so weit sie reicht, thut dann ihr Mögliches zur Erzeugung grüner Gräser; auch Tulpen, Hyazinthen, Krokus und Schneeglöckchen erheben ihre freundlichen Blumenkronen. Aber doch, großer Gott! welch ein mongolischer Frühling ist so ein Steppenfrühling im Vergleich mit einem deutschen oder französischen. Zwar ist Grün eine schöne, wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man

gesättigt mit Grün und Gras bei einer Reise durch das Reich des Steppenfrühlings, und wie verschwinden in dieser Einförmigkeit die farbigen Blumen! Und der grüne Mantel, den die Steppe anzieht, wie ist er so grob gewoben, wenn man ihn näher betrachtet! Nur von der Höhe des Kaleschensitzes herab findet man diese Blumen schön. Wenn man sich aber freundlich ihnen naht, so muß man über harte und schlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja, hätte man Alpenwiesen, oder nur den Rasen des Oden- und Schwarzwaldes, oder den Kunstrasen des grünen britischen Eilandes! Aber an dergleichen darf man bei der Steppe nicht denken, wo alle Kräuter groß, grob und strunkig sind und dabei sehr locker und gar nicht dicht bei einander stehen. In den ganzen großen Steppenlandschaften ist nirgends ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit ausruhen und dem Gott des Schlafes opfern könnte.

Wenn der Frühling schon so wenig Behagen bringt, so ist der Sommer ganz und gar unerquicklich und ohne allen Reiz. Der erhitzte Boden klafft überall und schreit vergebens nach der Labung des Regens. Die Juliwolken und Gewitter lassen keinen Tropfen entschlüpfen, donnern aber und blitzen unaufhörlich über den Köpfen der durstigen Thiere und Menschen.

Die Sonne geht in dieser heißen Zone meist feuerroth auf und unter, und um Mittag ist der Himmel ganz bleich, denn die Luft wird mit den Dünsten der Meere, Flüsse, Limans, der Thier- und Pflanzenwelt geschwängert, die aber wegen der großen Hitze nicht zum Niederschlag kommen. Die Steppe verliert ihre Frische, wird braun, endlich schwarz, als hätte Alles ein verzehrender Brand versengt. Menschen und Thiere magern ab. Die Heerden der wilden Ochsen und mehr noch der Pferde, die im Frühling so voll und muthig waren, sind matt und lahm. Selbst die braune Haut der Steppenbewohner, die freilich nie sehr frisch und elastisch war, legt sich schlaff in die hohlen Wangen; Alles macht ein leidendes Gesicht uud schleicht träge einher. Die Wasserteiche schmelzen zusammen, die Brunnen trocknen aus und der schwarze Staub wirbelt empor.

In mancher Hinsicht ist in dieser heißen Zone die Steppe noch weit härter, als die Sahara und die Ljaños; denn ihre Hilfsquellen versiegen noch weit mehr, als in jenen unwirthlichen Gegenden bis zum letzten Reste. Die Wüsten Afrikas schaffen doch, wo nur Wasser erscheint, ein Paradies, lassen Dattelpalmen und andere Oasengewächse in Fülle um jede Quelle aufschießen, wogegen in den Steppen auch selbst starke Gewässer nur im ungenießbaren Grase fließen, ohne auch nur Etwas mehr zu erzeugen, als Schilf. Jene dickhäutigen Pflanzen der Wüste, welche die Säfte lange in sich halten und trotz glühendem Sande und sengender Gluth frische Blüthen bilden, fehlen ganz in der Steppe, die Aloës, die Kaktus, in welche, wie in Südamerika, ein durstiges Thier beißen könnte, um seine Lippen zu netzen.

Zu Ende des Juli und August erreicht die Dürre ihren höchsten Grad und geht gegen Ende dieses Monats schon wieder merklich bergab. Dann

stellen sich wieder starke Nachtthaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunstatmosphäre klärt sich allmählig zu freundlichem Blau ab, und Alles bildet sich mehr und mehr zum sanften Herbste hinüber. Die Lüfte werden nun äußerst sanft und mild, und zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen schwarzen Steppenstaub nieder. Die Steppe ergrünt von Neuem, und Menschen, Thiere und Pflanzen erholen sich wieder.

Mit dem Ende Septembers ist aber auch schon alle Lust wieder zu Ende, und der Oktober, der sich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau schmückt, ist schon wieder ganz Skythe und Wüstenbarbar, trübe, nebelig und regnerisch. Früchte kennt er nicht und nicht die schönen Herbstmorgen, an denen bei uns die kleine schwarze Spinne ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholische Violett der hinsterbenden Wälder. Zu Ende Oktobers beginnt schon meistentheils das Graus und Braus der Wjugen und Samets, und gegen einen Steppen-November ist ein deutscher November als ein unschuldiger Nachsommer zu betrachten.

* *
*

Vegetation.

Obgleich die Malorossianen (Kleinrussen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den russischen Steppen bilden, so fehlt es hier doch keineswegs an Großrussen. Vielmehr findet man sie als Fischer, Tabuntschiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter u. s. w. im ganzen Lande verstreut. Man kommt daher überall mit ihnen zusammen, und so traf es sich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röthe im Gesichte wie auf seinem ponceaufarbenen Hemde glühenden Kapappen*) durch die Steppe setzte. Es war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag feiern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner diesjährigen Fischerei, und er sagte, daß es schlecht ginge. Darauf fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er sagte: „Ach, Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann hier gefallen?“ — „Ist denn Euer Rußland besser?“ — „Unser Russija? Russija?**) Wie sollte es nicht besser sein?“ — Ich sah, daß er sich erwärmen wollte, und um ihn abzukühlen, hielt ich ihm den Widerpart und fragte: Wie so denn? — „O, in Russija, Herr, da ist von Jeglichem Jedes, und hier — ist von Allem nichts. In Russija ist das Brod besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da giebt's Berg und Thal, Wald und Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und Alles ist so schön!“ Ich

*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.
**) Russija ist das Moskowiterland, der Kern von Großrußland.

sah, daß er im Zuge war, sagte nicht, daß ich auch in Russija gewesen wäre, und er fuhr in der allen Russen so eigenen bilderreichen, lebendigen und mimischen Beredtsamkeit fort: „Im Lande fließen große Ströme, vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeglicher Art, der eine so, der andere so." (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft von Wohlgeruch!" (Dabei fächelte er sich die Luft zu und athmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie nahe ist Dir das Alles! Siehe hier ist Deine Hausthür — Du machst sie auf — trittst heraus, und da bist Du gleich mitten im schönen Walde."*) (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthür wäre; er aber schritt in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welch herrliche Musik im Walde," sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her; Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rothe, wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele, als Du nur wünschen magst. Du kannst Dich niederlegen, wo Du nur willst, rund um Dich herum pflücken, ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen." — Dabei warf er sich gar ins Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch gegessen, um mir zu zeigen, wie gut sie schmeckten. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist noch das Einzige in diesem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und auch selbst dieses Einzige, was sie haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig und den größten Theil des Jahres ohne Saft. Bei uns giebt es auch Gras, aber so hoch bis zu meinem Barte, und was für Gras, grünes, feines, saftiges, süßes. Daß Gott erbarm'! Die Kühe werden ganz fett davon und so dick." (Er stellte sich wieder hin, blies sich auf und machte sich mit Beinen und Armen so breit, als er konnte.) „Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unser Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von Jeglichem Alles. Und sagt mir, was ist hier? O! Russija wäre gewiß das erste und beste Land, wenn nur Eins nicht wäre — die Herren. Die haben's verdorben." (Gewiß war er ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen, anstatt auf dieser öden Steppe, wie würden wir schön gulaien**), bald an einem Bache, bald in einem Gehölz, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser

*) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung den Wäldern, die Kleinrussen den Steppen.

**) Von dem russischen galati (scherzend umher wandeln).

Dorf erreichen. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und nirgends Schatten, auch nirgends ein Erdbeerlein gegen den Durst."

In der That scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieses Steppenplateaus so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben, und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an einen dieser Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen genießbare oder für seine Hauswirthschaft nützliche Pflanzen; nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsch statt der Fruchtbäume, fürs Vieh dagegen unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteintheilung der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Eintheilungsgrund von der Beziehung zum Viehe hernimmt. „Trawa" und „Burian" sind die beiden großen Klassen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien seiner Graswüste unterbringt. Trawa heißt Rasen, und man versteht darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann, auch wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Unter Burian versteht man alle die struppigen, strunkigen, hochaufschießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen, saftlosen Gewebes nicht frißt.

Die Büsche und Bäume reduziren sich auf wenige Arten von Dornen- und Hollunderbüschen, wilden Birn- und Apfelbäumen und einige noch weniger nennenswerthe Baumarten. Die Birnbäume, die oft bloßes Birn-Dorngebüsch sind, kommen hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; hier und da sieht man sie auch mitten auf der Fläche und dem breiten Steppenrücken stehen. Weit häufiger und auch in ordentlichen Gesellschaften sind die Dorngebüsche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten- und Brombeersträuche. Die Kosaken nennen ein solches dichtstehendes Gebüsch „Derrina" und haben darin einen Ersatz für unsere Wälder und Gehölze. Im Herbste schneiden sie sich die langen Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Ochsen brauchen; auch verfertigen sie aus ihnen die Heuschreckeneggen, indem sie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befestigen, sie mit Steinen beschweren und, sie fortschleifend, damit die Heuschrecken auf dem Felde tödten. Selbst die Egge, mit der sie nach der Aussaat die Körner einеggen, ist auf diese Weise gemacht. Im Frühlinge freuen sich die Kosaken über die Blüthe und den Duft des Schlehdorns und wandern um ihn herum, den Duft genießend.

Der Hollunder steht häufig an den schroffen Ufern des Schwarzen Meeres bei Odessa herum. Die deutschen Kolonisten sammeln hier seine Blüthe, wenn sie noch ganz zart ist, und machen ihre im Schwabenlande so beliebten „Holderküchle" davon, indem sie die ganze Dolde in einen Mehlteig tauchen und sie wie Blumenkohl verzehren.

Eine sehr bedeutende Rolle im Leben der Steppenbewohner spielt das Schilf. Alle Häuser der Landleute sind mit Schilf gedeckt, die Zäune der Gärten werden, wenn man sie nicht von Erde aufwerfen will, aus Schilf

geflochten. Man stellt dazu ganz einfach dicke Bündel von Schilf in schmalen Garben in die Erde und flicht sie mit ihren obern Enden zusammen. Ja, in vielen Gegenden bauen die Leute auch ihre Häuser aus Schilf, und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß man sich einbildet, in einem steinernen Hause zu sein. Endlich dient das Schilf auch noch als Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichste, denn es hinterläßt noch weniger anhaltende Gluth, als das Stroh. Der Dniestr und Dniepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensbedürfnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die Steppe herauf. Der Dniestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, und ein jeder der Ortsbewohner kann so viel herausholen, als er Lust hat. Die Krone besitzt auch große Gebiete in diesen Schilfen und schickt zuweilen ganze Regimenter zum Abschneiden hinein.

Die Gräser werden nur einmal im Jahre gemäht, denn die Steppe hat in den Monaten Juni, Juli und August zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da sie in dieser Zeit fast eben so todt wie im Winter da liegt; im September und Oktober giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieses Herbstgras zum Mähen nicht reif genug, und man läßt es daher blos vom Viehe abweiden. Die Heuernte macht den Steppenbewohnern nicht halb so viel Mühe, als uns im feuchten Deutschland, wo man das Gras Tage lang liegen lassen, trocknen, zusammenrechen, wieder aus einander breiten und abermals trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, das Heu einfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen her und Burschen, welche das gleich trockene Heu in Haufen, „Kopitzen" genannt, zusammenlegen. In diesen Haufen bleibt es einige Tage stehen und wird alsdann heimgefahren, oder für die Ueberwinterung in größere Haufen gebracht, die sie „Skirten" heißen. Ja, zur Mitte des Juni ist die Trockniß oft so groß, daß man das abgemähte Gras sogleich als Heu nach Hause oder zu Markte fährt. Da es in den schwach bevölkerten Steppen an Arbeitern fehlt, so müssen die Mäher reich bezahlt werden, und aus den Nachbarprovinzen wandert den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menschen in die Steppen, um sich ein Stückchen Geld zu verdienen.

* * *

Thierleben und Hirtenleben.

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweise angewiesen sind, daß fast jeden Strauch und jedes Blümchen seine eigenen ihm angehörigen Thierchen umschwirren, daß im Sumpfe andere Wesen hausen, im Walde andere, auf den Bergen andere, ja, daß fast

jede Höhenstufe der Berge von anderen Thierfamilien erstiegen wird — und betrachtet man dann die Steppe in ihrer großartigen Einförmigkeit, diese unbegrenzte Ebene, diesen Mangel an Bäumen und Sträuchern, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begraste Erdschicht, die keine Sümpfe bildet und ohne Seen und Quellen bleiern da liegt: so wird man es natürlich finden, daß derselbe Boden, der eine so große Pflanzenarmuth hervorrief, auch keinen Reichthum an Thiergattungen erzeugen konnte; die Fauna ist so dürftig wie die Flora.

Wiederum ist aber erklärlich, daß, so gering auch die Zahl der Geschlechter, eben so groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Kultur tritt den Thieren noch nicht sehr hinderlich und beschränkend entgegen. Daher finden die Familien, welche einmal die Steppe vertragen lernten, einen um so freieren Spielraum, und der Reisende glaubt, in einem der lebensreichsten Striche der Erde sich zu befinden; zumal im Frühlinge, wenn Alles grünt und blüht, und sich sowohl die einheimischen Thiere lustig regen, als auch fremde Pilgrime auf der Steppe sich sammeln, die sich nachher bei der Sommergluth in benachbarte oder entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunten Reihen geschaart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streichen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Drosseln, Tauben sind allenthalben, und selbst von Insekten zeigen sich große Massen, die Schmetterlinge im Verhältniß zu der Unzahl von Blumen, die Mistkäfer im Verhältniß zu den großen Viehheerden, und in schlimmen Jahren die Heuschrecken, von denen jede Abtheilung des großen Zuges Legion ist.

Im Frühlinge verfällt Alles in den Steppen, selbst das zahme Vieh, in einen Zustand halber Wildheit; die Pferde in den Tabunen (Pferdeheerden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenheerden), Alles sucht die freie Steppe, oftmals selbst die Hunde. Die Hündinnen entlaufen den Städten und Dörfern, scharren sich in der Wildniß eine Höhle, werfen da ihre Jungen, fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer über völlig wild, scheuen den Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen Alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wilde zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, da erinnern sich erst die wilden Hunde ihrer alten Herren und kommen zu den Wohnungen der Menschen zurück.

Freie Bienen, wie in den polnischen Wäldern, giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes wie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Der Baum- und Wassermangel, die Armuth an duft- und saftreichen Pflanzen ist Schuld daran, daß die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends gedeiht. In Odessa sind wohl einige Bienenliebhaber, deren

Anzahl jedoch mit der Dürftigkeit der Gärten in dieser Stadt in Proportion bleibt. Nur das einigermaßen fruchtbare Dniestrthal zeichnet sich durch seine Bienenzucht aus. In den Steppenvorländern aber, in der buschigen Ukraine, in Kleinrußland und Podolien, wo Wälder Schutz verleihen, und viele Flüsse auch selbst im Sommer in den Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüthe unterhalten, ist die Bienenzucht sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, und selbst Leibeigene besitzen oft 300 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Bazars den Honig zentnerweise kaufen, den die Kleinrussen und Kosaken sehr lieben, und, wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odessa verschifft wird, und von dort stammt eine Menge des Wachses zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

Von allen Thieren, welche die Steppe bewohnen, ist das edelste Geschöpf das Pferd, das dem Menschen nutzbarste aber das Rind.

Es lassen sich im Ganzen drei Hauptklassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden: die Hauspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtheerden). Die Haus- (Arbeits-) Pferde sind die alltäglichen Genossen der Menschen, seiner Mühe und Arbeit. Die Edelleute und deutschen Kolonisten in der Steppe halten ihrer eine Menge zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, Waarentransport u. s. w. Der kosakische und bulgarische Bauer besitzt aber immer nur eins, das ihm bei kleinen Fahrten dient, wo er nicht gerade sein Ochsen-Zweigespann in Gang setzen will.

Die Pferde der Gestüte sind von den verschiedensten englischen, arabischen und deutschen Racen und bieten in ihrer Zahmheit kein eigenthümliches, durch die Steppe bedingtes Leben dar.

Anders ist es mit den halbwilden Pferden der frei in der Steppe schweifenden Tabunen. Die Herren der Steppe, nämlich die großen Gutsbesitzer, die sich hier ganze Fürstenthümer erworben haben, die Potockis, die Woronzows, Orlows u. s. w., besitzen des Bodens so viel, daß sie wegen Mangels an Mannschaft nur den geringsten Theil davon bearbeiten können; sie halten und hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhheerden auch eben so große weitschweifende Heerden leichtfüßiger Pferde, die sie überall auf die entferntesten Wiesen und die schlechtesten Weiden schicken können, um doch das sonst nutzlose Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln, und sich so auf billige Weise in der Wildniß einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachsen zu lassen.

Zu diesem Zwecke verschaffen sie sich eine Anzahl von Stuten und Hengsten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufsicht von Hirten in die Steppe geschickt werden, um sich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Thiere auf die Summe gestiegen ist, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übriger Oekonomie zu schaden. Diese Summe steigt von 100 bis auf 1000. Die Benutzung besteht darin,

daß man theils die dem Gute selbst nöthigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchse nimmt, theils auch von diesen in der Freiheit erstarkten, muthigen und unverwüstlichen Thieren an andere Liebhaber, an die herumreisenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es ist nicht wahr, was Manche in Deutschland fabeln, daß diese Pferdeheerden völlig frei*) und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben. Wie froh würde da manche arme Tabuntschiks-Seele sein, der die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeheerde zu bewachen! So heißen nämlich die Seelen der Leute, die dazu bestellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, sie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Diese Tabuntschiks sind eine eben so eigenthümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde selbst, und werden durch ihre Lebensweise eine so abweichende Race von Menschen, daß man in ganz Europa ihres Gleichen sucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderschaft findet.

In der That erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibeskonstitution, die ihr Blut bei 20 Grad Kälte eben so flüssig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Athem des Sirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Wassertropfen sie verfehlt, den Wasserabfluß duldet wie eine marmorne Bildsäule.

Die Schaf- und Ochsenhirten sind Wagenbewohner und führen auf ihren Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da auf kurze Zeit ansiedeln. Diese Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse nöthigen ihn, beständig beritten zu sein; das unruhige Temperament seiner Pfleglinge läßt ihm nicht einen Augenblick Ruhe. Er haust Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht blos sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan und seine Bettstelle ist, und diese Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, um mit wachsamem Zurufe beständig die Runde um seine Heerde zu machen. Auch sind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. s. w. drohen, am dringendsten. Bei Regen- und Schneestürmen hat er es schlimmer als die Pferde selbst; denn diese dürfen sich von der Windseite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Heerde, die bei starkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin streicht, zu

*) Die ganz wilden Pferde sind jetzt kaum noch in der Kirgisensteppe zu finden.

überschauen und zurückzuhalten. Dabei muß er sich schneller tummeln, als die Pferde und Windgötter selbst. Wahrlich, die Seele eines solchen Pferdehirten muß von Leder sein, wie seine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntschiks Hosen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, und ein Kollet von demselben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz schlug, wärmt ihre Brust. Beides hält ein lederner Riemen zusammen, den sie sich drei- bis viermal um den Leib winden, und auf dem sie sich allerlei kleine Raritäten, Metallstückchen, Münzen, Bernstein u. s. w. angereiht haben. Da sie zugleich die Aerzte ihres Tabuns und als solche im Besitz von einem Dutzend althergebrachter Mittel sind, so hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgischer und medizinischer Apparat am Gürtel, was ihnen das Aussehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf stecken sie auch, wie alle zehn Millionen Kleinrussen und Tataren, unter die hohe Zylindermütze von schwarzen Lämmerfellen. Ueber ihren ganzen Anzug werfen sie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An diese Swita ist oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, blos für Augen, Mund und Nase eine Oeffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt sie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Tasche benutzt. Dieses letzte Kleidungsstück giebt ihnen ein besonders barbarisches Ansehen, und mir gingen immer die barbarischen Namen der Petschenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn so ein Tabuntschik mit seiner hohen, wie ein Ochsenkopf eckigen Sturmhaube einhersprengte.

Doch es klirrt noch mehr an solch einem Rossebändiger herum. Vor Allem sein großer H a r a b n i k, die drei Klafter lange Peitsche mit kurzem, dickem Stiele, alsdann seine S c h l i n g e, ein 15—20 Ellen langer Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring zum Durchziehen des andern Endes befestigt ist. Will er ein Pferd einfangen, so wickelt er das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschießen oder ganz fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie, zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, heranreitend, ein paar Mal ums Haupt, schleudert sie, nie fehlend, demselben um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretiren und endlich die W o l f s k e u l e zum Vertheidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist 3—4 Fuß lang, vorn mit einem dicken, eisernen Knopf versehen, und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hilfe, wenn sie nicht allein fertig werden können. Je nach Umständen schlägt er damit oder wirft sie aus der Ferne, und weiß ihren eisernen Knopf den Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen, wie ein tyroler Schütz seine Büchsenkugel.

Im Frühjahr, wo die Wölfe aus dem unwirthlichen Winter den größten

Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd am häufigsten und bedeutendsten. Da die Wölfe die schwächere Partei sind, so entwickelt sich bei ihnen große List und Gewandtheit, bei den Pferden aber ein großer und edler Gemeinsinn, der sie und ihre Kinder gewöhnlich rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe bei helllichtem Tage sich in den Tabun machen, kommt nicht vor; sie wissen recht wohl, daß sie da ohne Rettung verloren wären und von den Pferden dem platten Rasen gleich getreten würden. Bei Nacht und unter besonderen Umständen, wenn z. B. die Wölfe zahlreich und die Pferde nicht zahlreich sind, geschieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun geräth, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied, und Aller Muth ist gleich — herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wüthenden Angriff der Pferde, den sie selbst aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark, und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da wieder, und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selbst noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohete. Die Mutter geräth außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt dasteht, wie ihn unsere Bilderbücher darstellen. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hinterhufen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinn schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie eine bewegliche Phalanx scharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen, denn sie wollen sich nicht blos vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Quarré, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns,

daß die Pferde Alles in den Hinterfüßen haben; allein dies ist keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße, und nur bei der Vertheidigung die Hinterfüße. Der Hengst versetzt zuweilen seinem Feinde zugleich den ersten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umstände mit den Zähnen in dem Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die muthigen Hengste, und in der Regel sind dies fast alle. Natürlich giebt es auch feige, die blos aus dem großen Haufen vorwüthen. Auch giebt es ungeschickte, die den Wolf beim Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgerissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blitz.

Diese großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten, und immer gegen den Willen des Wolfs. Denn seine Kampfführung besteht mehr in einem Kosakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Ueberlistung ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau als Meister Reinecke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durchs hohe Gras hergeschlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spionirt sich die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgesondert weidet. Wohl hütet er sich jedoch, sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür ins Haus. Leise und allmählig nähert er sich dem Füllen, dessen Manieren er in aller Unschuld sogar nachahmt. Wenn sich das müde Junge ins Gras niederlegt, streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indessen wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf nun legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieses Manövers ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft sie unvorsichtig darauf zu, so springt er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen ist aber die Alte eben so vorsichtig als wüthend, macht Lärm, und schlägt mit einigen herbeieilenden Schwestern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen aber ist die Alte weder wüthend noch täppisch, sondern blos dumm, und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele als der Wölfe in der Steppe herumschweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nie-

der, wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indeß müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht indeß bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm nicht blos am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermuth- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indeß, weidend und milchreiche Kräuter suchend, weiter und immer weiter. Auf Ein Mal, horch! welch Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die Heerden der stillen und unbeachteten Wollträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und wenn vom Reichthum eines Mannes die Rede ist, hört man immer nur seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen, und selten nur seine Pferde. In neuester Zeit, wo sich die Schafzucht so sehr gehoben hat, sind die Schafe eine breite Unterlage des Reichthums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800—1000 Pferden findet, kann man dagegen auf 4—5 Schafheerden von 2000—3000 Schafen rechnen. Eine Schafheerde hatte sich binnen 30 Jahren von 1500 Stück auf 97,000 vermehrt.

Am allgemeinsten im Lande verbreiten sich die sogenannten „Fettschwänze“ — das walachische Schaf. Dies ist ein großes langhaariges Thier mit einem dicken Fettschwanze, in dem es gewöhnlich 6—10, zuweilen sogar 20 Pfund Fett trägt. Seit der letzten Zeit nimmt aber diese Race sehr ab und macht den Merinos und den Mischlingen mit der Landesrace Platz.

Die gutmüthigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabuntschiks in Pferdeleder, sondern in das weiße Vließ ihrer Zöglinge hüllen, und deren Seele eben so wenig in Wolfsfell gekleidet erscheint, heißen — in Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren — überall „Tschabani.“

„Irlik“ heißt der große, fast zwei Klafter lange, mit Kunst gearbeitete, am obern Ende mit einem eisernen Haken versehene Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will, zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nöthig ist, vorwärts, und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzustrecken.

„Swita“ ist der schon erwähnte Mantel mit der schrecklichen Kapuze, den der Tschaban beim Regen sich so arrangirt, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Otara“ heißt die Heerde der einfältigen Vließträger selbst, die 2000—3000 an der Zahl unter der friedlichen Zauberflöte dieser friedlichen Bären stehen.

„Otschacki" endlich ist der den Wölfen schreckliche Name der zottigen großen Hunde, die zu 10—15 eine Heerde von der genannten Stärke bewachen.

Außer diesen Dingen führen nun noch die Tschabans einen oder zwei Wagen bei sich, die, mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medikamente, Kochgeräthschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse und die Pelze der erlegten Wölfe hinter sich herführen. Es sind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, schwerfällige, mit einem hohen Dache versehene Wagen, den Reisewagen der Tataren, „Madjaren" genannt, sehr ähnlich.

So ausgerüstet zieht der Tschaban um Ostern ins Feld zu gleicher Zeit mit den Tabunen, und den ganzen Sommer mit seiner Heerde (Otara) in den Steppen nomadisirend, kommt er erst im Herbste wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Otara zerstreut sich nicht so leicht und so weit als die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerm Raume, sind nicht so wählerisch, als die Pferde, fressen eifrig Alles ab, was sie Genießbares finden, und legen sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde in ihrem Tabun nie liegen, und selbst den Schlaf stehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend wogen die Roßheerden hierhin und dorthin, während der tägliche Marsch einer Schafheerde kaum einige Werste beträgt.

Die Marschordnung dabei ist folgende. Zunächst postiren die Tschabans ihren Wagen als Zentrum, Vereinigungspunkt und einstweilige Residenz, um welche herum, den Kreis immer erweiternd, geweidet wird. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in der Nähe sein, wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehrere Tage haltbar ist, so arrangiren sie sich noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel, schlagen sich wohl auch ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig und abgeweidet, so ziehen sie am andern Morgen weiter. Der Wagen geht quikend und knarrend voran, und die Heerde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachtthau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgenthau. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht, den Wagen begleitend, voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich beständig einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Hauptunterhaltung mit den Schafen läuft auf die zwei Worte hinaus: „No kudi? kudi?" (nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien, als sie einathmen, aus denen aber die Schafe so viel zu entnehmen wissen, als ihnen zu wissen nöthig ist.

In schlechtem Wetter aber, und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche mit den sich dann oft selbst ihnen ganz überlassenden Schafen davon gehen, und ganze Heerden in Flüsse und Re-

genschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch sonst noch ohne schlechtes Wetter giebt es bei der unglaublichen Tölpelhaftigkeit und Dummheit der Schafe eine Menge von Ereignissen, welche das Regiment dieser Thiere sehr erschweren. Man mischt darum allen Schafheerden einige lebhafte, muthige und kluge Ziegen bei, welche als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich beim Bellen des kleinsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlechten Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dies doch zuweilen nöthig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen und ähnlichen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die Otara rasch an den Abhängen der Regenschluchten und Thäler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban hindurch wagen würde, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn es nicht allzu kalt ist, und dient sonst noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postirt, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen nun, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte. Einer von ihnen spielt den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen, einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn Beides nicht in der Nähe zu haben ist. Er sucht trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten, bald eine lange Flamme aufflackern. In das kochende Wasser thut er die nöthigen Kräuter, die Hirse und den Kwas, und der „Borscht,“ dieses Nationalgericht der Kleinrussen, ist fertig. Dann schlägt er zum Zeichen für die andern Hirten an den Kessel, oder er steckt eine Fahne auf, nach deren Erscheinen die weiter entfernten schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile andere Beschäftigung gefunden. Der Eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und nach Berathung mit seinen Kollegen ihnen Heilmittel eingegeben; der Andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; Einige haben wiederum die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käse gemacht. Da sie oft 500—600 Schafe zu melken haben, so machen sie die Sache kurz ab, nehmen gleich den ganzen Euter zwischen beide Hände und drücken ihn aus wie Bacchus die Trauben. Die so gewonnene Milch stellen sie in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes durch einander, in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brinse“ bekannt ist, schütten sie als-

dann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen sehr eigenthümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle wird immer auf eine Lage geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramladen zu kaufen, und der Brinse geht weit umher.

Als Intermezzo haben die andern Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphirend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe herbeigeholt, an dem Wagen reparirt, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und wer kann Alles sagen, was noch auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis dann endlich der Kesselruf des Koches erklingt, und die ehrlichen alten braunen Gesellen sich zu ihrem einfachen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern Jedem mittheilen, der etwa auf der Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel einen großen Kessel voll Grützebrei. Doch wissen sich die flinken Jäger noch sonst Allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Erdhäschen nach. Eben so machen sich auch zuweilen die Hirten einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder selten noch scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, und das giebt dann festliche Tafel.

Am heißen Mittag frißt das Schaf eben so wenig als das Pferd, steht immer auf demselben Flecke und schnauft so leidenschaftlich, als hätte es eben der Wolf gejagt. Wenn aber die Sonne vom Gipfel ihrer Gluth herabsteigt, dann beginnen sie wieder ihr liebstes Geschäft, das Kräutersuchen. Die Schäfer lassen sie bis nach Sonnenuntergang weiden, wo sich dann Alles zu der Wagenheimath wendet. Da spricht oft ein Reisender ein, der nicht weiter kann, von der Dunkelheit überrascht. Zu diesem sprechen die Hirten — mag er nun arm oder reich sein —: „Thut uns die Gnade, mit uns zu speisen!“ Dann muß der Wandersmann unter dem Schutze der Hunde bei ihnen schlafen, und er bekommt den besten Platz im Wagen. Am Morgen stecken sie ihm ein paar Schafkäse zu und sprechen: „Gott mit Dir!“ — Die Schlafordnung aber ist folgende:

Der Oberhirt, als der Aelteste (Ataman) und die Gäste wählen die Wagen selbst zum Bette, die andern Tschabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Kordon um die Heerde. Jeder Hirt legt sich seinen Pelz und seine Swita, die Sommer und Winter sein Ober- und Unterbett bilden, ins Gras der Steppe, und Alle placiren sich in gleichen Entfernungen von einander. Zwischen je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls

in gleicher Entfernung. Man klebt sie mit einem Stücke eines alten zerrissenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher, besonders für ihn bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am besten kennt, so legt er sich allemal da nieder, wo er seinen Flicken findet. Die so garnirte Festung zu stürmen, wagt nicht leicht ein Wolf.

Da die großen Steppenweiden und ihre Wüstennatur fast Alles halb wild machen, so ist es auch natürlich, von wilder Ochsenzucht in den Steppen zu hören, und wie die Pferde sich in Haus- und Tabunenpferde theilen, so muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und Steppenrinder unterscheiden.

In jeder Wirthschaft befinden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hause unzertrennlich sind. Da das Steppenrind wenig, aber treffliche Milch giebt, so hat man jetzt viel mährisches und deutsches Vieh eingeführt, das meist braun oder gelb gefleckt ist.

Das Steppenrind ist groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Beständig gehen lange Züge derselben nach Odessa, Taganrog und andern Orten, und beleben mit ihrem Tode hauptsächlich den ungeheuern Handel, den Rußland mit dieser Waare treibt. Die beiden Hauptstraßen, auf denen die Rinder ausgeführt werden, sind auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien, auf der andern über Moskau nach Petersburg.

Wie in dem Steppenlande die Sprache für Nichts an Ausdrücken reicher ist, als für das, was auf Heerden und Vieh Bezug hat, so hat auch die Rinderheerde ihren besondern Namen. Sie heißt „Tschereda," und ein Rinderhirt „Tscherednik." Eine solche Tschereda hält 100—800 Stück allerlei Alters. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, theilt sie im Ganzen mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden.

Die „Tscherredniks" sind Infanteristen wie die Tschabans, denn auch ihre Zöglinge sind viel ruhiger und im Ganzen leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist der Ochse schnell genug im Weiden, er ist wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß; aber dafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger aber sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze wird er ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert er wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach Hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann zwei bis drei Tage dursten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durst eben so gern löscht wie das Pferd, davon finden sich in der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die zu ihnen führenden „Viehsteige" nämlich, die man als eine

charakteristische Besonderheit des Steppen-Thierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, sechs bis sieben Werste weit und noch weiter. Es wird darum nur selten getränkt, zu Zeiten nur ein Mal des Tages. So wie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht, und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen raschern Schritt an und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigsten hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Heerde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manoeuvre formiren sie jedesmal mehrere (acht bis zwölf) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochse hinter dem andern hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spur tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Rasennarbe völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Wege laufen einander parallel in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen, und zielen immer direkt auf den entfernten Brunnen ab. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf das Regelmäßigste terrassirt wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere.

Was das Verhältniß des Wolfes zum Ochsen betrifft, so ist es natürlich ein eben so wenig freundschaftliches, als das zum Pferde. Jedoch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Heerde von lauter großen Ochsen wagt der Wolf sich vielleicht noch weniger als mitten in den Tabun, denn die Ochsen halten eben so stark gegen die Wölfe zusammen als die Pferde, und wo sich nur einer blicken läßt, da sind gleich ein paar Dutzend spitziger Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er sich unglücklicher Weise mitten zwischen ihnen, so hat er nicht so viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchstoßen. Der Ochse meint es so herzhaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn sammt den Hörnern in den Boden heftet. Nichtsdestoweniger schleichen die Wölfe auch hinter den Rinderheerden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochse nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Da die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Ochsen, wie bei allen phlegmatischen Naturen, die sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Wesen an das Joch zu gewöhnen. Es giebt viele Ochsen, die man mit keiner Kunst noch Gewalt zur Arbeit bringt. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen, und man schickt sie in die Talgsiedereien, die ihnen den Uebermuth bald ausbrühen.

Was man in der Steppe von der Halsstarrigkeit des Ochsen hört und sieht, ist, glaube ich, mehr als das, was man in dieser Beziehung vom Kameel erzählt. Wenn man einen solchen wilden Ochsen ans Ziehen gewöhnen will, so spannt man ihn zunächst mit einem alten zahmen Ochsen

vor einen schweren Holzstamm, den man auf dem Boden hinschleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zu Stande, und geht der wilde sammt dem zahmen durch, so spannt man jenen mit fünf zahmen Ochsen an einen Pflug, ein Paar vorn, ein Paar hinten, und einen zur Seite. Da muß der wilde Gast denn allerdings wohl langsam und ordentlich mit fort, und kann er das starke Joch nicht zerbrechen, so muß er sich fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigensinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt sich platt auf den Boden hin und läßt sich von den andern Ochsen schleifen. Dies fürchten die Leute am Meisten, denn läßt man ihm dies ungestraft gelingen, so wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und zerren am Leitstrick hilft da nichts; ja die stärksten und grausamsten Mittel sind da unwirksam. Am wenigsten verträgt der Ochse die Schläge an den Wurzeln seiner Hörner; aber wenn er eigensinnig ist, so hält er die Erschütterung aus, schlägt mit dem Kopfe um sich und bleibt liegen. Oft hilft ein sonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich seinen Schwanz zwischen zwei Hölzer und reiben ihn darin hin und her. Dieser Kitzel ist dem Ochsen unerträglich, und meistens springt er dann auf. Was aber ein recht eigensinniger ist, der bleibt liegen und hält aus. Dem verstopfen sie alsdann die Respirationskanäle. Davon schwillt sein Leib auf, die Augen drücken sich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft, und oft kommt er in diesem Kampfe auf die Füße. Aber der schlimme bleibt auch dann noch liegen, und seine Herren, in der Angst, ihn zu verlieren, geben ihm schnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute, die wohl wissen, daß die ganze Erziehung des Thieres verfehlt wird, wenn sie nicht dieses seines ersten Eigensinns Meister werden, Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn ein Feuer an, so daß die Flamme an seinen Seiten hinaufleckt. Die Haare versengen, die Haut springt in Blasen auf, der Ochse streckt den Hals lang auf den Boden hin und stöhnt und schnauft ins Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöscht, sein Eigensinn lodert unversehrt in vollen Flammen auf, und das Thier macht nicht die geringste Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über diesen argen Märtyrer seines Eigensinns, spannen ihn aus, lassen den Starrkopf liegen und pflügen um ihn herum. Ein recht eigensinniger Ochse ist kapabel, so einen halben Tag auf demselben Platze zu bleiben. Sind die Menschen fern, so schaut er listig um sich und thut ganz unbefangen. Nahen sich aber Leute, so duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer, noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er sieht, daß die anderen Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen ins Gras.

* * *

Vergleichende Hinblicke auf die nicht-pontischen Steppen.

Die Steppenlandschaften erstrecken sich mit einer erschreckenden Einförmigkeit von dem letzten östlichen Gebirge Europas, den Karpathen, im Norden

des Schwarzen Meeres, des Kaukasus und Aralsees hin durch die Gebiete der Kirgisen in das Reich der Mongolen hinein bis an die Vorberge des Mustag und bis an die Grenzen des alten Kulturreiches der Chinesen, dessen Beherrscher sich mit dem Kaiser von Rußland fast zu gleichen Theilen in die ungeheuere Erbschaft Dschingis-Chans und Tamerlans getheilt hat.

Wir sahen und beschrieben von diesem großen Steppengürtel nur den westlichen Zipfel, der an die Küsten des Pontus Euxinus (Schwarzen Meeres) streift, und den wir die Pontischen Steppen nannten. Doch ähnelt sich in diesen Himmelsstrichen Alles auf eine so frappante Weise, daß unsere Bemerkungen noch weit über das Pontusgebiet Giltigkeit haben. Es wird interessant sein, dies hier am Schlusse noch etwas näher nachzuweisen.

Ueber die ganzen unermeßlichen Steppengebiete wölbt sich im Herbste derselbe endlos graue, einförmige, mongolische Nebelhimmel. Derselbe unbarmherzige Winter erfaßt auf gleiche Weise die Malorossianen am Dniepr wie die Kosaken am Don, die Kalmücken am Momutysch wie die Kirgisen am Ural und Aral, die Truchmenen am Kaspischen Meere wie die Dschungaren am Balkasch, und plagt die Menschen und das Vieh aller der hier wandelnden Horden mit Hunger und mit Kälte. Im Frühlinge ergrünt und erblüht die tausend Meilen lange Steppenweide auf dem einen Ende wie auf dem andern mit derselben Fülle und jauchzt im Osten wie im Westen mit derselben Ausgelassenheit des Uebermuthes auf, während der Sommer am Sir wie am Ischim, an dem Fuße des Mustag wie des Kaukasus, in den taurischen wie in den karpathischen Ebenen Alles mit Trockenheit und Durst verwüstet und lähmt.

Eben so gilt Alles, was wir über die Fauna und Flora gesagt, weit und breit. Die Disteln, der Wermuth, die Dornen und wilden Birnbaumkrüppel umranken die kirgisischen Auls, die Kalmückenzelte, wie die Semlanken der Kleinrussen, und dieselbe Speise findet das bucharische Kameel auf den Weiten der Freien Tatarei servirt, die das Kosakenpferd am Don und Dniepr genießt. Die Salzpflanzen überziehen den Steppenboden, von dessen Salz und Salpeter zwischen China und Deutschland so viel vorhanden ist, daß, wenn man Alles auslaugen könnte, die ganze Menschheit bis ans Ende der Welt zu essen hätte, ohne Mangel zu fürchten. Ueberall sind die Steppenbrände und Schilfwaldungen in den Flußthälern zu schauen; alle Mündungsgebiete der Flüsse verstecken sich in große Schilfgebiete, nur mit dem Unterschiede, daß in dem südlichen auch Fasanen, Leoparden und wilde Schweine hausen, die in den nördlichen nicht vorkommen.

Für Wölfe und Hunde sind die asiatischen Steppen ein eben so reich versehenes Magazin, wie die des europäischen Rußlands, und die Mäuse und Murmelthiere treten dort in eben solcher Menge auf wie hier. In der Vögelklasse gilt wiederum dasselbe, in der ganzen Steppenwelt Falken-, Adler- und Kranichfülle überall, und wiederum gilt dasselbe von den Fröschen, Kröten, Eidechsen und Schlangen.

Da alle Völker türkisch-tatarisch-mongolischen Stammes eine und dieselbe flache, wilde, grasige Bodenfläche zu betreten haben, so theilen sie unter

einander auch dieselben Sitten, Lebensweise und Zustände. Nomadisches Treiben und Viehwirthschaft sind die Hauptbeschäftigungen dieser Völker in der freien wie in der eroberten, in der kleinen wie in der großen, in der chinesischen wie in der russischen Tatarei, und während in Turkestan der ungebeugte Kirgise, noch frei schweifend, seine wandelbaren Lager aufschlägt, wo es ihm gut dünkt, sehnt sich der vom Russen gezähmte Tatar nach dem alten Handwerk seiner Väter zurück, und selbst der deutsche Steppenkolonist wird mit Leib und Seele Nomade und will vom Pflügen und Gartenbau nichts mehr wissen.

Die Millionen von Rossen, welche die Steppenplateaus beweiden, erleiden zu allen Zeiten dasselbe, und wie das Wort „Tabun" (Pferdeheerde) und die ganze Tabunenwirthschaft die Reise um die halbe Erdkugel macht, so trägt auch das langhaarige Steppenschaf auf der ganzen weiten Bühne von den Karpathen bis zur Chinesischen Mauer seinen dicken Fettschwanz seit Jahrhunderten zur Schau, und Schafe, Ziegen, Kameele und Kühe leben und sterben überall auf dieselbe Weise.

Die Viehhürden und Stallungen der Moldauer und Bulgaren, die Erdhütten der Kleinrussen, diese ganze Höhlenarchitektur hat als unfreiwilliges Naturprodukt eine größere Verbreitung gefunden als die Nachahmung der Jonischen und Korinthischen Säulen, und eben so wird der Ackerbau, so viel es dessen in der Steppe giebt — denn ganz ohne Ackerbau ist fast keins der Nomadenvölker, — überall nach denselben Normen getrieben. Die Steppe selbst überall die Tenne — Pferde von Ochsen überall die Drescher — Scheuern nirgends.

Die Kleinrussen sind in ihrer Art so große Teichmacher und Wasserbaukünstler, als die Holländer, nur im umgekehrten Sinne. Diese treiben jene Kunst, um des Wasserüberflusses los zu werden; jene, um es auf alle Weise zu fesseln und zu hemmen. Man sieht daher in allen Kosakenländern und in ganz Kleinrußland bei allen menschlichen Wohnungen große Wasserteiche gebildet, damit in dem brunnenlosen Lande nichts von dem kostbaren Naß zum Tränken des Viehs, der Menschen und der Aecker verloren gehe. Zu dem Ende werfen die Bewohner aus Erde, Mist und eingerammten Balken quer durch die Flüsse und breiten Flußthäler lange Dämme auf, in deren Mitte zum Ablauf des überflüssigen Wassers eine Schleuse angebracht wird. Bei hohem Wasserstande werden Damm und Schleuse gewöhnlich gleichmäßig überfluthet, und im Sommer muß dann wieder mit Mist nachgeholfen werden. Diese Dämme sind in jenem Lande, das weder mit Holz noch mit Steinen Brücken bauen kann, auch die einzigen Brücken. Bei großem Wasser steckt man lange Stäbe in den Kamm der Dämme, damit die Wagen sie nicht verfehlen. Da zur Zeit der Schneeschmelze in den Steppen oft eben so weit und breit schmutzige Feuchtigkeit sich verbreitet, wie im Sommer die Trockenheit, so giebt es dann auf diesen Dämmen, wo die Reisenden in der weiten Wasserwüste den Weg suchen, oft höchst abenteuerliche Uebergänge.

Aus den Teichen werden hier und da kleine Kanäle herausgeleitet

und dabei Schöpfräder angebracht, um die Gärten und Felder zu bewässern. Ein ganz ähnliches Verfahren nun zum Ansammeln der Wässer und zum Benetzen der Felder haben die Kirgisen, sowie die Usbeken und Turkomanen, die Bucharen und Samarkander in ihren Steppen und Sandwüsten.

In diesen weiten Ländern, die man als die wahren Melonen- und Gurkenländer bezeichnen kann, sind überall die „Baschtans" nach demselben Plane angelegt.*)

Geht man in der Vergleichung weiter, so wird man auf eine Uniformität in Charakter, Sitten und Gebräuchen, Kleidung und allen Dingen kommen, die mehr von der freien Willkür und Laune der Menschen abzuhängen scheinen. So werden die Teppiche auf ganz ähnliche Weise bei den Kosaken, wie bei den Kalmücken und Kirgisen gemacht. Namentlich ist der dicke Kuhfilz (Woilok), der auch in ganz Rußland so vielfach verwendet wird, und den man in Odessa in großen Fabriken für die Steppen verfertigt, ein Hauptprodukt der Manufakturen aller Steppenvölker. So ist das zierlichste, künstlichste, unnachahmlichste Produkt der Steppenländer, der wahre Zauberstab der Steppenvölker — die Peitsche, dominirend. Sie heißt nach den nogaischen Tataren, die einst dies Szepter hier schwangen, die „Nogaika," und ist unter diesem Namen und in ihrem uralten Wesen auf die Kosaken und andere Völker vererbt worden. Sie ist dick, kurz und aus einer Menge sehr feiner, zäher Lederstreifchen so künstlich geflochten, daß man weder einen Anfang, noch ein Ende an dem Geflechte erkennt. Der Stiel ist sehr kurz, bei den Reichen mit Silberdraht verziert. Ein tüchtiger Tatar hält auf seine Nogaika so viel, wie ein Albanese auf den Schmuck seiner Pistolen, und zahlt oft nicht geringe Preise dafür. Kommt es zwischen diesen Völkern, wenn sie ihre Bogen und Pistolen abgeschossen und ihre Lanzen zerbrochen haben, zum Handgemenge, so sind es die Nogaiken, welche entscheiden, und dann sind es Peitschenschlachten, die sie einander liefern.

Um aber neben dem Aehnlichen noch auf ein Verschiedenes hinzudeuten, sei noch dies bemerkt. In den Steppen im Osten der Wolga giebt es große, völlig öde Sandflächen, in den Steppen zwischen dem Kaspischen Meere und Aralsee finden sich kahle Felsreihen, und die Kirgisensteppe wird hier und da von Gebirgen durchzogen. In unsern Pontischen Steppen ist von dem Allen keine Spur, vielmehr ist hier Alles ein so ebener, fester Steppenboden, wie er oben beschrieben ist. Jenseits der Wolga

*) Wie die Aloës in den Sandwüsten Afrikas und die Kaktus in den Llaños Südamerikas, welche labendes Naß für die Thiere in ihren saftreichen Blättern bergen, so erquicken die schönsten „Wassermelonen" (Arbusen) den Bewohner dieser Steppen und bieten Ersatz für die Quellwasser. Viele trinken des Morgens so Arbusen, wie wir den Kaffee, und der Kleinrusse beißt bei seinem Mittagsmahl öfter in seine Melonen, wie man sonst ein Schlückchen aus dem Glase nimmt. Die Hauptgewächse sind außer den Melonen: Gurken, Kürbisse, Zwiebeln, Rettige, Kukuruz (Mais), Paradiesäpfel, die alle in den Baschtans gezogen werden. Das Wort und die Sache stammt von den Tataren her und bildet einen sehr wichtigen Artikel in sämmtlichen Steppenländern.

sind die Salzfelder, die Salzsümpfe und Salzseen weit größer, zahlreicher und bedeutender, als in unserm westlichen Steppenzipfel, die Unwirthlichkeit daher auch größer. Die Pontischen Steppen sind deshalb auch dem Ackerbau zugänglicher, als die Kaspischen und Aralischen, und haben, obgleich Rußland erst später von ihnen Besitz ergriff, größere Fortschritte in den Künsten des Friedens und der Kultur gemacht, als alle andern, selbst als die unmittelbar an der untern Wolga anliegenden Steppen, die Rußlands Zaren schon seit drei Jahrhunderten huldigten.

Das wilde Schwein, das in der Kaukasischen Steppe haust, das wilde Pferd, das in der Kirgisensteppe weidet, der Tiger, der in den Schilfen des Aralsees lauert, und die Saiga-Antilope, die an der Jemba gejagt wird, der wilde Büffel, den man in den Vorbergen des Mustag trifft, und viele andere Thiere dringen nie in die Pontischen Steppen vor.

Manche von diesen Thieren waren früher allerdings auch hier einheimisch, doch sind sie längst über die Wolga zurückgedrängt worden, ebenso wie die vielen ausschließlich nomadisirenden Völkerstämme. Das eigentlich nomadische Gebiet beginnt erst hinter der Wolga, und echte Nomaden dringen selten in die Pontischen Steppen vor. Die Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren und Turkomanen wandern alle jenseits des Dons, der Wolga und des Kaspischen Meeres. Alle Nationen der Pontischen Steppen sind mehr oder weniger ackerbauende, friedliche, handelnde Leute, waren es theils längst, sind es aber zum Theil auch geworden. Die Armenier, die Juden, die Kosaken, die krimschen und nogaischen Tataren, die deutschen, bulgarischen, walachischen Kolonisten zeigen sich als alte und neuangekommene Bewohner unter gleichen Lebensverhältnissen auf gleiche Weise gemischt.

Kein Steppengebiet erscheint mit so rasch aufblühenden neuen Stadtanlagen geschmückt, als die Pontischen Steppen, weil keins eine so günstige geographische Lage hat. Die Wolga-, Ural-, Sir- und Jembasteppen ziehen sich an Flüssen hin, die in abgeschlossene kleine Binnenmeere münden. Ihre Thore sind verriegelt und liegen außerhalb des Stromes des kreisenden Weltverkehrs. Die Pontischen Steppen dagegen stoßen an ein offenes Meer und haben die Pforte des Bosporus, durch welche sie mit der übrigen Welt kommunizieren. Aus dieser so wichtigen Weltstellung erklärt es sich, daß sie, kaum von dem Zauberstabe des russischen Szepters berührt, nach Verscheuchung der türkischen Trägheit, so bald in die Reihe der europäischen Staaten sich erhoben.

2. Der Gaucho und die Pampas.

Nirgends in der Welt trifft man eine so weite, gleichförmige Ebene als die Pampas, wie man die Niederungen am Rio de la Plata heißt, die sich gegen 1500 englische Meilen von Norden nach Süden und gegen 500 von Osten nach Westen erstreckt, und ein Trapez von 100,000 Qua-

dratmeilen bildet. Auf diesem unermeßlichen Flächenraume erblickt das Auge kaum einen Baum oder einen Strauch, oder nur eine perennirende Pflanze. Der Grund besteht aus einer fruchtbaren schwarzen Gartenerde, ohne Stein, Sand oder Kies, mit einer Unterlage von Thon, worauf eine Kiesschicht folgt. Das Ganze ist eine üppige Wiese, wo Millionen von Menschen hinversetzt werden könnten, die, um sich Unterhalt zu verschaffen, nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben, oder die nächste beste Stelle umzupflügen und zu besäen. Man versichert, daß zwei bis drei Millionen Stück Hornvieh, drei bis vier Millionen Pferde nebst unzähligen Schaaren von Maulthieren und Schafen auf den endlosen Savannen der Pampas umhertreiben, ungerechnet die Tausende von Hirschen, Straußen, Jaguars und wilden Hunden, die in diesem reichen Jagdrevier hausen.

Zwei Hindernisse erschweren sehr das Reisen in den Pampas. Zuerst die sogenannten Pamperosorkane, die mit ungehemmter Wuth zwischen den Anden und dem Meere rasen und Alles vor sich niederstürzen. Eine zweite Unannehmlichkeit ist folgende. Um die Zeit, wenn der Klee welkt, schießen mit einem Male ungeheure, 10—12 Fuß hohe Disteln auf und bilden auf allen Wegen und Stegen ein undurchdringliches Dickicht. Das plötzliche Wachsen dieser Pflanzen ist zum Verwundern; so außerordentlich auch der Fall in der Kriegsgeschichte wäre, so wäre es recht wohl möglich, daß eine Angriffsarmee, welche das Land nicht kennte, sich von diesen Disteln eingeschlossen fände, ehe sie Zeit hätte, zu fliehen.

Die Art, wie man in den Pampas reist, ist diese: Man hat sehr große unförmliche Wagen, wozu kein Eisen kommt, und die mit sechs Paar Ochsen bespannt werden. Zum Schutz gegen die Witterung sind sie mit einem Strohdache oder einer Blache von Leder versehen. Karawanen von 30—40 solcher Wagen, wovon jeder 400 Zentner ladet, fahren zusammen. An Wirthshäuser, wo man einkehren könnte, ist nicht zu denken; jeden Abend macht man in der Einöde Halt, läßt die Ochsen grasen, und Jeder bereitet sich sein Mahl. Auf diese Weise legt man den Weg nach Mendoza oder Tuokuman, welcher gegen 900 Meilen beträgt, in 30 Tagen zurück.

Die Bewohner der Pampas sind die Gauchos und die Indianer. Es giebt schwerlich ein freieres, unabhängigeres Wesen in der Welt, als so ein Gaucho. Sein Hauptgewand besteht in einer Art von Mantel, Poncho genannt, einem Fabrikat ihrer Weiber. Der Poncho ist indianischen Ursprungs, und eigentlich nichts als ein Stück Tuch, mit einem Schlitz in der Mitte, wo der Kopf durchgesteckt wird; die Arme bleiben dabei vollkommen frei. Bald tragen sie ihn um die Schulter geworfen, bald als Gürtel: stets aber brauchen sie ihn als Bettdecke bei Nacht. In der Regel wird er aus Wolle verfertigt und mit bunten Farben schön durchwoben. Außerdem tragen sie eine Jacke von grobem Tuche, Boy oder Manchester; ihre an den Knieen offenen Hosen sind von dem gleichen Stoffe. Brust und Knie pflegen sie mit einer Masse silberner Knöpfe zu verzieren; an den Füßen haben sie roßlederne Strümpfe, welche die Zehen bloß lassen. Ihre

Sporen sind von Eisen oder Silber, mit Rädern von unmäßigem Umfange und mit scharfen Spitzen; ein großer Strohhut und ein baumwollenes Halstuch vollenden ihren Anzug. Ihr Sattel (recato) ist ein einfaches, mit Leder überzogenes Stück Holz, worüber noch eine Matratze und ein gefärbtes Schaffell kommt. Um den Sattel fest zu machen, bedienen sie sich keiner Schnallen, sondern eines Gurtes von dünnen Streifen, mit einem eisernen oder hölzernen Ringe, den man mittelst eines Riemens an einem andern kleinen Ringe an den Sattel anknüpft. Der Steigbügel ist von Holz oder Silber; im erstern Falle groß und bequem, im zweiten nur so groß, daß die große Zehe darin Platz hat. Die Schabracke ihrer Sättel läßt sie nie wegen eines Bettes in Verlegenheit gerathen. Jederzeit führt der Gaucho den Lasso, eine etwa 35 Fuß lange Schlinge von geflochtenem Leder, mit sich, welche sehr leicht und biegsam ist. An einem Ende derselben befindet sich eine Schleife, die mit fester Sicherheit jedem Thiere, worauf es abgesehen ist, über den Kopf geworfen wird. Ehe der Gaucho seinen Lasso entsendet, legt er ihn wie ein Schiffsseil in einen Kreis zusammen und verfehlt dann nie seines Zieles. Ebenso führt er die Bolas, d. h. drei hölzerne oder eiserne Kugeln, mit sich, deren jede an einem besondern, 6 Fuß langen Riemen sich befindet, welche Riemen an einander gebunden sind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Lasso geschleudert werden. Nachdem er sie drei- bis viermal um den Kopf geschwungen, fliegen diese drei Kugeln, in der Luft ein Dreieck bildend, mit bewundernswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenstand. Manchmal zerschmettert er damit einem Thiere den Kopf, oder schlägt ihm die Beine entzwei. Hierzu kommt noch ein 14 Zoll langes Vorschneidemesser, das in einer ledernen Scheide am Gürtel steckt – und die Rüstung des Gaucho ist fertig. Der amerikanische Löwe und Tiger, der wilde Ochse und das Pferd, der Hirsch und der Strauß fürchten ihn. Er kennt keinen Gebieter, baut keinen Boden, weiß kaum, was Regierung heißt, in seinem Leben hat er vielleicht nie eine Stadt besucht, einen See gesehen oder einen Berg bestiegen. Man kann sich kein schöneres Bild der Unabhängigkeit denken, als einen Gaucho zu Pferd, wenn im Sommer der Wind durch das hohe Gras bläst, es in braunen und gelben Wellen wogt, und man nirgends die Spur einer Wohnung oder eines menschlichen Wesens gewahrt: wenn nun plötzlich am Horizonte die wilde und malerische Gestalt des Gaucho auftaucht, sein scharlachner Poncho ihn umflattert, seine Kugeln ihm um das Haupt fliegen, und er sich gegen seine Beute vorbeugt, sein Pferd aber mit Anstrengung jeder Muskel blitzschnell davon rennt. Vor ihm flieht der verfolgte Strauß, bald erscheinen sie einander näher, bald ferner; oft verschwindet das Pferd unter dem Horizont, und man erblickt blos noch den Kopf des Reiters, während der Strauß mit vorgestrecktem Halse in prachtvollem Laufe über die Ebene eilt. Diese Jagd ist mit vieler Gefahr verknüpft, weil es in dem von den Biskachas*) unterwühlten Boden nicht

*) Eine Art Erdhase, so groß als ein Kaninchen.

selten Löcher giebt, in die man stürzen kann. Bricht der Gaucho bei einem Sturze das Bein, so läuft das Pferd davon, und der Unglückliche bleibt oft, dem Hungertode preisgegeben, im hohen Grase liegen, die Adler, welche auf jedes gefallene Wesen losstürzen, von sich abwehrend, so lange er es vermag.

Da seine Nahrung einzig aus Ochsenfleisch und Wasser besteht, so besitzt der Gaucho eine ausnehmend starke Leibesbeschaffenheit, welche ihn in den Stand setzt, die größten Strapazen auszudauern und unglaublich weite Entfernungen ohne Unterbrechung zu Pferde zurückzulegen. Die Hütten der Gauchos mit ihren aus Weiden geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden sind nicht viel besser als die Wigwams der Indianer, mit denen sie auch die viereckige Form gemein haben. Einige Holzklötze oder die Skelette von Pferdeköpfen dienen als Sessel; ein kleiner Tisch, anderthalb Fuß über dem Boden, zum Kartenspielen, und ein Kruzifix oder ein heiliger Antonius, der an der Wand hängt, zum Schmucke der Stube. Schaffelle, worauf Weiber und Kinder schlafen, und ein kleines Feuer auf dem Herde sind der einzige Luxus. Ist der Gaucho daheim, so schläft oder spielt er, und an dem Spiele sieht man hier und da selbst einen Klosterbruder Theil nehmen. Bei Regenwetter versammelt sich die ganze Familie mit Gästen, Hunden, Schweinen und Geflügel in anmuthiger Mischung in der Hütte, und wenn der Rauch des nassen Holzes die Hälfte des Gemaches anfüllt, so können einem Europäer diese Nebelgestalten in der trüben Atmosphäre wie Spukgeister scheinen.

Einige wenige Obstbäume umgeben in der Regel die Hütte. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Anbaue des wenigen indianischen Kornes, woraus sie ihr Brod backen; auch pflanzen sie Wassermelonen und Zwiebeln. Sie tragen Hemden von Baumwolle und Röcke von Boy oder blauem Tuche; Arme und Nacken sind blos. Wenn sie ausreiten (sie gelten in der Reitkunst für eben so geschickt, als die Männer), tragen sie Schärpen oder Shawls von glänzendfarbigem Boy und haben Strohhüte auf. Der Gebrauch des Tabaks ist beiden Geschlechtern gemein; sie rauchen ihn in Form von Zigarren, indem sie die Blätter in ein Maisblatt wickeln.

---

3. Vergleichende Ansicht der Steppen.*)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unsers Planeten bei Bildung des Antillischen Meerbusens dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Karakas und den inselreichen See Takarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Kakaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindelnder Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer

*) Nach Alex. von Humboldt: „Ansichten der Natur," Th. I.

betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von 200 Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. „Bänke" nennen die Eingeborenen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leicht bewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar, in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über die Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Haideländer, die, von einem einzigen, Alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügeliger Fläche, wenn man sie mit den Llaños und Pampas von Südamerika oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und das kleine Moschusthier umherschwärmen. Einen größern und ernstern Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des Stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen gesucht: sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oase von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo diese Wüste sich dem Atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Wadi-Nun und dem Weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, um die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnt er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten, wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, durstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuariks schwärmen, so ist der übrige Theil der Wüste als für den Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrhunderten unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Timbuktu, oder von Murzuk bis Bornu — kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kameeles beruhet, des Schiffes der Wüste.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Kontinents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigenthümlich. Auf dem Bergrücken von Mittelasien, zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Jung-Ling, von der Chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen geschmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das gleich frischgefallenem Schnee ungleich den Boden bedeckt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; sie haben mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden unwandelbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinnes. Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppen, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen, haben die Welt erschüttert. Wenn im Laufe der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, türkischer Abkunft, die Hiognu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannigfaltige Gemische asiatischer Völkerracen hervor; hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien (Ungarn), dann an der Marne und an den

Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehete aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windhauch, der auf zisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Kehren wir nun von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Haideländern, die im Sommer mit honigreichen röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas zu den Ebenen von Südamerika zurück! Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Karakas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern des Guyana; von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoko an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem großen Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker im Spiel ihrer regsamen Phantasie den Paramo de la suma pax, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens, genannt haben.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie, als in gleicher Breite, bis zur Magellans-Straße und ununterbrochen fortlaufend geschildert; nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Plata-Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Kochabamba und die brasilianische Berggruppe senden zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenos-Ayres. Letztere übertreffen die Llaños von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja, ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der kasuar-ähnliche Tuyu (Struthio Rhea) ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Kolonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüste Sahara liegen die Llaños oder die nördlichste Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien. Sie sind mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, die periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt wird. Doch hat dies die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Karakas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoko zu verlassen, um

sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Wohl sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Kontinents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace (eine und dieselbe vom 65. Grad nördlicher bis 55. Grad südlicher Breite, die Eskimos abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Um so freier haben sich in den südamerikanischen Steppen die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoko, wo der Hymenäa in dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Pflanzen droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Heerden von trägen Chiguiren*), schön gestreifte Viverren**), welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen: — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme (Mauritia) zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoko die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht blos ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch — so geht die Sage — Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer

*) Die Cavia capybara, in der Provinz Karakas „Chiguire" genannt, ist das unglückliche Thier, das im Wasser vom Krokodil, auf der Ebene vom Tiger (Jaguar) verfolgt wird. Es läuft so schlecht, daß man es oft mit den Händen greifen kann. Die Arten des Meerschweinchens (Cavia) wie die des Agutis (Dasyprocta) sind in Amerika so gemein, wie bei uns die Hasen.

**) Die so schön gestreiften Stinkthiere sind Viverra Mapurito, Viverra Zorrilla, Viverra vittata. A. v. H.

bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweis auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen, vielleicht auch ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockern, halb flüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihren Aufenthalt auf den Bäumen, die ihnen zugleich Mehl zum Brod und Saft zum Wein liefern. Die Existenz eines ganzen Völkerstammes ist hier an die Existenz eines Baumes geknüpft.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Ljaños) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und Guyana (dem Orinoko-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen bedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderte Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit der Reise des Herrn von Humboldt noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der Alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an die Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher; er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt, durch die Kimmung gehoben, bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse

gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuß schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde sich dann nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos und andere Schaaren stechender Insekten sich ansiedeln. So führen diese Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannigfaltigen Gräsern und Kräutern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sichern Versteck auflauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man — so erzählen die Eingeborenen — an den Ufern der Sümpfe den befruchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigt aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begren-

zen: der Arauca, der Apure und der Pagara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrippe, die sich über dem braun gefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Auch unter den Fischen haben die südamerikanischen Pferde einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5—6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle andern Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schooße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

So ist das Leben auf diesen weiten Ebenen. Werfen wir noch einen

Blick auf ihre Grenzen! Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheile angehören, und deren unausgeglichener Zwist so alt ist, als die Mythe von Osiris und Typhon*). Nördlich vom Atlas wohnen schlichte und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Zivilisation gefunden werden. In Mittelasien ist durch die Mongolische Steppe sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem Antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht. Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß; tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrom. Mächtige bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, Regen verkündenden Geheul des bärtigen Affen. Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbrett-fleckige Boaschlange. Schnell entrollt und vorgestreckt ergreift sie in der Furth den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfache Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit — wie die Ottomaken und Jaruren; andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten — wie die Maquiritarer und Makos. Große Räume zwischen dem Kassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten, unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

*) In dem Kampfe des blonden, Pelusium gründenden Fürsten Baby oder Typhon und dem dunkelfarbigen Dionysos oder Osiris könnte wohl der Gegensatz zweier Menschenracen angedeutet sein.

Zwanzigster Abschnitt.

1. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel der Menschen. — 2. Die Brodpflanzen nach ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen. — 3. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur. — 4. Ueber die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde.

1. Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen.*)

Wenn man auf unserer nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden geht, so findet man im Allgemeinen, daß die Völker allmählig und stufenweise immer mehr Pflanzenkost genießen. Nur die Gebirgsgegenden, in denen die hohe Lage über der Meeresfläche selbst zwischen den Wendekreisen ein nordisches Klima hervorbringt, bilden davon eine Ausnahme. Der Russe und Schwede, der Norweger und Däne, der Deutsche und der Niederländer liebt Fleischspeise; der Südfranzose mehr Brod; der Italiener ist zufrieden mit seinen Makkaroni, seiner Polenta und seinen Gemüsen; der Grieche und Türke auch sehr mäßig im Fleischgenuß, ebenso wie der ackerbautreibende Asiate; im südlichen Indien bringen Millionen ihr Leben lang kein Stück Fleisch zum Munde und leben vorzugsweise von Reis und Gemüsen und den Früchten der Palmen und Bananen. Auch essen Südländer weniger als die Bewohner des Nordens, und die Schiffe nehmen, wenn sie die Meere im hohen Norden befahren, doppelt so viel Nahrungsmittel an Bord, als wenn ihre Fahrt nach dem Süden geht.

In manchen Küstengegenden bilden Fische das Hauptnahrungsmittel; diese stehen mitten inne zwischen Fleisch und Pflanzenkost und enthalten nicht so viel Nahrungsstoff, als jenes, weshalb sie auch in den verschiedensten Religionen für eine Fastenspeise gelten.

Das Thier genießt seine Nahrung im rohen Zustande; es nimmt sie, wie es dieselbe findet. Der Mensch bereitet sie sich zu, er verfeinert sie, macht sie durch Salz und Gewürze und durch den Einfluß des Feuers

*) Vgl. „Buch der Welt," 1842.

weicher, wohlschmeckender und leichter verdaulich. Das Thier nimmt von Flüssigkeiten nur Wasser zu sich, wie es die Quelle, der Sumpf oder der Strom ihm darbieten. Der Mensch bereitet sich allerlei künstliche Getränke, die seinem Gaumen schmeicheln und auf seine Nerven wirken.

Während das Thier in Bezug auf seine Nahrung vom Zufall und vom bloßen Instinkte abhängt, sorgt der Mensch im Voraus für dieselbe. Der Magen ist der Weltbeherrscher; ihm verdanken wir zunächst unsere ganze Gesittung, weil Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd ohne ihn nicht vorhanden wären; ohne ihn gäbe es weder Gewerbe, noch Handel und Verkehr. Das nächste Bedürfniß für jeden Menschen ist, den Hunger zu stillen, und dieses Bedürfniß ist der erste Antrieb zur Thätigkeit. Zum Hunger gesellt sich das Bedürfniß der Kleidung und Wohnung. Kolumbus wollte auf einem nähern Wege Indien suchen, um die Produkte dieses Wunderlandes und Gold, als das Mittel, die leiblichen Bedürfnisse leicht und schnell zu befriedigen, bequemer nach Europa zu bringen. Er fand Amerika. Alle Kolonien waren und sind vorzugsweise Ackerbaukolonien, dazu gegründet, die Summe der vorhandenen Nahrungsmittel zu vergrößern, und Erzeugnisse zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, als Baumwolle, Tabak ꝛc. zu liefern. Weit über fünf Sechstel des ganzen Menschengeschlechts mühen sich ab für das tägliche Brod, müssen arbeiten, um den Hunger zu stillen, der tagtäglich wiederkehrt.

Der Bewohner der warmen und heißen Klimate wird von der Natur, welche in jenen Gegenden besonders die Vegetabilien entfaltet, vorzugsweise zum Genusse von Pflanzenspeisen angehalten. In der Gluthhitze der tropischen Sonne ist vor allen Dingen kühlende, erfrischende Nahrung nothwendig. Es bedarf ferner der Mensch in den warmen Ländern nicht viel zum Leben, das ihm viel leichter wird, als den Söhnen des rauhen Nordens und der gemäßigten Gegenden. Er ruhet im Schatten der Palme, die ihm eine gesunde Nahrung giebt, und seinen Durst löscht er an der nächsten Quelle. Sein Haus bauet er aus Bambusrohr, und seine Kleidung besteht in einem leichten Tuche, oder auch nur in einer Matte, welche er nachlässig um den Leib schürzt. Auf manchen Inseln der Südsee, z. B. dem schönen Taiti (Otahaiti) bilden Obdach und Kleidung nur Luxusartikel, und an Nahrung fehlt es niemals. Wo keine Palmen oder Getreidearten vorhanden sind, da wächst der Brodbaum, den die Insulaner jener großen Eilandflur leicht fortpflanzen, und den sie veredelt haben. An allen Küsten jener Inseln erhebt sich dieser nützliche Baum; auf den Gewürzinseln leben die Aermeren fast ausschließlich von den Kernen der samentragenden Brodfrucht, welche wie Kastanien in glühender Asche geröstet, oder in Wasser gekocht werden.

Wie mühsam ist dagegen das Leben des Jägers, des Hirten, des Fischers, des Ackerbauers oder Winzers unter den kälteren Himmelsstrichen! Er muß das ganze Jahr hindurch im Schweiße seines Angesichts arbeiten, für Kleidung und Obdach und Vorräthe auf den Winter sorgen. Bei

der schweren Arbeit und bei der rauhern Luft muß er mehr und öfter essen, als jene Südsee-Insulaner. In den heißen Ländern ist mäßiger Genuß von Speisen eine Nothwendigkeit, aus körperlichen und klimatischen Rücksichten. Der zarte Hindu am Ganges, in der bengalischen Tiefebene, wäre eine Beute des Todes, wenn er dem Mongolen nachahmen wollte, der bei einer Mahlzeit drei bis vier Pfund rohes Fleisch hinabwürgt und es ohne alle Unbequemlichkeit verdaut. Die Eskimos und Kamtschadalen bedürfen zum Schutz gegen die Kälte fettiger Speisen; sie trinken über Alles gern Wallfischthran, genießen Wallfischfett und Fischthran als Suppe, und können sie von den Europäern Talglichter erhalten, so dünkt ihnen das die kostbarste Speise von der Welt. Vor Schnecken und Froschlenden, die unsern Feinschmeckern für Delikatessen gelten, würden sie vielleicht Abscheu haben, ebenso vor Heuschrecken, denen Syrer, Araber und Aegypter Geschmack abgewonnen haben. Die alten Bewohner des kleinasiatischen Landes Phrygien aßen gewisse Arten von Würmern, und einzelne Indianerstämme Amerikas thun dasselbe noch jetzt. Manche Eidechsenarten, welche in diesem Erdtheile so häufig sind, munden selbst den Europäern, und viele Negervölker in Afrika, wie die Eingebornen Neuhollands, verzehren das Fleisch der Schlangen. Der Kalmücke ißt das Fleisch von gefallenen Thieren, Mäuse, Ottern, Raubvögel, Füchse und Wölfe, aber sonderbarer Weise verschmäht er Hunde und Wiesel; der Jakute ißt das Fleisch vom Aasgeier und noch Widerlicheres, aber Frösche und Schweine würde er nicht anrühren. Die Tungusen und Korjaken im östlichen Sibirien genießen Ungeziefer aller Art, die Samojeden Katzen und Hunde. In Tunkin werden auch Tiger und Löwen gegessen, und die Bewohner der Baschiinseln kennen keinen größeren Leckerbissen, als einen Ziegenmagen und dessen Inhalt. Die Neger genießen Elephantenfleisch, Strauße und Krokodile, die Buschhottentotten Ameisen und Holzwürmer. Am Orinoko giebt es Indianerstämme, welche Thonerde genießen, nachdem sie dieselbe mit Schildkrötenfett beträufelt haben. So wechseln die Speisen in den verschiedenen Ländern und Klimaten der Erde nach **Bedürfniß und Laune der Menschen.**

Das Hauptnahrungsmittel in allen Erdtheilen bilden die **Getreidearten**, von denen jeder wieder seine eigenen Arten hat, die ihm vorzugsweise zugetheilt sind. Der Europäer nährt sich besonders von dem Brode aus Weizen, Roggen, Gerste und (der Bergschotte z. B.) Hafer. Der Bau dieser Getreidearten verlangt Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer; er macht sicheres Privateigenthum, Grundbesitz, feste und gute Gesetze nöthig. In den Ländern, wo er betrieben wird, finden wir die Menschen geistig am meisten entwickelt. — Der größere Theil der Asiaten lebt von Reis, der nicht in gegohrnem Zustande, wie unser Brod, genossen wird. Fast in allen Ländern, wo man ihn einheimisch findet, herrscht Sklaverei und Despotie. Die reisbauenden Länder scheinen vorzugsweise für einen stationären Zustand bestimmt zu sein, z. B. China, Indien zu beiden Seiten des Ganges — Länder, die eine Bevölkerung von gewiß 350 Millonen Menschen

zählen, also ein Drittel sämmtlicher Erdbewohner. — Die Hauptgetreidearten Afrikas sind Kuskus (Penicillaria spicata) oder Hirse (Panicum maliaceum), die in dem glühheißen Boden gut gedeihen und nur geringe Sorgfalt fordern. Die Bewohner dieser Hirseländer stehen an Kultur und geordnetem Staatsleben wieder tiefer als die Reisländer. — Amerika baut vorzugsweise Welschkorn (Mais), ein schweres Nahrungsmittel, das in jenem Erdtheile gleichfalls nur geringe Wartung und Pflege erheischt. Als die Europäer Amerika entdeckten, fanden sie nur ein paar Völker, die in der Gesittung und den Künsten des Friedens so weit vorgeschritten waren, daß sie sich auf Ackerbau verstanden und denselben regelmäßig trieben. Es waren die Mexikaner und Peruaner auf den Hochebenen der Kordilleren. Alle übrigen waren Fischer- oder Jägervölker; sie hatten es nicht einmal bis zum Hirtenwesen gebracht. Einen reichen Ersatz für das Getreide besitzt aber das heiße Amerika in der Wurzel des Maniok- oder Kassaweststrauches, deren Saft zwar süß, aber giftig ist. Man raspelt die Wurzel, preßt den giftigen Saft aus und gewinnt auf diese Weise Mehl, das ein gesundes Brod liefert. Für uns Europäer hat die Kartoffel, welche gleichfalls aus Amerika stammt, dieselbe Bedeutung gewonnen und muß namentlich den ärmeren Volksklassen die Mehlspeisen zum großen Theil ersetzen.

Die Bewohner des australischen Inselarchipels bedürfen keines Getreides, da die Brodfrucht ihnen völlig genügt. Auch besitzen sie an der Sagopalme (Sagus mariniferus) einen guten Ersatz für Reis oder Mais, denn ihr Stamm enthält eine außerordentliche Menge schwammigen Markes, das ein eßbares Mehl und das sogenannte Sagobrod liefert. Ueberhaupt hat der gütige Schöpfer die tropischen Länder mit den Palmen, deren Königin die reiche Kokospalme ist, so reichlich gesegnet, daß sie von denselben zugleich Gemüse und Butter, Mehl und Obst, Kleidung und Geräthschaften ernten. Dagegen sind die Länder der gemäßigten Zone wieder reich mit Kirschen, Birnen, Aepfeln, Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen rc., mit dem Oelbaum, mit der Kastanie und dem Nußbaum gesegnet; sie haben mancherlei Gemüse zur gesunden Abwechselung mit Fleischspeisen, und das Fleisch selber ist in den gemäßigten Klimaten am wohlschmeckendsten; am Aequator wird das Fleisch unseres Rindes zähe und lederartig.

So wie die Mäßigkeit im Essen für den Südländer eine Nothwendigkeit ist, eben so ist es auch für das Trinken. Der Bewohner des Nordens darf sich in dieser Beziehung weit mehr erlauben und ungestrafter das Maaß überschreiten. In Südeuropa und bei den meisten Asiaten gilt Trunkenheit für eine der abscheulichsten Sünden. Da in heißen Gegenden starke Getränke sehr schädlich wirken, so haben die orientalischen Gesetzgeber den Genuß derselben untersagt, Zoroaster wie Muhamed. Der nordische Odin dagegen war ein tapferer Zecher, unsere altdeutschen Helden zechten wacker, und in Walhalla wurde der edle Gerstensaft noch reichlicher getrunken. In nördlichen Ländern wird man den Menschen niemals von

dem Genusse gegohrener Getränke abgewöhnen, und selbst der Orientale, dem der Genuß von Wein untersagt ist, berauscht sich im Opium; der Indianer bereitet sich aus dem Saft seiner Palmen einen Wein, der Chinese ein Bier aus Reis, der Amerikaner seinen Chika aus Welschkorn. Die Mongolen trinken gegohrene Stutenmilch, die gleichfalls berauscht; die Samojeden, Kamtschadalen und Ostjaken bereiten durch Aufgüsse auf den giftigen Fliegenschwamm ein Getränk, das sie Tage lang berauscht erhält, in eine kriegerische Wuth versetzt, aber auch dann die traurigste Abspannung folgen läßt.

Man muß aber wohl unterscheiden von dem Vergnügen, das geistige Getränke gewähren, das Bedürfniß, welches zu ihrem Genuß treibt. Der Engländer in seinem feuchten Klima und bei seiner starken Arbeit würde mit reinem Wasser nicht Kraft genug behalten, oder noch mehr und nahrhafter essen müssen. In seinem starken Bier genießt er aber zugleich flüssige Nahrung und eine hinreichende Menge von Kohlenstoff als Ersatz für den Verlust, den er durch anstrengende Arbeit und die feuchte Atmosphäre erleidet. In dem wärmern, trocknern Frankreich würde das schwere Ale und Porterbier nie heimisch werden.

---

2. Die Brodpflanzen nach ihren kulturgeschichtlichen Beziehungen.*)

Die Gesittung der Völker hat zu allen Zeiten in dem Anbau des Getreides ihren Ausgangspunkt gehabt. Die Kultur kann ohne feste Wohnsitze nicht gedacht werden, und dem Vertauschen der nomadischen Lebensweise mit festen Wohnsitzen muß unausbleiblich der Ackerbau vorangehen, weil nur seine Erzeugnisse den Menschen in Stand setzen, von einer bestimmten Stelle seine Nahrung bleibend zu beziehen.

In dem Kultus der älteren Völker, welcher den Erfinder des Ackerbaues und den Verleiher der Gesittung in ein einziges Wesen zu verschmelzen pflegt, liegt eine schöne Hindeutung auf diese Wahrheit; die praktische Seite derselben kann aber unmöglich klarer und tiefer aufgefaßt werden, als dies in der Rede eines nordamerikanischen Häuptlings geschehen ist, die der Franzose Crevecour überliefert hat.

Jener Häuptling, seinem Stamme (der Missisaes) den Ackerbau empfehlend, sprach: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zu-

*) J. Fr. Schouw (die Erde, die Pflanzen und der Mensch).

rückgiebt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit der mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder, und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will: bevor die Cedern unseres Dorfes werden vor Alter abgestorben sein, und die Ahornbäume des Thales aufhören werden, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, zu säen!"

Nach ihrem häufigen Vorkommen und nach der Menschenanzahl, welche die verschiedenen Brodpflanzen ernähren, wird, was die Kornarten betrifft, der Reis ohne Zweifel den ersten Rang erhalten, demnächst der Weizen und der Mais und endlich Roggen, Gerste und Hafer. Unter den übrigen Brodpflanzen spielen der Pisang, Yams, die Brodfrucht und die Kartoffeln die bedeutendste Rolle.

Hinsichtlich der Fruchtbarkeit zeigen die Brodpflanzen einen großen Unterschied. Die tropischen Kornarten geben viel mehr Nahrungsstoff als die außertropischen. Während der Weizen nach einer Mittelzahl 5—6fältig in dem nördlichen Europa, 8—10fältig in dem südlichen Europa giebt, so giebt der Mais in temperirten Klimaten 8—100=, in der heißen Zone 300—400fältig, der Reis 100fältig. Aber wenn Regen eintritt, so mißräth der Mais, und bleibt die Regenzeit aus, so wird der Reis mißrathen. Deshalb ist in Indien und China häufig große Hungersnoth, besonders weil man dort so vorzugsweise auf Reis hingewiesen ist.

Der Pisang bringt auf gleichem Areal 133mal so viel Nahrungsstoff als der Weizen hervor. Ein kleiner Garten bei der Hütte des Bewohners ist hinreichend, eine Familie zu ernähren. Innerhalb eines Jahres, nachdem er gepflanzt ist, trägt er reife Frucht; werden alsdann die Stengel abgeschnitten, so kommen neue hervor, welche nach 3 Monaten tragen.

Ein Kokosbaum giebt nach einer Mittelzahl jährlich 30 große, sehr mehlreiche Nüsse, was schon viel ist. Der Brodfruchtbaum giebt während 8—9 Monaten des Jahres frische Früchte; in der übrigen Zeit speist man das Brod, aus teigförmig zubereiteten Brodfrüchten gebacken; man nimmt an, daß 3 Bäume hinreichend sind, einen Menschen zu ernähren.

Aber noch leichter ist die Anschaffung des Brodes auf den östlichen Inseln in dem asiatischen Archipelagus, wo der Sago wild im Walde wächst. Wenn die Bewohner, indem sie ein Loch in den Stamm bohren, sich davon überzeugt haben, daß das Mark reif ist, so wird der Stamm umgeschlagen und in mehrere Stücke getheilt, das Mark wird herausgekratzt, mit Wasser gemischt und geseihet; es ist dann vollkommen brauchbares Sagomehl. Ein Baum giebt gemeiniglich 300 Pfund und kann 500—600 Pfund geben. Man geht also dort in den Wald und schneidet sich sein Brod, wie man bei uns sein Brennholz schlägt.

Aber die Leichtigkeit, sich sein Brod zu erwerben, scheint beinahe in umgekehrtem Verhältnisse zur Zivilisation zu stehen. Der Ueberfluß der Natur trägt gewiß dazu bei, die Energie des Menschen zu vermindern. Kampf gegen die Natur, wenn er nicht gar zu hart ist, befördert die Zivilisation. Arbeit ist die Mutter der Aufklärung.

Die Geschichte hat nicht die Nachricht aufbewahrt, wer die Brodpflanzen zuerst benutzte, wer sie zuerst pflanzte. Die älteste Geschichte der Brodpflanzen ist in Dunkel gehüllt, in Sagen und Mythen dargestellt; nach diesen sind es die Götter selbst, welche auf die Erde herabstiegen, um dem Menschen die großen Gaben zu schenken. In Indien war es Brahma, in Aegypten Isis, in Griechenland Demeter und in Italien Ceres, welche den Völkern das Korn schenkten und es anzubauen sie lehrten. Aehnliche Sagen haben die alten Peruaner vom Mais, und noch bei der Ankunft der Europäer ward diese aus Amerika stammende Kornart beim Sonnentempel auf einer großen Höhe über dem Meere angebaut, und man theilte davon Korn an das Volk aus, welches dadurch einer glücklichen Ernte gewiß zu sein glaubte.

Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß wir darüber in Ungewißheit sind, ob die Kornarten der Alten Welt noch wild wachsen, und in welchen Gegenden dies der Fall ist. Schon die Schriftsteller des Alterthums waren unter einander sehr uneinig, wo der Weizen und die Gerste, die gewöhnlichen Kornarten jener Zeit, ihre Heimath hatten. Dieselbe Unsicherheit herrscht noch über diesen beiden Kornarten, und dasselbe gilt vom Hafer und vom Roggen. Auf dem Kaukasus hat man wilden Roggen zu finden geglaubt, aber spätere Nachweisungen haben gezeigt, daß diese wilde Pflanze von der angebauten verschieden ist, namentlich durch den spröden Blüthenspindel, welcher die Ursache ist, daß sie nicht gedroschen werden kann. Sizilien bietet ebenfalls wilden Roggen, aber auch dieser hat Kennzeichen, durch welche er von dem angebauten abweicht. Wo man Pflanzen findet, welche mit unseren Kornarten in wildem Zustande vollkommen gleich sind, da ist es gewöhnlich an Orten, welche früher Kultur gehabt haben, und deshalb ist es wahrscheinlich, daß sie nur verwildert und nicht ursprünglich wild sind. Wir wissen also nicht, ob die Stammpflanzen unserer nordischen Kornarten gänzlich verschwunden sind, oder ob sie im Laufe der Zeit durch die Kultur so verändert wurden, daß wir sie in den Arten nicht wiedererkennen können, welchen sie wirklich ihren Ursprung verdanken. Dasselbe scheint vom Mais in Amerika zu gelten. Als die Neue Welt entdeckt wurde, war diese Kornart schon über Süd- und Nordamerika verbreitet, und die Angaben, welche die neuere Zeit über ihr Vorkommen als wilde Pflanze geliefert hat, z. B. in Paraguay, lassen denselben Zweifel, daß sie nur verwildert ist, wie er hinsichtlich der Kornarten der Alten Welt stattfindet. Der Reis scheint zwar in Indien seine Heimath zu haben, ob er aber dort wild angetroffen wird, wie Missionär Klein schreibt, scheint aus ähnlichen Gründen zweifelhaft. Die verschiedenen Angaben, welche man über die Kartoffeln als wild wachsend in Chili, Peru und Mexiko

hat, haben sich später größtentheils als ungegründet gezeigt, da man gefunden hat, daß sie andere Arten des zahlreichen Geschlechts, zu welcher die Kartoffel gehört, betrafen.

Dagegen wächst die Dattelpalme in Afrika und Arabien wild, die Kokospalme in Indien, Zeylon und ganz Polynesien und Ozeanien, die Sagopalme in dem östlichen Indischen Archipelagus, aber alle drei kommen in einem mehr eingeschränkten Verbreitungsbezirk vor, als demjenigen, welchen die jetzt kultivirten Gewächse einnehmen. Der Brodfruchtbaum, welcher in dem Indischen Archipelagus vorkommt, und der Buchweizen, welchen man in Sibirien nach der chinesischen Grenze hin wild findet, können auch noch zu den Brodpflanzen gezählt werden, von welchen man weiß, daß sie noch in wildem Zustande vorkommen.

So wie man Karten über die alte und neue Geographie hat, so könnte man auch auf verschiedenen Karten die wichtigsten Brodpflanzen der Gegenwart und der Vorzeit darstellen. Ein Vergleich würde die Wanderungen der Brodpflanzen, ihre Auswechselung zwischen den verschiedenen Welttheilen und Ländern zeigen.

Die Länder des Mittelmeeres (Italien, Griechenland, Nordafrika und Westasien) hatten im Alterthume Weizen und Gerste, als die gewöhnlichsten Kornarten. Wir finden sie in den ältesten Schriften erwähnt, in der Bibel, bei Homer und Herodot; wir finden sie auf Denkmälern aus der ältesten Zeit abgebildet. Die Hirse war damals auch bekannt, aber sie spielte, so wie jetzt, eine untergeordnete Rolle. Den Reis hatte man damals nicht, man kannte ihn nur als eine indische Pflanze; die amerikanische Kornart, der Mais, war natürlich unbekannt; vom Roggen (welcher auch jetzt dort wenig gebaut wird) findet man keine sichere Spur.

Das mittlere und nördliche Europa hatte damals sehr wenig Kornbau; und so wie jetzt in dem nördlichsten Skandinavien und Schottland Gerste und Hafer das Brod geben, so lebten nach Plinius die alten Germanen von Hafergrütze; die alten Bewohner des Nordens haben wahrscheinlich kein besseres Brodmittel gehabt. Der Roggen scheint zur Zeit der Völkerwanderungen aus den kaukasischen Ländern nach Nordeuropa gekommen zu sein, ohne die Länder des Mittelmeeres zu berühren, und der Weizen scheint erst später von Südeuropa gegen Norden, namentlich durch Frankreich gewandert zu sein.

In Afrika, südlich vom Atlas, herrschte damals so wie jetzt die Dattelpalme. Die Durra, welche jetzt in Nordafrika sehr verbreitet ist, ist entweder aus Nubien oder aus dem westlichen Asien gekommen.

Indien hatte, wie wir aus den Schriften des Alterthums sehen, damals so wie jetzt den Reis als Hauptnahrungsmittel. Der Pisang wuchs dort ebenfalls, wahrscheinlich auch der Yams.

Man muß annehmen, daß im Indischen Archipelagus der Sago wuchs, weil er jetzt dort wild vorkommt.

Vor der Entdeckung Amerikas hatte dieser Welttheil den Mais als Hauptnahrungsmittel; ebenfalls Maniok, auf den Bergen Kartoffeln und Quinoa.

Die großen Völkerwanderungen, welche im Mittelalter von Asien nach Europa stattfanden, scheinen nur die Veränderung hervorgebracht zu haben, daß der Roggen sich in Nordeuropa verbreitete und allmählig den Hafer verdrängte.

Die großen Eroberungen der Araber in Nordafrika, Spanien, Sizilien und mehreren Ländern des Mittelmeeres brachten den Reis aus Indien zuerst nach Aegypten und später nach Südeuropa; durch sie ward die Durra, oder wie sie nach ihnen genannt wurde, die maurische Hirse, über die Länder des Mittelmeeres, aber besonders in Nordafrika und Portugal verbreitet.

Eine weit größere Umwälzung verursachte die Entdeckung des Weges nach Ostindien, südlich um Afrika, aber vor Allem die Entdeckung Amerikas.

Der Mais ward von Amerika eingeführt und verbreitete sich außerordentlich schnell über alle Länder des Mittelmeeres, einige Theile Mitteleuropas, ja selbst nach China und Japan und dem Innern Afrikas fand er den Weg. Viel langsamer ward die Kartoffel in Nordeuropa und dem nördlichen Asien bekannt. Maniok ward von Amerika nach den tropischen Gegenden Afrikas und Asiens gebracht.

Als Ersatz für diese großen Gaben erhielt Amerika die sogenannten europäischen Kornarten, welche die Kolonisten in Nordamerika, in dem temperirten Südamerika und in den Hochländern, innerhalb der Wendekreise, welche ein temperirtes Klima haben, verbreiteten und beständig verbreiten.

Brasilien, Karolina und mehrere Gegenden erhielten nun den Reis, Amerika bekam auch den Pisang, doch glauben Einige, daß eine der Pisangarten ursprünglich amerikanisch ist.

Die europäischen Kolonisten brachten auch den Weizen und andere europäische Kornarten nach der Kap-Kolonie, und nach der Kolonisation Neuhollands und Vandiemensland auch nach diesen temperirten Gegenden.

Hinsichtlich der Veränderungen im Kleinern ist es merkwürdig, wie der Roggen im nördlichen Europa allmählig vom Weizen verdrängt wird, wie er selbst in einer älteren Periode den Hafer verdrängt zu haben scheint. In der Periode 1651—1675 verhielt der aus Danzig ausgeführte Weizen sich zum Roggen, welcher dort ausgeführt wurde, wie 1 zu 3; in der Periode 1801—1825 war das Verhältniß gerade umgekehrt, wie 3 zu 1. Im Jahre 1758 rechnete man, daß nicht ganz $\frac{2}{3}$ von der Bevölkerung Englands und Wales vom Weizen lebte, die übrige von Roggen, Gerste, Hafer. Jetzt lebt nicht $\frac{1}{6}$ von diesen. Im Jahre 1727 ward ein kleiner Weizenacker bei Edinburgh als eine Seltenheit betrachtet; seit 1780 ist Schottlands Weizenproduktion auf das Zehnfache gestiegen. Damals sah man Weizenbrod nur bei den vermögenderen Klassen, jetzt sogar bei den geringeren Leuten in Städten und theils auf dem Lande.

Während im Alterthum Sizilien und die ganze Berberei die großen Kornkammern waren, so müssen wir diese jetzt hauptsächlich in Nordeuropa suchen.

Die im Süden und Südost der Ostsee liegenden Ebenen sind durch die Beschaffenheit des Erdbodens und die verhältnißmäßig warmen trocknen Sommer besonders zum Getreidebau geeignet. Deshalb sind hier jetzt die

bedeutendsten Kornkammern für einen großen Theil Europas. Eine der wichtigsten Städte für die Kornausfuhr an der Ostsee ist Danzig. An der Mündung der Weichsel liegend, welche zugleich mit ihren Nebenflüssen, namentlich dem Bug, fruchtbare Kornebenen durchströmt, empfängt diese Stadt durch ihre Wasserverbindungen das Korn in Kähnen, welche einen flachen Boden haben. Nach einer Mittelzahl von 25 Jahren, 1801—1825, wurden von dort jährlich 535,000 Tonnen, nämlich 400,000 Tonnen Weizen und 135,000 Tonnen Roggen ausgeführt, aber in den 3 Jahren 1829—1831 559,000 Tonnen Weizen und 117,000 Tonnen Roggen, im Ganzen 676,000 Tonnen. In einzelnen Jahren war die Kornausfuhr auf 1 Million gestiegen.

Die übrigen wichtigen Punkte an der Ostsee für den Kornhandel sind Memel, Königsberg, Stettin, Riga und Petersburg.

Nach einer Mittelzahl von 6 Jahren (1830 und 1836—40) beträgt Rußlands ganze Kornausfuhr $4\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen; zieht man hiervon ungefähr $\frac{1}{2}$ Million für Archangel, 1 Million für Odessa und $\frac{1}{2}$ Million für die andern Ausfuhrpunkte am Schwarzen Meere ab, so ist die Ausfuhr von Riga und Petersburg ungefähr $2\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen. Die Ausfuhr von Königsberg, Memel, Stettin und Rostock kann wohl auf 1 oder $1\frac{1}{2}$ Million veranschlagt werden. Es werden also aus den Ländern im Süden und Südost der Ostsee 4 oder $4\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen ausgeführt.

Obgleich Archangel am Weißen Meere und nahe bei der Nordgrenze des Kornbaues liegt, so hat es doch eine bedeutende Kornausfuhr, welche nach einer Mittelzahl aus den Jahren 1827—1832 sich auf 400,000 Tonnen beläuft. Der Fluß Dwina setzt nämlich diese Stadt mit einem großen kornreichen Umland in Verbindung. Es sind übrigens, wie man erwarten mußte, beinahe nur Roggen und Hafer, welche von hier ausgeführt werden.

Dänemarks Kornausfuhr ist sehr bedeutend. Nach einer Mittelzahl von 20 Jahren (1820—1839) wurde ein Ueberschuß von 1,354,803 Tonnen aus dem ganzen dänischen Staat ausgeführt; im Jahre 1839 betrug der Ueberschuß sogar 1,850,357 Tonnen. Die Ausfuhr des Korns in gemahlenem und gebackenem Zustande hat in den letzten Jahren zugenommen; in den 4 Jahren 1820—1823 wurden jährlich nur 3406 Tonnen Weizenmehl und kein Brod ausgeführt, in den 4 Jahren 1836—1839 dagegen 62,646 Tonnen Weizenmehl und 38,271 Tonnen Brod.

Durch die Ausfuhr aus den Häfen der Ostsee, aus Archangel und aus Dänemark wird die Skandinavische Halbinsel, namentlich Norwegen, mit dem mangelnden Korn versorgt. Ein Theil geht nach England, etwas nach Holland, Belgien und Frankreich, ja selbst nach Südamerika.

Die zweite große europäische Kornkammer ist das südwestliche Rußland, welches sich gegen das Schwarze Meer neigt und vom Dniepr und Dniestr durchströmt wird; nämlich Volhynien und die ältern polnischen Provinzen. Odessa ist der wichtigste Ort der Ausfuhr für diese große Kornproduktion. Durchschnittlich wird jährlich über 1 Million Tonnen Weizen ausgeführt, von andern Kornarten jedoch nur wenig. Der Weizen des Schwarzen

Meeres geht nach der Türkei, Griechenland, Italien und Spanien, jedoch auch nach England.

Ein drittes wichtiges Kornland ist Aegypten, dessen Weizen ebenfalls hauptsächlich nach den südeuropäischen Häfen gebracht wird.

Auch die Theile Nordamerikas, welche innerhalb der Korngrenze liegen, führen Korn aus. Kanada sendet Weizen nach England; die nordamerikanischen Freistaaten führen Weizen und Mais aus, hauptsächlich in Form von Mehl, besonders nach Westindien und Südamerika; die wichtigsten Ausfuhrplätze sind New-York, Philadelphia, New-Orleans und Baltimore. Karolina liefert Reis nach Europa und Südamerika.

Brasilien führt Reis aus, und das südliche Chili, so wie die Kap-Kolonie, Weizen.

Zwischen beiden indischen Halbinseln, China und dem Indischen Archipelagus findet ein gegenseitiger bedeutender Reishandel statt.

Man ist allmählig in mehreren Ländern mehr und mehr von den falschen staatsökonomischen Grundsätzen, hinsichtlich des Kornhandels, zurückgekommen, nach welchen man, je nachdem man es für räthlich hielt, bald die Ausfuhren der Kornwaaren verbot, bald zuließ, und ebenfalls je nach den Umständen den Zoll auf fremdes Korn veränderte; jetzt huldigt man dem gesunderen Prinzip, daß die größtmöglichste Handelsfreiheit am vortheilhaftesten für Alle ist. Die Staatsökonomen haben auf das Schädliche jenes Systemes aufmerksam gemacht. Fabrikanten und andere Gewerbtreibende werden genöthigt, für ihre ersten Bedürfnisse einen übertriebenen Preis zu bezahlen; der Absatz von Fabrikaten und Kolonialwaaren wird vermindert, weil man den fremden ackerbautreibenden Nationen nicht erlaubt, ihr Korn dafür in Tausch zu geben, und durch die große Unbeständigkeit des Kornhandels, welcher nothwendig aus dem System folgt, wird sowohl die Versorgung des Landes unsicherer, und der Preis für das ausländische Korn viel höher, als er bei einem beständigen Absatz sein würde, auf welchen Produzenten und Handelnde Rechnung machen könnten.

---

3. Die Einwirkung des Menschen auf die Natur.*)

Der Mensch ist ein Theil der Natur; sie wirkt auf ihn ein, und er ist ihrem Gesetze unterworfen; — aber der Mensch steht auch gleichsam außerhalb der Natur, und deshalb kann er auf eine ganz andere Weise als alle übrigen Geschöpfe wieder auf sie einwirken, sie umgestalten, ja bis zu einem gewissen Grade sie beherrschen und ihr Gesetze vorschreiben. Die Kultur, die geistige Entwickelung sind die Mittel, durch welche der Mensch sich nach und nach von der Herrschaft der Natur befreit und gleichsam von der Stellung eines Dieners in die eines Herrn übergegangen ist.

*) J. Fr. Schouw a. a. O.

Betrachten wir den Wilden auf seinem niedrigsten Standpunkte, er, dessen Wohnung aus einigen zusammengeflochtenen Baumzweigen besteht, dessen Nahrung Muscheln aus der See, oder die rohen Früchte des Waldes und des Feldes, dessen Kleidung ein unzubereitetes Thierfell ist, wenn sie ihm nicht ganz fehlt, — dann sehen wir, daß die Natur durch ihn so gut wie gar keine Veränderung erleidet, dagegen seine Nahrung, seine Kleidung, seine Wohnung, seine Existenz ganz und gar von den Naturbegebenheiten abhängig sind, die außerhalb des Wirkungskreises seines Willens liegen.

So lange der Mensch nur noch Jäger und Fischer ist, bleibt seine Stellung im hohen Grade von der Natur abhängig, seine Einwirkung auf sie sehr gering, weil die Bevölkerung auf dieser Stufe der Entwickelung des Menschen selbstfolglich sehr sparsam ist. Seine Einwirkung beschränkt sich wesentlich auf zufällige Beschädigung des Waldes durch unvorsichtigen Gebrauch des Feuers, oder auf Ausrottung einzelner Thierarten in gewissen Gegenden.

Der Nomade wirkt mehr auf die Natur ein, als der Jäger und Fischer. Einzelne Thiere werden gezähmt und vermehren sich in verhältnißmäßig großer Menge; das Aussehen und die Lebensweise dieser Thiere werden verändert; die wilden Thiere werden bekämpft; die Weiden werden in einer Gegend abgenutzt, und man nimmt seine Zuflucht zu anderen; mitunter wird wohl auch die Haide und der Wald mit Hilfe des Feuers verheert, damit die Asche einen üppigern Graswuchs veranlasse.

Es ist aber doch erst dann, wenn der Mensch als Ackerbauer auftritt, daß seine große Einwirkung auf die Natur beginnt, und nach und nach tritt jene Einwirkung in mehreren Richtungen hervor, wenn auch nicht immer so gewaltsam, als im Anfang, wo z. B. der Wald ohne Schonung, um Ackerland zu gestalten, ausgerottet wird.

Wir wollen einen Blick auf die wichtigsten Veränderungen, die der Mensch in seinem Entwickelungs-Zustande in der Natur hervorruft, werfen. Der Boden, welcher größtentheils perennirende Grasarten und andere mehrjährige Pflanzen trägt, die mit ihren Wurzeln gleichsam die Erde durchweben und eine feste Rasendecke bilden, — wird geordnet und unter die Herrschaft des Pfluges oder des Spatens gebracht. Die Erde wird gelockert und mit der Pflanzenart, die gewöhnlich nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres geerntet wird, besetzt; mehrere Unkrautarten erhalten hierdurch zur Verbreitung Gelegenheit. Aber die trockenen, waldlosen Strecken erfordern oft nicht wenig Arbeit, um benutzt werden zu können; oft brennt man daher die Haide ab, oder man haut den Wald um und verbrennt ihn oder wenigstens die Baumstumpfen, wodurch man zugleich den Vortheil hat, daß die Asche die Erde düngt und die Ernte vermehrt. Dieses ist der Haidebrand in Jütland, der Braatebrand in Norwegen, der noch in diesen Ländern stattfindet; er wird noch, und zwar nach einem riesenhaften Maßstabe, in Nordamerika, in Brasilien und in Java, wo die Kolonisten sich niederlassen, angewendet; er ist in früheren Zeiten auf den Antillen,

Kanarien, auf Madeira angewendet worden. Durch Zufall dehnt sich der Waldbrand oft viel weiter aus, als beabsichtigt wurde. Später, wenn das waldbewachsene Land abgebrannt, das waldlose gerodet worden, kommt das Land an die Reihe, welches zu feucht für den Ackerbau ist; das Moor und die Sümpfe werden ausgetrocknet, das Wasser von den nassen Wiesen abgeleitet, die Flußbetten beschränkt, oder ihnen neue angewiesen. Selbst das Meer wird nicht geschont; man sichert nicht allein durch Dämme die Küsten, sondern man dämmt auch Meerbusen ein, wandelt den Meeresboden zuerst in Wiesen, später in Aecker um

Aber es sind nicht allein die eigenen Gewächse des Landes, von denen man einigen das Privilegium ertheilt, die Oberfläche der Erde zu bedecken; man bringt auch viele fremde Gewächse von den näheren oder entfernteren Gegenden. Unsere Getreidearten z. B. wurden uns aus Asien zugeführt, die meisten unserer Baumfrüchte und Gemüsearten ebenfalls; die Kartoffeln und der Tabak aus Amerika; die Baumwolle wurde aus Indien nach Nordamerika und Brasilien, der Kaffee von Abyssinien und Arabien nach Java, Westindien und Brasilien gebracht; eine große Menge von Nutz- und Zierbäumen erhielten wir ebenfalls aus Nordamerika, Asien und Südeuropa. Es giebt auch Beispiele, daß die durch die Menschen eingeführten Gewächse, selbst ohne Einwirkung des Menschen, sich bedeutend verbreiten, ja zum Theil die ursprünglichen Pflanzen verdrängen; die Artischocke und der Pfirsichbaum in den Pampas-Ebenen Südamerikas liefern solche Beispiele, die in der Thierwelt ihre Parallelen in den wilden Pferden und Ochsen haben. Auf St. Helena soll die ursprüngliche Flora durch die eingewanderten fremden Gewächse fast ausgerottet sein.

Was von den Pflanzen gilt, gilt auch von den Thieren. Unsere Hausthiere sind nach allen Theilen Amerikas gebracht, dem es vor der Ankunft der Europäer gänzlich an Hausthieren fehlte, — nach Südafrika, Neuholland, Vandiemensland, Neuseeland ꝛc., und große Umwälzungen sowohl in der Natur, als in dem Menschenleben sind dadurch hervorgebracht worden. Durch die Kultur wurden dann auch viele Thierarten ausgerottet oder verdrängt, als das Elennthier, der Auerochs, der Biber in Nordeuropa, die Pelzthiere in Nordamerika, das Flußpferd und das Krokodil in Aegypten diese und die Giraffe in den Kap-Kolonien, der Löwe in Griechenland, der Wolf und das wilde Schwein in Dänemark und England.

Aber nicht allein dadurch, daß der Mensch von einem Lande zum andern Pflanzen und Thiere überführte, wurden große Veränderungen zu Wege gebracht; der Mensch hat auch hervorgerufen, oder bestimmter gesprochen, die Natur gezwungen, eine bedeutende Menge neuer Geschöpfe hervorzubringen, die früher nicht existirten, und deren Zahl täglich vermehrt wird; ich denke hier an das Entstehen der Abarten (Varietäten und Racen). Die unendlich vielen Racen von Hunden, von dem großen Fleischerhunde bis zu dem kleinen Bologneser, von dem leichten, hochbeinigen Windspiel bis zu dem kurzbeinigen, plumpen Dachshund, würden nicht existiren, wenn nicht der Mensch auf den Wolf und Schakal eingewirkt hätte;

ebensowenig die vielen Pferderacen, von dem leichten, feingebauten, schnellfüßigen Araber bis zu dem schwerfälligen, elephantenfüßigen Normannischen Pferde, wenn nicht der Mensch auf die wilden Pferde Einfluß gehabt hätte; wir würden, wenn die Natur sich selber überlassen gewesen wäre, nicht die vielen Äpfelarten (1400—1500) kennen, sondern nur den wilden Apfel; nicht die vielen Kohlarten oder die tausend Arten von Rosen, oder, wie vor ungefähr 50 Jahren, nur die einfache Georgine haben, statt der 1500 gefüllten Abarten, die wir jetzt besitzen.

Aber, sowie der Mensch die Pflanzen und Thiere eines Landes verändert, so bewirkt er auch Veränderungen an dem Erdboden. Die Bearbeitung der Erde, die Reinigung von Steinen, das Abbrennen der Haide und des Waldes, der Dünger, die Ableitung und Begrenzung des Wassers, Alles dies muß den Erdboden wesentlich verändern.

Doch nicht allein hierauf ist die Wirkung beschränkt, selbst auf das Klima übt der Mensch seine Einwirkung. Die Ausrottung des Waldes hat den Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse, wenigstens in den wärmeren Ländern und namentlich in Gebirgsgegenden; die Erde und die Luft unter den Bäumen wird abgekühlt, und diese Abkühlung veranlaßt, daß die Dünste in der Luft sich verdichten, als Thau und Regen herabfallen, und daß Quellen leichter entstehen. Das Umhauen des Waldes giebt den Winden einen größeren Spielraum; das Austrocknen der Sümpfe und Seen, sowie das Abgraben der rinnenden Gewässer, vermindern die Ausdünstungen und dadurch wieder etwas die Feuchtigkeit der Luft. Aber die Wärmeverhältnisse und die Winde werden zugleich mit den Feuchtigkeitsverhältnissen geändert.

Es ist eine oft ausgesprochene Behauptung, daß die Kultur oder Zivilisation die ursprüngliche Schönheit der Natur zerstöre, daß sie, indem sie allein die materiellen Vortheile beachtet, und des Genusses der freien ungekünstelten Natur beraubt. Dergleichen Reden tönen uns besonders von dem mehr ästhetischen Theile des Volkes entgegen; namentlich sind es der Dichter, der Landschaftsmaler und das schöne Geschlecht, welche jene Klagen führen. Die einförmigen Kornfelder oder Kartoffeläcker treten uns überall ermüdend entgegen; die natürlichen blumenreichen Wiesen sind von Kleefeldern oder anderen künstlichen, einförmigen Wiesen abgelöst worden. Das Vieh darf sich nicht länger im Freien ungehindert umhertreiben, es wird selbst während des Sommers in dem Stalle zurückgehalten, oder es wird reihenweise auf dem Felde angebunden. Die Straßen dürfen sich nicht krümmen und schlängeln und dadurch Abwechslung in die Landschaft bringen; auf schnurgeraden, meilenlangen Linien werden wir vorwärts geführt, langsamer auf den Chausseen, schneller auf den Eisenbahnen, von wo aus die Landschaft verschwindet, bevor das Auge sie erfassen kann; schnurgerade Hecken, im Süden hohe Mauern, theilen das Land in viereckige Abtheilungen und beschränken die Aussicht; den Bäumen erlaubt man nicht, in ihrer malerischen Unordnung zu bleiben, in einem bestimmten Abstande von einander werden sie gepflanzt oder gesäet, und noch weniger ge-

stattet man ihnen, ihr natürliches Alter, ihre natürliche Größe oder Schönheit zu erreichen. Die Hirsche und Rehe werden entweder ganz und gar verdrängt, oder in Thiergärten verbannt; der Gesang der Vögel verstummt; die einzelnen Bäume auf dem Felde werden umgehauen, weil sie dem Landmanne im Wege stehen; der Moorgrund verschwindet, den Bächen und rinnenden Gewässern werden bestimmte Grenzen und Richtungen vorgeschrieben, damit sie nicht den Feldern schaden, oder damit sie die Mühlen und Fabriken treiben sollen. Die Obstbäume werden beschnitten, an die Mauern befestigt und gerankt und verlieren dadurch ihre natürliche Form u. s. w. Eine Menge Thiere werden in Mißgestalten verwandelt, um die Fleisch- oder Fettmasse zu vergrößern.

Dies Alles und viel mehr gebe ich zu. Aber die Sache muß auch von der entgegengesetzten Seite betrachtet werden.

Ich will nicht darauf aufmerksam machen, daß die Kultur in vielerlei Weise die Genüsse des menschlichen Lebens, besonders die geistigen, steigert, und daß dadurch der Verlust reichlich ersetzt wird, den man am Genusse der Naturschönheiten erleidet; denn dieser Ansicht dürften wohl Alle sein. In unserer Zeit giebt es wohl kaum Jemanden, der die Wohlthaten der Zivilisation gegen die Genüsse der Naturschönheiten vertauschen möchte; jene Periode der Sentimentalität, in der man der Meinung war, oder sich wenigstens so stellte, daß das glücklichste Leben in der wilden Natur geführt würde, ist bereits vorbei. Auch weiß der Maler wohl, daß er selbst ein Sohn der Kultur ist, indem die wilden Völker keine Maler haben.

Dagegen will ich zu behaupten wagen, daß die Kultur, wenn sie auch den Genuß der Schönheiten der Natur um Etwas beschränkt, doch gerade im Ganzen in einem weit höheren Grade und auf die mannigfaltigste Weise die Genüsse der Naturschönheiten vergrößert. So bedeutend auch der Einfluß der Menschen auf die Natur ist, so ist er doch bei weitem nicht so groß. Wie groß auch die Umgestaltung des Erdbodens und der ihn bedeckenden Pflanzen und Thiere ist, die Luft, die Wolken, die Sonne, den Mond und die Sterne behalten wir doch unverändert; denn wenn auch eine große Stadt oder eine Fabrik durch Steinkohlendampf in ihrem nächsten Umkreis uns dieser Naturschönheiten beraubt, geschieht es in einem so geringen Umfange, daß wir bald darüber hinauskommen können, um so mehr, weil die Steinkohle selbst uns behilflich ist, uns schnell von den rauch- und dampfangefüllten Städten zu entfernen. Auch das Meer behalten wir, denn selbst die größten eingedämmten Strecken desselben sind ja nur ganz kleine Theile der großen See. Auch die Linien der Gebirge und Hügel und all die Abwechslung, welche diese Linien und das Sonnenlicht bieten, behalten wir gleichfalls. Die großen Landseen und die großen Flüsse bleiben uns auch. Aber wenn das Meer, die Luft und die Umrisse der Erdoberfläche uns bleiben, dann haben wir doch die Landschaft in ihren Grundzügen, die durch Detail-Veränderungen nicht wesentlich gestört werden können.

Ferner darf nicht vergessen werden, daß die von den Menschen geordneten Naturgegenstände auch ihre besondere Schönheit besitzen, die wir ohne die Existenz der Kultur gar nicht kennen würden. Auch das wallende Kornfeld ist schön, und die langen Alleen der Lombardei mit ihren von Baum zu Baum sich schlängelnden Reben sind schön; der Obstgarten, wenn er des Frühlings in voller Blüthe steht, oder im Herbste von Früchten strotzt, ist schön, eine Lindenallee, ein Bogengang von grünenden Bäumen, eine Mauer mit blühenden Rosen, ein gut angelegtes Blumenbeet ist schön.

Ferner verschafft uns die Kultur den Anblick einer unglaublichen Menge von Pflanzen, die wir sonst nie in unserer Heimath zu sehen bekommen würden. So würden wir ohne Kultur allerdings eine Buche und die Eiche vielleicht schöner als jetzt erblicken, aber wir würden nicht die Tanne, die Fichte, den Lerchenbaum, die Akazie, die Platane sehen; wir würden zwar den Weißdorn, die Haselstaude antreffen, aber nicht die blühenden Stauden und Gebüsche, die jetzt unsere Lustgärten zieren. Wir würden nicht den blühenden Pfirsich- und Aprikosenbaum, nicht ihre Früchte sehen; des ganzen großen fremden Blumenflors mit seinen Genüssen und Mannigfaltigkeiten, der Gewächshäuser, die uns einen kleinen Begriff von dem tropischen Pflanzenwachsthum geben, nicht zu gedenken.

Ferner die durch Kultur hervorgebrachte Mannigfaltigkeit, die durch Racen und Abarten entsteht. Wir müßten nns mit der einfachen wilden Rose begnügen; die Levkoje, die Georgine, die Aster und Aurikel mit ihren unzähligen Abarten würden uns unbekannt sein. Man will doch diesen Gegenständen nicht Schönheit absprechen und auch nicht behaupten, daß sie keine Naturschönheiten seien? Hier werde ich jedenfalls den Blumenmaler und die Damen auf meiner Seite haben. Ohne die Kultur würden wir auch der herrlichen Abwechslungen der Früchte, z. B. der Aepfel, entbehren, und der unbedeutende wilde Apfel des Waldes wäre die einzige Frucht dieser Art. Von den Thieren gilt Dasselbe: ein hübsches arabisches Pferd, eine der hübschen Taubenracen sind gewiß Naturschönheiten.

Und wie viele Mittel und Wege zum Genusse der Naturschönheiten bietet uns die Kultur! Mit welcher Leichtigkeit erreichen wir jetzt die Alpen und Italien! Kommen denn nicht mehr denn hundert Mal so viel Menschen nach jenen Gegenden, als vor einem halben Jahrhundert und genießen dort, was ihr Auge sonst nie erblickt haben würde? oder wie viele Menschen, selbst der ärmeren Klasse, sind jetzt im Stande, namentlich durch Eisenbahnen, den nächsten Berg, die nächste Küste ꝛc. zu besuchen! Leiden wir auch mitunter einen kleinen Abbruch in unserer nächsten Umgebung, so wird dieser uns durch das Näherrücken fremder Naturschönheiten reichlich ersetzt. Selbst dorthin, wo die Natur noch in ihrem ursprünglichen Zustande verharrt, können wir jetzt leichter reisen.

Aber noch eine wesentliche Betrachtung Ohne Kultur ist kein oder doch nur ein höchst dunkler Sinn für die Schönheiten der Natur zugegen.

Bei den wilden Völkern trifft man ihn fast gar nicht; selbst bei dem gemeinen Manne unter den zivilisirten Völkern ist er schwach; in Norwegen kann man mitunter solche Redensarten hören, als „die häßlichen Felsen," und für manchen Schweizerbauern, dessen Besitzthum die Ansicht einer schönen Gegend bietet, ist gewiß die damit verbundene Geldeinnahme das einzige Werthvolle. Je mehr die Kultur steigt und sich verbreitet, je mehr wird auch der Sinn für das Schöne in der Natur entwickelt, und der Genuß dieser Art vermehrt.

Bedenken wir demnach, daß die Kultur Naturschönheiten schafft, die früher gar nicht existirten, daß sie uns Naturschönheiten zuführt, die uns früher gänzlich unbekannt waren, und es uns erleichtert, fremde Gegenden zu besuchen und ihre uns sonst verschlossenen Naturschönheiten zu genießen, endlich, daß sie die Zahl Derer, die die Natur zu genießen vermögen, vermehrt, — dann werden wir uns gewiß über den Verlust an Naturschönheiten trösten, den sie zwar mit sich führt, der uns aber von der Kultur nicht nur vergolten, sondern auch von ihr verringert wird. Wenn erst der Sinn für die Kultur recht lebendig geworden ist, dann wird man z. B. auch die ehrwürdige Eiche in dem Kornfelde ꝛc. stehen lassen, wenn es sich auch nicht lohnt.

Man beschuldigt dann aber auch die Kultur noch auf eine andere Weise, indem man behauptet, die Kultur zehre die Erde aus, verbrauche ihre Kraft und wandle sie nach und nach in eine Wüste um; nach dieser Ansicht sind es nicht allein die Völker, welche veralten und aussterben, auch die Länder unterliegen diesem Schicksale, und breitet sich aus von Osten nach Westen, sowie die Kultur diese Richtung nimmt. Als Beispiele hierzu führt man besonders die Länder an, die der Sitz der ältesten Kultur gewesen sind: Nordindien, Persien, Assyrien, Babylonien und Mesopotamien, die alle früher fruchtbar und stark bevölkert, mit großen prachtvollen Städten übersäet gewesen sein sollen, sich jetzt hingegen zum größten Theile in unfruchtbare Wüsten verwandelt haben, man führt auch Syrien, Theile von Nordafrika, ja selbst Griechenland und Sizilien an, die bedeutend an Fruchtbarkeit gelitten und ein anderes, mehr trockenes Klima erhalten haben, und die demnach, sowie jene älteren Länder, an der Reihe sind, unterzugehen. Daher, heißt es, ist es auch eine leere Hoffnung, die Wiedergeburt Griechenlands zu erwarten, denn nicht allein, daß das Volksleben sich seinem Ende nahet, selbst das Land befindet sich in demselben Falle, und es würde deswegen, auch wenn fremde Elemente in das Volk hineingebracht würden, doch nicht zu retten sein.

Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß ein Theil jener kultivirten Länder des Alterthums jetzt öde ist, aber es darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß jene Länder sich in dem sogenannten regenlosen Gürtel oder doch in dessen Nähe befinden: Nordafrika zwischen 15. bis 30. Grad (Sahara, Nubien, Oberägypten), ferner Arabien, der niedere Theil von den Ländern des Euphrat und Tigris, das südliche und besonders östliche Persien und nordwestliche Indien. In allen diesen Ländern

fehlt es an Regen, oder er trifft so selten und so zufällig ein, daß kein Landbau auf ihnen basirt werden kann, welcher nur dann stattfinden kann, wenn entweder ein großer Fluß, z. B. der Nil, zu einer gewissen Zeit das Land überschwemmt, oder wenn man durch Kanäle die kleineren Gewässer vertheilt, oder aus ihnen das Wasser herauspumpt und so die Erde tränkt. Aber wenn unter solchen Verhältnissen die Bevölkerung durch Krieg, Völkerwanderungen, Rückgang in intellektueller Hinsicht sich vermindert und auf einen niederen Standpunkt herabsinkt, dann werden auch jene und andere Veranstaltungen, die ganz nothwendige Bedingungen für den Landbau jener Länder sind, und — die gerade Kinder der Kultur sind — versäumt. Daß der Grund zum Verfalle jener Länder hierin, und nicht in klimatischen Veränderungen zu suchen sei, ergiebt sich schon daraus, daß der gänzliche Mangel an Regen jener Gegenden auf allgemeinen, nicht zu ändernden Naturgesetzen beruht. Die Regenlosigkeit liegt nämlich darin, daß die innerhalb der Wendekreise emporsteigende heiße Luft ein Zuströmen außerhalb den Wendekreisen in den am nächsten liegenden Gegenden, also in unserer Halbkugel von nördlichen Winden veranlaßt, welche, weil sie aus kälteren Gegenden und aus dem großen trocknen Hochasien kommen, nur trockene Luft bringen können. Aber es wird auch durch historische Zeugnisse dargelegt. Herodot sagt ausdrücklich, daß dem Nil kein Regen zufließe, und erklärt hieraus das Wunder, daß der Wasserstand des Flusses im Winter, während dem alle andern Mittelmeerflüsse am reichsten an Wasser sind, sich so niedrig hält; er sagt ferner, daß es als ein Wunder angesehen wurde, als es einmal in Oberägypten regnete. Und so ist es noch heutzutage; in Niederägypten fällt der Regen nur sparsam, in Oberägypten, sowie in Nubien, regnet es so gut wie nie. Ebenso beweisen viele Stellen der Alten, daß Persien, Babylonien, Assyrien, Syrien auch im Alterthume trockne Länder waren, die eine künstliche Bewässerung zum Baue ihrer Aecker und Gärten erforderten, oder wo selbst der Thau den Mangel an Regen ersetzen mußte. Auch werden, was Griechenland betrifft, der dort herrschenden nördlichen und nordöstlichen Winde, die damals gewiß nicht trockener als jetzt gewesen, Erwähnung gethan. Daß die Vegetation in Aegypten, Syrien, Palästina und den Ländern des Mittelmeeres überhaupt im Alterthume wesentlich dieselbe gewesen sei, als jetzt, ist schon längst bewiesen. Wenn es auch zugegeben werden muß, daß die Ausrottung der Wälder einen schädlichen Einfluß auf die Feuchtigkeitsverhältnisse ausübt, so möge man bedenken, daß die Ausdünstung des Meeres, sowie die südlichen und südwestlichen Winde (der wiederkehrende Passat) in Europa die Hauptmassen der Wolken und des Regens liefern. Im südlichen Frankreich giebt es Gegenden, wo nach Beobachtungen die Regenmenge im Zunehmen ist, während die Wälder bedeutend verringert wurden; die Lombardei bietet ähnliche Verhältnisse.

Daß ein Land, nachdem die Kultur während Jahrtausenden in ihm eine Heimath gehabt hat, noch immer fruchtbar sein kann, dafür liefert China den Beweis. Auch in Toskana, Lukka und der Lombardei ist die

Kultur sehr alt, und diese Länder gehören doch den fruchtbarsten an, die man kennt; während des Mittelalters war die Kultur dieser Länder durch die Einwanderungen roher Völker sehr zurückgedrängt worden; sie hat sich später zu der jetzigen hohen Stufe gehoben. Sizilien, früher die Kornkammer Italiens, produzirt jetzt freilich viel weniger, viele Strecken Landes liegen öde, aber dieses ist nicht dem Klima, sondern den Fehlern der sozialen Verhältnisse zuzuschreiben; mehrere Gegenden, z. B. die am Fuße des Aetna, gehören zu den fruchtbarsten und meistbevölkerten. Wenn die sozialen Verhältnisse Algeriens sich ordnen lassen, wird die Fruchtbarkeit dort gewiß nicht unter der des Alterthums zu stehen kommen.

Es ist ferner leicht zu zeigen, wie die Kultur in vielen Beziehungen gerade die Produktion der Länder vermehrt. In den tropischen und subtropischen Ländern vertreibt das Umhauen der Wälder und das Austrocknen der Moräste und Sümpfe die ungesunde Luft und die daraus entspringenden Krankheiten. Verliert man einerseits an Wasser, dann lernt man andrerseits durch die Kultur es besser aufzubewahren und es auf eine zweckmäßigere Weise zu benutzen. Die durch frühere Unvorsichtigkeit zerstörten Wälder ersetzt man theilweise durch neue Anpflanzungen, theils durch eine bessere Sorge für die verschonten. Verliert die Erde an nährenden Stoffen, so lernt man sie durch das Zuthun von neuen, sowie durch einen zweckmäßigeren Wechsel in dem Landbau u. s. w. ersetzen.

Und somit glaube ich, daß die Furcht, daß die Länder durch die Kultur allmählig ihrem Untergange entgegengehen, ohne Grund ist, und daß die Kultur in dieser wie in allen Richtungen veredelnd wirkt; daß sie in jedem Falle das Ungemach, das sie in ihrem Gefolge hat, reichlich ersetzt.

---

4. Ueber die Verbreitung des organischen Lebens auf der Erde. *)

Die Natur sorgt in manchen Fällen durch eine äußere Thätigkeit für die Verbreitung des organischen Lebens. Die Elster auf Zeylon, die Tauben auf der Banda sind die angestellten Säemänner des Zimmetbaums und der Muskatnuß. In jedem Sonnenstrahl sehen wir die Luft erfüllt mit kleinen Körperchen, die ein künftiges Leben einschließen. Die Winde jagen Staubwolken auf, in welchen Keime und ganze mikroskopische Organismen in zahlloser Menge über Meere und Welttheile weggetragen werden. Staub, der in Lyon niederfiel, bestand aus afrikanischen Infusorien. Auf den Dächern und Thürmen Berlins werden Bazillarien gefunden, von denen Ehrenberg glaubt, daß sie südamerikanischen Ursprungs und von den

*) Vergl. Deutsche Vierteljahrsschrift. 1854. 1.

Passaten dahin geführt seien. Eine schon dem Aristoteles bekannte, aber erst von uns verstandene Erscheinung ist das Rothwerden des Schnees in den Alpen, wie in den Polargegenden. Die rothe Farbe entsteht plötzlich, die Alpenspitzen beleben sich durch eine rothe, einzellige Alge; dabei findet sich ein Räderthierchen, das sie frißt. Kapitän Roß sah beim Kap York 600 Fuß hohe, etwa acht Meilen lang sich hinziehende Klippen roth gefärbt, die Karminklippen; an vielen Stellen war der Schnee 10 bis 12 Fuß tief von rother Farbe. Die Polarreisenden beschreiben auch grünen Schnee. Im menschlichen Magen wird ein Pilz gefunden, die Sarzine, die sonst nicht vorkommt; auf der Haut der Kinder bilden Pilze dicke Ausschlagskrusten, in den Lungen der Thiere werden sie gefunden, oder wo sonst gährende Stoffe hingelangen. In der Mundhöhle, an den Zähnen der reinlichsten Menschen bleiben kleine Speisereste, in welchen Schimmelfäden und Vibrionen sich entwickeln.

Noch bedeutender wird die Betrachtung, wenn wir die organische Welt in der Abhängigkeit von ihren Lebensbedingungen anschauen. Als erster Faktor tritt hier die Wärme auf, welche den Stoffwechsel beschleunigt. Dieser Thätigkeit verdankt die tropische Natur ihre Fülle. An den Ufern des Magdalenenflusses ziehen sich die indianischen Knaben in ihren Spielen die großen Blumen einer rankenden Aristolochia über den Scheitel, und in den Blüthenscheiden der Maximiliana Regia Brasiliens, die 6 Fuß lang sind, rudern die Eingebornen über den Fluß; ein Blatt der 200 Fuß hohen Talipotpalme Zeylons wird 18 Fuß lang und beschattet zwanzig Menschen. Und welch eine Ueppigkeit des Wachsthums besitzen die südlichen Pflanzen! Selbst in unsern Treibhäusern wächst das Bambusrohr einen halben Zoll in der Stunde; die Aloë treibt in einigen Monaten den 20 bis 30 Fuß hohen Blüthenschaft. Was sich in den Erdgürteln auf weite Entfernungen nach einander folgt, das kann man über einander antreffen, wenn man in den Aequinoktialgegenden hohe Gebirge besteigt. In den Andes, am Pik von Teneriffa, liegen die Klimate aller Zonen über einander. In dem heißen Gürtel wachsen die Palmen und Bananen, diesen folgen Farren und Feigen, dann Myrten und Lorbeer, dann immergrüne Laubhölzer, europäische Laubhölzer, Nadelhölzer, Alpenrosen, Alpenkräuter, endlich nur noch Moose und Flechten. Die Grenze des ewigen Schnees, die in den Alpen bei 8500 Fuß, am Nordkap schon bei 2200 Fuß, am nördlichen Abhang des Himalaya erst bei 18,700 Fuß Höhe sich findet, ist noch nicht die Grenze des organischen Lebens.

Die zweite erzeugende Kraft der Organismen ist das Licht. In den Tropen ist selbst der Boden des Urwaldes zuweilen mit Pflanzen bedeckt. Im nördlichen Deutschland pflanzt man schon auf den Feldern keine Obstbäume mehr, weil deren Schatten das Reifen des Getreides hindert, aber im hohen Norden reift wegen der größern Tageslänge das Sommergetreide in neun Wochen, während es bei uns von der Aussaat bis zur Ernte drei bis vier Monate nöthig hat. Umgekehrt sind die Organismen wieder fähig, Licht und Wärme zu entwickeln. Die Leuchtkäfer Brasiliens

durchschwärmen die Nächte als ein lebendiges Feuerwerk, während der Schlag jeder Meereswelle die Quallen und Strahlenthiere zum Aussprühen eines bald grünen, bald blauen, bald röthlichen Lichts reizt. Auch an den Pflanzen lassen sich ähnliche Aeußerungen wahrnehmen. In der Blume der Viktoria Regia steigt die Wärme um 5 bis 6 Grad, in den Blüthenkolben der Aroideen selbst bis zu 25 Grad R. über die der Umgebung; einen Lichtschein aber verbreiten die Blumen der Kalendula und des Tropäolum, die Rhizomorphen und einige Pilze.

Alle organischen Gewebe enthalten Wasser, und zwar durchschnittlich, wie der menschliche Körper, 80 Proz. Wasser also ist der hauptsächlichste plastische Bestandtheil der Organismen, und deshalb ist die Thatsache so wichtig, daß in den Tropen jährlich 100 bis 130, bei uns in Deutschland nur 20 bis 24 Zoll Wasser fällt. Das Wasser selbst hat seine eigene organische Welt, es hat seine Wiesen und seine Gebüsche, wie die berühmten, schon den karthagischen Entdeckern bekannten Sargassomeere westlich von den Azoren. In südlichen Meeren zeigt sich dem Taucher oft die üppigste Fülle des Wachsthums; einem Urwald gleich drängt sich Pflanze an Pflanze. Der Boden ist mit einem grünen Sammetteppich überzogen, auf dem der Meersalat sein breites Laub entfaltet; dazwischen prangen mächtige Blätter in Rosenroth und Scharlach; mannigfache Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwischen denen die prachtvolle Meerrose mit ihrem zarten Farbenspiel sich zeigt; gelb, grün und roth schillernd, bilden andere, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald mit seltsam netzförmig durchbrochenen langen und breiten Blättern im Strom schwankend, die Büsche des Waldes, als dessen Bäume die oft 30 Fuß langen wallenden Laminarien erscheinen. Nicht geringere Reize entfaltet die submarine Fauna. Es sind die vielgestalteten Korallenthiere, die, von der zierlichsten Zeichnung, bald laub- oder becherförmig ausgebreitet, bald vielfach verzweigt oder baumartig verästelt, einem elfenbeinernen Schnitzwerk gleichen. Entfalten sie ihre zarten Glieder, so erscheinen sie brennendroth oder smaragdgrün, gelb oder vom dunkelsten Blau. Die prächtigen Farben dieser blumenförmigen Thiere erinnern, wie Ehrenberg sagt, an den Tulpenflor der asiatischen Kirgisensteppen; zwischen denselben spielen, wie Vögel zwischen den Zweigen der Bäume, in Gold und Silber, in Purpur und Azur gekleidete Fischchen über bunten Riesenmuscheln und gewimperten Porzellanschnecken. Wie an den Gebirgsterrassen der Tropen, höher aufsteigend, mit der Wärme die Kraft der Vegetation abnimmt, so zeigt sich in der Tiefe des Meeres mit der Abnahme des eindringenden Lichtes eine andere Erscheinung. Im griechischen Archipel fand Forbes tiefer als 600 Fuß keine Pflanze, tiefer als 1500 Fuß kein Thier mehr; der Lichtmangel, der zunehmende Salzgehalt und Druck der Wasserschichten wird hier ein Hinderniß des organischen Lebens. Es ist eine schöne Beobachtung, daß in den verschiedenen Meerestiefen verschiedene Farben der Pflanzen und Thiere vorherrschen, entsprechend der Farbenbrechung, womit der Lichtstrahl in die Tiefen dringt. In den obern Schichten zeigt sich

der bunteste Farbenschmuck, unter denselben herrschen Grün und Blau, tiefer Roth und Gelb vor, in der dunkeln Tiefe sind die Thiere fast farblos.

Der Luftdruck, der z. B. mit 30,000 Pfund auf dem menschlichen Körper lastet, ist eine unentbehrliche Bedingung des organischen Lebens. Mit dem Aufhören seiner Wirkungen hört das Leben selbst auf; eine geringe Abnahme des Druckes zeigt sich aber schon in der Mattigkeit der Glieder. Wir bewundern deshalb den Kondor, der sich über die höchsten Spitzen der Andeskette bis zu 20,000 Fuß Höhe erhebt und, von hohen Bergen aus gesehen, noch als ein schwarzer Punkt in den Lüften schwebt. Katzen und Hunde bleiben in den Andes in mehr als 12,000 Fuß Höhe nicht am Leben; vergeblich hat man sich bemüht, sie in der 13,228 Fuß hoch liegenden Stadt Cerro de Pasko zu erhalten; dahin gebracht, sterben sie unter Krämpfen. Jagdhunde der besten englischen Race konnten in Mexiko in 9000 Fuß Höhe nicht jagen, erst ihre Nachkommen hatten sich an die Luft gewöhnt. Der Mensch zeigt eine größere Biegsamkeit der Natur, die unter allen Geschöpfen ihn allein befähigt, sich über die ganze Erde zu verbreiten. Auf der Andeskette liegen Dörfer der Peruaner in 13,500 Fuß Höhe, auf dem Himalaya liegt eines 14,700 Fuß hoch, dessen Ziegen die feinste Wolle liefern. In den Städten Bogota, Potosi, von denen diese 13,000 Fuß hoch, also fast in der Höhe des Montblank liegt, tanzt man so lebhaft, als irgendwo in Europa.

Das organische Leben hat auch seine Geschichte. Der Geolog hat sich eine eigene Chronologie gebildet, er rechnet nach Zollen der Kohlenlager wie nach Jahrtausenden. Aber selbst das organische Leben, welches in die historische Zeit fällt, ist großen Wechseln ausgesetzt. Das Lama und der Brodfruchtbaum, sowie das indische Zuckerrohr, werden nicht mehr wild gefunden, sie leben nur noch im Dienst des Menschen. Ueberall verdrängt das Saatkorn die einheimischen Pflanzen des Bodens, das Hausthier die freien Bewohner des Waldes. Was hier menschliche Kultur zerstört, das hat sie reichlich in anderer Art durch Verbreitung von Organismen ersetzt, namentlich in dem an animalischem Leben einst so armen Amerika.

In unglaublicher Menge haben sich auf den Grasfluren Südamerikas die dort eingeführten und verwilderten Thiere vermehrt. In den Pampas von Buenos Ayres schätzt man 3 Mill. Pferde und 12 Mill. Rinder; diese haben das Guanako, den Hirsch und Strauß verdrängt, wie die über Hunderte von Quadratmeilen verbreitete Kardendistel die einheimische Pflanzenwelt. Die Kaffeestaude und das Zuckerrohr, Farbhölzer und Gewürze aus dem fernen Osten haben in dem fernen Westen ein neues Vaterland gefunden. Wir haben aus dem neuen Welttheil Kartoffeln, Mais und Tabak gegen Korn und Weizen eingetauscht; aber auch der Brodfruchtbaum und das ergiebige Zuckerrohr der Südsee-Inseln, wie der Pisang Asiens, sind nach Amerika gewandert. Die Baumwollenstaude aus Ostindien giebt jetzt in Westindien und Brasilien, in Aegypten und Algier, an der afrikanischen Goldküste, in China und Australien reiche Ernten.

Der Weinstock, der in Kleinasien und am Kaspischen Meere wild wächst, wurde schon von den Phöniziern nach Süd-Frankreich, von den römischen Kaisern an die Donau und den Rhein gebracht; im vierten Jahrhundert besang Ausonius die rebenumkränzten Ufer und Höhen der Mosel. Jetzt reifen griechische Reben in Frankreich, rheinische am Kap der guten Hoffnung.

Furchtbar bleibt indessen immer die Vernichtung, welche der Mensch beständig im Thierreich anstellt, so daß ganze Arten nach und nach vom Erdboden verschwinden. Man schätzt die Zahl der Häringe, die allein von Holland aus jährlich gefangen werden, auf 2000 Millionen, und es wird keine Abnahme derselben verspürt. An den Küsten von Neufundland werden gegen 400,000 Seehunde jährlich getödtet, in Norwegen 20,000 Haifische, im Südmeer nach Reynolds 10,000 Wale. Doch ist die unausgesetzte Verfolgung des Menschen den meisten Thieren, zumal den größeren, verderblich; ihre Zahl vermindert sich; der Untergang, der einige schon betroffen hat, steht andern bevor. Ein in der Behringsstraße sonst häufiger Wal, die Stellersche Seekuh, ist seit 1768 nicht mehr gesehen worden; die letzte Dronte, eine große Taubenart, wurde 1598 auf Isle de France angetroffen; die großen straußartigen Vögel in Neuseeland, der Riesenhirsch Irlands, der deutsche Wisent und Schelch sind verschwunden. Am Ende des 17. Jahrhunderts wurde in Sachsen der letzte Bär geschossen, ein Wild, das nur noch in den Alpen jagdbar geblieben ist. Die Büffel, die auf den Savannen von Illinois weideten, sind mit den Indianern über das große Wasser des Mississippi bis an die Felsengebirge zurückgewichen; auch die Arkansas haben sie schon verlassen. Auf den Grasfluren von Mexiko bis zum Winnipegsee hin schweiften vor zehn Jahren noch 300,000 Indianer, die nur vom Fleisch der Büffel leben. Welche Zahl dieser Thiere jährlich getödtet wird, mag man daraus abnehmen, daß oft 10- bis 12,000 Büffelzungen in einem Boot zu Markt gebracht werden. Wenn aber der Mensch Alles weit und breit um sich her tödtet, sagt Oken treffend, so vermehrt sich dafür seine eigene Bevölkerung, und das Fleisch, welches die Natur im Wild gewogen hatte, geht nun in menschlicher Gestalt umher.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

S. braune fleck.

18 XI 25		
26-II 36		

Grube, August W.,

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für die obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt
Bd.: 2

Leipzig 1860